Deutsche Rundschau

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band II.

(Januar — Februar — März 1875.)

47441
99

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam Sehffardt'sche Buchh.	Kopenhagen Wilh. Prior's Buchh.	New-York E. Steiger.	Rio de Janeiro E. & H. Laemmert.
Athen Karl Wilberg.	London Trübner & Comp.	New-York Stechert & Wolff.	Rom Loescher & Comp.
Bern Huber & Comp.	Mailand Ulrico Hoepli.	Paris Sandoz & Fischbacher.	Rotterdam van Hengel & Eeltjes.
Brüssel C. Muquardt's Hofbuchh.	Moskau Edmund Kunth.	Petersburg Carl Ricker.	Stockholm Samson & Wallin.
Christiania Albert Cammermeyer.	Moskau Alexander Lang.	Riga N. Kymmel.	Wien Faesy & Frick.

AP
30
D4
Bd. 2

Inhalts-Verzeichniß

zum

zweiten Bande (Januar — März 1875).

		Seite
I.	Wilhelmine von Hillern, Die Geier-Wally. Eine Geschichte aus den Tiroler Alpen	1
II.	Jacob Bernays, Die Behandlung des Römischen Staatsrechtes bis auf Theodor Mommsen	54
III.	W. Förster, Geschichtliche Darlegung der Bedeutung der Vorübergänge der Venus vor der Sonnenscheibe für die Ausmessung der Himmelsräume	69
IV.	Karl Hillebrand, Französische Zustände und Englische Beobachter	89
V.	Ludwig Bamberger, Zur Embryologie des Bankgesetzes	111
VI.	Friedrich Kreyssig, Literarische Rundschau	123
VII.	Gladstone im Kampfe mit dem Ultramontanismus	129
VIII.	Karl Frenzel, Berliner Chronik. Die dramatische Production und die Theater	135
IX.	Louis Ehlert, Musikalisches aus Berlin	142
X.	Eduard Hanslick, Wiener Chronik. Opern und Concerte	151
XI.	Politische Rundschau	159
XII.	Wilhelmine von Hillern, Die Geier-Wally. Eine Geschichte aus den Tiroler Alpen. (Schluß.)	167
XIII.	H. Hettner, Petrarca und Boccaccio als Begründer der italienischen Renaissancebildung	228
XIV.	Georg Schweinfurth, Ueber die Art des Reisens in Afrika	245
XV.	Georg Brandes, Ferdinand Lassalle vor der Agitation	276
XVI.	Heinrich Laube, Shakespeare-Splitter	289
XVII.	Friedrich Kreyssig, Literarische Rundschau	295
XVIII.	Karl Frenzel, Berliner Chronik. Die Theater. — Ludwig Dessoir. — Neue „Buch"-Dramen	303
XIX.	Eduard Hanslick, Wiener Chronik. Opern und Concerte	310

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XX. Josef Bayer, Das Wiener Burgtheater. Wilbrandt's „Arria und Messalina" 320
XXI. Politische Rundschau 326
XXII. Marie von Olfers, Eigenthum. Novelle 333
XXIII. Georg Brandes, Ferdinand Lassalle vor der Agitation. (Fortsetzung.) 369
XXIV. Max Müller, Meine Antwort an Herrn Darwin . . . 387
XXV. Ludwig Bamberger, Zur Geburt des Bankgesetzes . . . 413
XXVI. A. Fick, Ueber Geschmack und Geruch 430
XVVII. Otto Glagau, Fritz Reuter auf der Festung. Nebst bisher ungedruckten Briefen des Gefangenen an seinen Vater . . . 443
XXVIII. Louis Ehlert, Das Musiklehrerthum und das Publicum. Ein Wort an den Cultusminister 459
XXIX. Friedrich Kreyssig, Literarische Rundschau 464
XXX. Karl Frenzel, Berliner Chronik 472
Theodor Döring's Jubelfeier. — Die Theater. — Zur Erinnerung an Rachel Felix.
XXXI. Otto Gumprecht, Aus dem Berliner Opernhause . . . 480
XXXII. Politische Rundschau 486
XXXIII. Otto Braun, Geisterstunde 493

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Erster Jahrgang. Heft 4. Januar 1875.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Athen Karl Wilberg.	Kopenhagen Wilh. Prior's Buchh.	New-York E. Steiger.	Rom Loescher & Comp.
Bern Huber & Comp.	London Dulau & Comp.	New-York Stechert & Wolff.	Rotterdam van Hengel & Eeltjes.
Brüssel C. Muquardt's Hofbuchh.	London Trübner & Comp.	Paris Sandoz & Fischbacher.	Stockholm Samson & Wallin.
Christiania Bert Cammermeyer.	Mailand Ulrico Hoepli.	Petersburg Carl Ricker	Wien Faesy & Frick.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	**Wilhelmine von Hillern**, Die Geier-Wally. Eine Geschichte aus den Tiroler Alpen	1
II.	**Jacob Bernays**, Die Behandlung des Römischen Staatsrechtes bis auf Theodor Mommsen	54
III.	**W. Förster**, Geschichtliche Darlegung der Bedeutung der Vorübergänge der Venus vor der Sonnenscheibe für die Ausmessung der Himmelsräume	69
IV.	**Karl Hillebrand**, Französische Zustände und Englische Beobachter	89
V.	**Ludwig Bamberger**, Zur Embryologie des Bankgesetzes	111
VI.	**Friedrich Kreyssig**, Literarische Rundschau	123
VII.	Gladstone im Kampfe mit dem Ultramontanismus	129
VIII.	**Karl Frenzel**, Berliner Chronik. Die dramatische Production und die Theater	135
IX.	**Louis Ehlert**, Musikalisches aus Berlin	142
X.	**Eduard Hanslick**, Wiener Chronik. Opern und Concerte	151
XI.	Politische Rundschau	159

Die Geier-Wally.

Eine Geschichte aus den Tiroler Alpen

von

Wilhelmine von Hillern, geb. **Birch**.

„Schaust du verträumt vom Thurme nieder,
Du hochlandwilde scheue Maid
Im knappgeschnürten Purpurmieder,
In keuscher Herzensherrlichkeit,
So denk' ich einer Alpenrose,
Die einsam auf der Klippe steht,
Unsorgsam, ob bei Stein und Moose
Ein Menschenauge sie erspäht."

Scheffel.

Tief unten durch's Oetz-Thal zog ein fremder Wanderer. Oben in Adlershöhe über ihm am schwindelnden Abhang stand eine Mädchengestalt, von der Tiefe heraufgesehen nicht größer als eine Alpenrose, aber doch scharf sich abzeichnend vom lichtblauen Himmel und den leuchtenden Eisspitzen der Ferner. Fest und ruhig stand sie da, wie auch der Höhenwind an ihr riß und zerrte, und schaute nieder schwindellos in die Tiefe, wo die Ache brausend durch die Schlucht stürzte und ein schräger Sonnenstrahl in ihrem feinen Sprühregen schimmernde Prismen an die Felswand malte. Auch sie sah winzig klein den Wanderer und seinen Führer dahinziehen über den schmalen Steg, der in Thurmeshöhe über die Ache führte und von da Oben einem Strohhalm glich. Sie hörte nicht, was die Beiden sprachen, denn aus dieser Tiefe drang kein Laut herauf, als das donnernde Brausen des Wassers. Sie wurde nicht gewahr, daß der Führer, ein schmucker Gemsjäger, drohend den Arm erhob, zu ihr hinaufdeutete und zu dem Fremden sagte: „Das ist gewiß die Geier-Wally, die dort oben steht, denn auf den schmalen Vorsprung, so nah an den Abgrund traut sich kein anderes Mädel; schauen's, man meint, der Wind müßt' sie 'runterwehen, aber die thut immer 's Gegentheil von dem, was jeder vernünftige Christenmensch thut."

Jetzt traten sie in einen dunkeln, feuchtkalten Fichtenwald ein. Noch einmal blieb der Führer stehen und schaute hinauf mit Falkenblick, wo das Mädchen stand und das Dörfchen sich lieblich hinbreitete auf der schmalen Bergplatte im vollen Glanz der Morgensonne, die noch kaum verstohlen hereinschielen durfte in die enge, grabesdüstre Schlucht da unten. „Schau' nur nit so trotzig 'runter, da

hinauf giebt's auch einen Weg!" murmelte er und verschwand mit dem Fremden. Wie zum Hohn auf die Drohung stieß das Mädchen einen Juchzer aus, so gellend, von allen Wänden widerhallend, daß ein beflügeltes Echo den Ton bis in die tiefe Stille des Fichtenwaldes hineintrug, geisterhaft verklingend wie der herausfordernde Ruf der den Gemsjägern feindlichen Feen des Oetzthals.

„Ja schrei nur — I will Dir's schon austreiben!" drohte er wieder, und sich stark hintenüber legend, das Genick mit beiden Händen stemmend, schmetterte er hell und grell wie ein Posthorn ein Spott- und Trutz-Liedel an der Bergwand empor.

„Ob sie's hört?"

„Warum nennst Du das Mädchen dort oben die Geier-Wally?" fragte der Fremde unten im dunkeln feuchtrauschenden Wald.

„Herr, weil sie als Kind schon ein Geierneſt ausg'nommen und mit dem alten Geier g'hackelt hat," sagte der Tiroler. „Sie ist das schönste und stärkste Mädel in ganz Tirol und furchtbar reich, und die Buab'n lass'n sich von ihr heimjagen, daß es a wahre Schand' ist. Keiner hat die Schneid', daß er ihr amal den Meister zeigen thät! Spröd' sei sie wie a wilde Katz' und so stark, daß die Buben behaupten, 's könn' sie Keiner zwingen — wenn ihr Einer z' nah kommt, schlagt s' ihn nieder. No — wann I emal 'nauf käm', I thät sie zwingen, oder I riß mer selber 'n Gamsbart und d' Feder vom Hut!"

„Warum hast Du nicht schon Dein Glück bei ihr versucht, wenn sie doch so reich ist und schön?" fragte der Fremde.

„Ach wissen S', I mag so Mädeln nit — die halbe Buben sind. Freilich kann sie nix dafür: der Alte — Stromminger heißt er — ist gar a schüecher böser Mensch. Er war vor Zeiten der beste Hackler und Robler im Gebirg und das geht ihm noch heut nach. Das Madel hat er lasterhaft viel g'schlagen und aufzog'n wie'n Buab'n; kein' Mutter hat's nit g'habt, weil's so ein groß's stark's Kind war, daß es die Frau kaum auf d' Welt bringen könnt hat und glei g'storben is. Da is das Madel halt auch so wild und g'waltthätig word'n." — So erzählte der Tiroler unten in der Schlucht dem Fremden, und er hatte sich nicht getäuscht. Die Mädchengestalt, die dort oben über dem Abgrund ragte, war die Wallburga Strommingerin, des gewaltigen „Höchstbauern" Kind, auch Geier-Wally genannt, und er sprach wahr, sie verdiente diesen Namen. Schrankenlos war ihr Muth und ihre Kraft, als hätte sie Adlersfittige, schroff und unzugänglich ihr Sinn, wie die scharfkantigen Felsspitzen, an denen die Geier nisten und die Wolken des Himmels zerreißen.

Wo es was Gefährliches zu vollbringen gab, da war von Kindheit auf die Wally dabei gewesen und hatte die Buben beschämt. Schon als Kind war sie wild und ungestüm wie die jungen Stiere des Vaters, die sie bändigte. Als sie kaum vierzehn Jahre alt war, hatte ein Bauer an einer schroffen Felswand das Neſt eines Lämmergeiers mit einem Jungen entdeckt, aber Keiner im Dorf mochte es wagen, das Neſt auszunehmen. Da erklärte der Höchstbauer zum Hohn für die mannhafte Jugend des Ortes, er werde es seine Wallburga thun lassen. Und richtig, die Wally war dazu bereit zum Entsetzen der Weiber und zum Verdruß der „Buab'n". „Höchstbauer, das heißt Gott versuchen,"

sagten die Männer. Aber der Stromminger mußte seinen Spaß haben, alle Welt mußte es erfahren, daß das Stromminger'sche Geschlecht bis auf Kind und Kindeskind herab seines Gleichen suche.

„Ihr sollt's sehen, daß ein Mädel vom Stromminger mehr ist, als zehn Buben von Euch!" rief er lachend den Bauern zu, die zusammenströmten, um das Unglaubliche mit anzusehen. Viele dauerte das schöne, stattliche junge Blut, das einer boshaften Prahlerei des Vaters vielleicht zum Opfer fallen würde. Aber sehen wollten sie's doch Alle. Da die Felsenwand fast lothrecht gerade war, an der das Nest hing, und kein menschlicher Fuß sie betreten konnte, wurde Wally ein Strick um den Leib gebunden. Vier Männer, zuvörderst ihr Vater, hielten ihn zwar, aber den Zuschauern war es doch grausig zu sehen, wie das beherzte Kind, nur mit einem Messer bewaffnet, bis an den Rand des Plateau's vortrat und sich nun mit einem raschen Sprung in die Tiefe hinabließ. Wenn der Knoten des Seiles aufging, wenn der Geier sie zerfleischte, oder wenn sie sich beim Heraufziehen an einem unbemerkten Vorsprung den Schädel einstieß? Es war ein gottsträfliches Beginnen vom Stromminger, so das Leben des eigenen Kindes auszusetzen. Indessen durchschiffte die Wally unerschrocken das Luftmeer bis zur Mitte des Abgrundes, wo sie mit Jubel den kleinen Geier begrüßte, der dem fremdartigen Besuch die flaumigen Federn entgegensträubte und piepsend den unförmlichen Schnabel gegen sie aufriß. Ohne langes Besinnen packte sie mit der Linken den jungen Vogel, der nun ein jämmerliches Geschrei anhob und nahm ihn unter den Arm. Da rauschte es durch die Lüfte, und in demselben Augenblick war es dunkel um sie her und wie ein Sturm und Hagelwetter schlug und brauste es ihr um den Kopf. Ihr einziger Gedanke war: „die Augen, rette die Augen!" und das Gesicht dicht an die Felswand drückend, focht sie mit dem Messer in ihrer Rechten blindlings gegen das wüthende Thier, das mit dem scharfen Schnabel, mit Klauen und Fittigen auf sie eindrang. Indessen zogen oben die Männer rasch an. Noch eine Weile dauerte während der Auffahrt der Kampf in der Luft — da plötzlich neigte sich der Geier und schoß in die Tiefe; Wally's Messer mußte ihn verwundet haben. Wally aber kam mit dem Kleinen im Arm, das sie um keinen Preis losgelassen hätte, blutend und mit vom Fels zerschundenem Gesicht oben an.

„Aber Wally," schrieen ihr die Leute entgegen, „warum hast denn das Junge nit fahren lassen, dann wärst ja den Geier losgewesen!" „O," sagte sie einfach, „das arm' Dierl kann ja noch nit fliegen, wenn J's losg'lassen hätt', wär's in den Abgrund g'stürzt und hätt' sich zu Tod g'fallen."

Hier war es zum erst- und einzigenmal in ihrem ganzen Leben, daß der Vater ihr einen Kuß gab; nicht weil ihn das großmüthige Mitleid Wally's mit dem hülflosen Thier gerührt hätte, sondern weil sie ein Heldenstück verübt hatte, das dem erlauchten Roblergeschlecht der Stromminger Ehre machte.

Das war das Mädchen, das da draußen stand auf dem kaum fußbreiten Felsvorsprung und träumerisch hinabsah in den Abgrund, über dem sie schwebte, denn es kam manchmal wundersam über sie bei all ihrem Ungestüm, daß es stille in ihr ward und sie wehmüthig vor sich hin schaute, als sähe sie etwas,

wonach sie sich sehnte und was sie doch nicht erreichen konnte. Es war ein Bild, das sich immer gleich blieb, sie mochte es sehen in grauer Morgendämmerung oder in goldener Mittagsgluth, im Abendroth oder im bleichen Mondlicht, und es ging mit ihr seit einem Jahr überall, wo sie ging und stand, hinab in's Thal und hinauf auf die Berge, und wenn sie so allein draußen war und ihre großen, wildscheuen Gemsenaugen hinüberschweiften zu dem weißleuchtenden Gletschermeer, oder hinunter in die schattige Schlucht, wo die Ache donnerte, dann suchten sie den, welchem das Bild glich, und wenn dann und wann ein Wanderer da unten winzig klein vorüberglitt, so dachte sie, das könnte er sein, und eine seltsame Freude kam über sie bei dem Gedanken, daß sie ihn gesehen, wenn sie auch nichts erkennen konnte, als eine menschliche Gestalt, nicht größer als ein bewegliches Figürchen im Guckkasten. Und als jetzt die beiden Wanderer vorüberzogen, von denen der Fremde sie besang, der Tiroler ihr drohte, da dachte sie wieder, er sei's. Da ward ihr's so eng in der Brust, sie öffnete die Lippen, und wie eine befreite Lerche schwang sich die Freude in einem schmetternden Jodler daraus empor. Und wie der Jäger unten im stillen Wald ein verschwindendes Echo davon gehört, so erreichte auch sie ein Widerhall seiner Antwort, und sie lauschte dem verwehten Klang mit trunkenem Ohr — es konnte ja *seine* Stimme sein! Und über das wilde, trotzige Gesicht verbreitete sich der rosige Widerschein eines warm aufwallenden Gefühls. Sie hatte ja nicht gehört, daß das Lied ein Spott- und Trutzlied war. Hätte sie's gehört, sie hätte wohl die nervige Faust geballt und die Kraft ihres Armes geprüft, und über ihr Gesicht wären finstere Schatten gezogen, daß es erbleicht wäre wie die Gletscher nach Sonnenuntergang. Und sie setzte sich nieder auf den Stein, der sie trug, und schaukelte mit den Füßen, die nun frei über dem Abgrund hingen, stützte den schlanken Kopf in die Hände und ließ Alles an ihrer Seele vorüberziehen, wie das so wunderbar gewesen, als sie ihn zum ersten Mal gesehen.

I.

Der Bärenjoseph.

Es war um Pfingsten, gerade vor einem Jahr, da führte sie ihr Vater zur Firmelung nach Sölden; dorthin kam der Bischof alle zwei Jahre, weil bis Sölden ein Fahrweg ging. Sie schämte sich ein wenig, weil sie schon sechzehn Jahre und so groß war. Der Vater hatte sie nicht früher firmeln lassen wollen, er hatte gemeint, dann ginge gleich das Liebeln und Brautwerben los — und dazu wär's noch lang' Zeit! Nun hatte sie Angst, die Andern würden sie auslachen. Aber Niemand achtete auf sie. Das ganze Dorf war in Aufregung, als sie hinkamen, denn es hieß, der Joseph Hagenbach von Sölden habe den Bären erlegt, der sich drüben im Vintschgau gezeigt und dem die Buben aus allen Ortschaften vergebens nachgestellt. Da sei denn der Joseph aufgebrochen und hinüber gegangen und letzten Freitag habe er ihn schon gehabt. Der Schnalserbot hatte früh die Nachricht gebracht und der Joseph werde ihm bald nachkommen. Die Söldener Bauern, die vor der

Kirche warteten, waren gar stolz, daß es ein Söldener war, der das Wagestück vollbracht, und sprachen von nichts Anderem, als von dem Joseph, der ganz unstreitig der stärkste und sauberste Bua im ganzen Gebirg war, und ein Schütz, wie's keinen zweiten gab. Die Madeln hörten bewunderungsvoll zu, was für Heldenstücke von dem Joseph erzählt wurden, wie ihm kein Berg zu steil und kein Weg zu weit, keine Kluft zu breit und keine Gefahr zu groß sei. Und als eine bleiche, kränklich aussehende Frau über den Rasen daherschritt, stürzten Alle auf sie zu und wünschten ihr Glück, daß ihr Sohn so viel Ehre eingelegt habe.

„Das ist Einer, Dein Joseph," sagten die Männer wohlmeinend, „an dem kann sich Jeder a Beispiel nehmen!" „Wenn das Dei Mann seliger noch erlebt hätt', wie hätt' der sich g'freut!" sagten die Weiber.

„Nein, man sollt's nit glauben," rief Einer artig, „man sollt's nit glauben, daß der Prachtskerl Dein Sohn is — wann ma Dich so anschaut."

Die Frau lächelte geschmeichelt: „Ja, 's is a stattlicher Bursch und a braver Sohn, wie's kein'n Bessern geb'n kann. Aber ös könnt's glauben, I komm' schon gar aus die Aengsten um den Waghals nit 'raus, 's is kein Tag, wo I nit denk', heut bringen sie ihn mir mit zerschlagene Glieder heim! Des is a Kreuz!"

Jetzt erschien die hohe Geistlichkeit auf dem Platz und machte dem Gespräch ein Ende. Die Leute drängten mit den weißbeschürzten, buntbekränzten Firmelkindern in die kleine Kirche, und die heilige Handlung begann.

Aber Wally konnte die ganze Zeit an nichts Anderes als an den Bärentödter Joseph denken und an alle Wunderdinge, die er sollte verrichtet haben — und wie prächtig das sei, wenn Einer so stark und beherzt sei und in so großem Ansehen bei allen Leuten stehe, daß ihm Keiner was anhaben könne. — Wenn er nur noch kam, so lange sie in Sölden war, daß sie ihn doch auch sehen könnte; sie brannte ordentlich darauf!

Endlich war die heilige Handlung vorüber und die Kinder empfingen den Segen; da erscholl draußen auf dem Platze vor der Kirche wildes Hurrahgeschrei. „Er hat ihn, er hat den Bären!" Kaum daß der Geistliche noch den Segensspruch beenden konnte, stürzte Alles hinaus und umringte jubelnd einen jungen Gemsjäger, der, geleitet von einer Schaar stattlicher Bursche aus dem Schnalserthal und dem Vintschgau, über den Rasen schritt. Aber wie stattlich auch die Schnalser und Vintschgauer waren, Keiner kam ihm gleich. Er überragte sie alle an Größe und so sauber war er, so bildsauber! Es war fast, als leuchte er schon von Weitem. Er sah aus wie der Sct. Georg in der Kirche. Ueber der Schulter trug er ein Bärenfell, dessen grimme Tatzen auf seiner breiten Brust herumbaumelten. Er ging so stolz einher wie der Kaiser, und that immer nur einen Schritt, bis die Andern zwei thaten, aber er war ihnen doch voraus. Und sie machten ein Aufhebens mit ihm, als wäre er wirklich der Kaiser, der sich in einen Gemsjäger verkleidet habe. Der Eine trug ihm die Flinte, der Andere den Tschopen und Alle hatten Räusche und schrien und johlten, nur er war nüchtern und ruhig. Er ging gar bescheiden auf die Geistlichen zu, die aus der Kirche ihm entgegentraten, und zog den bekränzten Hut vor ihnen ab.

Der fremde Bischof machte das Zeichen des Kreuzes über ihn und sagte: „Der Herr war stark in Dir, mein Sohn! Du hast mit Seiner Hülfe vollbracht, was Keinem gelungen. Die Menschen müssen Dir danken — Du aber danke dem Herrn!"

Alle Weiber weinten vor Rührung und auch Wally wurden die Augen naß; es war, als käme jetzt erst die Andacht über sie, die sie in der Kirche versäumt, als sie den stattlichen Jäger das stolze Haupt unter der segnenden Hand des Priesters beugen sah. Darauf zog sich die Geistlichkeit zurück. Joseph's erste Frage war aber nun: „Wo ist denn mei Mutter? Is sie nit da?"

„Doch!" antwortete diese und fiel dem Sohn in die Arme: „Da bin I schon!"

Joseph drückte sie fest an sich und sagte: „Schau, Müaderl, um Dich hätt' mir's leid 'than, wenn ich nimmer wiederkommen wär', — Du lieb's Müaderl, Du hätt'st ja nit g'wußt, was D' anfangen sollst ohne mich, und I wär' auch nit gern g'storben, ohne daß I Dir noch a Bußel geb'n hätt'!"

Ach, das war so schön, wie er das sagte; Wally hatte ein ganz eigenes Gefühl, ein Gefühl, als beneide sie die Mutter, die so gut in der liebevollen Umarmung des Sohnes ruhte und sich so zärtlich an die mächtige Gestalt schmiegte. Aller Augen ruhten mit Wohlgefallen auf der Gruppe — Wally war es dabei ganz unbeschreiblich um's Herz!

„Aber jetzt erzähl', wie's gangen ist!" drangen die Bauern in ihn.

„Ja, ja, I will's erzählen," lachte er und warf das Bärenfell zur Erde, daß Alle es besehen konnten. Und sie bildeten einen Kreis um ihn und der Wirth ließ ein Faß vom Besten auf den Platz schleppen und anzapfen, denn nach der Kirche mußte getrunken werden und bei so einer Extra-Gelegenheit erst recht, und die kleine Wirthsstube hätte ja nicht die ungewöhnliche Zahl Menschen alle gefaßt. Die Männer und Weiber drängten sich natürlich um den Erzähler und die G'firmten stiegen auf Bänke und Bäume, um über sie hinwegzusehen. Wally war die Allererste auf einer Fichte und konnte ihm gerade in's Gesicht sehen, die Andern aber neideten ihr den Platz, und weil sie sich ihn nicht nehmen ließ, gab es Streit und Lärm. Da schaute der Sanct Georg herauf zu ihnen und seine funkelnden Augen trafen gerade Wally's Gesicht und blieben eine Weile lächelnd darauf haften. Da war es Wally, als stiege ihr alles Blut zu Kopf, und sie erschrack so heftig, daß sie ihr Herz schlagen hörte bis in die Ohren hinein. In ihrem ganzen Leben war sie nicht so erschrocken, und sie wußte nicht einmal warum! Sie hörte nur halb, was Joseph erzählte, es sauste ihr in den Ohren, sie konnte nichts denken als: „Wenn er wieder heraufschaute?!" Und sie wußte nicht, wünschte sie's oder fürchtete sie's? Als es aber während des Erzählens doch noch einmal geschah — da blickte sie schnell weg und schämte sich, als sei sie auf etwas Unrechtem ertappt worden. War es denn ein Unrecht, daß sie ihn so angesehen hatte? Es mußte wohl so sein. Und sie konnte es doch nicht lassen, obgleich sie beständig zitterte, er könnte es merken. Aber er merkte es nicht, was kümmerte ihn das „Firmelkind" da oben auf dem Baume. Er hatte es ein paarmal angeschaut, wie man auch nach einem Eichkätzchen sieht, weiter nichts. Das sagte sie sich selbst und ein wunderliches Weh beschlich sie dabei. So, wie heute, war ihr noch nie zu Muthe

gewesen, — sie war nur froh, daß sie unterwegs keinen Wein getrunken, sie hätte sonst gemeint, sie sei berauscht. Sie spielte in ihrer Bangigkeit mit ihrem Rosenkranz. Es war ein schöner neuer, von rothen Korallen, mit einem ächt silbernen Kreuz von getriebener Arbeit. Sie hatte ihn zur Firmelung von ihrem Vater bekommen. Da plötzlich, wie sie ihn so drehte und wickelte, zerriß die Schnur und wie Blutstropfen rieselten die rothen Perlen vom Baume nieder. „Das ist ein schlechtes Zeichen," raunte ihr eine innere Stimme zu; „die Luckard hat's nit gern, wenn was reißt, während man an was denkt!"

„An was denkt!" — Ja, an was dachte sie denn? Sie sann darüber nach — sie konnte es nicht finden. Sie hatte eigentlich an nichts Bestimmtes gedacht. Warum that es ihr nur so leid, daß gerade in dem Augenblick die Schnur zerriß? Es war ihr, als wäre plötzlich die Sonne bleich geworden und ein kalter Wind striche über sie hin. Aber doch regte sich kein Halm, und die eisstarrende Welt in der Runde glänzte in strahlendem Licht.

Ein Wolkenschatten war vorübergezogen — ob in ihr — außer ihr? Was wußte sie? Joseph hatte indessen sein Abenteuer mit dem Bären auserzählt und den Beutel mit den vierzig Gulden herumgezeigt, die von der tiroler Regierung als Schußgeld für einen Bären ausbezahlt werden, und es war des Lobens und Händeschüttelns kein Ende. Nur Wally's Vater hielt sich mürrisch fern. Es ärgerte ihn, wenn Einer ein großes Heldenstück vollbrachte, es sollte Niemand stark sein in der Welt, als er und seine Tochter. Durch dreißig Jahre hatte er unbestritten für den stärksten Mann im Gebirg gegolten, und nun konnte er es nicht ertragen, daß er alt wurde und dem jungen Nachwuchs den Platz räumen mußte. Als aber gar Einer in seiner Freude zu Joseph sagte, es sei ja kein Wunder, daß er so ein G'waltskerl geworden — er habe das von seinem Vater, der sei auch der beste Schütz und der beste Raufer in der ganzen Gegend gewesen, — da hielt sich der Alte nicht mehr und fuhr mit einem donnernden „Oho — begrabt's Ein'n nur nit schon, ehvor man todt ist!" dazwischen.

Alle wichen auseinander vor der drohenden Stimme und sagten fast erschrocken: „Der Stromminger!" „Ja, der Stromminger ist auch noch da und hat nie nix davon g'wußt, daß der Hagenbach der beste Raufer war! Mit 'm Maul ja — aber mit sonst nix!"

Da drehte sich Joseph um, wie eine angeschossene Wildkatze, und schaute Stromminger mit funkelnden Augen an: „Wer sagt, daß mein Vater ein Maulheld war?"

„I sag's, der Höchstbauer von der Sonneplatten, und I weiß, was I red', denn I hab' ihn a maler Zeh'ne hing'legt, wie 'n Sack."

„Das ist nit wahr!" schrie Joseph. „I laff' mir mein' Vater nit anschwärzen!"

„Joseph, sei still, 's ist der Höchstbauer, mit dem mußt nit anbinden," flüsterten ihm die Leute zu.

„Was, Höchstbauer hin und Höchstbauer her — und wenn unser Herrgott vom Himmel 'runter käm' und wollt' mir mein' Vatern schlecht machen — I thät's nit leiden. I weiß schon, der Stromminger und mei Vater hab'n 's immer mit einander g'habt, weil mein Vater der Einzige war, der's mit dem

Stromminger hat aufnehmen können. Und er hat den Stromminger g'rad so oft g'worfen, wie der ihn!"

„Nit wahr ist's!" schrie Stromminger. „Dein Vater war ein Tropf gegen mich. Wenn Einer von Euch Alten Ehr' im Leib hat, soll er's sagen — und wenn Du's nacher noch nit glaubst, so will I Dir's einbläuen!" Joseph war bei dem Wort „Tropf" wie rasend auf Stromminger zugesprungen: „Du, nimm das Wort z'rück oder" —

„Jesus Maria," kreischten die Weiber, „laß' ab, Joseph," begütigte die Mutter, „'s ist ein alter Mann, an dem darfst Dich nit vergreifen!"

„Oho!" schrie Stromminger, roth vor Zorn. „Wollt Ihr mich zu'n alten Toddel machen? So altersschwach is der Stromminger noch nit, daß er's nit noch aufnehmen könnt' mit so 'n Gelbschnabel! Geh' nur her — I will Dir's schon zeigen, daß I noch Mark in die Knochen hab', Dich fürcht' I noch lang' nit und wenn D' noch zehn Bären g'jagt hätt'st."

Und wie ein wüthender Stier drang der stämmige Mann auf den jungen Jäger ein, daß dieser unwillkürlich zurückwich unter dem wuchtigen Anprall. Aber nur einen Augenblick währte das Schwanken, denn Joseph's schlanke Gestalt war so muskelzähe, so elastisch biegsam — und wenn gebogen — wieder aufschnellend wie die hohen Fichten jener Gegend, die wie mit Eisendrähten in dem nackten Gestein wurzeln, sich von den vier Winden zausen lassen und gegen Bergeslasten von Schnee stemmen müssen. Stromminger hätte eben so gut einen solchen Baum ausreißen, als Joseph vom Boden aufbringen können. Und nach einem kurzen Ringen schlangen sich Joseph's Arme fest um Stromminger und schnürten sich zu, immer fester bis zum Ersticken, daß ein lautes Stöhnen aus Stromminger's gepreßter Brust drang und er keine Hand mehr frei machen konnte. Und nun begann der junge Riese an dem alten Mann zu rütteln und zu lüpfen, herüber, hinüber, langsam, mälig, aber gründlich, ihm bald den einen, bald den andern Fuß unter dem Leibe wegdrängend, als wolle er ihn ruckweise lockern. Die Umstehenden wagten kaum zu athmen ob des seltenen Schauspiels, es war ihnen fast, als dürften sie nicht hinsehen, wenn ein so alter Baum zum Sturz käme. Jetzt — jetzt hatte Stromminger den Boden unter den Füßen verloren — jetzt mußte er stürzen, — aber nein, — Joseph hielt ihn auf, schleppte ihn in seinen starken Armen zur nächsten Bank und setzte ihn darauf nieder. Dann zog er ruhig sein Tuch und trocknete Stromminger den perlenden Schweiß von der Stirn: „Seht, Höchstbauer, I hab Euch 'zwungen, I hätt' Euch können werfen, aber da sei Gott davor, daß I einem alten Mann die Schand' anthät'! Und jetzt woll'n wir wieder gut Freund sein, — nix für ungut, Stromminger!"

Er hielt gutmüthig lachend dem Stromminger die Hand hin — aber dieser schlug sie mit einem bitterbösen Blick zurück: „Der Teufel soll Dir's eintränken, Du Schandbub'!" schrie er ihn an. „Und Ihr Alle, Ihr Söldener, die eine Freud' d'ran g'habt habt's, wie der Stromminger zum Kinderspott word'n ist, Ihr sollt's schon noch erfahren, wer der Stromminger ist. Jetzt wird kein G'schäft mehr mit Euch g'macht und nix mehr g'stundet und wenn halb Sölden verhungern müßt'!" Er ging zu dem Baum, auf dem Wally noch wie in einem Fiebertraum saß, und riß sie am Kleid: „Komm' 'runter Du! 's wird nimmer

da Mittag g'macht. Von mir soll kein Söldener mehr 'n Kreuzer sehen." Aber Wally, die mehr vom Baume gefallen, als gestiegen war, stand da wie gebannt und ihre Augen hafteten fast bittend auf Joseph. Sie meinte, er müsse es spüren, wie leid es ihr that, daß sie fort solle; ihr war, als müsse er ihre Hand fassen und sagen: „bleib' nur bei mir — Du gehörst ja zu mir und ich zu Dir — und zu Niemand sonst!" Aber er stand mitten in einem Knäuel von Männern, die verblüfft zusammen flüsterten, denn Viele im Dorf waren dem Stromminger verschuldet, dessen Reichthum in den Lebensadern der ganzen Gegend kreiste. —

„No — wird's?" stieß Stromminger das Mädchen an, und sie mußte wohl oder übel folgen, aber ihre Lippen zuckten, ihre Brust arbeitete krampfhaft, ein Blitz ohnmächtigen Zornes traf ihren Vater. Wie ein Kalb trieb er sie vor sich her. So gingen sie ein paar Schritte, da kamen Leute ihnen nach, und als sie sich umsahen, da stand der Joseph mit noch ein paar Bauern hinter ihnen und sagte: „Höchstbauer, seid's doch nit so grandig! Ös könnt's doch nit mit dem Dirnl un'gessen den weiten Weg auf die Sonneplatten laufen."

Und er stand dicht neben Wally und sein Athem umwehte sie, wie er so sprach, und sein Auge ruhte auf ihr — seine Hand legte sich mitleidig auf ihre Schulter, sie wußte nicht, wie ihr geschah — er war so gut, so lieb, und dennoch war ihr zu Muthe wie damals, als ihr beim Ausnehmen des Geierneste plötzlich die Fittige des Geiers um die Ohren rauschten, daß ihr Hören und Sehen verging! So etwas Uebermächtiges lag für das junge Herz in seiner Nähe, seiner Berührung. Sie hatte nicht gezittert, als das mächtige Thier auf sie niederstieß und ihr mit den breiten Schwingen die Sonne verdunkelte, sie hatte sich tapfer und besonnen gewehrt, aber jetzt zitterte sie am ganzen Leibe und stand verwirrt und verlegen da.

„Hebt's Euch weg!" schrie der Höchstbauer und ballte die Faüst gegen Joseph. „I schlag' Dir in's Gesicht, wenn D' mi nit auslaß't, und wann's mi mei Leb'n kost'."

„No wenn ös nit wollt — so laßt's bleib'n — ös seid's a Narr, Höchstbauer!" sagte Joseph gelassen, drehte sich um und ging mit den Andern wieder zurück. Nun hielt sie Niemand mehr auf, sie schritten unbehelligt weiter — immer weiter von Joseph weg. Wally sah sich um, sie sah noch eine Weile seinen Kopf über die Andern hervorragen, sie hörte die vielerlei Stimmen und das Lachen auf dem Platz vor der Kirche. Sie konnte es immer noch nicht glauben, daß sie wirklich fort sollte und den Joseph nicht mehr sehen — vielleicht nie mehr. Jetzt bogen sie um eine Felsenecke und jetzt war Alles verschwunden, der Platz mit den vielen Menschen und der Joseph — und Alles, Alles vorbei. Und nun plötzlich kam es über sie, wie die Ahnung eines großen Glücks, das ihr gewinkt und das ihr nun unwiederbringlich verloren sei. Sie schaute sich um, wie um Hülfe flehend in ihrer Herzensnoth, in dem neuen, nie gekannten Weh. Aber da war Keiner, der ihr gesagt hätte: „Sei ruhig — es wird schon besser werden."

Todt und starr das Geklüft und Gestein rings umher, todt und starr schauten die Ferner sie an; was kümmerte sie, die Welten kommen und ver-

gehen gesehen, dies arme kleine zuckende Menschenherz? Ihr Vater ging so stumm neben ihr her, als wäre er ein wandelnder Felsblock. Und er war ja an Allem Schuld. Er war ein böser, harter, erbarmungsloser Mann, sie hatte keinen Menschen auf der Welt, der sich ihrer annahm. Und während sie so dachte und mit sich selbst rang, schritt sie mechanisch weiter, immer weiter dem Vater voraus, bergauf — bergab, als wollte sie sich ihren Schmerz verlaufen. Die Sonne stach und brütete auf der kahlen Felswand, ihre Brust rang nach Athem, die Zunge klebte ihr am Gaumen, alle Adern schlugen ihr. Plötzlich vergingen ihr die Sinne, sie warf sich zur Erde und brach in ein lautes Schluchzen aus.

„Oho, was stellt denn das vor?" sagte Stromminger auf's Höchste überrascht, denn er hatte seine Tochter seit ihrer Kindheit nicht mehr weinen sehen. „Bist närrisch?"

Wally antwortete nicht, sie überließ sich ganz dem wilden Ausbruch ihres Herzeleids.

„Jetzt red'!" herrschte Stromminger sie an: „Was soll das Gethu's heißen? Thu's Maul auf — oder —!" Da brach sie heraus aus dem ungestümen pochenden Herzen, wie der Bergstrom aus dem gelockerten Geklüft hervorbricht, die ganze volle Wahrheit, und überschüttete den Alten mit dem brausenden Gischt ihres Zorns. Sie sagte Alles, denn sie war immer wahrhaftig gewesen und nicht geübt, zu lügen. Sie sagte, daß ihr der Joseph gefallen und sie ihn lieb gewonnen habe, so lieb wie keinen Menschen auf der Welt, und daß sie sich so darauf gefreut, mit dem Joseph zu reden, und wenn der Joseph gehört hätte, daß sie so ein starkes Mädel sei und auch schon allerlei Kraftstückeln verübt hätt', da hätt' er nachher auch gewiß mit ihr getanzt und dann hätt' er sie gewiß auch lieb gewonnen, und um das Alles habe ihr Vater sie nun gebracht, da er wie ein Unsinniger über den Joseph hergefallen sei und sie dann von der Firmelung habe weglaufen müssen mit Spott und Schand', daß der Joseph sie sein Lebtag nicht mehr anschauen werd'! Aber so sei der Vater immer, bös und wild gegen alle Leute, deshalb heiße er auch überall der schieche Stromminger, und sie müsse das nun büßen!

Da plötzlich schrie Stromminger: „Jetzt hab' I's g'nug!" Es sauste über ihr durch die Luft und ein Streich schmetterte von des Vaters Stock auf sie nieder, daß sie meinte, der Rückgrat sei ihr abgebrochen, und sie erbleichend das Haupt neigte. Es war Hagel, der auf die kaum erschlossene Blüthe der Seele fiel. Einen Augenblick war ihr so übel, daß sie sich nicht regen konnte. Schwere Tropfen quollen aus den geschlossenen Lidern hervor wie der Saft aus dem gebrochenen Zweig, sonst war Alles todt und stumm in ihr. Stromminger stand leise fluchend neben ihr und wartete, wie der Treiber bei einem Stück Vieh wartet, das unter seinen Schlägen zusammengefallen ist und nicht weiter kann.

Ringsumher war Alles so still und einsam. Keines Vogels Stimme, kein Rauschen in den Bäumen unterbrach das Schweigen. Auf dem schmalen Felssteig, der Vater und Tochter trug, grünte kein Baum, nistete kein Vogel. Vor Jahrtausenden mochte es hier getost haben im furchtbaren Kampf der Elemente, und so weit das Auge reichte, sah es nur die Riesentrümmer einer wilden Umwälzung. Aber jetzt waren die Feuer ausgebrannt, die den Boden gesprengt

hatten, und die Wasser verlaufen, die im rasenden Schwall die Vesten der Erde mit sich fortgerissen. Da lagen sie übereinander hingeschleudert, die regungslosen Kolosse; die Gewalten, die sie zu bewegen vermochten, waren entschlummert, Kirchhofsruhe nistete dazwischen — wie zwischen Grabdenkmälern, und keusch und starr wie der himmelanstrebende Gedanke ragten die weißen Gletscherfirnen hoch darüber hinaus. Nur der Mensch, der ewig ruhelose, setzte auch hier den nie rastenden Kampf fort und störte den erhabenen Frieden der Natur mit seiner Qual!

Endlich schlug Wally die Augen auf und sammelte ihre Kraft, um weiter zu gehen. Keine Klage kam mehr über ihre Lippen, sie schaute den Vater so fremd an, als habe sie ihn nie gesehen; ihre Thränen waren versiegt.

„Du hast's jetzt g'spürt, wie's Dir geht, wenn Du Dir noch einmal einen Gedanken an den Schandbuben beikommen laß't, der den Stromminger zum Kinderspott g'macht hat," sagte er und hielt sie am Arm, „denn daß Du's nur weißt, eher werf' ich Dich von der Sonneplatten 'runter, eh' Dich der Joseph kriegen soll!"

„'s ist recht!" sagte Wally mit einem Ausdruck, der selbst den Stromminger stutzen machte, ein so unbeugsamer Trotz lag in dem einen Wort, in dem Ton, mit dem sie's sagte, in dem Blick unversöhnlicher Feindschaft, mit dem sie ihren Vater dabei ansah.

„Du bist ein böses, böses Ding Du!" murmelte er zwischen den Zähnen.

„I hab's nit g'stohlen!" erwiderte sie ebenso.

„Aber wart nur, I will Dir's austreiben!" knirschte er.

„Ja, ja!" nickte sie, als wollte sie sagen „versuch's nur."

Dann sprachen sie nichts mehr mit einander auf dem ganzen Heimweg.

Als sie heimkamen und Wally in ihre Kammer ging, um ihren Feiertagsstaat abzulegen, steckte die alte Luckard, die schon bei ihrer Mutter und Großmutter gewesen und Wally an Mutterstatt aufgezogen, den Kopf zur Thüre herein und flüsterte: „Wally, hast Du g'weint?" — „Warum?" fragte das Mädchen mit ungewöhnlich herbem Tone.

„In die Karten stehen Dir Thränen! I hab' Dir heut' an Dein'm Firmeltag die Karten g'legt: Du bist zwischen zwei Buben g'fallen und der Schrecken dazu: und so nah' war Alles, als wär's heut' schon passirt und Alles über einen kleinen Weg."

„So?" sagte das Mädchen gleichgültig und packte den schönen Rock ihrer seligen Mutter in die große Holztruhe.

„Ist Dir was, Kind?" fragte die Luckard, „Du siehst so schlecht aus und bist auch so früh heimkommen. Hast nit 'tanzt!"

„'tanzt?" das Mädchen schlug eine Lache auf, hart und gellend, wie wenn man mit einem Hammer auf eine Laute geschlagen hätte, daß die Saiten klirrend und klagend nachdröhnten. „Mir war's zum Tanzen!"

„Dir ist was g'schehen, Kind! Sag's mir — I kann Dir vielleicht helfen."

„Mir kann Niemand helfen!" sagte Wally und warf den Deckel ihrer Truhe zu, als wolle sie Alles, was sie drückte, darunter begraben. Es war, als habe sie den Sargdeckel über all ihren jugendlichen Hoffnungen geschlossen.

„Geh jetzt," sagte sie herrisch, wie sie nie zuvor gesprochen, „I will mich ein Bissel ausruhen!"

„Jesus Maria," kreischte die Luckard, „da liegt ja Dein Rosenkranz — zerrissen. Wo hast die K'rallen?"

„Verloren!"

„O Jesus, Jesus, das Unglück, nur das Kreuz'l hast b'halten und die leere Schnur, — am Firmeltag den Rosenkranz zerrissen und die Thränenkart' dazu! O mein Gott und Vater, was wird da g'schehen!"

So jammernd, halb von Wally hinausgeschoben, ging die Alte und Wally schloß hinter ihr den Riegel. Sie warf sich auf ihr Bett und starrte regungslos zu dem Muttergottesbild auf und dem Crucifix, das darüber an der Wand hing. Sollte sie diesen ihr Leid klagen? Nein! Die Muttergottes meinte es nicht gut mit ihr, sonst hätte sie ihr nicht gerade den Firmelungstag so verderben lassen. Sie wußte ja auch nicht, wie so ein Liebesweh thue, denn sie hatte ja nur den Schmerz um ihren Sohn gekannt, und das war doch etwas ganz anderes, als das Herzeleid, das Wally fühlte. Und der Herr Jesus Christus! — Der kümmerte sich erst recht nichts um Liebesgeschichten — dem durfte man gar nicht mit so etwas kommen. Der wollte nur, daß man immer nach dem Himmelreich streben solle. Ach! und ihr ganzes junges hochklopfendes Herz sehnte und drängte mit jedem Pulsschlag nach dem lieben, herzlieben Mann hier unten auf der Erde, und das Himmelreich war so weit weg und so fremd, wie konnte sie's danach verlangen in einem Augenblick, wo die allgewaltige Natur in ihr zum erstenmal gebieterisch ihr Recht forderte! Mit bitterem Trotz blickte sie zu den Gestalten der Mutter und des Sohnes auf, die mit so ganz anderen Schmerzen zu thun hatten und nur Unmögliches von ihr verlangten. Sie gönnte ihnen kein gutes Wort mehr, sie grollte ihnen, wie ein Kind den Eltern grollt, die ihm ungerechterweise eine Freude versagen. —

Lange lag sie so, die Augen vorwurfsvoll auf die Heiligen geheftet, aber bald war es nur das liebe schöne Gesicht Josephs, was sie noch vor sich sah, und sie griff sich unwillkürlich mit der Hand nach der Schulter, die er berührt, als wolle sie seine Berührung darauf festhalten. Und dann war wieder seine Mutter da, auf die sie so eifersüchtig war und sie lag wieder in seinen Armen und Joseph liebkoste sie so süß, und da schob Wally die Mutter weg und legte sich statt ihrer dem Joseph an's Herz und er hielt sie umfangen und sie schaute ihm tief in die schwarzen flammenden Augen — und sie suchte sich vorzustellen, was er wohl sagen würde — aber sie wußte nichts Anderes als etwa: „Du lieb's Dirnl!" wie er zur Mutter „Du lieb's Müaderl" gesagt. Und das war so über Alles g'schmach und lieb! Ach, was konnte das Himmelreich, in das die dort oben sie haben wollten, gegen die Seligkeit sein, die sie nur bei dem Gedanken an Joseph empfand, und wie mußte erst die Wirklichkeit sein?

Es klopfte an ihr Fenster, sie fuhr auf, wie aus einem Traume. Es war der Lämmergeier, den sie vor zwei Jahren aus dem Nest genommen und der ihr treu anhing wie ein Hund. Sie konnte ihn frei herumlaufen lassen, er that Niemand was und flog ihr mit seinen gestutzten Flügeln nach, so gut es ging. Sie öffnete das kleine Fenster, er schlüpfte herein und schaute sie mit

seinen gelben Augen zutraulich an. Sie kraute ihm den Hals und spielte mit seinen starken Schwingen, sie bald entfaltend, bald zusammenlegend. Ein kühler Luftzug strich durch das offene Fenster.

Die Sonne stand schon tiefer hinter den Bergen, der enge Fensterrahmen umschloß das friedliche Bild der in blauen Duft gehüllten Bergeshäupter.

Auch in ihr wurde es ruhiger. Die Abendluft belebte ihren Muth; sie nahm den Vogel auf die Schulter: „Komm, Hansl," sagte sie, „wir thun, als gäb's keine Arbeit auf der Welt!"

Das treue Thier hatte eine wunderliche Tröstung über sie gebracht. Sie hatte sich's geholt, da wo kein Mensch sich hingewagt, vom schroffen Felsen; sie hatte es seiner Mutter auf Leben und Tod abgekämpft und hatte es gezähmt und es gehörte ihr nun ganz! „Und er wird mir auch einmal gehören!" sagte ihr eine innere Stimme, als sie den Vogel an sich drückte.

II.

Unbeugsam.

Das war die kurze Liebes- und Leidensgeschichte, die jetzt eben wieder in dem jungen Herzen mit all ihrem Weh aufwachte, als sie da hinunter sah, wo sie den Joseph zu erblicken glaubte, der so oft vorbeiging und nie den Weg daherauf fand. Sie wischte sich die Stirn, denn die Sonne fing an zu brennen und sie hatte schon das ganze Geländ abgemäht, vom Haus her bis zur „Sonnenplatte", so hieß der Vorsprung, auf dem sie stand, weil es die höchste Stelle war und immer zuerst von der Sonne beschienen wurde. Nach ihm führte das Dorf seinen Namen.

„Wally, Wally!" rief es jetzt hinter ihr her. „Du sollst zum Vater kommen, er will Dir was sagen." Die alte Luckard kam vom Haus her. Der Vater ließ sie rufen? Was konnte er wollen? Er hatte seit der Geschichte in Sölden nichts mit ihr geredet, als was zum Tagewerk gehörte. Zwischen Furcht und Widerwillen schwankend erhob sie sich und folgte der Luckard. „Was will er denn?" fragte sie.

„Große Neuigkeiten," sagte Luckard. „Da schau auf!"

Jetzt sah Wally den Vater vor dem Haus stehen und bei ihm einen jungen Bauern vom Ort, den Gellner-Vincenz, mit einem großen „Buschen" im Knopfloch. Es war ein stämmiger, finsterer Bursch, den Wally schon von Kindheit an als hartnäckig und verschlossen kannte. Keinem Menschen hatte er noch je ein freundliches Wort gegönnt als der Wally, die er schon von der Schule her mit seiner Zuneigung verfolgte. Vor ein paar Monaten waren ihm rasch hintereinander seine Eltern gestorben. Nun war er selbständig und nach Strominger der reichste Bauer in der Gegend.

Wally stand das Blut in den Adern still, denn sie wußte schon, was nun kommen würde.

„Der Vincenz will Dich heirathen," sagte Stromminger. „Er hat mein Ja — und nächsten Monat ist die Hochzeit!" Damit drehte er sich um und ging in's Haus, als sei da gar nichts weiter zu reden.

Einen Augenblick schwieg Wally wie vom Donner gerührt. Sie mußte sich erst sammeln, erst zur Besinnung kommen. Indessen trat der Vincenz zuversichtlich an sie heran und wollte seinen Arm um sie schlingen. Da sprang sie mit einem Schrei des Schreckens zurück und jetzt wußte sie auch, was sie zu thun hatte.

„Vincenz," sagte sie, bebend vor Seelenangst. „I bitt' Dich, geh' nach Haus, I kann niemals Deine Frau werden, niemals. Du wirst nit wollen, daß mich der Vater zwingt, I sag' Dir's zum letztenmal, I mag Dich nit."

Ueber Vincenz's Gesicht zuckte es wie ein Blitz, er biß sich die Lippen und seine schwarzen Augen hefteten sich mit verzehrender Begierde auf Wally. „So — Du magst mich nit? Aber I mag Dich! Und I setz mein Leben dran, daß I Dich krieg! Und Dein Vater hat mir's Jawort 'geben — und das geb' I nimmer z'rück und I denk', Du wirst Dich schon noch b'sinnen, wenn 's Dein Vater will!"

„Vincenz," sagte Wally, „wenn Du g'scheidt wärst, so hätt'st jetzt nit so g'sprochen, denn dann wüßtest, daß I Dich jetzt erst recht nit nehm' — denn zwingen laß' I mich schon gar nit, daß Du's nur weißt. Und jetzt geh' heim, Vincenz, wir haben nix mehr mit einander z'reden."

Und damit wandte sie sich kurz von ihm und trat in das Haus.

„O Du!" rief ihr Vincenz in zornigem Schmerz nach und ballte die Faust. Dann faßte er sich und murmelte zwischen den Zähnen: „No, I kann warten — und I will warten!"

Wally ging geradenwegs zu ihrem Vater. Der saß über seine Rechnungen gebückt und wandte sich langsam um, als sie eintrat. „Was soll's?"

Die Sonne warf ihre vollen Strahlen durch das niedere Fenster auf Wally, daß sie vor ihrem Vater stand wie in eine Glorie gehüllt. Er mußte sich selbst wundern über sein Kind, so schön war sie in dem Augenblick.

„Vater," begann sie ruhig, „I wollt' Euch nur sagen, daß I den Vincenz nit heirath'."

„So?" rief Stromminger aufspringend. „Soll's dahinaus? Du heirathst ihn nit?"

„Nein, Vater, I mag ihn nit!"

„So, — hab' I Dich g'fragt, ob D' ihn magst oder nit?"

„Nein, I sag's Euch halt ung'fragt."

„Und I sag' Dir auch ung'fragt, daß Du den Vincenz in vier Wochen heirathst, ob D' ihn magst oder nit. I hab ihm's Wort 'geben und der Stromminger bricht sein Wort nit. Jetzt scheer Dich 'naus."

„Nein Vater," sprach Wally, „so ist das nit abgethan. I bin kein Stückl Vieh, das sich verkaufen oder versprechen lassen muß, wie der Herr will. I mein', I hätt' auch noch ein Wort mitz'reden, wenn's an's Heirathen geht!"

„Nein, das hast nit, denn das Kind g'hört dem Vater so gut, wie ein Kalb oder ein Rind, und muß thun, was der Vater will."

„Wer sagt das, Vater?"

„Wer's sagt? In der Bibel steht's!" und in Stromminger's Gesicht stieg eine bedrohliche Röthe auf.

„In der Bibel steht nur, daß wir unsre Eltern ehren und lieben sollen, aber nit, daß wir einen Mann heirathen sollen, der uns z'wider ist — blos weil's der Vater will! Schaut Vater, könnt's Euch was helfen, wenn I den Vincenz nähm', könnt's Euch vom Tod retten oder vom Elend, so müßt I's freilich thun und wenn mir's Herz d'rüber bräch'. Aber Ihr seid's ein reicher Mann, der nach Niemand nix z'fragen hat — und dem's ganz eins sein kann, wen I heirath — und Ihr gebt mich dem Vincenz blos aus Bosheit, daß I nit den Joseph nehmen kann, den I lieb hab' und der mich g'wiß auch lieb hätt', wenn er mich kennen thät' — und das, Vater, ist schlecht von Euch und das steht nit in der Bibel, daß sich ein Kind das g'fallen lassen muß!"

„Du fürwitzig's Ding Du, I will Dir den Caplan schicken, der soll Dich lehren, was in der Bibel steht!"

„Das hilft Alles nix, Vater, und wenn Ihr mir zehn Geistliche schickt und sie thäten mir alle zehn sagen, daß I Euch da d'rin folgen müßt', I thät's doch nit."

„Und I sag' Dir, Du wirst's thun, so wahr I der Stromminger bin. Du wirst's thun oder I jag' Dich von Haus und Hof und enterb' Dich."

„Das könnt Ihr, Vater, I bin stark g'nug, daß I mir mein Brod verdienen kann. Ja, Vater, gebt Alles dem Vincenz, nur mich nit."

„Dummes G'schwätz," sagte Stromminger betroffen. „Sollen mir die Leut' nachsagen, daß der Stromminger nicht einmal sein eigenes Kind meistern kann? Du nimmst den Vincenz und — wenn I Dich in die Kirch prügeln müßt'."

„Und wenn Ihr mich in die Kirch prügelt, so sag I am Altar noch Nein. Todtschlagen könnt Ihr mich — aber das Ja könnt Ihr mir nit 'rausprügeln — und wenn Ihr's könntet — so spräng I eher vom Felsen 'nunter, eh' denn I zu Ein'm in's Nest ging, den I nit mag."

„Jetzt hör'!" schrie Stromminger, und seine breite Stirn war wie gespalten durch eine blaue Zornader, die darüber hinlief, sein ganzes Gesicht war aufgequollen, seine Augen blutunterlaufen, „jetzt hör', mach' mich nit toll! Du hast schon g'nug bei mir auf dem Kerbholz — jetzt gib Ruh — oder 's nimmt zwischen uns ein schlechtes End'!"

„Ein schlechtes End' hat's schon vor einem Jahr zwischen uns g'nommen, Vater! Denn wie Ihr mich so g'schlagen habt, damals an meinem Firmeltag — da hab' I's g'spürt, daß Alles zwischen uns aus ist. Und schaut, Vater, seitdem ist mir Alles einerlei, ob Ihr mir bös seid oder gut, ob Ihr mir schön thut oder ob Ihr mich todtschlagt — 's ist mir Alles einerlei, — I hab kein Herz mehr für Euch. Ihr seid mir g'rad so lieb wie der Similaun- oder Vernagt- oder Murzoll-Gletscher!"

Ein erstickter Schrei der Wuth drang jetzt aus Stromminger's Brust, nachdem er dem Mädchen halb erstarrt zugehört. Er sprang auf sie zu, unfähig zu sprechen, faßte sie um den Leib, schwang sie vom Boden auf hoch über seinen Kopf, schüttelte sie in der Luft so lange, bis ihm selbst der Athem ausging, dann warf er sie zur Erde und setzte den nägelbeschlagenen Absatz auf ihre Brust: „Bitt' ab, was Du da g'sagt hast, oder I zertret' Dich wie 'n Wurm," keuchte er.

„Thut's!" sagte das Mädchen und ihre Augen waren starr auf den Vater gerichtet. Sie athmete schwer, denn des Vaters Fuß lastete bleiern auf ihr, aber sie regte sich nicht, sie zuckte nicht mit der Wimper.

Jetzt war Stromminger's Macht gebrochen. Er hatte gedroht, was er nicht halten konnte, denn vor dem Gedanken, die schöne, unschuldige Brust seines Kindes zu zertreten, erbleichte sein Zorn und er ward plötzlich nüchtern. Er war besiegt. Er zog fast taumelnd den Fuß von ihr zurück. „Nein, im Zuchthaus will der Höchstbauer doch nit enden," sagte er dumpf und sank erschöpft in einen Sessel.

Wally erhob sich; sie war todtenbleich, ihr Auge war thränenlos, glanzlos, wie von Stein. Sie harrte unbeweglich dessen, was nun werden sollte.

Eine Minute schweren Nachdenkens ließ Stromminger verstreichen, dann sprach er mit heiserer Stimme: „I kann Dich nit umbringen, aber weil Dir der Similaun und der Murzoll doch so lieb sind wie Dein Vater, so sollst künftig auch beim Similaun und beim Murzoll bleiben. Da g'hörst Du hin! Unter meinen Tisch streckst Deine Füß' nimmer. Du gehst auf's Hochjoch Vieh hüten und bleibst so lang oben, bis D' einsehen g'lernt hast, daß es doch besser ist im Vincenz seinem warmen Nest, als im Murzoll seinen Schneemulden. Schnür Dein Bündel, denn I will Dich nimmer sehen. Morgen früh gehst hinauf. I werd' den Schnalsern den Pacht künden und schick Dir mit 'm Handbub nächste Woch' das Vieh nach; nimm Brod und Käs mit, daß Du g'nug hast, bis 's Vieh kommt. Der Klettenmaier soll Dich 'nauf führen. Und jetzt heb' Dich weg, das ist mein letztes Wort und bei dem bleibt's!"

„'s ist Recht, Vater!" sagte Wally leise, neigte das Haupt und verließ ihres Vaters Zimmer.

III.

Verstoßen.

Auf's Hochjoch! Das war ein furchtbares Wort. Denn in den unwirthlichen Gefilden des Hochjochs, da ist nicht das fröhliche Leben der Alm, wo die weiche, würzige Luft vom Geläut der Glocken und vom Gejodel der Sennen und Sennerinnen widerhallt, — hier ist ewiger Winter, Todesruhe. Traurig leise, wie wohl eine Mutter die bleiche Stirn des todten Kindes küßt, so küßt die Sonne diese kalten Firnen. Spärliche Matten, die letzten Reste zähen organischen Lebens, ziehen sich noch verloren in die winterliche Wildniß hinein, bis endlich der letzte Halm ausgerottet, der letzte Tropfen quellenden Saftes erstarrt ist. Ein langsames Absterben der Natur. Aber der sparsame Bauer nützt auch diesen kargen Rest noch aus. Er schickt seine Heerden hinauf, um abzugrasen, was sie da oben noch finden, und das weidende Schaf, das lüstern einer bis hierher verirrten Pflanze milderer Regionen nachstrebt, fällt nicht selten in eine Eisspalte hinab.

So sollte das Kind des stolzen Höchstbauern, dessen Besitzthum auf Stunden in die Weite und hinauf bis in die Wolken reichte, seine Blüthezeit in beständigem Winter zubringen. Während unten auf der Erde die Mailüfte wehten,

der quellende Saft die Knospen sprengte, die Vögel ihre Nester bauten und Alles sich regte im fröhlichen Verein, mußte sie den Hirtenstab zur Hand nehmen und auswandern aus den Frühlingsgefilden hinauf in die Einöde des Gletschers, und erst, wenn unten der Herbstwind sauste und der Winter sich anschickte, zu Thal zu gehen, dann durfte auch sie herabsteigen, als wäre sie ihm verkauft mit Leib und Leben.

Kein Bauer der ganzen Gegend schickte seine Hirten dahinauf, sondern sie hatten die Weiden verpachtet an die Schnalser jenseits des Jochs, denen sie näher lagen, und diese schickten ein paar halbwilde wetterharte Gesellen herüber, die sich in Felle kleideten und auf Stunden von einander entfernt in Steinhütten wie die Einsiedler hausten, und nun verdammte der Höchstbauer, der seine Weiden bisher auch immer verpachtet hatte, sein eigenes Kind zu dem Leben der Schnalser Hirten. Aber über Wally's Lippen kam keine Klage. Sie rüstete sich still zu der freudlosen Alpfahrt. Gegen Morgen, lange vor Sonnenaufgang, während der Vater, die Knechte und Mägde noch schliefen, zog Wally aus ihres Vaters Hause fort — auf die Berge. Nur die alte Luckard, „die ja Alles aus den Karten vorhergewußt" und die Nacht bei Wally aufgewesen, ihr das Bündel schnüren zu helfen, steckte ihr zum Lebewohl den Rautenstrauß auf's Hütel und ging ein Stück mit ihr. Die Alte weinte, als gäbe sie einer Todten das Geleit. Der Klettenmaier kam mit dem Packen hinterdrein. Er war ein alter treuer Knecht, der Einzige, der im Dienste Stromminger's ergraut war, weil er taub war und es nicht hörte, wenn der Stromminger schalt und tobte. Diesen hatte er seiner Tochter zum Führer mitgegeben. Die Luckard ging mit bis wo der Weg steil anstieg; dort nahm sie Abschied und kehrte um, weil sie zum Morgenbrod wieder daheim sein mußte. Wally stieg die Höhe hinan und schaute hinunter auf den Weg, wo die Alte hinschritt und in die Schürze weinte, und es wurde ihr beinahe selbst weich um's Herz. Die Luckard war doch immer gut mit ihr gewesen, wenn sie auch alt und schwach war, sie hatte Wally wenigstens lieb gehabt. Da drehte sich die Alte unten auf dem Wege noch einmal um und deutete nach oben. Wally folgte der Richtung ihres Fingerzeigs und sieh, da segelte etwas an der Bergwand hin durch die Luft, schwerfällig, unsicher, wie ein Papierdrache, dem der Wind fehlt — immer nur ein Stück weit fliegend, dann niederfallend und sich mühsam wieder aufraffend. Der Geier war ihr mit seinen gestutzten Flügeln den ganzen Weg so mühselig nachgeflattert. Jetzt schien ihm aber die Kraft auszugehen, er humpelte nur noch, mit den Flügeln schlagend, weiter.

„Hansl — o mein Hansl — wie hab' I Dich vergessen könne!" rief Wally und sprang wie eine Gemse von Stein zu Stein, den kürzesten Weg zurück, das treue Thier zu holen. Die Luckard blieb stehen, bis Wally den Saumpfad wieder gewann, und begrüßte sie noch einmal, wie nach einer langen Trennung. Endlich war Hansl erreicht, und Wally nahm ihn in ihre Arme und drückte ihn an ihr Herz, wie ein Kind. — Seit gestern Abend hatte sie den Vogel in ihren Gedanken mit Joseph so verwoben, daß er ihr fast war wie ein stummer Vermittler zwischen ihr und ihm, oder wie wenn sich Joseph in den Geier verwandelt habe und sie halte ihn in den Armen, wenn

sie den Vogel halte. Wie sich der inbrünstige Glaube seine sichtbaren Symbole schafft, um das unerreichbar Ferne sich nahzubringen, das Unfaßbare zu fassen, und wie ihm ein hölzernes Kreuz und ein gemaltes Heiligenbild wunderthätig wird, so schafft sich auch die inbrünstige Liebe ihre Symbolik, an die sie sich klammert, wenn ihr der Geliebte unerreichbar fern ist, und so schöpfte Wally aus dem Vogel eine wunderbare Tröstung. „Komm Hansl," sagte sie zärtlich, „Du gehst mit mir hinauf auf den Ferner. Wir zwei trennen uns nimmer!"

„Aber Kind," sagte die Luckard, „Du kannst doch den Geier nit mit da 'nauf nehmen, er müßt' ja verhungern; Du hast da droben kein Fleisch, und so ein Viech frißt ja nix anders."

„Du hast Recht," sagte Wally betrübt, „aber I kann mich von dem Thier nit trennen, I muß doch etwas haben da droben in der Einöde. Und I kann auch das Thier nit allein z'Haus lassen, wer thät' denn d'rauf achten und für ihn sorgen, wenn I nit da wär'."

„O, wegen dem sei nur ruhig," rief Luckard, „I will schon für ihn sorgen!"

„Ja, aber Dir folgt er nit," meinte Wally, „Du wirst nit mit ihm fertig werden."

„Ach, I bitt' Dich," sagte die Luckard harmlos, „I hab' Dich so lang' g'hütet — I werd' auch den Geier hüten können! Gieb ihn nur her, I will ihn heimtragen." Und sie nahm Wally frischweg den Geier vom Arm. Aber da war's gefehlt, denn das herrliche Thier setzte sich zur Wehre und hackte so zornig nach Luckard, daß diese ihn erschrocken fahren ließ. An ein Mitnehmen war nicht mehr zu denken.

„Siehst!" jubelte Wally, „er geht nit von mir, I muß ihn schon behalten, werd's wie's will! I bin ja nun einmal die Geier-Wally, so will I's auch bleiben. O, mein Hansel, so lang' wir zwei beisammen sind, hat's keine Noth! Weißt was, Luckard, I lass' ihm jetzt die Flügel wachsen, er fliegt mir doch nit mehr fort, und dann kann er sich dort oben sein Futter selber suchen."

„In Gottes Namen, so nimm ihn mit. I schick' Dir dann mit'm Handbub noch was Frisches und was G'selchtes 'rauf, das kannst ihm für den Anfang geben, bis er weiter fliegen kann." Und so war es denn entschieden; Wally nahm den Vogel unter den Arm wie ein Huhn und trennte sich von Luckard, die auf's Neue zu weinen anfing. Nun ging es ohne Aufenthalt wieder den Berg hinan, dem Klettenmaier nach, der indessen vorausgegangen war.

Nach zwei Stunden erreichte sie Vent, das letzte Dorf am Eingang in die Eiswelt. Sie erstieg die Anhöhe über Vent. Hier begann der Weg auf das Hochjoch. Sie blieb noch einmal stehen und schaute, an ihren Bergstock gelehnt, hinab auf das stille, halb noch traumumfangene Dorf und hinüber nach dem Wildsee und den letzten Häusern des Oetzthals, den Rofener Höfen, die fast am Fuße des immer vor- und rückwärts schreitenden Hochvernagtferners lagen und trotzig zu sagen schienen: „Zertritt uns!" wie Wally gestern zu ihrem Vater gesagt. Und wie ihr Vater, so zog auch der Hochvernagt immer wieder seinen mächtigen Fuß zurück, als könne er es nicht über sich gewinnen, die Burg seiner braven Alpensöhne, der „Klötze von Rofen", zu zerstören. Und

wie sie so dastand und hinabschaute auf die letzten Menschenwohnungen, bevor sie hinaufstieg in die Wildniß über den Wolken, da hub es drunten auf dem Kirchthurm von Vent an, zur Frühmette zu läuten. Aus der Thür des kleinen Pfarrhauses, wo die Knospen der Bergnelken am Fenster im Morgenwind nickten, trat der Caplan und ging mit gefaltenen Händen seiner Amtspflicht nach in die Kirche. Da und dort thaten die Holzhütten ihre schlaftrunkenen Augen auf und eine Gestalt nach der andern trat heraus, streckte sich und schritt mälig der Kirche zu.

Sorglich, keinen Ton verlierend, trugen windbeflügelte Engel das fromme Geläut durch die Morgendämmerung hinauf auf die Berge, daß es an Wally's Ohr klang wie eine betende Kinderstimme. Und wie ein Kind die Mutter aufweckt mit seinem süßen Lallen, so schien das Geläut von Vent die Sonne geweckt zu haben; sie that ihr Weltenauge auf, und die Strahlen ihres ersten Blickes schossen empor über die Gebirge, ein unermeßliches Flammenbüschel, das die Häupter im Osten krönte. Das dichte Dämmergrau am Himmel verklärte sich plötzlich durchsichtig blau, immer mächtiger breitete sich's aus, das Strahlenschießen über alle Himmel, und da stieg sie endlich empor über die wolkenverhüllten Gipfel in ihrer vollen Pracht und wandte ihr Flammenangesicht liebend der Erde zu. Und die Berge streiften die Nebelhüllen ab und badeten die nackten Formen in Strömen von Licht. Tief unten in den Schlünden wallte und wogte es auf und nieder, als hätten sich alle Wolken von dem reinen Himmel dort hinabgesenkt. Oben in den Lüften sauste es wie wilde Jubelhymnen, und die Erde weinte Thränen seligsten Erwachens, wie die Braut am Hochzeitsmorgen. Und wie die Thräne an den Wimpern der Braut, so zitterte der Frühthau wonnig an Halmen und Büschen. Freude über allen Gefilden, oben auf den Bergen, wo der blendende Strahl sich in dem weitschauenden Auge der Gemse spiegelte, unten im Thal, wo die Lerche sich zwitschernd aus dem Saatfeld aufschwang!

Trunken schaute Wally in die erwachende Welt hinein, und ihr Auge vermochte es kaum in den engen Rahmen zu fassen, das weite, leuchtende Bild in seiner keuschen Morgenschöne. Der Geier auf ihrer Schulter lüftete wie grüßend und sehnsüchtig seine breiten Schwingen der Sonne zu. Unten in Vent wurde es indessen lebendig. Wally konnte in dem grellen Morgenlicht Alles unterscheiden. Die Buben küßten am Brunnen die Mädels. Aus den Häusern wirbelte weißer Rauch auf, spurlos verschwindend in der heitern Frühlingsluft — wie sich auch in der glücklichen Seele ein trüber Gedanke in Nichts auflöst. Auf dem Platz vor der Kirche versammelten sich die Männer in sonntäglich reinen Hemdärmeln, die Pfeifen mit dem Silberbeschläg im Mund. Es war Pfingstmontag, wo Alles feierte und sich freute. O heiliges Pfingstfest! Solch ein Tag mußte es gewesen sein, da der Geist des Herrn sich herabsenkte auf die Jünger und sie verklärte mit dem göttlichen Lichtstrahl, daß sie hingingen in alle Welt und predigten das Evangelium der Liebe — predigten es den warmen offenen Frühlingsherzen, und im Frühling der Erde brach auch der Menschheit Frühling an — die Religion der Liebe! Nur für das Mädchen da droben auf dem Berg gab es keine Pfingsten, keine Offenbarung der Liebe.

Kein beredter Mund hatte ihm das Evangelium lebendig gemacht. Ein starrer Buchstabe war es ihm geblieben, ein blindes Samenkorn, dem der warme Strahl gefehlt, der es aufgehen ließ in seinem Herzen. Ihm senkte sich keine Friedenstaube aus dem tiefblauen Himmel herab — der Raubvogel auf seiner Schulter war ihm der einzige Liebesbote! — —

Endlich raffte sich Wally aus ihrem traumhaften Schauen auf. Noch einen Abschiedsblick sandte sie in die lustigen lauten Dörfer hinab — dann wandte sie sich und stieg den stillen Schneegefilden des Hochjochs zu — in die Verbannung!

IV.

Das Kind Murzoll's.

Fünf Stunden war Wally gestiegen, bald über ganze Felder duftiger Alpenkräuter, bald über fußtiefe Schneefelder und breite Moränen hin. Die durchwachte Nacht lag ihr lähmend in den Gliedern, und fast verzagte sie, das Ziel ihrer „Fahrt" zu erreichen. Hände und Füße zitterten ihr, denn fünf Stunden mit solch einem tückischen Berg um sein Leben kämpfen — ist eine harte Arbeit. Schwere Tropfen perlten auf Wally's Stirn, da plötzlich wie mit einem Zauberschlage stand sie vor einer Wolkenwand. Sie war um eine Felsenecke gebogen, die sich vor die Sonne geschoben hatte, und nun umfing sie dichter Nebel und ein eisiger Hauch trocknete ihr den Schweiß von der Stirn. Ihre Füße rutschten bei jedem Schritt, so spiegelglatt war hier der Boden. Sie stand auf Eis. Sie hatte den Murzoll-Gletscher betreten, die höchste Zacke des Hochjochkamms. Hier wuchs nur noch dürftiges Berggras zwischen Geröll und Schnee hervor, ringsum bläulich schimmerndes Eisgeklüft, reine, dies Jahr noch von keinem Menschen- oder Thierfuß beschmutzte Schneeflächen, tiefer Winter. Fröstelnd schauderte Wally zusammen. Dies war der Vorhof zur Eisburg Murzoll's, von der im Oetzthal so viele Sagen gehen, wo die „saligen" (seligen) Fräulein hausen, von denen die Luckard der kleinen Wally an langen Winterabenden erzählt, wenn der Schneesturm um das Haus heulte. Es wehte sie fast gespenstisch an aus diesen öden Eismauern, Höhlen und Verließen, wie alte Schauer der Kindheit, als wohne hier wirklich der finstre Gletschergeist, mit dem die Luckard sie so oft zu Bett geschreckt, wenn sie widerspenstig war.

Lautlos schritt sie weiter. Endlich machte der taube Führer Halt bei einer niederen Hütte, von Steinen erbaut, mit weitüberhängendem Dach, einer starken Thür von rohem Holz und kleinen Lucken, statt der Fenster. Darin waren ein paar geschwärzte Steine als Herd und eine Lagerstätte aus altem verfaultem Stroh. Das war die Hütte des Schnalser Hirten, der sonst hier gehütet hatte, und die nun Wally bewohnen sollte. Wally verzog keine Miene, als sie die trostlose Behausung sah; es war eben eine schlechte Alphütte, wie es viele gab, und sie war ja hart gewöhnt. Solche Dinge waren es nicht, die ihren trotzigen Muth erschütterten. Aber sie war erschöpft zum Umsinken, sie hatte seit gestern mehr durchgemacht, als selbst ihre ungewöhnliche Kraft ertragen konnte. Mechanisch half sie dem Tauben, dem Luckard eine Menge Nöthiges und Gutes für

Wally aufgepackt, eine bessere Lagerstätte bereiten, sich in der öden Hütte etwas wohnlicher einzurichten. Mechanisch aß sie mit ihm von dem, was Luckard ihr mitgegeben. Der Mann sah, daß sie blaß war, und sagte mitleidig: „So, jetzt wär's 'gessen, jetzt leg' Dich ein Bissel nieder und schlaf', Du hast's nöthig. I will Dir von da drunten derweil Holz 'rauf tragen für die nächsten Täg'; nachher muß I aber wieder umkehren, sonst komm' I nimmer bei Tag heim, und Dein Vater hat's streng befohlen, daß I heut wieder z'ruck komm'." Er schüttelte ihr einen guten Strohsack auf, den er mitgeschleppt, und sie sank mit halb geschlossenen Augen darauf nieder und reichte ihm dankbar die Hand.

„I will Dich nit wecken," sagte er. „Wenn's D' etwa noch schlafen thät'st, wann I ging, sag' I Dir jetzt glei Adjes! Bleib g'sund und fürcht' Dich nit. — Du dauerst mich — da oben so allein — aber — warum hast Dein'm Vater nit g'folgt!"

Wally hörte die letzten Worte nur noch wie im Traum. Der Taube verließ die Hütte mitleidig kopfschüttelnd; das Mädchen schlief bereits fest. Bang und schwer hob und senkte sich ihre Brust, denn auch im Schlummer drückt erfahrenes Leid wie ein Alp. Und sie träumte von ihrem Vater, er schleife sie an den Haaren in die Kirche. Und sie dachte immer, wenn sie nur ein Messer hätte, daß sie die Haare abschneiden könnte, dann wäre sie frei. Da plötzlich stand der Joseph neben ihr und hieb mit einem Streich die Zöpfe durch, daß der Vater sie in der Hand behielt, und Wally lief fort, und während der Joseph mit dem Vater rang, stieg Wally die Anhöhe der Sonnenplatten hinan, um sich in die Ache hinabzustürzen. Aber ihr grauste doch vor der Untiefe und sie besann sich. Da hörte sie wieder ihren Vater dicht hinter sich, Verzweiflung faßte sie und nun that sie den Sprung. Sie fiel und fiel — aber sie konnte nicht zur Tiefe kommen, und plötzlich da war es, als stemme sich ihr von unten ein Luftdruck entgegen, der sie nicht hinunter ließe, sondern sie höbe und emportrüge. So schwebte sie auf, immer kämpfend um das Gleichgewicht, das sie beständig zu verlieren fürchtete, bis zu dem Gipfel Murzoll's. Aber sie konnte nicht Fuß fassen auf dem Felsen, wie ein Schiff, das nicht anlegen kann. Ein furchtbarer Wirbelwind hatte sie erfaßt, und sie mühte sich vergebens, sich an der nackten Wand anzuklammern. Schwarze Gewitterwolken ballten sich um sie zusammen, durch die gespenstisch bleich der schneeige Scheitel des Berges hindurch ragte. Feurige Schlangen durchfuhren die schwarze Masse um sie her und ein Donnerschlag krachte, daß der Berg erdröhnte, und sie wurde wirbelnd zwischen diesen Gewalten hin- und hergeschleudert, und sie hatte nur immer die Angst, daß der Sturm sie umkehre, denn sie fühlte, daß, wenn sie mit dem Kopf nach unten käme, sie in die Tiefe stürzen müsse. Und sie bog sich und wand sich wie ein Schifflein auf den schaukelnden Luftwellen und mühte sich ab, den Kopf oben zu behalten. Aber da hob es ihr die Füße auf und sie fühlte, wie die Schwere des Kopfes abwärts wuchtete. Sie wollte in den Sturm und den Donner und die schwarze Wolkennacht hinein um Hülfe schreien, aber sie brachte keinen Ton heraus, das Entsetzen schnürte ihr den Hals zu. Da plötzlich ward sie gehalten, sie fühlte festen Grund, sie lag in einer Bergschlucht, wie sie meinte, aber es war keine Schlucht — es waren riesige steinerne Arme,

die sie umfingen, und siehe, aus dem gelichteten Gewölk heraus bog sich ein mächtiges Antlitz von Stein über sie. Es war das greise Antlitz Murzoll's. Seine Haare waren beschneite Fichten, seine Augen Eis, sein Bart war Moos und die Brauen waren Edelweiß. Auf seiner Stirn stand als Diadem die Mondessichel und ergoß ihren milden Schein über das weiße Angesicht, und die großen Augen von Eis leuchteten geisterhaft in dem bläulichen Licht. Und er schaute das Mädchen an mit diesen kalten, durchsichtigen und doch unergründlichen Augen, und unter diesem Blick gefroren ihr die Tropfen des Angstschweißes auf der Stirn und die Thränen auf der Wange und fielen leise klirrend wie Krystallperlen herab. Und er drückte die steinernen Lippen auf die ihren und unter dem langen Kuß wuchsen Alpenrosen um seinen Mund, der warm und thaufeucht geworden, und als er Wally wieder anschaute, da rannen Gletscherbäche aus seinen eisigen Augen in den Moosbart hinein. Die schwarzen Wolken hatten sich verzogen und ein Frühlingswehen ging durch die Nacht. Und nun regte Murzoll die aufgethauten Lippen und es klang wie das dumpfe Rollen in's Thal stürzender Lawinen: „Dein Vater hat Dich verstoßen — ich nehme Dich auf an Kindesstatt, denn das kalte Gestein fühlt eher ein Rühren als ein verhärtetes Menschenherz. Du gefällst mir, Du bist von meiner Art, es ist etwas von dem Stoff in Dir, aus dem die Felsen geworden. Willst Du mein Kind sein?"

„I will!" sagte Wally und schmiegte sich an das steinerne Herz des neuen Vaters.

„So bleib' bei mir und kehre nicht wieder zurück zu den Menschen, denn bei ihnen ist der Kampf — bei mir nur ist Friede!"

„Aber der Joseph, den I gern hab'", sagte Wally, „soll I ihn niemals haben?"

„Laff' ihn," sagte der Berg, „Du darfst ihn nicht lieben, er ist ein Gemsjäger, und meine Töchter haben ihm den Untergang geschworen. Komm', ich bringe Dich zu ihnen, daß sie Dir das Herz abtödten, sonst kannst Du nicht leben in unserm ewigen Frieden!" Und er trug sie durch weite, weite Hallen und endlose Gänge von Eis hindurch, und sie kamen in einen großen Saal, der war ganz durchsichtig wie von Krystall, und die Sonnenstrahlen fielen herein und brachen sich in Millionen farbiger Funken, und durch die Wände schimmerten bunt in einander verschwommen und seltsam verschoben Himmel und Erde. Da spielten weiße, schneeglitzernde Mädchengestalten in wallenden Nebelschleiern mit einer Heerde Gemsen, und es war lustig anzusehen, wie sie sich neckten mit den schnellfüßigen Thieren, sich mit ihnen haschten und huschten hierhin und dorthin. Das waren die Töchter Murzoll's, die „seligen Fräulein" des Oetzthals. Und sie schaarten sich neugierig um Wally, als Murzoll sie auf den glatten Spiegel des Bodens niedersetzte. Sie waren schön wie die Engel, sie hatten Gesichter wie Milch und Blut; aber als Wally sie näher betrachtete, sah sie mit leisem Grauen, daß sie Alle Augen von Eis hatten, wie ihr Vater, und das Roth, das ihre Wangen und Lippen färbte, war kein Blut — sondern nur Alpenrosensaft, und sie waren kalt wie gefrorener Schnee.

„Wollt Ihr Die behalten?" sagte Murzoll. „Ich habe sie lieb, sie ist stark und fest wie von Stein. Sie soll Eure Schwester sein."

„Sie ist schön", sagten die Fräulein, „sie hat Gemsenaugen. Aber sie hat warmes Blut und liebt einen Gemsjäger — wir wissen's!"

„So legt ihr die Hände auf's Herz, daß es einfriert mit all' ihrer Liebe und sie selig sei wie Ihr," befahl Murzoll.

Da eilten die Fräulein auf sie zu, daß es sie anwehte wie ein Schneesturm, und streckten die kalten weißen Hände nach ihrem Herzen aus; sie fühlte schon, wie sich das zusammenzog und langsamer pochte. Da wehrte sie mit beiden Armen die seligen Fräulein von sich ab und rief: „Nein, laßt mich — I will nit selig sein, I will den Joseph!"

„Wenn Du wieder unter die Menschen gehst, so zerschmettern wir den Joseph und werfen Dich mit ihm in den Abgrund," drohten die seligen Fräulein, „denn Keiner darf unter den Menschen leben, der uns gesehen."

„So werft mich in den Abgrund, aber laßt mir meine Lieb' im Herzen — Alles, Alles will I erdulden, aber von meiner Lieb' laff' I nit!" Und mit der Kraft der Verzweiflung faßte Wally eines der seligen Fräulein um den Leib und rang mit ihr, und siehe, da zerbrach ihr die zarte Gestalt in den Armen und sie behielt nur rieselnden Schnee in der Hand. Das Tageslicht erlosch, plötzlich war Alles in graue Dämmerung gehüllt, sie stand auf nacktem Fels, ein scharfer Wind peitschte ihr Eisnadeln in's Gesicht, und statt der seligen Fräulein wirbelten weiße Nebel in wildem Tanz um sie her. Hoch über ihr blickte das bleiche Gesicht Murzoll's finster durch die Wolken und er donnerte sie an: „Du lehnst Dich auf wider Menschen und Götter — Himmel und Erde werden Dir Feind sein! — Weh Dir!" Und verschwunden war Alles — Wally erwachte. Kalt pfiff der Abendwind durch die Lucken über Wally hin. Sie rieb sich die Augen, noch zitterte ihr das Herz in der Brust von dem unheimlichen Traum, sie brauchte lang, bis sie wußte, wo sie sei, bis sich das Traumbild und die Wirklichkeit von einander schieden. Ein unerklärliches Grauen war in ihr zurückgeblieben und theilte sich auch der Wirklichkeit mit. Sie stand von ihrem Lager auf und rief unwillkürlich nach dem Knecht. Sie trat vor die Hütte hinaus, ihn zu suchen. Es war ein schöner, heller Abend geworden, die Nebel hatten sich zerstreut, aber die Sonne war im Sinken und scharf wehte die Luft der Höhe. Wally eilte hierhin und dorthin nach dem Tauben — sie fand nichts als einen aufgeschichteten Stoß von Fichtenholz, den er für sie zusammengetragen. Da fiel ihr ein, daß er gesagt, er werde fortgehen, wenn sie noch schliefe. Es war so, er hatte ihr Erwachen nicht abgewartet. Es war nicht recht von ihm, sie im Schlaf zu verlassen! So aufwachen und Niemanden mehr finden — das war doch hart. Es war so still um sie her — so öde und leer! Es mochte sechs Uhr sein und Zeit zum Melken. Jetzt schauten wohl die vertrauten Thiere zu Haus nach der Stallthür, ob die Herrin nicht käme und Brod und Salz brächte — sie aber legte hier oben die Hände in den Schooß und um sie her regte sich nichts weit und breit. O die Todtenstille und die Unthätigkeit! — Sie wußte nicht, wie ihr zu Muthe war, — so einsam, so schrecklich einsam! Sie stieg weiter hinauf auf einen überragenden Vorsprung, um hinab-

zusehen auf die weite Welt. Ein nie geschautes unermeßliches Bild bot sich ihrem Blick im Purpur der untergehenden Sonne. Da lagen sie offen vor ihr bis an den Saum des Horizontes umhergestreut, die Gebirge Tirols, in der Ferne immer kleiner werdend, in der Nähe erdrückend, überwältigend in ihrer stillen Größe und Erhabenheit. Und zwischen ihnen ruhend wie Kinder in Vaters Armen die blühenden Hochthäler. Und es ergriff sie ein namenloses Heimweh nach den trauten heimathlichen Fluren, die jetzt eben vor ihrem Blick in friedliche Abendschatten versanken. Die Sonne war hinabgeglitten und ließ am Saum des Horizontes im violetten Gewölk roth angelaufene Goldstreifen zurück. Die weiße Mondscheibe begann allmälig zu leuchten und kämpfte mit dem letzten verflackernden Tagesschein um die Herrschaft. In den Thälern ward es Nacht. Da und dort war es, als schimmere ein Lichtlein, kaum sichtbar dem freien Auge durch die Ferne herauf — ein Erdenstern. Jetzt gingen sie zur Ruh', die fleißigen Genossinnen dort unten. Ihnen war wohl, sie hatten Alle ein wirthlich Dach über dem Haupt und ruhten sicher geborgen im Schooß eines trauten Heimwesens — vielleicht lauschten sie noch schlaftrunken hinter dem bunten Vorhänglein am kleinen Fenster auf das Liedel des Herzliebsten — nur sie war einsam und ausgestoßen hier oben, schutzlos preisgegeben allen Schrecken, und ihr Obdach war die unwirthliche Hütte, durch deren Lucken der Wind pfiff. „O Vater, Vater, kannst Du das über's Herz bringen?" rief sie laut hinaus; aber aus Nähe und Ferne antwortete ihr nur das Brausen des Nachtwindes. Immer höher stieg die Mondesscheibe, die Lichtstreifen im Westen verloren ihren Goldglanz und schimmerten nur noch gelb wie Messing am dunkeln Abendhimmel. Die Umrisse der Berge verschoben und erweiterten sich in dem Zwielicht. Drohend, übermächtig schaute ihr nächster Nachbar, der gewaltige Similaun, auf sie herab. Alle die Riesenhäupter ringsum stierten sie feindlich an, weil sie es wagte, ihr nächtlich Wesen zu belauschen. Es war, als seien sie alle erst seit Wally's Ankunft so ruhig und still geworden, — wie eine Gesellschaft, die Geheimes verhandelt, plötzlich verstummt, wenn ein Fremder unter sie tritt. Da stand sie, die hülflose Menschengestalt, so allein inmitten dieser stillen, starren Eiswelt, so unerreichbar hoch über allem Lebenden — so fremd in der unheimlichen Gesellschaft von Wolken und Gletschern, in dem entsetzlichen, geheimnißvollen Schweigen! „Nun bist Du ganz allein auf der Welt," schrie es in ihr. Eine unnennbare Angst, die Angst der Verlassenheit, überkam sie. Ihr war plötzlich, als müsse sie verloren gehen in dem weiten, unabsehbaren Raume, und wie hülfesuchend klammerte sie sich an die Felswand und drückte das bangklopfende Herz an das kalte Gestein.

Was mit ihr vorgegangen in jener Stunde, das wußte sie selbst nicht — aber es war, als habe der Stein, an den sie das junge, heiße, zagende Herz drückte, eine geheimnißvolle Macht über sie geübt, denn die Stunde hatte sie hart und rauh gemacht, als sei sie in Wahrheit das Kind Murzoll's.

V.

Die Luckard.

Als nach etwa acht Tagen der Hirtenbub mit dem Vieh heraufkam, erschrak er fast vor Wally, so verstört sah sie aus; aber als er ihr sagte: „Der Vater laßt Dich fragen, ob Du's jetzt g'nug hätt'st da Oben und Dei Schuldigkeit thun wollt'st?" da biß sie die Zähne zusammen und antwortete: „Sag' dem Vater, lieber ließ' I mich da oben stückweis vom Geier fressen, als dem, der mich da 'rauf g'jagt, noch was zu Lieb' thun!"

Das war vorderhand die letzte Botschaft, die zwischen ihr und ihrem Vater ausgetauscht ward.

Als Wally ihre kleine Heerde um sich hatte, die nur aus Schafen und Ziegen bestand, denn größeres Vieh fand in dieser Höhe nicht Nahrung genug, da kam ihr der alte Muth wieder, und die Bergwildniß verlor ihre Schrecken für sie. Sie war ja nun inmitten ihrer Schützlinge nicht mehr einsam, sie hatte wieder etwas zu arbeiten, für etwas zu sorgen. Denn war ihr auch der Geier ein treuer Gefährte gewesen, er konnte doch die Unthätigkeit nicht bannen, die sie fast zur Verzweiflung brachte und alle finsteren Gedanken über sie Herr werden ließ.

So gewöhnte sie sich allmälig an die Einsamkeit, und sie wurde ihr lieb und traut. Das Leben mit seinen alltäglichen kleinen und großen Anforderungen beengt und beschränkt jede große Natur; hier oben konnte Wally's unbändiger Sinn uneingeschränkt auswuchern, hier oben war für sie volle Freiheit, kein Mensch war da, ihr zu widersprechen, kein fremder Wille stellte sich ihr entgegen und als das einzige denkende Wesen weit und breit fühlte sie sich allmälig eine Königin auf ihrem einsamen hohen Throne, eine Herrscherin in dem unermeßlichen stillen Reich, das ihr Auge überschaute. Und sie blickte endlich mit einer mitleidigen Verachtung von ihrer Höhe auf das armselige Geschlecht herab, das da unten im Brodem der Erde lüstete und gierte, feilschte und rechnete, und ein heimlicher Abscheu trat an die Stelle des Heimwehes. Dort unten war der Kampf und die Qual und die Schuld. Murzoll hatte wahr gesprochen in ihrem Traum, — hier oben in dem reinen Element von Eis und Schnee, in der reinen Luft, die kein Rauch und kein Pesthauch zerstörten Lebens verdichtete, war der Friede, die Unschuld, hier zwischen den gewaltigen, ruhigen Formen der Gebirge, die sie Anfangs erschreckt hatten, war ihr die Ahnung des Erhabenen aufgegangen und ihr Sinn hatte sich daran emporgehoben weit über das gewöhnliche Maß hinaus. Nur Einer von allen den niedrigen Erdenbewohnern dort unten blieb ihr lieb, schön und groß nach wie vor. Es war Joseph der Bärentödter, der Sanct Georg ihres Traumes. Lebte er doch auch wie sie mehr auf den Höhen, als in der Tiefe, hatte er doch alle die himmelanragenden Spitzen bestiegen, auf die sich kein Anderer wagte, holte er doch die Gemse vom steilsten Felsen herab und gab es für ihn weder in der Höhe noch in der Tiefe ein Schreckniß. Er war der stärkste, der muthigste Mann, wie sie das stärkste, das muthigste Mädel! In ganz Tirol war ihm kein Mädel ebenbürtig wie sie — in ganz Tirol war kein Mann ihr ebenbürtig wie er. Sie gehörten zu einander, sie waren zwei Bergriesen — mit dem kleinen Geschlecht der Tiefe hatten sie nichts gemein.

So lebte sie in ihrer Einsamkeit nur für ihn und wartete des Tages, wo sich die Verheißung erfüllen werde. Kommen mußte dieser Tag — und da sie dessen gewiß war, verlor sie die Geduld nicht.

So ging der Sommer herum und der Winter stieg zu Thale und sie sollte nun bald mit seinen wilden Vorboten, dem Sturm und dem Schnee hinabziehen in die entfremdete Heimath. — Ihr bangte vor dem Gedanken. Sie hätte sich lieber hier oben in die tiefste Eisspalte verkrochen und ihr Dasein gefristet wie die wilde Bärin, als wieder hinabzusteigen in den Qualm und das Geplärr der niederen Spinnstube und mit dem grollenden Vater, dem verabscheuten Freier und dem schadenfrohen Gesinde eingekeilt zu sein in die engen Räume des Hauses, gefangen hinter fußhohen Wällen von Schnee, aus denen oft wochenlang kein Entkommen möglich war.

Je näher die Zeit rückte, desto schwerer wurde ihr um's Herz, desto verzweiflungsvoller lehnte sie sich gegen den Gedanken dieser Gefangenschaft auf. Aber die Zeit verstrich, ohne daß Jemand sie zu holen kam. Es schien, als habe man sie da drunten vergessen. Immer kälter und winterlicher wurde es da oben, die Tage immer kürzer, die Nächte immer länger, zwei Schafe kamen im Schneesturm um, die Thiere fanden bald keine Nahrung mehr und die Zeit, wo das Vieh sonst heimzieht, war vorüber. „Sie wollen uns da oben verhungern lassen", sagte Wally zu dem Geier, indem sie das letzte Stück Käse mit ihm theilte, und ein heimliches Grauen wandelte sie an; das junge gesunde Leben sträubte sich in ihr gegen den schrecklichen Gedanken. Was sollte sie thun? die Heerde im Stich lassen und allein den Heimweg suchen, daß die unschuldigen Thiere elend zu Grunde gingen? Nein, das that die Wally nicht, die stand und fiel wie ein guter Feldherr mit ihrer Truppe! Oder sollte sie sich mit sammt der Heerde aufmachen und, des Weges unkundig, wie sie war, auf dem überschneiten Ferner herumirren, um endlich die Thiere eins nach dem anderen in Eis und Schnee „verlahnen" oder in Felsspalten stürzen zu sehen? Auch das war unmöglich. Sie konnte nichts thun als warten! —

Da endlich — an einem düstern Herbstmorgen, wo man vor Nebel die Hand vor den Augen nicht sah, die kleine Heerde zitternd vor Frost sich in ihrem Pferch zusammendrängte und Wally starr vor Kälte am Herdfeuer saß — da erschien der Handbub, der Wally heimholen sollte. Und wie ihr auch gegraut hatte bei dem Gedanken, hier oben langsam mit ihren Thieren zu verhungern, so wandelte sie jetzt doch wieder das ganze unverhehlte Entsetzen vor der Heimkehr an — und sie wußte nicht, welches Uebel das größere sei: bei ihrem rauhen Vater Murzoll zu Grunde zu gehen oder zu ihrem wirklichen Vater zurückkehren zu müssen.

Da unterbrach der Handbub das Schweigen: „Der Vater laßt Dir sagen, Du dürft'st ihm nur vor d' Augen komme, wannst D' thun wollt'st, was er verlangt, wennst aber noch kei Vernunft annehme wollt'st, so müßtest bei die Kuhmägd' bleiben im Stall — in's Haus dürfst D' nit eini, das hab' er g'schworen!" „Um so besser!" sagte Wally aufathmend, und der Bub sah sie verwundert an.

Jetzt ging sie leichten Herzens hinunter, sie war nun des Zusammenseins

mit den verhaßten Menschen überhoben und konnte für sich in Scheune und Stall leben, — was der Vater ihr zur Strafe aussann, wurde ihr zur Wohlthat. Nun konnte sie ganz ungestört ihren Gedanken nachhängen und, wenn es sie nach Zuspruch verlangte, hatte sie ja die Luckard, die es so gut mit ihr meinte. Ja, sie hatte erst in der Einsamkeit da oben einsehen gelernt, was solch ein treues Herz werth war, und das konnte ihr der Vater nicht nehmen.

Fast heiter ging sie jetzt an's Werk, um sich zur Heimfahrt zu rüsten. Nun ihr die Angst vor dem widrigen Zusammenleben mit dem Vater genommen war, dachte sie mit stiller Freude an den Jubel der Alten, wenn ihr Pflegekind wieder zurückkäme. Es war doch Jemand, der sich auf sie freute, dort unten, und das that ihr wohl.

„Komm, Hansel," sagte sie, nachdem sie Alles zusammengepackt, zum Geier, der mit aufgeblasenen Federn verdrossen am Herd saß — „jetzt geht's abi zur Luckard!"

„Die Luckard ist aber nimmer z' Haus," sagte der Handbub.

„Was, wo ist sie?" frug Wally fast erschrocken.

„Der Höchstbauer hat s' fortg'jagt."

„Fortg'jagt — die Luckard!" schrie Wally auf: „Was hat's da geb'n?"

„Sie hat sich halt nit vertragen mit 'n Gellner-Vincenz, und der gilt jetzt Alles bei'n Höchstbauern", berichtete gleichgültig der Bub und huckelte pfeifend die Kraxen mit Wally's Sachen auf. Wally war blaß geworden: „Und wo is sie jetzt?"

„Bei der alten Annemiedel in Winterstall."

„Wann is das g'schehn?"

„O so vor a Wochener zehne. — Die hat amol g'schrauen! Und fast gar nit laufen hat s' könnt, so is ihr der Schrocken in d' Knie g'fahren. Der Klettenmaier und der Nazzi haben s' halten g'müßt, daß s' nit umg'fallen is. 's ganze Dorf is 'rum g'standen und hat zug'schaut, wie sie's 'nausg'führt haben."

Wally hatte regungslos zugehört, das braune Gesicht war fahl geworden und ihre Brust arbeitete heftig. Als der Bub geendet hatte, riß sie den Hirtenstab von der Wand, schwang sich den Geier auf die Schulter und schritt hinaus.

„Mach vorwärts!" herrschte sie mit rauher Stimme den Buben an, und schnell war die kleine Heerde gesammelt, das Milchgeschirr aufgepackt und der Zug setzte sich in Bewegung. Wally sprach kein Wort. Eine furchtbare Spannung war in ihren Zügen: die Lippen zusammengepreßt, eine drohende Falte, die an ihren Vater erinnerte, zwischen den dichten Brauen, so zog sie mit mächtigen Schritten der Heerde voran und ihr fester Fuß drückte tiefe Spuren in den Schnee. Immer schneller ging sie, je weiter sie hinabstiegen, so daß der Bub mit der Heerde kaum nachkam, und wo es zu steil war, stieß sie die eiserne Spitze ihres Stabes in's Gestein und schwang sich mit gewaltigen Sprüngen hinab, daß nur der Geier in der Luft ihr über Klüfte und Felsspalten weg folgen konnte. Hirt und Heerde verschwanden oft im Nebel hinter ihr. Dann blieb sie stehen und wartete einen Augenblick, bis sie wieder sichtbar wurden und der Bub ihr die Richtung des Weges angab, und weiter ging's ohne Rast und Ruhe, als handle sich's um ein Menschenleben.

Endlich war die Schneeregion überschritten und Vent lag zu Wally's Füßen wie vor sechs Monden, wo sie heraufgestiegen, aber diesmal nicht im Glanz der Maisonne, sondern trübe, herbstlich todt und kalt. Der Handbub erklärte, in Vent müßte gerastet werden. Wally weigerte sich, aber der Handbub meinte, das hieße Mensch und Vieh schinden, wenn man nicht eine halbe Stunde ruhe. „Wegen meiner," sagte Wally, „so bleib' — I geh' voraus. Jetzt kann I ja den Weg nimmer fehlen. Wenn sie Dich fragen, wo I sei, wenn D' heimkommst, so sag' nur, zur Luckard sei I 'gange!" Und weiter schritt sie, umrauscht von den Flügelschlägen des treuen Hansel, der jetzt fliegen konnte, wie er wollte, denn Wally beschnitt ihm die Schwingen nicht mehr. Jetzt war sie an der Stelle, wo die alte Luckard ihr bei der „Auffahrt" Lebwohl gesagt und umgekehrt war. „Die alte Luckard!" Wally sah sie noch ganz deutlich, wie sie dahinging und in die Schürze weinte, und sie sah ihre braunen, knochigen Arme, wie sie ihr noch einmal zuwinkten, und sah die silbernen Locken, die ihr immer aus der Haube hervorhingen, im Winde flattern. Sie war in Ehren und Treuen grau geworden im Stromminger'schen Haus, und nun Schande auf dies weiße Haupt! Und Wally hatte sich so leicht von ihr getrennt und ihr 's Weinen verboten und sich ungeduldig losgerissen, da die Alte sie in ihrem Schmerz nicht aus den Armen lassen wollte, und keine Ahnung hatte ihr gesagt, welchem Schicksal sie die schutzlose Magd entgegensandte mit dem kargen Abschiedsgruß, und daß Luckard Schimpf und Schmach erleiden würde um ihretwillen! Wally lief und lief, als könne sie die Luckard, wie sie vor sechs Monden hier ging, noch einholen, und trotz des Herbstfrostes stand ihr der Schweiß auf der Stirn, der Schweiß beflügelter Eile, eine schwere Schuld der Dankbarkeit abzutragen. — Und eine heiße Thräne perlte ihr im Auge, das immer die Alte mit ihrem stillen Weinen vor sich herschreiten sah. Sie ging so langsam, die Luckard, und Wally so schnell, und doch blieben sie immer gleich weit aus einander und Wally konnte sie nicht einholen.

Einen Augenblick mußte Wally Athem schöpfen und ausruhen. Sie wischte sich den Schweiß von der Stirn und die Thränen aus den Augen; dann trieb es sie wieder unerbittlich weiter. „Wart' nur, Luckard — wart' nur, I komm'!" murmelte sie athemlos vor sich hin, wie zu ihrer eigenen Beruhigung!

Endlich tauchte der Kirchthurm von Heiligkreuz vor ihr auf und von da führte ein schwindelnder Steg hoch über die Ache nach einer einsamen Häusergruppe auf der andern Seite der Schlucht. Es war das Oertchen „Winterstall", wo Luckard zu Hause war. Hinter den Häusern von Heiligkreuz bog Wally ab und überschritt die leichte Brücke, unter der die wilde Ache brauste und schäumte, als wolle sie ihren zornigen Gischt hinaufspritzen bis zu dem trotzigen Mädchen, das so unbekümmert in die schauerliche Tiefe niederblickte, als gäbe es keine Gefahr und keinen Schwindel auf der Welt. Die Brücke war überschritten, noch ein steiles Stück Wegs aufwärts und da — endlich war es erreicht, das Ziel, nach dem sie mit pochendem Herzen gestrebt, sie war in Winterstall — und dort gleich links am Wege lag die Hütte der alten Annemiedel, der Base Luckards, mit kleinen, unter dem überhangenden Strohdach versteckten Fenstern. Dahinter saß die Alte gewiß und spann, wie sie immer zur Winterszeit that,

und Wally that einen tiefen Athemzug aus erleichtertem Herzen. Sie hatte die Hütte erreicht, und ehe sie hineintrat, schaute sie lächelnd durch das blinde niedere Fenster nach Luckard. Doch es war Niemand in der Stube, es sah öde und unwohnlich aus und ein abgezogenes Bett stand unordentlich aufgeschichtet da. Ein rauchgeschwärzter hölzerner Christus spannte am Kreuz seine Arme darüber aus, ein Stückchen Trauerflor und ein verstaubter Rautenkranz hing daran. Es war ein unbehaglicher Anblick, und Wally war dabei auf einmal alle Freude vergangen. Sie setzte den Geier auf ein Geländer, klinkte die Thür auf und trat in den engen Flur. An dessen Ende stand die kleine Küche offen, wo ein kleines Reisigfeuer auf dem Herde qualmte. Es wirthschaftete Jemand in der Küche herum. Das war gewiß die Luckard, und klopfenden Herzens trat Wally hinein.

Die Bas stand am Herd und schnitt sich Brod zur Suppe ein; weiter war Niemand da.

„Ach, mein Gott, die Stromminger-Wally", schrie die Alte und ließ vor Staunen das Messer in die Schüssel fallen — „oh mein Gott — wie Schad'!"

„Wo ist die Luckard?" frug Wally.

„Todt is sie! O mein Gott und Vater, wärst nur drei Tage früher komme — gestern hab'n mers' begraben!"

Wally lehnte sich mit geschlossenen Augen stumm an den Thürpfosten, kein Laut verrieth, was in ihr vorging.

„Ah das is Schad," fuhr die Alte redselig fort, „die Luckard hat g'meint, sie könnt' nit sterben, wenn sie Dich nit noch g'sehn hätt' — und Du bist auch in die Karten immer daher g'standen, und Tag und Nacht hat's g'horcht, ob D' nit kimmst. Und wie's nacher 'n Tod g'spürt hat, da hat's g'sagt: „Jetzt muß I doch sterb'n und hab' des Kind nimmer g'seh'n!" Und da hab' I ihr noch emol ihre Karten geb'n müss'n und da hat's noch im Todeskampf die Karten für Dich leg'n wollen, aber 's is nimmer 'gange, die Händ' hab'n ihr zittert auf der Bettdecken, über amol sagt's „I sieh nix mehr" — und streckt sich und hat ausg'schnauft."

Wally schlug die Hände vor's Gesicht — aber noch immer kam kein Wort über ihre Lippen. „Kumm eini in d' Stuben," sagte die Alte gutmüthig. „I hab' gar nimme 'nein mög'n, seit's mer die Luckard 'naus tragen hab'n. I bin au immer so alleinig, und da war I so froh, wie die Bas kimma is und hat g'sagt, sie wollt jetzt bei mir bleiben. I hab's bald g'merkt, daß s' die Schand' nit lang' überlebt. Sie hat's alleweil auf'm Magen g'habt und fast gar nix mehr essen könnt und ganze Nächt' hab' I 's weine g'hört, — da is sie halt immer schwächer und kränker wor'n — bis s' g'storben is."

Die Alte hatte das Zimmer geöffnet, in das Wally vorher geblickt, und sie traten ein. Ein Schwarm herbstmatter Fliegen summte verstört auf. In der Ecke stand Luckard's altes Spinnrädchen steif und still, und das leere abgezogene Bett schaute sie so traurig an.

Aus einem Wandkästchen, auf dem die schwarze Muttergottes von Altenötting gemalt war, nahm die Bas ein vergriffenes Spiel deutscher Karten. „Da, schau', das G'spiel hab' I Dir aufg'hoben, I hab' ja g'wußt, daß D' kimmst,

's hat alleweil in die Karten g'standen. Das san wahre Hexenkarten, und so ein G'spiel, wo der Todesschweiß von an G'storbenen d'ran hangt, das is doppelt gut. I woaß nit, was Dir für a Ung'mach g'schicht, aber die Luckard hat alleweil 'n Kopf g'schüttelt und gar derschrocken d'reing'schaut. G'sagt hat's mir nit, was s' g'sehen hat, aber Gut's muß 's nix g'wesen sein."

Sie gab Wally die Karten, diese nahm sie still und steckte sie in die Tasche. Die Bas wunderte sich, daß ihr der Tod Luckard's so wenig nahe ging, daß sie so ruhig war und nicht einmal eine Thräne vergoß. „I muß 'naus. I hab' mei Bannadelsuppen am Feuer," sagte sie, „gelt, Du machst bei mir Mittag?"

„Ja, ja," sagte Wally dumpf, „geht nur, Bas, und laßt mi a Bissel ausruh'n, I bin gar g'sprunge vom Hochjoch 'runter."

Die Alte ging kopfschüttelnd hinaus: „Wenn die Luckard des g'wußt hätt', was des für a hartherzig's Ding is!"

Kaum war Wally allein, da verriegelte sie hinter der Bas die Thür und sank vor dem leeren Bett auf die Kniee. Sie zog die Karten aus der Tasche, legte sie vor sich hin und faltete die Hände darüber wie über einer heiligen Reliquie. „Oh, oh," schrie sie nun plötzlich in ausbrechendem Schmerz: „Du hast sterben müssen und I war nit bei Dir! Und Du hast mir mei Lebtag nix als Lieb's und Gut's than — und I — I hab' Dir's nie g'lohnt. Luckard, alte liebe Luckard — hörst denn nit? Jetzt bin I ja da — und jetzt is 's z'spät! Sie hab'n mi aber au droben g'lassen, so lang' wie mer kein'n Viehbub droben laßt — was Bosheit, daß I no recht frieren und mürb' werden sollt'. Und zwei Stückeln Vieh hat's mi schon 'kost' und Dich au derzu, Du arme brave Magd!"

Plötzlich sprang sie auf und die rothgeweinten Augen leuchteten fieberhaft; sie ballte krampfhaft die braunen Fäuste: „Aber wartet nur, Ihr da drüben — Ihr Schinder, wenn I komm'! I will Euch lehren, unschuldige hülflose Leut' von Haus und Hof jagen. So wahr Gott lebt, Luckard, Du sollst's hören in dein Grab 'nein, wie I für Dich einsteh'!"

Ihr Auge fiel auf den Christus über dem Bett der Todten. „Und Du, Du laßt auch Alles geh'n, wie's geht — und hilfst Kei'm, wenn er sich nit selber hilft," grollte sie im Ungestüm ihres Schmerzes zu dem stillen geduldigen Gott empor, den sie nimmer verstehen konnte. Sie war furchtbar in ihrem gerechten Zorn. Alles, was von der unbeugsamen Natur des Vaters in ihr lag, hatte sich dort oben in der Wildniß fesselos entfaltet und das edle große Herz, das nur die reinsten Impulse kannte, trieb, ohne es zu ahnen, verderblich siedendes Blut durch ihre Adern.

Sie raffte ihre Heiligthümer zusammen, die Karten, worauf der Finger der Sterbenden mit Todesschweiß die letzte Liebesbotschaft geschrieben, dann trat sie hinaus und ging in die Küche zur Bas.

„I will jetzt wieder weiter geh'n, Bas," sagte sie gefaßter. „I bitt' Euch nur, sagt mir, wie denn Alles ganga is mit der Luckard und dem Höchstbauer," — sie nannte ihn nicht mehr ‚Vater'. —

Die Bas hatte eben die Suppe in eine hölzerne Schüssel angerichtet und nöthigte Wally, mitzuessen. „Weißt," sagte sie, während Wally aß, „der Vincenz,

der versteht's gar gut mit Dei'm Vater und hat 'm völlig 's Neujahr abg'wonnen. Der Stromminger hat seit dem Sommer 'n offenen Fuß und kann nit laufen. Da hockt der Vincenz alle Abend bei ihm und vertreibt ihm die Zeit mit Kartenspielen und laßt 'n alleweil g'winne — er denkt, er kriegt's doch amol wieder, wenn er Dich kriegt! Der Alte kann schier gar nimmer leben ohne den Vincenz, und so hat er ihm halt z'nach und z'nach die ganze Aufsicht übergeb'n, weil er mit sei'm kranken Fuß nimmer selber nachgeh'n kann. Jetzt meint der Vincenz, der Höchsthof g'hör ihm scho halber, und wirthschaft't d'rauf rum, wie er mag. Da san halt die Händel mit der Luckard an 'gange, denn die Luckard, die hat halt immer nach 'm Rechten sehen woll'n, wie sie's g'wohnt war, und der Vincenz hat ihr Alles aus die Händ' g'nomme und sie hat gar nix mehr sag'n dürf'n. Nacher wie er g'sehen hat, daß sich die Luckard gar abhärmt, da hat er amol zu ihr g'sagt, er woll' sie schon wirthschaften lassen, wie wenn sie die Bäuerin wär' und er woll' auch ein Aug' zudrücken, wenn sie sich auf d' Seit' brächt', so viel sie möcht', wenn sie 'm nur helfen wollt', daß er Dich krieget, denn er wiss' schon, daß sie Alles über Dich vermöcht'. — Und da is halt die Luckard grob wor'n: Sie hab' ihr Lebtag nix g'stohlen, sagt s', und werd's au jetzt auf ihre alten Täg' nit anfange — sie woll' nix, als was sie sich ehrlich verdienet, und an Mann, der ihr so was Schlecht's nachsehen thät', den thät' sie der Wally schon gar nit recomediren, hat s' g'sagt. Was thut der Ruech? Geht hin zum Stromminger und verklagt die Bas. Er hab' sich jetzt überzeugt, sagt er, daß 's nur die Luckard sei, die Dich gegen ihn und Dein' Vatern aufg'stift't hätt'. Und sie sei Schuld an Dei'm Ung'horsam, hat er g'sagt, weil sie's Heft in der Hand b'halten wollt'. Und so is 's halt kimme. Und weißt, des hat ihr 's Herz brochen, daß ma so was von ihr glaubt hat, wo doch kei wahr's Wort d'ran war. Des thut ei'm weh, wenn ei'm so Unrecht g'schicht. Gelt — sie hat nie was zu Dir g'sagt, Du sollst Dei'm Vatern nit folgen?"

„Nie, nie — im Gegentheil, sie war a demüthige, b'scheidene Magd und hat in nix d'rein g'red't, was sie nix an'gange hat," sagte Wally und wieder wurden ihr die brennenden Augen feucht. Sie wandte das Gesicht ab und stand auf. „B'hüet Gott, Bas, I kimm schon amol wieder!" Sie nahm ihren Stab und Hut, rief ihrem Geier und schritt rasch der Heimath zu.

VI.

Ein Tag in der Heimath.

Als Wally über den Steg zurückging, schwindelte ihr. Jetzt erst fühlte sie, wie ihr das Blut im Kopf war. Die mildere Luft hier unten erschien ihr gegen die dünne Eisluft auf dem Ferner schwer und beklemmend, der Vogel, der sich bei der Bewegung des Gehens wackelnd auf ihrer Schulter festkrallte, Alles war ihr quälend, unleidlich. So kam sie endlich in ihrem heimischen Dorf an. Sie mußte es durchschreiten, um zum letzten Haus, zum Höchsthof, zu gelangen. Alle Dörfler, die gerade mit dem Essen fertig waren, steckten die Köpfe zum Fenster hinaus und zeigten mit den Fingern nach ihr. „Da schaut's die Geier-

wally! Hast endli 'runter dürft? Und Dein Geier hast au wieder mitbracht, seid's nit mit einander derfroren? Dein Alter hat di schön zappeln lass'n da droben!" „Zeig', wie schaust aus? No braun und schüech bist wor'n wie a Schnalser Hirt!" „Etsch, etsch! Gelt jetzt bist zahm wor'n, da droben — ja, ja, so geht's, wenn mer sein' Vatern nit folgt!"

So regnete es schadenfrohe Redensarten um sie her, daß sie die Augen zu Boden senkte, und eine brennende Röthe der Scham und Bitterkeit bedeckte ihre Stirn. Beschimpft, verhöhnt — so zog das stolze Kind des Höchstbauern wieder in die Heimath ein. Und das Alles — warum? Ein unversöhnlicher Haß wucherte in ihr auf und das war schlimmer als Zorn, denn der Zorn kann sich beruhigen, aber der ächte, aus verbittertem, mißhandeltem Herzen erwachsene Haß schlägt seine Wurzeln durch das ganze Sein, er ist eine stille fortgesetzte That ohnmächtiger Rache.

Schweigend stieg Wally die Anhöhe hinter dem Dorfe hinan, von der stolz der Höchsthof herniedersah.

Niemand bemerkte ihre Ankunft, als der taube Klettenmaier, der unter dem Holzschuppen im Hofe Brennholz für den Wintervorrath spaltete; die Andern waren alle auf dem Feld.

„Grüß di Gott!" sagte er und lüftete vor seinem Herrenkind das Käppchen.

Sie setzte ihre Bürde, den schweren Hansel, zur Erde und gab dem Alten die Hand.

„Aber gelt? die Luckard!" sagte er.

Wally nickte.

„Ja, ja," fuhr er fort, ohne jedoch mit der Arbeit innezuhalten, „wenn der Vincenz 'n Haß auf Eins hat, da ruht er nit, bis er's 'nausg'schunden hat! Mi hätt' er au gern weg, weil er scho g'merkt hat, daß I zur Luckard g'halten hab' und er meint halt, wann Keiner mehr auf 'm Hof wär', der Dir hilft, nacher wärst nit so trotzig. Und weil er mir sonst nix anhab'n kann, so laßt er mi die härteste Arbeit thun. Jetzt muaß I alle Tag' 'n Wagen voll Holz klein machen. I kann schon bald nimma. Weißt, I bin sechsundsiebenzig Jahr' alt und heut is der dritte Tag. Aber das gerad' möcht' er, daß er nacher 'n Stromminger sagen könnt', I sei zu nix mehr z' brauchen, oder daß I von selber gingt, wann I 's nimma aushalten könnt'. Aber wo soll I no hin in mei'm Alter? I muß es aushalten!"

Wally hatte der Rede des Alten mit düsterem Blick zugehört. Jetzt ging sie rasch in's Haus, um für den alten Mann Brod und Wein zu holen. Aber die Vorrathskammer war verschlossen, ebenso der Keller. Wally ging in die Küche. Das Herz that ihr weh — hier war die eigentliche Heimath der Luckard gewesen, sie meinte, die Alte müsse ihr entgegenkommen und fragen: „Wie ist Dir's 'gange — was möcht'st — was kann I Dir z' Lieb thun?" — aber das war vorbei. Eine fremde, robuste Magd saß am Herd und schälte Kartoffeln.

„Wo sind die Schlüssel?" frug Wally.

„Was für Schlüssel?"

„Zur Speis'kammer und zum Keller!"

Die Magd sah Wally frech an: „Hoho, nur staad — wer bist dann Du?"

„Das wirst Dir wohl denken können," sagte Wally stolz, „I bin die Haustochter!"

„Haha!" lachte die Magd — „da mach' nur, daß D' aus der Kuchel kommst. Der Stromminger hat verboten, daß D' ihm's Haus betrittst. 'Nüber g'hörst in d' Scheuer, da is Dei Kammer, verstehst mi?"

Wally wurde bleich wie der Tod. Also so — so sollte es ihr in ihres Vaters Hause gehen? Die Wallburga Strommingerin sollte unter die letzte Magd ihres eigenen Erbhofs gestellt sein? Es war nicht nur, um sie aus der Nähe des Vaters zu verbannen, es war darauf abgesehen, sie durch entehrende Demüthigung zu beugen? Und das der Wally — der Geierwally, von der ihr Vater einst stolz gesagt hatte, ein Mädel, wie sie, sei mehr werth, als zehn Buben! —

„Gieb mir die Schlüssel!" befahl sie mit starker Stimme.

„Haha — das wär' noch schöner. Der Stromminger hat g'sagt, wir soll'n Dich halten wie a Futtermagd — und von die Schlüssel is gar kei Red', I hab' die Aufsicht im Haus und geb' nix her, als was der Bauer erlaubt."

„Die Schlüssel!" schrie Wally in ausbrechendem Zorn, „I befehl' Dir's!"

„Du hast mir gar nix z' befehl'n — weißt? I bin beim Stromminger in Dienst und nit bei Dir. Und in der Kuchel bin I Herr, verstehst? So will's der Stromminger! Und wenn der Stromminger sei eignes Kind schlechter haltet als uns Mägd' — so wird er schon wissen, warum!"

Wally trat dicht vor die Dirne hin, ihre Augen flammten, um ihren Mund zuckte es — der Dirne wurde es unheimlich. Aber nur einen Augenblick kämpfte Wally, dann siegte ihr Stolz, — mit der elenden Magd hatte sie nichts zu schaffen. — Sie ging hinaus. Ihre Pulse hämmerten, es flimmerte ihr vor den Augen, ihre Brust hob und senkte sich keuchend — es war zu viel, was heute über sie hereinbrach. Wie eine Nachtwandlerin schritt sie über den Hof, nahm dem alten Mann, der vor Anstrengung zitterte, das Holzbeil aus der Hand und führte ihn zu einer Bank, daß er sich ausruhe. Der Klettenmaier wehrte sich rechtschaffen, er durfte ja die Arbeit nicht aussetzen, aber Wally bedeutete ihn, sie wolle für ihn arbeiten.

„So segn' Dir's Gott, Du hast a gut's Herz!" sagte der Mann und setzte sich müde auf die Bank. Wally trat unter den Schuppen und spaltete mit wuchtigen Streichen die schweren Scheiter. So zornig schwang sie das Beil, daß es sich bei jedem Streich durch das Holz durch tief in den Hackklotz einhieb. Der Klettenmaier sah ihr verwundert zu, wie ihr's von Händen ging, besser als einem Knecht. Und er freute sich daran, er hatte ja das Kind auch seit seiner Geburt so aufwachsen sehen und hatte es gern in seiner Art. Da sah Wally von Weitem die verhaßte Gestalt des Vincenz kommen und hielt unwillkürlich mit der Arbeit inne. Vincenz sah sie nicht. Er kam hinter dem Klettenmaier her und stand plötzlich dicht vor dem Erschrockenen. Wally beobachtete ihn drin im Schuppen. Er packte den Knecht beim Wamms und riß ihn in die Höhe: „Holla!" schrie er ihm in's Ohr, „is das g'arbeit't? Du fauler Troddel Du — so oft I komm', sitz'st 'rum und thust nix — jetzt hab I 's g'nug! I will Dir Füeß mach'n!" Und er gab ihm mit dem Knie einen Stoß, daß der zittrige alte Mann weithin auf das Steinpflaster des Hofes fiel.

„O Bauer, helft mir auf," bat der Knecht; aber Vincenz hatte einen Prügel ergriffen und holte aus: „Wart' nur — Du sollst glei sehen, wie ma fauli Knecht' aufhilft!" In diesem Augenblick spürte Vincenz einen Schlag auf dem Kopf, daß er laut aufschrie und zurücktaumelte. „Jesus, was ist das?" lallte er und sank auf die Bank.

„Das ist die Geierwally!" antwortete ihm eine vor Grimm bebende Stimme, und Wally stand vor ihm, das Holzbeil in der Hand, mit bleichen Lippen und stieren Augen, nach Luft ringend, als erstücke sie der Schlag ihres wildpochenden Herzens. „Hast's g'spürt?" stieß sie mit langen Unterbrechungen athemlos heraus — „hast's g'spürt, wie's thut, wenn ma Schläg' kriegt? I will Dich lehren, mein'n alten treuen Knecht schinden. Die Luckard hast mir schon unter'n Boden 'bracht und jetzt willst's mit dem armen Klettenmaier auch so machen? Nein, eh' I so an Unfug leid', steck' I mei eigen's Erbgut in Brand und räuchr' Dich 'naus, wie ma d' Füchs ausbrennt!" Sie hatte während dessen dem Klettenmaier aufgeholfen und führte ihn zur Scheuer: „Geh' 'nein, Klettenmaier, und erhol' Dich," befahl sie ihm. „I will's!"

Klettenmaier gehorchte, er fühlte, daß sie in diesem Augenblick Herr war. Aber unter der Thür machte er sich von ihr los und sagte kopfschüttelnd: „Geh', Wally — das hätt'st nit thun soll'n, — geh', schau' nach 'm Vincenz, I mein', Du hast'n schwer 'troffen."

Sie ließ den Alten und trat wieder hinaus. Vincenz war ganz still. Sie warf einen scheuen Blick auf ihn. Er hatte das Bewußtsein verloren und lag ausgestreckt auf der Bank; das Blut tropfte ihm vom Kopf herab in den Sand. Rasch entschlossen ging Wally in die Küche und rief der Magd zu: „Komm' 'raus, bring' Essig und a Tüchel und hilf mir."

„Hast schon wieder was z' kommedir'n?" lachte die Dirn' laut auf, ohne sich vom Fleck zu rühren.

„'s ist nit für mich," sagte Wally mit einem unheimlich bösen Blick und nahm selbst die Essigflasche vom Sims — „der Vincenz liegt draußen — I hab' ihn g'schlagen."

„Jesus Maria!" kreischte die Magd auf — und statt dem Vincenz zu Hülfe zu eilen, rannte sie im Haus und Hof herum und schrie: „Zu Hilf', die Wally hat'n Vincenz derschlag'n!"

Von allen Seiten widerhallte der Schreckensruf und klang weiter bis in's Dorf und Alles lief zusammen.

Wally hatte sich indessen den Klettenmaier zum Beistand geholt und wusch den Ohnmächtigen mit Essig und Wasser. Sie begriff nicht, wie die Wunde so schlimm sein konnte. Sie hatte nicht mit der Schärfe, nur mit der Rückseite des Beils geschlagen, aber der Streich war mit einer Kraft geführt, von der sie selbst nichts wußte. Der so lang verhaltene Grimm in ihr hatte sich in dem einen Schlag entladen, daß es schmetterte wie vorher beim Holzspalten.

„Was ist da g'scheh'n?" dröhnte eine Stimme Wally in's Ohr, bei der ihr das Blut stockte — ihr Vater hatte sich am Krückstock herausgeschleppt. „Was ist da g'scheh'n?" tönte es aus zwanzig, dreißig Kehlen nach einander, und der Hof füllte sich mit Menschen.

Wally schwieg.

Ein dumpfes Summen entstand um sie her, Alles drängte sich heran, betastete, beschaute den Leblosen. „Is er todt?“ — „muß er sterben?“

„Wie is das ganga?“

„Hat's die Wally 'than?“ scholl es herüber und hinüber.

Sie stand da, als höre und sehe sie nicht, und legte dem Verwundeten einen Verband an.

„Kannst nit reden mehr?“ donnerte sie jetzt ihr Vater an. „Wally, was hast g'macht?“

„Ihr seht's ja!“ war die kurze Antwort.

„Sie g'steht's ein!“ schrieen Alle wild durcheinander: „Jesus, die Frechheit!“

„Du Galgenbrut Du!“ schrie Stromminger. „So kommst von da droben 'runter in's Vaterhaus?“

Wally schlug bei dem Wort Vaterhaus eine bittre Lache auf und sah ihn mit einem durchbohrenden Blick an.

„Lach auch noch!“ schrie Stromminger. „I hab' g'meint, Du sollst Dich bessern da droben und jetzt bist kaum eine Viertelstund' z' Haus, jetzt stellst schon wieder Unheil an?“

„Jetzt regt er sich,“ rief eines der Weiber, „er lebt noch!“

„Tragt ihn in's Haus und legt ihn auf mei Bett!“ befahl Stromminger und machte Platz an der Küchenthür, wo er lehnte. Zwei Männer hoben Vincenz auf und trugen ihn hinein.

„Wenn wir nur 'n Doctor hätten!“ jammerten die Weiber und folgten dem Kranken in die Stube nach.

„Hätten wir nur die Luckard noch, da brauchten wir kein'n Doctor,“ meinten ein paar Männer, „die hat für Alles was g'wußt.“

„So soll man sie holen,“ befahl Stromminger — „auf der Stell' soll sie kommen!“

Wieder schlug Wally eine Lache auf: „Ja, die Luckard, gelt, Stromminger, jetzt möcht'st sie wieder haben? Jetzt holt sie Euch auf 'm Gott'sacker!“

Die Leute schauten sie betroffen an — „Is sie todt?“ frug Stromminger.

„Ja, vor drei Tagen is sie g'storb'n; das Herzeleid hat sie umbracht, das Ihr ihr an'than habt. Siehst, Stromminger, das g'schieht Dir recht — und wenn der da drin stirbt, weil Niemand da is, der 'was vom Curiren versteht, so g'schieht's ihm auch recht — das hat er an der Luckard verdient!“

Jetzt erhob sich ein Tumult — es war zu arg. „Nach so einer Uebelthat auch noch so reden und sagen, 's g'schäh' ihm recht, statt daß sie's reuen sollt'! Da is ja kei Mensch seines Lebens mehr sicher! Und der Stromminger steht dabei und laßt sie reden und sagt kein Wort? Das is a schöner Vater!“ So ging es hin und her, während Wally mit unterschlagenen Armen trotzig unter der Küchenthür stand und auf Stromminger blickte, der von ihrem Vorwurf unwillkürlich betroffen war. Jetzt aber kam ihm die Wuth doppelt, und sich auf seinem Krückstock aufrichtend rief er in die Menge: „I will Euch zeigen, was I für ein Vater bin. Packt sie und bindet sie!“

„Ja, ja," schrieen die Leute durcheinander, „bindet sie, so Eine g'hört unter Schloß und Riegel — auf's G'richt muß sie — die Mörderin!"

Wally stieß einen dumpfen Schrei aus bei dem Wort „Mörderin" und wich in die Küche zurück.

„Halt!" schrie Stromminger, „auf's G'richt laß I mei Tochter nit schleppen — meint Ihr, I will die Schmach erleben, daß dem Höchstbauer sein Kind in's Zuchthaus kommt? Kennt Ihr den Stromminger nimmer? Brauch' I einen G'richtshof, um ein ung'rathenes Kind zu züchtigen? Der Stromminger ist sich selber Manns g'nug, und auf mei'm Grund und Boden bin I mei eigene G'richtsbarkeit! I will Euch schon zeigen, wer der Stromminger is, wenn I auch lahm bin. In'n Keller sperr' ich sie und laß sie nit eher 'raus, als bis ihr der Trotz 'brochen is und sie mir vor Euch Allen auf die Kniee nachrutscht! Ihr habt's Alle g'hört, und wenn I nit Wort halt', so könnt's mich 'n Hundsfutt heißen!"

„Heiliger Gott, hast denn kein Einsehen mehr?" schrie Wally auf. „Nein, nein, Vater, nit einsperren! Um Gotteswillen nit einsperren! — Jagt mich fort, schickt mich 'nauf auf'n Murzoll und laßt mich droben einschneien! — Verhungern will I, erfrieren will I — aber unter freiem Himmel! — Wenn Ihr mich einsperrt, giebt's ein Unglück!"

„Aha, möcht'st wieder 'naus, a Landstreicherin werd'n, das g'fiel Dir besser? Nix da! Ich war bis jetzt nur z' schwach gegen Dich! Du bleibst hinter Schloß und Riegel, bis D' mich und den Vincenz auf die Kniee um Verzeihung bitt'st."

„Vater, das hilft bei mir nix — eh' I das thät', eher wollt' I im Keller vermodern, das könntet's schon selber wissen. Laßt's mi fort, Vater, oder — I sag's Euch noch einmal, 's giebt ein Unglück!"

„Jetzt is 's g'nug g'schwätzt — wie steht Ihr da? Was b'sinnts Euch? Soll I ihr selber nachspringe mit meim lahme Fuaß? Packt sie, — aber fest, — denn was a Strommingerbluat is, das zwingt noch Eurer Zehne! Halt't's Euch dran!"

Die Burschen, gereizt durch diesen Spott, drangen in die Küche ein: „Die woll'n wir gleich hab'n!" höhnten sie.

Aber Wally sprang mit einem Satz an den Herd und riß brennende Scheite aus dem Feuer: „Dem Ersten, der mich anrührt, versteng' I Haut und Haar!" schrie sie und stand da wie der Erzengel mit dem Flammenschwert.

Alle wichen zurück.

„Schämt Euch!" schrie Stromminger, „Ihr Alle mit einander werd't doch das eine Mädel zwingen. Schlagt's ihr die Bränd' mit Stecken aus der Hand," befahl er fiebernd vor Zorn, denn jetzt war es Ehrensache für ihn, vor dem ganzen Dorf seiner Tochter Herr zu werden. Einige liefen und holten Stöcke — es war eine Jagd wie auf ein reißendes Thier, und zum reißenden Thier war auch Wally geworden. Die Augen blutunterlaufen, den Angstschweiß auf der Stirn, die weißen Zähne zusammenknirschend, so wehrte sie sich gegen die Meute, wehrte sich, ohne zu denken und zu überlegen, wie die Thiere der Wildniß, um ihre Freiheit — ihr Lebenselement. Jetzt schlugen sie mit Stöcken nach den Bränden in ihrer Hand — ihrer einzigen Waffe — da schleuderte sie die Brände in die Menge hinein, daß diese schreiend auseinander wich, und immer neue riß

sie aus dem Herd und warf sie wie feurige Geschosse den Angreifern an den Kopf. Der Aufruhr wuchs.

„Wasser her!" schrie Stromminger, „holt doch Wasser, löscht ihr das Feuer aus!"

Das war das Letzte; geschah dies, so war Wally verloren. Ein Augenblick und das Wasser war da — Verzweiflung faßte das Mädchen. Da kam ihr ein Gedanke — ein furchtbarer, verzweifelter Gedanke — aber da war keine Zeit zum Erwägen, der Gedanke war That, eh' er ausgedacht — und ein brennendes Scheit in der Hand schwingend stürzte sie sich pfeilschnell durch die Meute hinaus auf den Hof und schleuderte den Brand mit gewaltigem Wurf auf den Heuboden mitten in das Heu und Stroh hinein!

Ein Schrei des Entsetzens!

„Jetzt löscht!" schrie Wally und flog über den Hof und zum Thor hinaus und weiter und weiter, indessen Alles auf dem Hof heulend und tobend zum Löschen eilte, denn schon schlug die Lohe wirbelnd durch das Dach.

Mit der aufsteigenden Rauchsäule hob sich kreischend ein dunkler Gegenstand vom Dach empor, wie aus dem Feuer geboren, kreiste ein paar mal hoch in der Luft darüber hin und flog dann der Richtung zu, die Wally genommen.

Wally hörte Geräusch hinter sich — sie glaubte, es seien die Verfolger, sie lief blindlings weiter. Es war Nacht geworden, aber es wollte nicht dunkel werden — ein heller Schein zitterte um sie her, daß man sie weithin sehen mußte. Sie stieg eine schroffe Felskante hinan, von der sie den Weg überblicken konnte, — aber nun sah sie, daß ihr Verfolger durch die Luft kam. — Sie hatte erreicht, was sie gewollt, Niemand dachte mehr daran, ihr nachzulaufen; den Hof zu retten, war dringendere Arbeit, und alle Hände halfen dabei. Jetzt hatte der Geier sie eingeholt und prallte im Schuß an sie an, daß er sie fast vom Felsen stieß. Sie drückte das Thier an die Brust und sank erschöpft zu Boden. Mit verschwommenem Blick schaute sie in den Feuerschein, der fern aufleuchtete und von den dunkeln Bergeshäuptern ringsum widerstrahlte. Mit gluthrothem, zornigem Angesicht schaute ihre That sie an, drohend, überwältigend. Von allen Kirchthürmen aus den Ortschaften klang dumpfes Sturmgeläut herüber und die Glocken summten ganz deutlich: „Mordbrenner, Mordbrenner!" Aber das furchtbare Lied sang ihr Bewußtsein in Schlaf — eine Ohnmacht breitete wohlthätige Schleier über die gehetzte Seele aus.

VI.

Hartes Holz

Tiefe Nacht umgab Wally, als sie die Augen wieder aufschlug; erloschen war der Feuerschein, verstummt das Geläut, in der Schlucht tief unten donnerte eintönig die Ache und über ihrem Haupte stand hoch am Himmel ein Stern. Sie blickte zu ihm auf, lange regungslos auf dem Rücken liegend, und er schaute auf sie herab wie ein Blick der Verzeihung. Eine wunderbare Tröstung wehte durch die Nacht. Ueber die fiebernde Stirn strich kühlend der Wind und sie richtete sich auf und begann ihre Gedanken zu sammeln. Es konnte nicht spät sein, der Mond war noch nicht aufgegangen. Das Feuer war also rasch ge-

löscht. Es mußte ja auch so sein, wo Alle dabei waren und augenblicklich helfen konnten, wie hätte da ein Brand um sich greifen können! Sie wußte nicht, wie ihr war — sie prüfte sich bis auf den Grund ihrer Seele und sie konnte sich nicht schuldig fühlen. Sie hatte es ja nur gethan aus Nothwehr, um die Verfolger von sich abzuhalten, indem sie ihnen etwas Anderes zu thun gab! Sie wußte wohl, daß man sie nun „Mordbrennerin" nennen werde — aber war sie's? Sie erhob den Blick zu dem Stern über ihr. Es war, als spräche sie sich jetzt zum erstenmal ganz allein mit dem lieben Gott aus, und was er ihr sagte, war Versöhnung. Friedlich schaute der reine Nachthimmel auf sie nieder, diesem Himmel zu lieb hatte sie's ja gethan. Nur unter dieser hochgewölbten Sternenkuppel hatte ihre Brust Raum, zu athmen; gefangen liegen im dumpfen Keller ohne Luft, ohne Licht, Wochen, Monate lang, bis sie in das Haus des verhaßten Werbers flüchten würde und zu Spott und Schande vor ihrem Vater auf den Knieen öffentlich Buße thun — das war mehr als der Tod, das war eine Unmöglichkeit!

Das Mädchen, das sechs Monate lang mutterseelenallein in der rauhen Herberge der Ferner zu Gaste war, das mit den wilden Gesellen, die dort hausen, dem Sturm, dem Hagel und Regen, die Nächte durchwacht, dessen Stirn das Feuer des Himmels geküßt, bevor es zur Erde niederzückte, das hoch in den Wolken der Donner in seiner ganzen Furchtbarkeit umtost, bevor er seine Kraft in den Lüften zertheilte, das Mädchen, das fast täglich sein Leben eingesetzt, wenn es über abgrundtiefe Felsspalten wegsprang, um eine verstiegene Geis zu retten, — das Mädchen konnte sich nicht mehr fügen in die Begriffe und die Tyrannei des kleinen Sinns, konnte sich nicht knebeln lassen wie ein Thier, mußte sich wehren auf Leben und Tod. Die Menschen hatten kein Recht mehr an sie — sie hatten sie hinausgestoßen und zur Gefährtin der Elemente gemacht; was Wunder, daß sie einen der wilden Gefährten — das Feuer — zu Hülfe rief in dem Kampf gegen die Menschen?

Sie konnte sich das Alles nicht klar machen, sie hatte nicht gelernt, über sich selbst nachzudenken, sie wußte nicht warum? aber sie fühlte, daß Gott nicht mit ihr rechtete, daß er von seiner Höhe herab mit einem andern Maß messe als die Menschen, war ja auch ihr von ihrem Ferner herab Alles so klein erschienen, was sie in der Tiefe für groß gehalten — wie mußte es erst ihm sein droben im Himmel?! — Gott allein verstand sie — mochten sie die da unten für eine Verbrecherin halten — Gott sprach sie frei!

Da erhob sie sich und schüttelte die Last von der Seele und war wieder die Alte, rüstig und zuversichtlich, stark und frei.

„Jetzt Hansel — was fangen wir an?" fragte sie den Geier, mit dem sie sich in Ermangelung jeder Ansprache laut zu reden gewöhnt hatte. Hansel stellte eben irgend einem nächtlichen Gewürm nach, erwischte es und verschlang es. „Du hast Recht," sagte Wally, „unser Brod müssen wir suchen. Du hast's gut, Du find'st 's überall, aber J?" Plötzlich wurde Hansel unruhig, flog auf und spähte nach etwas in der Ferne.

Da fiel es Wally ein, daß man sie nun, da das Feuer gelöscht sei, suchen könne und sie weiter müsse, so schnell als möglich. Aber wohin? Ihr erster

Gedanke war Sölden! Aber das Blut stieg ihr in's Gesicht — konnte da nicht der Joseph denken, sie liefe ihm nach? Und sollte er sie in der Schmach und Schande sehen, arm, von zu Haus entlaufen, verpönt und verschrien als „Mordbrennerin".

Nein, so sollte er sie nicht sehen, er am wenigsten! Lieber laufen, soweit der Himmel blau!

Und ohne sich weiter zu besinnen, nahm sie den Geier auf die Schulter — das einzige Hab' und Gut, das sie beschwerte — und ging der Richtung zu, von der sie am Morgen gekommen — nach Heiligkreuz.

Zwei Stunden war sie gegangen, ihre Füße waren wund, sie war zum Tod erschöpft, da tauchte der Thurm von Heiligkreuz in der Dunkelheit vor ihr auf und, wie das Licht in einem Leuchtthurm, schimmerte durch die offene Glockenstube der aufgehende Mond und zeigte der ziellosen Wandererin die Richtung.

Taumelnd vor Müdigkeit schleppte sie sich durch das schlafende Dorf der Kirche zu. Dann und wann schlug ein Hund an, wo sie mit leisem Fuß vorüberschritt. Wer sie jetzt erwischte, der mußte sie für eine Diebin halten. Sie zitterte, als wäre sie's wirklich. Was war aus der stolzen Stromminger-Wally geworden!

Hinter der Kirche war das Pfarrhaus. Neben der Thür stand eine hölzerne Bank und von den kleinen Fenstern hing das Gestrüpp abgeblühter Bergnelken aus dem hölzernen Kästchen darauf nieder. Hier wollte Wally den Tag abwarten, der Pfarrer werde sie doch wenigstens vor Mißhandlung schützen. Sie legte sich auf die Bank, den Hansel setzte sie auf die Lehne zu ihren Häupten, und nach wenig Augenblicken forderte die Natur ihr Recht, sie schlief ein. —

„Herr meines Lebens, was ist mir da für ein Findling bescheert!" klang es Wally in's Ohr, und als sie die Augen aufschlug, war es heller Tag und niemand Anderes, als der Herr Curator selbst, stand vor ihr.

„Gelobt sei Jesus Christus," stammelte Wally verlegen und fuhr mit den Beinen von der Bank herunter.

„In Ewigkeit, Amen! Mein Kind — wie kommst Du hierher, wer bist Du — und was ist das für ein seltsamer Begleiter, den Du da bei Dir hast, — man könnte sich fast fürchten?" sagte der geistliche Herr freundlich lächelnd.

„Hochwürdig Gnaden," sagte Wally einfach, „I hab' was Schwer's auf'm G'wissen und möcht' Ihne gern beichten! I heiß' Wallburg und g'hör' 'm Stromminger vom Höchsthof auf der Sonnenplatten. I bin d'heim davon g'laufen. Wissen's — I hab' Händel g'habt mit 'm Gellner-Vincenz und hab'm a Loch in 'n Kopf g'schlag'n und dann hab' I mei'm Vater a Scheuer an'zünd't — —!"

Der Pfarrer schlug die Hände zusammen: „Gott steh' uns bei — was für Geschichten. So jung und schon so bös!"

„Hochwürden — I bin sonst nit bös, g'wiß nit — I kann keiner Fliegen nix z' Leid thun — aber sie hab'n mir's darnach g'macht!" sagte Wally und schaute den Curator mit ihren großen, ehrlichen Augen an, daß er ihr glauben mußte, er mochte wollen oder nicht. „Komm' herein", sagte er, „und erzähl' mir, aber das Ungethüm lass' draußen;" er meinte den Geier. Wally schwang

den Geier in die Luft, daß er auf das Dach flog, und folgte dem Herrn in das kleine Haus. Er ließ sie in die Stube treten.

Da war es gar still und friedlich. Im Alkoven stand eine rohe hölzerne Bettstelle mit zwei gemalten flammenden Herzen, die für den Herrn Curator die Herzen unseres Heilands und der Jungfrau Maria bedeuteten. Ueber dem Bett war ein Weihwasserkesselchen von Porzellan und ein Brett mit Erbauungsbüchern. Im Zimmer waren noch mehrere Schäfte mit andern Büchern und ein altes Schreibpult, eine braune Holzbank hinter einem großen, schweren Tisch, einige Holzstühle, ein Betschemel unter einem großen Crucifix mit einem Kranz von Edelweiß und ein paar bunte Lithographien des Papstes und verschiedener Heiligen. Von der Decke herab hing ein Käfig mit einem Kreuzschnabel. Eine uralte Commode mit messingenen Löwenköpfen, welche Ringe zum Aufziehen der schweren Schubladen im Maule hatten, bildete das Prachtstück. Auf dieser Commode waren allerhand schöne Dinge. Ein Heiligenschrein mit einem geschnitzten Heiligen, ein Glaskästchen mit einem wächsernen Christuskind in rothseidener Wiege, ein gläsernes Spinnrädchen und ein vergilbter künstlicher Blumenstrauß der Art, wie sie in den Klöstern gemacht werden, in einer gelben Vase, unter einer Glasglocke. Ein Schächtelchen mit kleinen bunten Muscheln. Ein winziges Bergwerk in einer Flasche und als Mittelstück ein Krippchen aus Moos und funkelnden Glimmersteinchen mit fein geschnitzten Thier- und Menschenfigürchen. Auch an einigen schönen Tassen und Kannen fehlte es nicht neben den heiligen Gegenständen und den Schlußstein bildeten rechts und links von der Geburt Christi zwei krystallene Salzfäßchen. Und das Alles so sauber gehalten, als gäbe es keinen Staub auf der Welt. Diese Commode mit den verschiedenen kunstreichen Dingen war der kindliche Altar, den der einsame Priester sechstausend Fuß hoch über dem Meere und über der modernen Cultur dem Gott der Schönheit errichtet hatte. Hier stand er wohl manchmal, wenn draußen der Schnee wirbelte und der Sturm an dem hölzernen Häuschen rüttelte, und blickte sinnend in die kleine niedliche gedrechselte Welt hinein, schüttelte lächelnd das Haupt und sagte: „Was doch die Menschen nicht Alles machen!"

Ganz dasselbe dachte Wally, als ihr Blick im Vorbeigehen schüchtern über die wunderhaften Sächelchen glitt. Wie reich auch ihr Vater war, solche Dinge hatten sich nie in sein Haus verirrt, was hätten auch die plumpen Bauern damit anfangen sollen? In ihrem ganzen Leben hatte sie so etwas nicht gesehen, sie, der schon ein Spinnrad neben ihren Sensen und Heugabeln als der Inbegriff aller Zierlichkeit erschien! Es war ihr ordentlich zu Muthe, als könne sie sich in diesem Stübchen nicht regen, ohne etwas zu zerbrechen, und als müsse sie hier ganz besonders manierlich sein. Sie wollte unwillkürlich an der Thür die schweren eisenbeschlagenen Bergschuhe ausziehen, um die glatten, weißgescheuerten Dielen nicht zu verderben, aber der Herr Curator litt es nicht, und so trat sie denn so leise auf, als sie nur konnte, und setzte sich geziemend auf das äußerste Ende der Bank, die ihr der Herr anbot. Der Geistliche ließ sein freundliches klares Auge beobachtend auf ihr ruhen und sah, daß sie den erstaunten Blick nicht von den Zierrathen auf der Commode abwenden konnte. Der alte Herr war ein Menschenkenner. „Du möchtest Dir wohl erst

meine hübschen Sächelchen ansehen? Thu' es, mein Kind — Du hast sonst keine rechte Sammlung für die ernsten Dinge, die wir besprechen wollen."

Und er führte Wally zu der geheimnißvollen Commode und erklärte ihr Alles und erzählte ihr, wo er es her habe.

Wally traute sich nicht zu sprechen und sah und hörte voll Ehrerbietung. Als sie bei der Krippe als dem Besten und Letzten angekommen waren, sagte der Herr Curator: „Siehst Du, das ist Jerusalem da hinten, und das sind die heiligen drei Könige, die zum Christuskind wallfahrten — schau, das ist der Stern, der sie führt, und da — da liegt das Kindlein in der Krippe und ahnt es noch nicht, daß es geboren ist, um zu leiden für die Sünden der Welt. Denn es kann noch nicht denken und hat keine Erinnerung mit herüber genommen aus seiner himmlischen Heimath, dieweil der Gottessohn eben nun ein rechtes Menschenkind werden mußte, wie jedes andere, — sonst hätten ja die Menschen sagen können, das sei keine Kunst, so gut und geduldig zu sein wie Jesus Christus, wenn man Gottes Sohn sei und göttliche Kraft habe, und einem solchen Vorbild könne man nicht nachahmen, wenn man ein gewöhnlicher Mensch sei. Sie sagen das auch leider jetzt noch oft genug und sündigen fort darauf hin!" Wally schaute das nette nackte Kindlein an mit seiner Goldpapier-Glorie, wie es so geduldig dadrin lag, und hörte die Worte des Pfarrers, und wie sie sich den strengen finstern „Herrgott vom Kreuz" als armes, hülfloses, zum Leiden geborenes Menschenkind dachte — da erbarmte sie seiner und es that ihr leid, daß sie gestern an dem Todtenbett der Luckard „so grob" mit dem armen Gekreuzigten gewesen war. „Aber warum hat er sich auch Alles g'fallen lassen?" sagte sie unwillkürlich mehr zu sich selbst, als zu dem hochwürdigen Herrn.

„Weil er den Menschen zeigen wollte, daß man nicht Böses mit Bösem vergelten und sich nicht rächen soll, denn Gott hat gesprochen: „Mein ist die Rache!" Wally wurde roth und schlug die Augen nieder.

„Jetzt komm', mein Kind," sagte der kluge Mann, „und leg' Deine Beichte ab!"

„Des wird kurz bei'nand' sein, Hochwürden," sagte Wally. Und ehrlich, wie sie stets gewesen, erzählte sie ohne jede Beschönigung, wenn auch mit schüchtern gedämpfter Stimme, wie Alles gegangen, und bald war dem Beichtiger der ganze Zusammenhang klar. Ein gewaltiges Lebensbild hatte sich da, mit groben Zügen hingeworfen, vor ihm entrollt, und ihn jammerte des edeln jungen Bluts, das da zwischen schroffen Felsspitzen und schroffen Menschen verwilderte!

Lange saß er still und blickte sinnend vor sich hin, als Wally geendet hatte. Sein Blick haftete an einem alten verlesenen Buch auf seinem Bücherschaft an der Wand; ein Fremder, den er gastlich aufgenommen, hatte es ihm geschenkt. Auf dem Einband stand mit Golddruck: das Nibelungen-Lied. —

„Herr Pfarrer," sagte Wally, die das Nachdenkliche in seinen Zügen für den Ausdruck des Vorwurfs hielt, „'s is halt au z' viel z'samm'komm'n, I hab' halt g'rad noch den Zorn weg'n der arme Luckard im Leib g'habt und da schlagt der au noch den Klettenmaier! Schauen S', I hab' den alten Mann nit schlagen sehen können, um Alles nit, und wann's no amol so käm', I machet's g'rad wieder so! Und a Mordbrennerin bin I doch nit, wann f' mi glei so heißen werd'n. Gelten S'? Wann ma a Haus am hellen Tag anzünd't, wo alle

Leut' derbei sind, da kann ja nit viel verbrenne. I hab' mir halt nimma z' helfen g'wußt und da hab' I denkt, wann s' löschen müssen, könne s' mir nit nachspringe! Und wenn des a Sünd' is, nacher weiß I nit, wie ma's mach'n soll auf dera Welt, wo die Leut' so bös sind und ei'm alles Ung'mach anthun."

„Man soll es machen wie Jesus Christus: dulden und tragen!" sagte der Geistliche.

„Wissen's, Hochwürden," sagte Wally, „wenn der Herr Jesus Christus Alles hat mit sich machen lassen, so hat er g'wußt, warum — der hat die Leut' was lehren wollen! I wüßt' aber nit, für was I 's thät', denn von mir will doch Niemand nix lernen im ganzen Oetzthal! Und wenn I mi noch so geduldig hätt' in 'n Keller sperren lass'n, 's wär ganz für nix g'wesen, — denn 's hätt' sich Niemand kein Beispiel dran g'nommen, aber mich hätt's vielleicht 's Leben kost't!"

Einen Augenblick besann sich der Pfarrer, dann richtete er seine freundlichen überschauenden Augen auf Wally und schüttelte den Kopf. „Du unbändig's Kind, Du, möchtest nicht mit mir auch schon wieder Streit anfangen? Sie haben Dich arg verstört und aufgereizt, daß Du überall Feinde und Widerspruch witterst. Komm' nur zu Athem und merk', wo Du bist — Du bist bei einem Diener Gottes und Gott sagt: ich bin die Liebe, das soll Dir kein bloßes Wort sein, ich will Dir zeigen, daß es wahr ist! Ich will Dir sagen, daß, wenn auch alle Leute Dich hassen und verdammen, der liebe Gott Dich doch lieb hat und Dir verzeiht! Was Du bist, das haben die harten Menschen, die rauhen Berge und die wilden Wetter aus Dir gemacht, und das weiß der liebe Gott recht wohl, denn der sieht Dir in's Herz und sieht, daß Dein Herz gut und rechtschaffen ist, wie Du auch gefehlt hast. Und er weiß, daß in der Wildniß keine Gartenblumen wachsen und daß grobe Aexte kein fein' Bildwerk schnitzen. Aber nun pass' auf! Findet unser Herr und Meister so ein grob Schnitzwerk von besonders gutem Holz, das ihm der Mühe werth dünkt, was Besseres d'raus zu machen, so nimmt er wohl selber einmal das Messer und schnitzelt das verpfuschte Menschenwerk zurecht, daß noch was Hübsches d'raus wird. Nun mein' ich, Du sollst recht Acht geben, daß Du Dein Gemüth nicht noch mehr verhärtest, denn schau', wenn unser Herrgott so ein paar Schnitt' gethan hat, und er findet das Holz zu hart, so verdrießt ihn die Mühe, und er wirft die Arbeit weg. Hab' ja Acht, mein Kind, daß Dein Herz weich sei und nachgebe unter Gottes bildnerischem Finger. Wenn ein harter Druck Dich unerträglich dünkt, so sei fügsam und denke, Du spürst die Hand Gottes, die an Dir arbeitet. Und wenn ein Schmerz Dir scharf in die Seele schneidet, so denke nur, es sei Gottes Messer, das die Unebenheiten herausschneidet. Verstehst Du mich?"

Wally nickte etwas unsicher mit dem Kopf.

„Nun," sagte der alte Herr, „ich will Dir's noch deutlicher machen. Was möchtest Du lieber sein, ein roher Stock, mit dem man die Leute todtschlagen kann, und den man, wenn er morsch wird, zerbricht und verbrennt, oder so ein feines Heiligenfigürchen wie jenes dort, das man in ein Bildstöckchen stellt und andachtsvoll verehrt?"

Jetzt hatte ihn Wally begriffen und nickte lebhaft: „Ja freili — lieber so a Heiligenfigürl'!"

„Nun siehst Du! Grobe Fäuste haben einen rohen Stock aus Dir gezimmert, aber Gottes Hand kann so ein Heiligenbild aus Dir schnitzen, wenn Du thust, was ich Dir eben sagte."

Wally sah den Pfarrer mit großen erstaunten Augen an, es war ihr ganz eigen zu Muth — vergnügt und doch zum Weinen. Nach langem Schweigen sagte sie schüchtern: „I weiß nit, wie des is, aber bei Ihne is Alles anders als anderswo, Herr Pfarrer! So hat no kei Mensch mit mir g'red't! Der Herr Curat von Sölden hat immer g'scholten und vom Teufel und uns're Sünden g'sprochen, und I hab' gar nit g'wußt, was er will, denn I hab' selbigerzeit no gar nix Böses 'than g'habt. Aber Sie reden doch mit Ein'm, daß ma's verstehen kann und — I mein', wenn I bei Ihna bleib'n könnt' — da wär's mir am wöhlsten! Ich wollt' g'wiß Tag und Nacht arbeiten, und mei Stück'l Brod verdienen —!"

Der Curator überlegte lange, dann schüttelte er traurig den Kopf: „Das geht nicht, Du armes Kind. Wenn ich's noch so bedenke, es geht nicht. Wenn ich Dir im Namen Gottes vergeben kann, vor den Menschen darf ich's nicht. Denn Gott sieht die Absicht, die Menschen sehen nur die That. Ein Anderes ist der Geistliche im Beichtstuhl — ein Anderes in der Gemeinde. Im Beichtstuhl ist er der Verkünder der Gnade — in der Gemeinde ist er der Verkünder des Gesetzes. Er muß die Menschen aneifern durch Wort und Beispiel, das Gesetz zu ehren und zu halten. Denke, was würden die Leute sagen, wenn der Pfarrer eine offenkundige Brandstifterin bei sich aufnähme? Würden sie's verstehen, warum ich's thäte? Niemals, sie würden nur daraus schließen, daß ich die Brandstifter in Schutz nehme, und darauf hin sündigen. Und wenn wir demnächst eine recht boshafte Brandlegung erlebten, so müßte ich mir bitter vorwerfen, daß ich den Leuten durch meine Nachsicht gegen Dich Muth dazu gemacht hätte! Kannst Du das einsehen und es ohne Murren hinnehmen als die unvermeidlichen Folgen Deiner That?"

„Ja!" sagte Wally dumpf und ihre Augen rötheten sich von verhaltenen Thränen. Dann stand sie rasch auf und sagte schroff: „So dank' I schön, Herr Pfarrer, und wünsch' Gutenmorgen."

„Heh! Heh!" rief der Pfarrer, „gleich wieder oben 'naus? Was meinst, wär's nicht näher durch die Wand, als durch die Thür? Ich ging' an Deiner Stelle lieber gleich durch die Wand!"

Wally blieb beschämt stehen und sah zu Boden. Der alte Herr ließ mit komischer Verwunderung seine Augen auf ihr ruhen: „Was wird das kosten, bis das rasche Blut gebändigt ist! Läuft man denn gleich so fort? Sag' ich denn, ich wollte Dich Deinem Schicksal überlassen, wenn ich Dich nicht bei mir im Haus behalten will? Zuerst frühstückst Du mit mir, denn essen muß der Mensch, und Gott weiß, wie lang' Du nichts mehr gegessen hast. Dann wollen wir weiter reden." Er ging an ein Schiebfensterchen, das nach der Küche führte, und rief der alten Magd, das Frühstück für Drei zu richten. Dann setzte er sich an sein einfaches Schreibpult und schrieb der Wally ein paar Namen von Bauern auf, die er als brave Leute kannte.

„Schau, da hast Du ein ganzes Verzeichniß von rechtschaffenen Männern

und Frauen im Oetzthal und Gurglerthal," sagte er zu Wally; „bei denen such' Dir einen Dienst. Hinten in den Bergen weiß man noch nichts von Deinem Vergehen, und bis man's erfährt, kannst Du Dich schon als brave Magd bewährt haben, so daß die Leute ein Auge zudrücken. Auf mich darfst Du Dich nicht berufen, doch Du bist groß und stark wie ein Mann, sie werden Dich gern nehmen. Du kannst tüchtig arbeiten und Dich nützlich machen, wenn Du willst. Aber gehorchen mußt Du lernen, mußt Dich schicken in Brauch und Ordnung, sonst geht's nicht! Ich verlange nicht von Dir, daß Du zu Deinem Vater zurückkehrst und Dich in den Keller sperren lässest, denn das wäre eine unwürdige Strafe und würde bei Dir mehr verderben als gut machen. Ich verlange auch nicht, daß Du den Vincenz aus Gehorsam gegen den Vater heiratheſt und Dich für Dein Leben unglücklich machst. Aber ich verlange von Dir, daß Du Dein wildes Wesen im Dienste braver Leute, in vernünftiger, geregelter Thätigkeit bändigst und wieder ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft wirst. Versprichst Du mir das?"

„I will's probir'n!" sagte Wally in ihrer unerschütterlichen Ehrlichkeit.

„Nun, das ist Alles, was ich vorderhand von Dir verlange, denn ich weiß wohl, daß Du mit gutem Gewissen nicht mehr versprechen kannst. Aber versuche es mit redlichem Willen und denke immer, daß der liebe Gott zu hartes Holz wegwirft! — Ich will heute noch zu Deinem Vater gehen und ihm in's Gewissen reden, daß er Dir verzeiht und sich mit Dir aussöhnt, oder Dich wenigstens nicht weiter verfolgt. Gieb mir bald Bericht, wo Du bist, daß ich Dir schreiben kann, wie die Dinge stehen."

Die Mariann brachte das Frühstück, und der Pfarrer sprach das Morgengebet. Auch Wally faltete andächtig die Hände und bat aus tiefster Seele den lieben Gott, er möge ihr doch helfen, gut und brav zu werden; es war ihr so heiliger Ernst damit, sie wäre ja so gern gut und brav gewesen, wenn sie nur gewußt hätte, wie sie's machen sollte.

Als das Gebet zu Ende war, setzten sich alle Drei, sie und der Herr Pfarrer und die Mariann, zum Frühstück. Aber kaum hatten sie begonnen, da erhob sich draußen ein Lärm: „Ein Geier! — Schaut's da auf 'm Dach den Geier! — Schießt's 'n 'runter, Büx'n her!"

„Jesus, mein Hansel," schrie Wally, sprang auf und wollte zur Thür hinaus.

„Halt!" rief der Pfarrer, „was willst Du — Du kannst jetzt nicht hinaus; willst Du Dich unnöthig preisgeben, wo jeden Augenblick die Leute Deines Vaters kommen können, Dich zu holen?"

„Mein'n Geier lass' I nit im Stich, werd's wie's woll'," rief Wally, und mit einem Sprung war sie zur Thür hinaus.

Der Pfarrer folgte ihr kopfschüttelnd.

„Der Geier ist zahm," — schrie sie den Leuten zu, „er g'hört mir, laßt'n gehen!"

„Aber so a Viech laßt ma doch nit so 'rumfliegen," murrten die Leute.

„Hat er Euch a Schaf g'holt, oder a Kind?" fragte Wally trotzig.

„Nein!"

„No also — laßt mi ung'schoren mit mei'm Vogel!" sagte das Mädchen

und stand so stolz und herausfordernd da, daß die Leute sie erstaunt ansahen. „Wally, Wally," warnte leise der Pfarrer, „denk' an das harte Holz!"

„I denk' scho d'ran, Herr Pfarrer," und sie winkte mit der Hand dem Geier: „Hansel, komm' weiter!" Der Vogel schoß vom Dach herab, daß die Leute erschrocken zurückfuhren. Sie nahm ihn auf die Schulter und schritt auf den Pfarrer zu. „B'hüt Gott, Hochwürden," sagte sie leise, „I dank' für Alles!"

„Willst nicht noch hereinkommen und fertig frühstücken?" fragte der Herr.

„Nein, I laß den Vogel nimmer da allein — und fort muß I ja doch — auf was soll I warten?"

„So sei Gott mit Dir und alle Heiligen!" sagte der Pfarrer bekümmert, indessen die alte Mariann ihr heimlich einen Imbiß in die Tasche des faltigen Rockes stopfte.

Einen Augenblick zögerte ihr Fuß an der ihr lieb gewordenen Schwelle — dann aber schritt sie still weiter durch alle die Leute durch, die ihr erstaunt nachgafften.

„Wer is denn des?"

„Des is a Hex'!" hörte sie hinter sich flüstern.

„Es ist eine Fremde," erklärte der Pfarrer, „der ich die Beichte abgenommen habe!"

VIII.

Die Klötze von Rosen.

Tag um Tag irrte Wally auf den Ortschaften herum, um einen Dienst zu suchen, aber Niemand wollte sie mit dem Geier aufnehmen, und von dem Geier ließ sie nicht. Wenn sie ihn auch preisgegeben hätte, er wäre ihr doch immer wieder zugeflogen, und das treue Thier zu tödten, der Gedanke kam ihr nicht in den Sinn, mochte es mit ihr werden, wie es wollte. Nun war sie in Wahrheit die Geier-Wally, denn ihr Schicksal war unzertrennlich mit dem Geier verknüpft und er griff in dasselbe ein, wie ein Mensch. Die alte Base der Luckard wollte sie gerne behalten, als sie einen Augenblick bei ihr vorsprach, aber dort war sie zu nah von Haus — dort wäre sie ganz in der Gewalt des Vaters gewesen. Sie mußte weiter — soweit sie die Füße trugen. Die Jahreszeit ward immer rauher, es begann zu schneien, und die Nächte, die Wally auf irgend einem offenen Heuschober zubrachte, waren empfindlich kalt. Die Kleider, die sie auf dem Leibe trug, wurden schlecht und schmutzig, sie fing an bettelhaft und landstreicherisch auszusehen, und immer härter ward sie abgefertigt, wo sie mit ihrem Gefährten an eine Thür klopfte. So abenteuerlich sah sie aus, daß keine gutmüthige Bäuerin sie mehr für ein paar Stunden im Haus arbeiten und dann mit am Tisch essen ließ. Man reichte ihr um der Gottesbarmherzigkeit willen ein Stück Brod vor die Thür hinaus. Und Wally, die stolze Strominger-Wally, setzte sich auf die Schwelle und aß es! Denn sterben wollte sie nicht. Das Leben, das gequälte, gehetzte, arme, nackte Leben war doch so schön, so lange sie hoffen konnte, daß einst doch der Joseph sie lieb haben werde. Um

dieser Hoffnung willen konnte sie Alles ertragen, Hunger, Kälte, Schmach! Aber ihr sonst so starker Körper begann zu wanken unter der beständigen verzehrenden Sorge und Spannung, ihr Blick wurde trübe, die Füße versagten ihr den Dienst, und sowie sie sich ruhig hinlegte, verwirrten sich ihr die Gedanken und sie lag in einem fieberhaften Halbschlaf. Mit erstickender Angst überkam sie das Gefühl, krank zu werden. Auch das noch! Wenn sie irgendwo in einer Scheune bewußtlos liegen blieb, dann brachte man sie zu ihrem Vater, dann war sie wieder in seiner Gewalt. Sie war drüben im Gurglerthal herumgeirrt, und da sie dort nichts gefunden, wieder den mühsamen Weg in's Oetzthal herübergestiegen. Es hatte sie nach Vent gezogen, das lag im Burgfrieden ihres Vaters Murzoll, es war ihr ein Stück Heimath. Aber dort war es ihr noch schlimmer gegangen. Je rauher die Gegend, desto rauher waren auch die Menschen — und bis Wally dorthin kam, war ihr auch schon die Kunde von ihrer That vorausgeeilt und Schrecken und Abscheu begegnete ihr, wo sie sich zeigte. Auf den Pfarrer von Heiligkreuz berief sie sich nicht, denn er hatte es ihr verboten, und sie sah ein, daß er es thun mußte. Deshalb aber suchte sie auch keinen andern Pfarrer mehr auf, es durfte ja Keiner sich ihrer annehmen!

Das letzte Haus von Vent hatte soeben seine Thür hinter ihr geschlossen. Vor ihr lag nun nichts mehr, als die himmelhohen Wände des Platteykogels, der Wildspitze und des Hochvernagtferners, die das Thal absperrten, und über die kein Weg weiter führte. Hier schloß sich die Welt von allen Seiten wie eine Sackgasse, und sie war am Ende dieser Sackgasse. Da stand sie und schaute an den steil aufragenden Wänden ringsum empor. Es war ein grauer Morgen und dichter Schnee, der die Nacht gefallen, ließ das ganze Thal nur noch wie eine ungeheuere Schneemulde erscheinen. Jede Spur eines Pfades war verwischt. Sie setzte sich nieder und dachte: „schlaf' I ein und erfrier', so ist's ein leichter Tod". Aber so kalt war's noch nicht, der Schnee schmolz unter ihr und sie schlotterte bald vor Nässe. Da sprang sie auf und schleppte sich die Anhöhe hinan, die hinter Vent auf den Weg zum Hochjoch führt. Hier konnte sie die Gegend weithin übersehen. Und da gewahrte sie auch eine Art Furche im Schnee, die sich hinter dem Dorfe längst der Thalleitspitz mitten in's Herz der Ferner hinzog. Das konnte ein Fußpfad sein — aber wo führte der hin? Sie stieg noch höher, um weiter zu sehen, und da fiel es ihr wie eine Binde von den Augen, — das war ja der Weg, der von Vent nach den Rofener Höfen führte. Rofen, der höchste bewohnte Ort in ganz Tirol, der letzte im Oetzthal, wo Adlern gleich noch Menschen hausen, nur zwei Familien, die Klötze und die G'streins. Rofen, das stille versteckte Rofen am Fuß des furchtbaren Vernagtgletschers, am Ufer des Eissees, wo kein Fuß sich hinverirrte Jahr aus Jahr ein, das eine ehrwürdige Sage in geheimnißvolle Schleier einwob. Das war der Ort, wo Wally hingehörte, das war die letzte Zuflucht, wo sie Hülfe fand, oder wenigstens ruhig sterben konnte, wie das Thier der Wildniß. Dahin wollte sie, zu den Klötzen von Rofen! Sie waren die berühmtesten Fremdenführer in ganz Tirol, sie waren auf den Bergen daheim, wie Berggeister, *sie* konnten begreifen, daß Wally eher ein Haus anzünden, eher sterben wollte, ehe sie sich den Athem der Freiheit rauben ließ, und sie konnten Wally beschützen gegen

die ganze Welt, denn die Rofener Höfe hatten das Asylrecht. Herzog Friedrich mit der l. T. hatte es ihnen verliehen zum Dank, weil er einst in der Bedrängniß auf Rofen Zuflucht vor seinen Feinden gefunden. Joseph der Zweite hatte es ihnen zwar Ende des vorigen Jahrhunderts entzogen, aber der Bauer hält fest an seinen Bräuchen und die Oetzthaler ehrten es freiwillig noch immer fort. Wer auf Rofen Freistatt fand, der war unantastbar, denn die Rofener, die „G'streins" und die „Klötze", nahmen Keinen auf, der's nicht verdiente, und standen in demselben Ansehen, wie ihre Vorfahren. Ein Angriff auf ihr Hausrecht wäre so viel gewesen, wie Kirchenschändung.

Wally hob die Arme zum Himmel in brünstigem Dank, daß Gott ihr diesen Weg gezeigt, und schwindelnd, taumelnd strebte sie dem letzten Ziele zu, das ihre Kraft noch zu erreichen vermochte. Erst abwärts auf den Pfad, der von Vent abging, dann wieder steil aufwärts.

Eine endlose Stunde war sie auf dem verwehten Pfad gestiegen. Da lagen sie vor ihr, wie schlafend im Schnee, die stillen, ehrwürdigen Rofener Höfe, die sie oft vom Murzoll herab klein wie Adlernester am Felsen hängen gesehen. Das Herz schlug ihr, daß sie's hörte, die Knie wankten ihr. Wenn sie auch hier abgewiesen würde? Ein neues Schneegestöber wirbelte lautlos herab und hüllte Alles in einen weißen, beweglichen Schleier. Es wirbelte und flimmerte vor Wally's Augen und der weiße Schleier wallte ihr kühl um's Haupt, aber auf ihrer fieberheißen Stirn schmolz er und floß ihr als Wasser über Gesicht und Haare, und dann schüttelte sie wieder der Frost. Endlich stand sie vor der Thür des Nicodemus Klotz und griff nach dem eisernen Klopfer, aber wie sie danach griff, ward es ihr so seltsam licht vor den Augen, sie sank mit einem dumpfen Fall gegen die Thür und glitt daran vollends nieder. —

Fort und fort wallten die weißen Flocken in das enge Thal herab und schleierten und betteten es ein und häuften sich vor der gut verrammelten Thür des Nicodemus Klotz über dem starren Körper, der da lag, zu einem friedlichen weißen Hügel auf.

Nicodemus Klotz saß auf der warmen Ofenbank, schmauchte sein Pfeifchen und schaute behaglich dem Schneetreiben vor dem Fenster zu. So zogen ihm in guter Ruhe die Viertelstunden vorüber, indeß sein jüngster Bruder Leander, ein stattlicher Jäger, in einem fließpapierenen Wochenblättchen las. „Das legt wieder schön 'runter," sagte Nicodemus rauchend.

„Ja," sagte Leander und schaute auf, wie's vor dem kleinen Fenster wallte und wimmelte. Da plötzlich schlug mitten in dem weißen Wirbel ein dunkler Flügel an's Fenster, es flatterte und krächzte und flog vorbei, dem Dach zu.

„Da war was!" sagte Leander und stand auf. „Was wird's g'wesen sein," brummte der Aeltere, „kannst ja nit vor d'Thür 'naus in dem G'stöber."

„Ah was!" sagte Leander und nahm den Stutzen von der Wand, der Jäger rührte sich in ihm bei jedem Flügelschlag eines vorbeischwirrenden Vogels. Er mußte sehen, was das war. Er ging und öffnete behutsam die Thür, um den Vogel durch kein Geräusch zu verscheuchen. Da fiel ein Haufen Schnee herein und er gewahrte den Hügel, der sich an der Schwelle aufgeschichtet hatte. Er

konnte nicht hinaus, er mußte eine Schippe holen, um den Wall fortzuschaffen. Aergerlich stellte er den Stutzen weg und begann zu schaufeln.

„Jesus, was ist das?!" schrie er plötzlich auf, „Nicodem, komm' schnell, da ist was unter dem Schnee, hilf!"

Der Bruder eilte herbei, im Nu war der Hügel aufgegraben und ein Arm, ein schöner runder Arm ragte heraus. Und nun zogen sie unter der leichten Schicht einen leblosen Körper hervor.

„O lieber Gott, ein Mädel — und was für eins!" flüsterte Leander, als der schöne Kopf und die wundervoll gewölbte Brust zum Vorschein kam.

„Wie mag sich die daher verirrt haben?" sagte Nicodemus kopfschüttelnd und hob nicht ohne Anstrengung den schweren Körper aus dem Schnee.

„Ist sie todt?" frug Leander und befühlte sie, indessen seine Augen mit einer Mischung von Schreck und Wohlgefallen auf dem bräunlich fahlen Gesicht hafteten.

„Nur gleich abreiben," befahl Nicodemus, „und 'rein in's Zimmer!"

Und sie trugen den wuchtigen Körper in's Haus und legten ihn auf Nicodem's Bett. „Die liegt schon eine gute halbe Stunde da draußen, so lang' kann's sein, daß mir's war, als höret ich'n dumpfen Schlag an der Thür, aber ich hab' g'meint, 's sei ein Schneeklumpen vom Dach g'fallen."

Leander holte einen Kübel voll Schnee und wollte diensteifrig helfen, dem Mädchen den Tschopen auszuziehen.

„Nix da," wehrte der bedächtige ältere Mann, „das schickt sich nit, — so ein junger Bursch — das Mädel müßt' sich ja schämen, wenn sie's wüßt'! Du gehst 'naus und schau'st, daß Du drüben von die G'streins Eins auftreibst, die Kathrin' oder Mariann'. Geh'!"

Der Leander konnte kein Aug' von der leblosen Gestalt abwenden. „So ein schön's Madel!" murmelte er noch im Hinausgehen mitleidig.

Mit ruhiger Umsicht entkleidete nun der erfahrene Mann das Mädchen und rieb sie mit Schnee so hart und so lange, bis die Haut sich wieder zu beleben und das Blut zu circuliren begann. Dann trocknete er sie gut ab, deckte sie sorglich zu und flößte ihr ein paar Tropfen von irgend einer starken Kräuteressenz ein.

Endlich kam sie zu sich, rührte und streckte sich und schaute sich einmal im Zimmer um. Aber der Blick war verglast und ausdruckslos, und ein paar unverständliche Worte lallend, schloß sie die Augen wieder.

„Sie ist krank," sagte Nicodemus zu Leander, der eben wieder eintrat, und eine derbe Bauernfrau schüttelte sich nur noch vor der Thür den Schnee ab und kam ihm nach.

„Mariann," sagte Nicodemus — sie war seine verheirathete Schwester — „da mußt jetzt Du helfen, I und der Leander, wir zwei Mannsbilder, können doch der Dirn' nit abwarten. Der Leander macht eh' schon Augen wie ein Verzückter an sie hin."

Er streifte mit einem unzufriedenen Blick den Burschen, der bereits wieder am Kopfende des Bettes stand und das Gesicht der Kranken mit den Augen zu verschlingen schien. Jetzt wendete er sich aber wie ertappt und erröthend ab

Mariann trat an das Bett und ihre erste Frage war natürlich: „Wer mag die sein?“

„Ja, Gott weiß es! Irgend eine Landstreicherin,“ meinte Nicodemus.

„Warum nit gar,“ brummte Leander — „das sieht man der doch an, daß das kei Landstreicherin ist!“

„Ja, ja,“ bemerkte Mariann, „weil sie schön ist und Dir g'fallt! Weißt, 's hat schon Manche ein sauber's G'sicht gehabt und eine schmutzige Seel', — dadrauf kommt's nit an. Eine ordentliche Dirn' streicht nit um die Jahr'szeit in der Gegend alleinig im Schnee 'rum, bis sie z'samm'fallt. Das hat irgend 'n Haken, und Gott weiß, was man sich da für Eine in's Haus zeiselt!“

„No, des is jetzt einerlei,“ meinte Nicodemus gutmüthig, „in Schnee und Kälten können wir's nit 'nausjagen, die krank' Person, sei sie jetzt, wer sie will.“

„Weg'n meiner,“ sagte die Bäuerin, „I will schon 'rüberkomme und sie Euch b'sorgen — aber in's Haus nimm I's nit, daß Ihr's wißt!“

„Das ist auch gar nit nöthig — wir b'halten sie schon selber!“ erwiderte Leander gereizt, und da Wally wieder etwas vor sich hinlallte, bog er sich zärtlich über sie und fragte: „Was willst, was möcht'st?“

Die ältern Geschwister wechselten Blicke. „Du,“ sagte Nicodemus, „jetzt will I Dir was sag'n. Du bist jetzt so gut und laßt d'Hand von der Butten, ehvor man nit weiß, wer die Person ist. — Da hat der Zimmermann 's Loch g'macht, da gehst außi und kommst mir nimmer 'rein, wenn's D' nit willst, daß I die Dirn', so krank wie sie ist, davon jag'! Verstanden?“

„No, man wird doch noch a Mädel anschau'n dürfen?“ brummte Leander, „I weiß gar nit, wie D' mir vorkommst.“

„Mach', daß D' 'außi kommst, das G'spänsel da herin leid' I nit, so lang' I Herr im Haus und Dein Vormund bin.“ Damit schob ihn Nicodemus am Arm hinaus und blieb mit der Schwester allein bei der Kranken.

Wally kam nicht mehr zur Besinnung, sie lag im Fieber. Der Hals war geschwollen, die Glieder steif und schmerzend. Die Geschwister sahen bald, daß sich die Fremde furchtbar erkältet und übermüdet haben müsse, und pflegten sie nach besten Kräften. Indessen strich Leander unruhevoll und müßig im Haus herum. So oft Eines aus dem Krankenzimmer kam, war er um die Wege und fragte, wie es ginge. Er war voller Verdruß, — er hätte das hübsche Mädel gar zu gern gepflegt! Gegen Abend, als es aufhörte, zu schneien, nahm er seinen Stutzen und ging hinaus. Doch kaum war er eine Weile fort, da kam er schon wieder und rief Nicodemus aus dem Krankenzimmer heraus: „Du,“ sagte er aufgeregt, „auf'm Dach sitzt ein Geier, ein prachtvoller Lämmergeier, und guckt Ein'n ganz ruhig und zutraulich an, als wenn er daher g'höret.“

„Ah,“ sagte Nicodemus, „das ist kurios!“

„Komm' nur 'raus und schau'!“ rief Leander und zog den Bruder mit vor das Haus. „Da — da sitzt er und rührt sich nit. Der Staatskerl — und nit schieß'n können — 's is zum Teufelholen!“

„Warum kannst D' denn nit schießen?“ sagte Nicodemus.

„Ach, I kann doch jetzt nit knallen, wo das kranke Mädel dadrin liegt!“ sagte Leander mit dem Fuß stampfend.

„Jag' ihn fort," rieth Nicodemus, „und sieh', daß D' ihm nachgehst und ihn weiter weg schieß'st, wo man's nit so hört."

„Gsch, gsch!" machte Leander und warf Schneeballen hinauf, um das Thier aufzuscheuchen. Der Geier sträubte die Federn, kreischte und stieg endlich auf. Aber er flog nicht fort, er flatterte eine Weile hoch in der Luft und ließ sich dann wieder ruhig auf das Dach nieder.

„Ah, das is merkwürdig! Der will nit fort. Der is, wie wenn er zahm wär'!"

Noch ein, zwei Mal versuchten sie's, ihn „aufzumachen", — immer dieselbe Geschichte.

„Der ist wie verhext!" meinte Leander und schlug das Kreuz gegen den Vogel, aber das focht ihn nicht an — er mußte doch wohl nichts mit dem Teufel zu schaffen haben.

„Mir scheint, der is ang'schoss'n und kann nimmer fliegen. Jedenfalls thut der Niemand nix mehr!" erklärte Nicodemus. „Lass'n ruhig sitzen, bis er von selber 'runter fallt, wenn D' das kranke Mädel nit mit'm Knallen derschrecken willst."

„Ja, der is scho halb hin, I mein', den könnt' man mit der Hand fangen." Er holte die Leiter, legte sie an und stieg behutsam hinauf. Der Vogel ließ ihn ruhig herankommen. Leander zog sein Schnupftuch aus der Tasche und wollte es ihm über den Kopf werfen. Doch da schlug und hackte der Vogel so gegen ihn, daß Leander schleunigst den Rückzug antreten mußte.

Nicodemus lachte: „Gelt, der hat Dir's 'zeigt, wie man Geier mit die Händ' fangt! Das hätt' I Dir glei sag'n können."

„I weiß nit, was das für ein Vogel ist," brummte Leander kopfschüttelnd. „Wart' nur," drohte er hinauf, „wenn I Dich wo anders treff'!"

„Morgen kannst'n jag'n, wenn er nit crepirt ist über Nacht. Wenn er wieder fliegen kann, geht er schon weiter, und gar z'weit kommt der doch nimmer."

Es begann zu dunkeln und die Mariann kam heraus und sagte, daß sie jetzt heim müsse und ihrem Mann zu Nacht kochen.

Die Brüder gingen hinein und Nicodem holte nun auch zum Nachtessen Brod und Käse aus der Vorrathskammer.

Während er draußen war, klinkte Leander ganz leise die Thür, die von der Wohnstube in Nicodem's Schlafkammer führte, auf und schielte durch den Spalt nach Wally. Die lag jetzt ruhig und schlief fest in Nicodem's warmem Bett. Sie hatte ja so lange in keinem Bett mehr gelegen, man sah ordentlich, wie's ihr gut that im Schlaf, so weich, so hingegossen lag sie in die Kissen geschmiegt. „O, Gott b'hüt Dich, Du arm's Ding, Gott b'hüt Dich!" flüsterte Leander zu ihr hinein und schloß schnell die Thür wieder, denn er hörte Nicodem kommen. Er saß auch schon wieder ganz unschuldig auf der Ofenbank, als dieser mit dem Essen hereinkam. „Heut' Nacht macht sich's gut, weil der Benedikt nit da ist, heut' Nacht kann I bei Dir drüben in Benedikt seinem Bett schlafen. Aber morgen, wenn der wieder da ist, müssen wir Drei uns halt in die zwei Betten theilen."

„O, I brauch kei Bett," rief Leander eifrig. „Der da drin z'Lieb schlaf

I auf der Ofenbank oder auf'm Heuschober, 's ist mir Alles eins. Soll Einer von uns wegen Der Ung'mach haben, so soll's Keiner haben als I!"

„No, wenn Dich des freut, so kannst es haben. Aber auf'm Heuschober, nit auf der Ofenbank, die ist mir z'nah beim Krankenstüb'l — verstehst mi?"

„Ja, ja, I versteh schon," sagte Leander und biß in seinen Käs, wie in einen sauern Apfel. — Die Schlafkammer der beiden jüngern Klötze lag der des Nicodem gerade gegenüber, und dieser nahm das Bett des Abwesenden ein. Ein paarmal in der Nacht stand er auf und ging an Wally's Thür um zu horchen, was sie machte. Sie sprach und phantasirte viel, und einmal verstand Nicodemus ganz deutlich, wie sie etwas von einem Geier sprach.

„Aha," dachte er, „die wird den Geier auch g'sehen haben, wie's daher kommen ist. Jetzt geht ihr der Schrecken im Traum nach." —

Am andern Morgen früh, noch vor dem Frühstück, trieb es den ruhelosen Leander schon wieder hinaus.

Erst gegen Mittag kam er heim.

„No, wie steht's da drinn?" frug er, als er eintrat.

„Es ist immer gleich. Sie kommt halt nit zur B'sinnung. Und dabei hat sie immer Aengsten vor Leut, die sie fangen wollen."

Leander kratzte sich hinter den Ohren: „Da kann I noch alleweil nit schießen! Jetzt denk' nur, jetzt sitzt der Geier noch auf'm Dach draußen!"

„Warum nit gar!"

„Ja, wie I heut morgen 'rauskomm, hab I ihn nimmer g'sehen. Da hab' I denkt, er sei fortg'flogen und streif' ihm nach drei Stund lang. Wie I heimkomme, sitzt er ganz ruhig wieder auf'm Dach."

„Na, da könnt's ein'm wirklich unheimlich werden, wenn man abergläubisch wär'!"

„He ja! Man könnt' schon fast an die seligen Fräulein denken, daß mir eine 'n Schabernack spielen wollt'."

„Grüß Gott!" erscholl jetzt eine rauhe, tiefe Stimme, und Benedict, der zweitälteste Bruder, der verreist gewesen, trat ein.

„Ach, grüß Gott, bist wieder da!" riefen ihm die Brüder entgegen. „Was bringst Neues mit, was hast ausg'richt?"

„O nit viel, sie haben mich halt wieder vom Pontius zu Pilatus g'schickt auf'm Landgericht und mich mit halbe Versprechungen abg'speist. I sag halt alle Oetzthäler, Mensch und Vieh, könne sich noch auf drei G'schlechter 'naus Hals und Bein auf'm Weg daher brechen, ehvor wir einmal den Saumpfad kriegen." Der Sprecher warf mißmuthig den Ranzen ab und setzte sich auf die Ofenbank. „Krieg'n wir bald was z' essen?"

„Gleich!" sagte Nicodemus, der selbst den Koch machte, und holte die Suppe herein.

Auch ein Schöppchen Milch brachte er mit und trug es der Kranken hinein. Leander's Blicke folgten ihm neidisch.

Benedict war hungrig und machte sich, ohne auf des Bruders Thun zu achten, über die Suppe her. Nicodem kam bald zurück und stumm, wie der Bauer immer die feierliche Handlung des Essens begeht, als fürchte er, aus dem

Tact zu kommen, wenn er spräche, löffelten die Drei in abgemessener rhythmischer Bewegung, daß Keiner zu viel oder zu wenig bekam, die Suppe aus.

Als gegessen war, zündete sich der müdgewanderte Benedict die Pfeife an und streckte sich behaglich auf die Ofenbank.

„Was giebt's denn sonst Neues in der Welt? Erzähl' doch was!" bat Leander, der des Bruders Sprechfaulheit kannte.

Der hatte die Pfeife schief im Munde und gähnte: „I weiß nix!" Nach einer Weile sagte er aber doch: „Dem reichen Stromminger von der Sonneplatten sei' Tochter — weißt die Geier-Wally — die ist ihrem Vater durchbrennt und lauft jetzt freiledig in der Gegend 'rum und bettelt."

„Ah! Wie is denn das gang'n?" fragten die Brüder erstaunt.

„Des muß ein wahrer Ruach von einem Mädel sein!" fuhr Benedict fort. „Ihr Vater hat sie schon auf's Hochjoch schicken müss'n, weil sie nit gut than hat — und jetzt kommt sie 'runter und 's Erste is, daß sie den Gellner halb todt schlagt und ihrem Vater 's Haus anzünd't."

„Jesus Maria!"

„Nachher is sie natürlich davon g'laufen und in die Ortschaften 'rum g'irrt. Gestern war sie in Vent und hat von Thür zu Thür um 'n Dienst g'fragt — aber wer will denn so Eine im Haus hab'n? Zu allem Ueberfluß schleppt sie auch noch den großen Geier mit 'rum, den sie einmal g'fangen hat und den sollen die Leut' auch mit aufnehmen. Natürlich bedankt sich da Jeder!"

Nicodemus sah Leander an — und Leander wurde dunkelroth.

„No, I dank!" sagte Nicodem, — „jetzt weiß I, wer da drin liegt! — Der Geier, der nit vom Dach weggeht — und sie hat heut Nacht immer von an Geier g'fantasirt — das is nit übel, — wir hab'n die Geier-Wally im Haus!"

Benedict sprang auf: „Was?"

„Schrei doch nit so," sagte Leander, „muß denn das arme kranke Mädel Alles hören?"

Nicodem erzählte nun, wie Leander sie draußen halbtodt im Schnee gefunden, und wie man nun nicht anders könne, als sie wenigstens so lang im Haus behalten, bis sie wieder gehen könne. Aber Benedict war ein rauher Mann und meinte, die Krankheit sei wohl nur Verstellung, und die Brüder wären zu schwach gewesen und hätten sich anführen lassen. Er wolle schon mit ihr fertig werden. „Für Mordbrenner haben wir keine Freistatt," rief er, und seine stechenden Augen blitzten zornig unter den buschigen Brauen hervor.

„Wenn Du das Mädel g'sehen hätt'st, Du hätt'st sie auch aufg'nommen," sagte Leander, „das müßt kein Mensch sein, der den armen Tropf 'naus jagen thät in Wind und Wetter!"

„So? Und auf die Art kriegeten wir z'letzt alle Räuber und Mörder von der ganzen Gegend in's Asyl — daß es hieß, die Rofener Höf seien ein Unterschlupf für alles Gesindel! Das wär so a Fressen für die auf'm Landg'richt! Wenn Ihr Euch anschmieren laßt von einer abg'feimten Bübin, so muß I wenigstens Brauch und Ordnung auf die Rofener Höf aufrecht halten."

Er näherte sich der Thür. Nicodemus stellte sich davor und sprach ruhig,

aber fest: „Benedict, I bin der Aelteste und bin Herr auf Rofen so gut wie Du und weiß so gut wie Du, was wir Rofener uns schuldig sind! I geb Dir mein Wort, daß I das Mädel selber kein' Stund länger im Haus b'halt, als Menschen- und Christenpflicht will, aber jetzt ist sie krank und jetzt duld I nit, daß sie mißhandelt wird. So lang I auf Rofen sitz', soll unter dem Dach kein'm Menschen Unrecht g'scheh'n."

Da unterbrach ihn Leander: „Du!" sagte er zuversichtlich mit glänzenden Augen, „laß ihn nur 'neingehen, wann er sie g'sehen hat — schickt er sie nimmer fort! —"

„Hast Recht, Du Gelbschnabel!" lächelte Nicodem und öffnete leise die Thür.

Benedict trat rasch und geräuschvoll ein. Diesmal durfte Leander auch „mit durch schlupfen" und Nicodem hatte nichts dagegen, daß er ihm half, den barschen Benedict zu bewachen und von einer Rohheit abzuhalten. Die Mariann saß am Bett und machte neue Kniehöseln für die Kranke, weil sie gar so abgelumpt war, daß sie nichts gehabt hätte, wenn sie wieder aufstehen durfte. Sie machte ein Zeichen, stille zu sein bei Benedicts lautem Eintreten. Aber kaum hatte dieser die Kranke erblickt, da mäßigte er von selbst seinen Schritt und trat langsamer auf das Bett zu. Das Mädchen schlief fest. Sie lag auf dem Rücken und hatte den schön gerundeten Arm über dem Kopf gebogen. Die vollen dunkeln Haare fielen aufgelöst auf die schneeweiße Brust, die unter der dichten Bauernjacke kein Sonnenstrahl gebräunt hatte und die das weite Leinenhemd jetzt ein wenig freigab. Die Schlafende hatte wie lächelnd den Mund halb geöffnet und zwei Reihen glänzender Perlmutterzähnchen blitzten zwischen den gewölbten Lippen hervor — auf der schlummernden Stirn aber lag mehr, als Worte sagen können, ein stummberedter Ausdruck von Hoheit und Reinheit. — Benedict war still geworden — ganz still. Er schaute das berückende und doch so keusche Bild lange wie staunend an. Sein gebräuntes Gesicht begann sich allmälig höher zu färben, gleich dem Leander's, das wie in Gluth getaucht war. Dann biß er die Zähne über einander und wandte sich um: „Die ist freilich krank!" sagte er in einem Ton, als wie: „Da ist nichts zu machen" — und ging auf den Zehen hinaus.

(Schluß im nächsten Heft.)

Die Behandlung des Römischen Staatsrechtes
bis auf Theodor Mommsen.

Von

Prof. Dr. **Jacob Bernays** in Bonn.

Heinrich Heine, dem es so wenig wie seinem größeren dichterischen Verwandten Byron an geschichtlicher Kenntniß und geschichtlichem Blicke fehlte, hat einmal die Römer der republikanischen Zeit Mischlinge von roher Raubsucht und feinem Advokatensinn, eine casuistische Soldatesca genannt. Es liegt in dieser kurzen und ungezognen Hyperbel mehr Wahrheit, als in vielen weitläufigen und wohlerzogenen Geschichtswerken über Rom zu finden ist. Denn in der That ist das Ineinander von Gericht und Gefecht, die Doppelschneide der juristischen Logik und des Kriegsschwertes ein wesentlicher Zug des Römerthums; ja man darf sagen, daß er im Verein mit der nicht minder wesentlichen und ebenfalls juristisch gefärbten Götterangst das römische Wesen erschöpft. Eine volle und lebendige Einsicht in die Wechselwirkung dieser drei Elemente zu gewinnen und so die Grundlagen der die alte Welt umfassenden, mächtig in die neue Zeit hereinragenden, im eigentlichen Sinne des Wortes öcumenischen Geschichte Roms aufzudecken, ist ein von bedeutenden Geistern in unserm Jahrhundert eifriger als zu irgend einer frühern Zeit begonnenes Streben. Am weitesten vom Ziele entfernt ist bis jetzt dieses Streben geblieben in Bezug auf das, was die Römer ihre „göttlichen Dinge" nannten, und wir auch nach dem Wenigen, was wir von diesem trüben Cultus wissen, vollkommen berechtigt sind, als eine der bäurischesten Formen des Polytheismus zu bezeichnen. Wie eine solche Superstition mit juristischer Logik, d. h. mit einer die Principien nicht weiter untersuchenden Folgerichtigkeit, zu einem alle Theile nicht nur des Privat- sondern auch des Staatslebens einfangenden Netze ausgesponnen wurde, wie in den Maschen dieses Netzes die priesterlichen Politiker selbst, die es gesponnen, lange Jahrhunderte hindurch, bevor griechische Freigeisterei die höheren Stände durchdrang, in trauriger Redlichkeit verstrickt bleiben konnten, wie im Einzelnen das unvermeidliche Abkommen zwischen den Geboten der politischen oder militärischen Nothwendigkeit und den Satzungen der in die Schlacht wie in die Volksversammlung eingreifenden Sacral-Disciplin getroffen wurde — kurz, über alle Fragen, welche die systematische Ausbildung der römischen Religion, ihre Herrschaft über die Gemüther, ihre Einwirkung auf die praktische Staatsleitung

betreffen, sind seit Niebuhr ebensowenig wie vor ihm wahrhaft befriedigende Aufschlüsse gewonnen worden. Aber auch die durch und seit Niebuhr beträchtlich vermehrten Mittel zur Beleuchtung der rechtlichen Seite des römischen Staatslebens wurden lange Zeit hindurch nicht in fruchtbarer Weise verwendet, und es entstand in unserm Jahrhundert kein Werk, welches eine Gesammtanschauung von dem römischen Staatsrecht und einen Einblick in das Getriebe der constitutionellen Maschinerie auch nur den Philologen, geschweige dem weiteren Kreis aller historisch Gebildeten vermittelt hätte. Niebuhrs Werk in seiner endgiltigen Gestalt war dazu aus vielen sachlichen Gründen und zum Theil auch wegen der schriftstellerischen Eigenthümlichkeit des Mannes nicht geeignet. Daß es diesem großen Forscher im mündlichen Vortrage nicht an didactischem Talent gefehlt hat, beweisen einige, in engem Anschluß an seine Berliner Vorlesungen entstandene Abschnitte der ersten Ausgabe seines Werks, und beweisen noch deutlicher die vielen aus nachgeschriebenen Heften veröffentlichten Bonner Vorlesungen. Aber sobald er die Rüstung des Schriftstellers anlegt, hemmt sie das freie Spiel seiner Kräfte. Er will mit der höchsten Gewissenhaftigkeit jeden einzelnen Punkt stets in allen seinen Beziehungen zu allen anderen Einzelnheiten und zum Ganzen erscheinen lassen; allein er vermag dies nicht nach den unverbrüchlichen Gesetzen der schriftstellerischen Perspective auszuführen; statt die Dinge auseinander zu legen, schiebt er sie in einander. Auch diejenigen Partieen seines Werks, welche Rechtsinstitute und Rechtsfragen im Zusammenhang behandeln wollen, genügen daher dem Zwecke klarer und vollständiger Belehrung nicht; sie gewähren kein staatsrechtliches Bild, sondern nur einzelne, oft recht scharfe, zuweilen sehr durcheinander laufende Striche zu einem Bilde. Jedoch, auch wenn Niebuhr die Gabe lichtvoller Darstellung in höherm Grade besessen hätte und eine Herabführung seines Werkes bis auf die späteren, aus reichlicher fließenden Quellen bekannten Epochen ihm vergönnt gewesen wäre, bleibt es sehr fraglich, ob er, da er es doch auf eine Geschichte der Ereignisse mit abgesehen hatte, und ob überhaupt Jemand im Rahmen eines Geschichtswerkes den Anforderungen der staatsrechtlichen Systematik hätte in vollem Maße gerecht werden können. Denn wie weit auch die moderne Historiographie ihr Gebiet abzustecken, wie viele Nebendisciplinen sie in sich aufzunehmen berechtigt sein und wie gern man sich eine Vertauschung der streng chronologischen Herzählung mit zusammenfassender Gruppirung gefallen lassen möge, eine gewisse Wahrung der zeitlichen Abfolge und eine gewisse Einheitlichkeit des Erzählertons bleibt unerläßliche Bedingung jedes Geschichtswerkes. Und eben dieser Bedingung, durch deren Verletzung das Geschichtswerk in einen Kramladen verwandelt würde, widerstrebt bei Behandlung des Staatsrechtes sowol die Natur des Gegenstandes, wie die Beschaffenheit der Quellen. Um das wahre Wesen einer staatlichen organischen Institution zu begreifen und begreiflich zu machen, muß sie in der individuellen Eigenthümlichkeit, welche sich durch alle geschichtlichen Wandlungen behauptet, erfaßt und in ununterbrochener Folge dargestellt werden; eine zerstückelte, durch das Dazwischentreten andersartigen Stoffes abgelenkte Betrachtung wird, wie groß man auch die chronologischen Intervalle wählen mag, den Gesammteindruck empfindlich stören. Ferner kann es um den

in der Institution verkörperten Rechtsbegriff ganz zu erschöpfen, nicht hinreichen, daß man nur diejenigen Fälle seiner Anwendung in Betracht zieht, von denen in unserer, durch so klaffende Lücken zerrissenen Ueberlieferung deutliche Erwähnung geschieht. Neben der bezeugten Wirklichkeit wird auch die in dem Begriffe enthaltene rechtliche Möglichkeit, die oft nur wegen der Mangelhaftigkeit unserer Mittel die geschichtliche Beglaubigung entbehren mag, zur Verhandlung kommen müssen. Und daraus wiederum fließt ein mit dem geschichtlichen Ton unvereinbares Erforderniß der Darstellung. Die casuistische Debatte ist wie bei der Behandlung der praktischen Moral und des Privatrechts, so auch bei der Behandlung des Staatsrechts unvermeidlich. Die volle Tragweite jeder Institution kann nur in ihrem Zusammengehen und Zusammenstoßen mit andern Institutionen ermessen werden, und eine Darlegung des Staatsrechts muß sich auch in abwägender Erörterung des Für und Wider auf die verünftiger Weise denkbaren Collisionsfälle einlassen, für welche unsere lückenhafte geschichtliche Tradition zufällig keinen Beleg darbietet.

Aus allen diesen Gründen wird dem freilich jetzt sehr stark gewordenen Aufsaugungstrieb der Geschichtsschreibung vor dem römischen Staatsrecht im Interesse der Sache ein Halt geboten werden müssen. Die Geschichtsschreiber mögen immerhin die stetigen Zustände ebenso sorgsam wie die bewegten Ereignisse und die handelnden Menschen beachten, auf dem Markt und vor der Gerichtsbühne ebenso gern wie im Kriegslager und auf dem Schlachtfelde verweilen, sie werden doch nie im Stande sein, über den staatsrechtlichen Hintergrund des römischen Lebens die zur vollen und sicheren Erkenntniß nöthige Helle zu verbreiten; eine gesonderte, systematische Darstellung des römischen Staatsrechtes wird zu allen Zeiten eine unentbehrliche Ergänzung der römischen Geschichtsschreibung sein.

Freilich muß wie das Leben so auch die Wissenschaft sich oft lange Zeiträume hindurch bescheiden, das Unentbehrliche dennoch zu missen. Nachdem während fast vier Jahrhunderten seit dem Anbrechen der modernen Wissenschaft Rom und alles Römische ein Feld der Arbeit und ein Stoff des Nachdenkens für Philologen, Juristen und Staatsmänner gewesen ist, beginnt erst jetzt Theodor Mommsen dem Mangel eines systematischen Staatsrechts abzuhelfen. Aber wenn er auch durch den Erfolg seiner Leistung allein steht, so fehlt es ihm doch in der Wahl der Aufgabe nicht gänzlich an Vorgängern. Allerdings verdienen diesen Ehrentitel keineswegs die zahllosen Verfertiger von mageren Octavbänden oder ungeschlachten Folianten und Quartanten, welche in älterer Zeit neben anderen auch die sogenannten „staatlichen Antiquitäten" zu Hauf getragen haben. Denn diesem ganzen Geschlecht pflegt es nicht nur an juristischen Begriffen, sondern überhaupt an Begriffen zu mangeln; man mußte zufrieden sein, wenn die Veranstalter jener Sammlungen nur ihren Lastträgerberuf treulich erfüllten und den herbeigeschleppten Stoff, wo nicht in einer bequemen Ordnung, so doch in keiner gar zu trostlosen Verwirrung vorlegten, damit er doch allenfalls als Nomenclatur und zu gelegentlicher Aushilfe bei Erläuterung der Klassiker brauchbar bleibe. Aber es lassen sich doch aus den verflossenen vier Jahrhunderten wenigstens zwei Männer — ein Italiener

des sechzehnten und ein Franzose des achtzehnten Jahrhunderts — nennen, welche sich über den Troß der Antiquitätenschreiber weit erhoben und die Richtung einschlugen, in welcher Mommsen uns jetzt zum Ziele führt. Nachdem die italienischen Philologen und Antiquare ein Jahrhundert hindurch in begeistertem Stolze auf ihre Ahnen, der freilich eine unbefangene Kritik erschwerte, die Scherben des römischen Weltreichs aufgelesen und nothdürftig geleimt hatten, nachdem die Schriftsteller ans Licht gezogen und so gut es gehen wollte, zurechtgemacht, die Inschriften copirt und auch gefälscht worden, unternahm es der Modenese Carolus Sigonius den angesammelten, noch sehr der Sichtung ermangelnden Stoff staatsrechtlich zu verarbeiten. Daß er den staatsrechtlichen Gesichtspunkt festhalten wollte, zeigt die ganze Anlage und schon der Titel seines Hauptwerks „Vom alten Recht der Römischen Bürger." An die Spitze tritt eine Definition des römischen Vollbürgers als eines „Bewohners von Roms Stadt oder Feld, der zu einer Tribus gehört und Zutritt zu den Ehrenämtern hat," und indem die in der Definition eingeschlossenen Begriffe auseinandergelegt werden, gliedert sich nach den so entstehenden Einschnitten das gesammte staatsrechtliche Material. Eine große Uebersichtlichkeit, eine Bündigkeit, die mit einer den Philologen ungewöhnlichen Strenge der Verlockung zu Excursen und Episoden widersteht, und ein ernstes Bestreben, den vielartigen Stoff unter die Herrschaft von Begriffen zu bringen, verdienen die höchste Anerkennung. Aber einerseits war Sigonius kein geschulter Jurist, und er zeigt auch kein juristisches Verständniß, sondern mehr einen im Rubriciren und Gliedern geschickten, gleichsam scholastischen Verstand. Andrerseits war er weder praktischer Staatsmann, noch fand um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Italien ein Professor leicht die Mittel, auch nur soviel politischen Sinn in sich zu wecken und zu erhalten, als für eine lebendige Auffassung des alterthümlichen Staatslebens nöthig ist. Man vermißt daher bei Sigonius die Neigung sich in publicistische Probleme zu vertiefen und die Fähigkeit das politische Ineinandergreifen der Institutionen zu veranschaulichen. Trotz solcher Mängel bezeichnet seine Leistung einen Höhepunkt, über den die Wissenschaft während der zwei folgenden Jahrhunderte in keinem europäischen Lande hinaus gelangte. Die große französische Juristenschule, deren Blüthe etwa gleichzeitig mit Sigonius begann, wandte sich mit Vorliebe dem Privatrecht zu; Deutschland war vom Ende des sechzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch das theologische Gezänke, welches dem dreißigjährigen Kriege voranging, durch das blutige Entsetzen dieser drei Jahrzehnte selbst und durch ihre fast hundertjährigen Nachwehen für die höhere Alterthumsforschung brach gelegt; den Engländern hat ihre eigenartige heimische Rechtsentwickelung das Interesse für die römische Jurisprudenz abgestumpft und in ihrem starken politischen Selbstgefühl haben sie auch nie, wie es die continentalen Völker so lange thaten, vor dem römischen Staat, als dem Inbegriff politischer Weisheit, diejenige Ehrfurcht empfunden, welche sie zu der mühevollen Ergründung des römischen Staatsrechts hätte anspornen können; die holländische Philologie endlich blieb seit Scaliger an die Texte der Schriftsteller angekettet und hat fast auf keinem Gebiet an dem systematischen Aufbau der geschichtlichen Disciplinen theilgenommen. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts jedoch,

als die europäischen Hauptstaaten eine im Wesentlichen feste Gliederung erlangt zu haben und ihr Gegeneinanderstreben innerhalb bestimmter, auch dem Laien berechenbarer Grenzen verlaufen zu müssen schien, da verbreitete sich, unterstützt von dem erleichterten Verkehr und der dadurch zu immer größerer Ausdehnung erwachsenden politischen Tagesschriftstellerei, eine lebhafte Theilnahme zunächst für den Gang der äußeren politischen Ereignisse weit über die engeren Kreise der Staatsdiener und Staatsmänner hinaus bis in die Häuser aller nicht in ihrer Ruhe erstarrten Bürger und in die Studirzimmer aller nicht gänzlich verstaubten Gelehrten. Gar bald verband sich mit dieser zuerst mehr den Schlachtenerfolgen und den Diplomatenkünsten zugekehrten politischen Schaulust die tiefere Aufregung, von welcher die Verhandlung über die Grundfragen der inneren politischen Verfassung immer begleitet ist. Montesquieu hatte durch die glänzende und nachdrucksvolle Art, mit welcher er jene Fragen in der damaligen Universalsprache der Gebildeten aufwarf und zu lösen versuchte, gleichsam das Blut aller Völker des europäischen Continents politisch entzündet. Gern hatte er, an die noch überall verbreiteten humanistischen Kenntnisse anknüpfend, den politischen Erörterungen seines Hauptwerks eine gelehrte Weihe gegeben durch zahlreiche Hinblicke auf die römische Verfassungsgeschichte, wie er ja auch seine publicistische Thätigkeit eröffnet hatte mit einem unter „Betrachtungen über die Größe und den Verfall der Römer" verhüllten aber darum nicht minder wuchtigen Angriff auf die absolute Monarchie. Wenn nun in einer von derartigen Einflüssen beherrschten Zeit ein heller Kopf sich ernstlich der Erforschung des römischen Alterthums ergab, so konnte es nicht fehlen, daß vorwiegend die staatsrechtliche Seite desselben ihn fesselte und er den alten Stoff einem von den früheren Behandlern nicht besessenen Maßstab des Urtheils unterwerfen, Antworten auf früher nicht gestellte Fragen ihm entlocken wollte, welche seine politisch erregte Gegenwart ihm auf die Zunge legte. Ein solcher heller Kopf war der in Holland ansässige Franzose Louis de Beaufort. Sein Andenken ruht jetzt in Deutschland, und wohl auch in Frankreich, fast nur auf seiner zuerst 1738 und vor einigen Jahren zum dritten Mal gedruckten Schrift „Ueber die Ungewißheit der fünf ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte." Die hier vollzogene kritische Auflösung der römischen Legende sichert ihm den Ehrenplatz unter den Vorgängern Niebuhrs, dem er, nach dessen eigenem Geständniß, für einige wichtige Partien, z. B. für die Geschichte des Porsenna, nichts Wesentliches zu thun übrig gelassen hatte. Die negative Kritik seiner Jugendzeit ergänzte nun Beaufort fast dreißig Jahre später in der Vollreife seiner Kraft durch eine positive, sehr umfänglich angelegte und schon deshalb jetzt wenig verbreitete Darstellung des römischen Staatswesens. Da das gewählte große Quartformat viel Raum für den Titel gewährte, so hat ihn der Verfasser fast zu einer Inhaltsangabe ausgedehnt, und beinahe genügt es, den unverkürzten Wortlaut desselben mitzutheilen, um die staatsrechtlichen Gesichtspunkte, unter welchen die Arbeit entstand, und den Einfluß, den die damalige politische Erregung auf dieselbe geübt hat, deutlich zu bezeichnen. Der Titel*)

*) La République Romaine, ou plan général de l'ancien gouvernement de Rome etc. A la Haye 1766, 2 Bde. 4.

lautet: „Der römische Freistaat oder allgemeiner Abriß der Verfassung Roms, „worin behandelt werden die verschiedenen Triebfedern dieser Verfassung und „der Einfluß der Religion auf dieselbe; die Souveränität des Volkes „und die Art, wie es dieselbe ausübte; die Machtvollkommenheit des Senats „und der Beamten; die Rechtspflege; die Vorrechte des römischen Bürgers und „die verschiedenen Rechtsstellungen der Unterthanen dieses weiten Reiches.“ Eine auf selbstständiger Quellenforschung ruhende Beherrschung des damals zugänglichen historischen und antiquarischen Stoffes, Aufgeweckтheit und gesundes Urtheil, eine Darstellung, welche zwischen Weitläufigkeit und anspruchsvoller Kürze eine behagliche Mitte einzuhalten weiß, ein geschicktes Hin- und Herwenden des Gegenstandes, damit alle Seiten desselben ans Licht kommen, und ein Hervorheben der politischen Momente neben wohlthuender Enthaltsamkeit von politischer Phrase zeichnen dieses in der französischen Litteratur nicht übertroffene Werk aus. Wenn auch etwas spitz ausgedrückt, so ist doch in der Sache das Lob nicht unverdient, welches ein jetziger Franzose seinem Landsmanne spendet, daß Beaufort es verstanden habe, wichtige Dinge einfach vorzutragen und umwälzend zu wirken, ohne sich als Schicksalsbote zu spreizen (faire une révolution sans se croire une mission). In der That ist der Abstand zwischen Beaufort und allen frühern Behandlern römischer Dinge ein überaus großer. Er zuerst hat von dem Ständekampfe und seinem Einfluß auf den Entwickelungsgang der Verfassung eine in den Hauptsachen dem Richtigen zustrebende Vorstellung sich gebildet, die noch Montesquieu gänzlich fehlte; er darf auch hier wenigstens mit ebenso großem Rechte wie in Bezug auf die Kritik der Legende den Ruhm eines Vorläufers von Niebuhr ansprechen. Ebenso hat auf anderen verdunkelten und verwirrten Gebieten sein heller Blick Ordnung und Licht zu schaffen begonnen. Aber freilich ist sein Blick nur hell, und wenn er auch nicht blos die Oberfläche streift, so dringt er doch nicht weit genug unter dieselbe. Es fehlt ihm der Tiefblick und die brütende Meditation, welche die Vorbedingung jeder reifen wissenschaftlichen Geburt ist. Nur zu oft fehlt ihm auch die Ausdauer, welche die richtig eingeschlagene Fährte bis zum Ziele verfolgt. Ein Beispiel von allgemeinerem Interesse mag diesen Vorwurf in der Kürze begründen.

Ueber die Tragweite der Ackergesetze, welche zu allen Zeiten in der römischen Republik Aufregung verursachten und mit welchen die Gracchen die römische Revolution eröffnet haben, war seit dem fünfzehnten Jahrhundert der schwere Irrthum eingewurzelt, daß es dabei sich um eine communistische Gleichtheilung alles Grundbesitzes gehandelt habe. Philologen, Sigonius an der Spitze, wetteiferten in der Verbreitung dieses Irrthums mit großen Publicisten, wie Montesquieu, großen Nationalökonomen, wie Adam Smith, und großen Geschichtsschreibern, wie Edward Gibbon. Der gelehrte Schnitzer drang aus den Büchern in die Pamphlete und in das Getümmel der praktischen Politik; die communistische Richtung der französischen Schreckenszeit bemächtigte sich gern eines mit dem Nimbus Roms umgebenen Schlagwortes; loi agraire ward in das Phrasenmagazin der Rednerbühne aufgenommen und die Gracchen nebst ihrer Mutter als eine Familie von gleichmacherischen Volkserlösern in den

revolutionären Olymp versetzt. Die geschichtlichen Berichte über die wirklichen Ackergesetze hätten an sich zu dem Irrthum keinen Anlaß geben können; besonders in den griechisch abgefaßten ist es deutlich gesagt, daß die Ackergesetze nicht jedwedes Grundeigenthum betrafen, sondern nur ein Maximalmaß für die Ueberlassung der Staatsdomänen festsetzen wollten. Aber in die Legende über die Königszeit hatte sich auch die Erzählung eingeschlichen, daß Romulus bei Gründung des Staates jedem Bürger ein gleiches Ackerlos von zwei Juchert angewiesen habe. Es sollte dadurch wohl nur nach üblicher Legendenunsitte das Durchschnittsmaß der römischen Landhufe von einem Einzelvorgang hergeleitet werden, der sodann mit bequemer Analogie der vielberufenen Bodentheilung des spartanischen Gesetzgebers nachgebildet wurde. So lange nun die Legende für wahrhafte Geschichte galt, d. h. bis auf Beaufort, lag die Versuchung nahe, die Ackergesetze mit jener Bodenvertheilung des Romulus zu verknüpfen und die Gracchen für eben solche Wiederhersteller der römischen Urverfassung anzusehen, wie es das romantische Königspaar Spartas, Agis und Kleomenes, für die lykurgische Verfassung zu werden, den unglücklichen Versuch gemacht hat. Beaufort jedoch, der Zerstörer der gesammten Königslegende, hätte, sollte man meinen, auch über die Ackergesetze zu voller Klarheit kommen müssen. Wirklich hütet er sich, bei ihrer Besprechung über ihr erstes geschichtliches Erscheinen, das licinische Gesetz, hinauszugehen; deutlicher als die früheren Behandler erkennt er den Anlaß dieser und der folgenden ähnlichen Maßnahmen in der mißbräuchlichen Aneignung der Staatsdomänen seitens der Vornehmen; aber wie richtig er auch den Ursprung dieser Gesetze erfaßte, so konnte er doch in Betreff ihrer Tragweite sich nicht von dem alten Wahne losmachen; auch er erstreckt sie auf jede Art von Grundeigenthum, und es blieb dem Göttinger Philologen Heyne und Niebuhr vorbehalten, das Trugbild einer nivellirenden loi agraire aus der römischen Geschichte für immer zu verscheuchen.

Das durch dieses Beispiel veranschaulichte, manchmal fast flatterhaft zu nennende Abspringen von dem auf seinem Wege liegenden Richtigen hängt bei Beaufort zusammen mit dem Mangel einer genügenden juristischen Schulung, welche seiner Unstätigkeit wol einen heilsamen Zügel hätte anlegen müssen. Es theilen mit Beaufort diesen Mangel, ohne immer so schlimme Folgen davon zu erdulden, die meisten von den vielen Deutschen und wenigen Engländern, welche seit Niebuhr von philologischen Studien ausgehend, sich der Behandlung einzelner Theile des römischen Verfassungsrechtes in den verschiedensten schriftstellerischen Formen zugewandt haben. Ein aufmerkender Leser spürt daher nur zu bald, daß sie den juristischen Elementen der Aufgabe in geschicktem Ausweichen oder ungeschicktem Rückendrehen sich zu entziehen suchen. Die verhältnismäßig wenigen Fachjuristen wiederum, welche auf das ihnen so nahe liegende Gebiet übertraten, standen entweder dem philologischen Material nicht mit der nöthigen kritischen Selbständigkeit und hermeneutischen Sicherheit gegenüber; oder wo in glänzender Ausnahme auch diese unerläßliche Bedingung des Gelingens hinreichend erfüllt ist, hält die geschichtliche Logik der juristischen nicht immer das Gleichgewicht und die vorzüglich dem Juristen drohende Gefahr, daß der Feinsinn sich aus dem Concreten in das Subtile verliere, wird nicht immer vermieden. Fast alle

diese Arbeiter haben auch nur einzelne Bausteine behauen, höchstens einzelne Pfeiler des Gebäudes aufgerichtet; das Gebäude selbst nach einem umfassenden Plan in allen seinen Theilen aufzuführen, ist jetzt Theodor Mommsen beschäftigt. Von seinem auf drei Bände berechneten „römischen Staatsrecht" ist die Hälfte vollendet; sie beweist thatsächlich, was denen, die Mommsens Laufbahn verfolgt haben, nicht erst bewiesen zu werden brauchte, daß in ihm alle für die Lösung der Aufgabe erforderlichen Eigenschaften zu einer sich gegenseitig stützenden und beaufsichtigenden Vereinigung zusammentreten, für welche die vierhundertjährige Geschichte der Alterthumsforschung bisher kein Beispiel aufzuweisen hatte. Seine philologische Rüstung ist für alle in Betracht kommenden Theile der lateinischen, schriftlichen und inschriftlichen Literatur eine in vollem Schmucke auserlesener Gelehrsamkeit strahlende und wird von einer ebenso scharfen wie besonnenen Kritik vor jedem Flecken der Unklarheit bewahrt; es ist vor ihm nie ein Jurist ein solcher Philologe gewesen. Seine juristische Bildung ist bewährt durch eine vieljährige Lehrthätigkeit und durch die Herausgabe der bedeutendsten rechtlichen Quellenbücher, für deren Texte er die kritische Grundlage gelegt oder befestigt hat; es ist vor ihm nie ein Philologe ein solcher Jurist gewesen. Frisch erhalten aber und für hohe Ziele ergiebig gemacht wird die staunenerregende Menge vielartigen Wissens durch ein warmes Gefühl und ein in mannigfacher Erfahrung gereiftes Verständniß für alles mit dem Staatswesen Zusammenhängende, dergleichen die deutschen Gelehrten früherer Zeit, mochten es Juristen oder Philologen sein, nur dann bei sich auszubilden im Stande waren, wenn sie, wie Niebuhr, sich dauernd dem höhern praktischen Staatsdienst widmeten und sich damit die Möglichkeit verschlossen, Werke solchen Umfanges, wie wir sie Mommsen verdanken, zu vollenden. Die vorliegende Leistung nun, in welcher alle diese Gaben und Kräfte vielleicht ebenmäßiger und ungehemmter als in früheren, weit über Deutschlands Grenzen hinaus wirksamen deutschen Schriften Mommsens zur Entfaltung kommen, wird zwar wegen der Natur des Stoffes und der durch dieselbe bedingten Behandlung nur im Kreise derjenigen Gebildeten Verbreitung finden können, welche einige Kenntniß der lateinischen Sprache und einiges Wissen von römischen Dingen besitzen, oder bei sich aufzufrischen vermögen. Aber alle, die diesem doch immer noch recht weiten Kreise angehören, dürfen getrost zur Lectüre eingeladen werden; der Zugang ist durch keinen der ärgerlichen Schlagbäume erschwert, welche von so manchen gelehrten Büchern Jeden fernhalten, den nicht die engsten Zunftinteressen zwingen, das umpferchte Gebiet zu betreten. In dem aller Polemik entsagenden Text herrscht eine Darstellung, welche der juristischen Genauigkeit zu genügen und dabei geschmeidig zu bleiben versteht; obwol sie sich selbst auf Schritt und Tritt durch die Quellenbelege in den Anmerkungen controllirt, so hat sie doch ihre innere Selbständigkeit und ein elastisches Schreiten bewahrt; man spürt hier nichts von dem gebrochenen, gleichsam eine Sträflingskette nachschleppenden Gang, welcher die Bücher, die zur einen Hälfte aus Text, zur anderen aus Anmerkungen bestehen müssen, so oft zu entstellen pflegt. In den Anmerkungen werden die Beweisstellen aus der originalen lateinischen und griechischen Literatur unverkürzt mitgetheilt und dabei ohne viel Aufwand an Worten die neuste handschriftliche

Forschung und die nützlichen Conjecturen mit dem sichern Tact eines vielerfahrnen Meisters benutzt; es ist so eine staatsrechtliche Quellensammlung entstanden, die in solcher Reichlichkeit und Reinheit sonst nirgends zu finden ist. Hingegen ist darauf verzichtet, das Atomengestöber der neuern Dissertationen, Programme, Artikel und wie die gelehrten Nothschriftchen sonst heißen, mit bibliographischer Peinlichkeit zu verzeichnen; jeder Einsichtige wird sich überzeugen, daß das Auswerfen dieses Ballastes keinen Schaden verursacht hat, und wird es Mommsen danken, daß er sich und seine Leser auf so einfache und energische Weise von einer Behinderung befreit, durch welche eine fruchtbare gelehrte Thätigkeit in Deutschland von Jahr zu Jahr mehr erschwert und der Kreis der Theilnehmenden in immer bedenklicherer Weise verengert wird.

So darf denn das Werk nach Anlage und Ausführung für ein meisterliches erklärt werden und für einen bisher vermißten und nun wol auf längere Zeit vorhaltenden Abschluß der Forschung über römisches Staatswesen, welche in Deutschland vor sechzig Jahren mit Niebuhr begann. Auf das Hervortreten eines Buches von so ungewöhnlichem Werth auch diejenigen hinzuweisen, welche nicht durch ihren fachmäßigen Beruf zur Kenntnißnahme von demselben verpflichtet sind, und im Allgemeinen seine Vorzüge und sein Verhältniß zu ähnlichen Versuchen zu bezeichnen, war der Zweck dieser Zeilen; sie müssen, um die Grenzen eines Aufsatzes nicht ungebührlich zu überschreiten, es sich versagen, eine vollständige Durchmusterung auch nur des Hauptinhaltes anzustellen oder gar eine Einzelprüfung vorzunehmen, bei der dann nothwendig manche Vorbehalte gemacht und abweichende Ansichten geäußert werden müßten, zu deren Begründung streng fachmäßige, also mit der Haltung dieser Blätter unvereinbare Mittel unvermeidlich wären. Aber wol erscheint es auch ohne Anwendung solcher Mittel ausführbar, einige Probestücke allgemeinerer Art vorzulegen, die vielleicht am passendsten den einleitenden Abschnitten des ersten Bandes entnommen werden.

Der erste Band ist gleichsam der Metaphysik des Staatsrechtes gewidmet. Er will die Grundbegriffe entwickeln, welche für die staatliche Gewalt, insofern sie zeitweiligen Inhabern übertragen wird, nach römischem Recht gelten. Da der überall eingreifende Einfluß der römischen Religion sich vornehmlich darin äußert, daß eine solche Uebertragung staatlicher Gewalt, sowie jeder wichtigere Staatsact nur stattfinden darf, nachdem vorher mittels der Auspicien, d. h. Beobachtung von Himmelszeichen, Vögelflug u. dergl. die Billigung der Götter eingeholt worden, so muß an die Spitze der Lehre von der Amtsgewalt die Lehre von der staatsrechtlichen Bedeutung der Auspicien treten. Es werden die bei den verschiedenen Anlässen üblichen verschiedenen Formen der Götterbefragung erörtert, so weit die keineswegs reichlichen Nachrichten einen Anhalt gewähren; die Hühnerzeichen z. B., bei denen die Götter durch die gierig fressenden und dabei Futter aus dem Schnabel fallen lassenden Hühner ihr Ja ausdrücken, ergaben eine rasche Entscheidung und erleichterten ein den Hühnern ohne allzu auffälligen Betrug nachhelfendes Eingreifen der Befrager; sie kommen daher im Kriegslager zur Anwendung, wogegen bei den mehr Zeit lassenden politischen Handlungen, also auch bei der Uebertragung der Amtsgewalt, durch die

Himmelszeichen des Blitzes oder Donners, in den älteren Epochen auch durch den Flug und die Stimmen der Vögel Einwilligung oder Versagung der Götter ermittelt wurde. Obwol hier nur die rechtlichen Folgen des uns fremdartigen und widerwärtigen Wahnglaubens näher in Betracht zu ziehen waren, so muß doch die Darstellung zuweilen auch das superstitiöse Unwesen selbst streifen, ohne daß es gelingt, das Dunkel, welches, wie schon im Eingange dieses Aufsatzes bemerkt wurde, noch immer und vielleicht für immer auf diesem ganzen Gebiete lastet, einigermaßen aufzuklären. Daß dem so ist, weiß gewiß Niemand besser als Mommsen selbst, und er gab gleich an der Schwelle einen Beweis der wissenschaftlichen Pflichtstrenge, mit welcher er die von dem Gegenstand gebotene systematische Abfolge innehält, indem er sein Werk mit demjenigen Abschnitte eröffnete, der am wenigsten unter allen eine volle Befriedigung gewähren kann. Nachdem er so, weil es sein mußte, in die Wolken gestiegen war und den Adlern und Spechten Gesellschaft geleistet hatte, faßt er festen Fuß auf der Erde. Es werden die für Bürger und Soldaten verschiedenen Acte besprochen, durch welche nach dem Antritt des von der Gottheit zugelassenen Beamten die römische Bürgergemeinde oder die Armee sich ausdrücklich verpflichtete, ihm innerhalb der zuständigen Grenzen seines Amtes zu gehorchen. Von Seiten der Bürgergemeinde geschah dies mittels eines Gesetzes, bei dessen Erlaß nur in der ältesten Zeit die Bürgerschaft selbst zugegen, später durch dreißig Lictoren, welche die alte Eintheilung der Gemeinde in dreißig Curien vorstellten, vertreten war. Die Armee verpflichtete sich zum Gehorsam durch einen Fahneneid, der mit großer Bestimmtheit auf die Person des Commandirenden gestellt war. Die Grenzen aber, innerhalb welcher die übernommene Verpflichtung galt, waren während der ganzen Dauer der Republik für die in der Stadt bleibende Gemeinde und für die ausgerückte Armee auf das tiefste dadurch verschieden, daß stets im Bereich der Stadt in voller Kraft blieben und außerhalb der Stadt ihre Kraft ganz oder theilweise verloren drei Principien, welche für alle auf die regelmäßige Amtsgewalt bezüglichen staatsrechtlichen Fragen maßgebend sind: erstlich: die Oberherrlichkeit der Bürgergemeinde, kraft welcher ihre Entscheidung gegen den Spruch des Beamten angerufen werden kann; zweitens: die Besetzung jedes regelmäßigen Amtes durch eine Mehrzahl von Personen, die sich als Amtsgenossen gleich stehen, von denen Jeder ein Inhaber der Vollgewalt des Amtes ist und durch sein Einschreiten die geschehene Amtshandlung des Genossen in ihren Wirkungen hemmen kann; drittens: die gesetzliche, meistens jährliche Frist des Amtes, welches mit dem festgesetzten Tage von selbst erlischt. Mommsen hat zur terminologischen Bezeichnung dieser drei principiellen Verhältnisse die Wörter Souveränität der Gemeinde, Collegialität und Annuität der Beamten gewählt. Man wird diese oder ähnliche Benennungen zwar auch bei früheren Behandlern gelegentlich antreffen und die durch sie ausgedrückten Verhältnisse können Niemanden, der von römischen Dingen die mindeste Kunde hat, gänzlich unbekannt geblieben sein; aber sie als die Wurzelbegriffe erkannt und bloßgelegt zu haben, aus welchen eine weitverzweigte Fülle von Einzelbestimmungen sich über den gesammten Umkreis des Aemterwesens verbreitet, in diese früher mehr oder minder unverbundenen und verwirrten Einzelheiten durch

Verknüpfung derselben mit jenen drei Principien strengen Zusammenhang und sinnvolle Klarheit gebracht zu haben, ist ein Verdienst Mommsens, dessen Bedeutsamkeit man um so dankbarer würdigen lernt, je mehr sich die Darstellung nach Erläuterung der allgemeinen Grundsätze dem Detail zuwendet. So werden z. B. die praktischen Folgen dargelegt, welche die Souveränität der Gemeinde und ihr daraus entspringendes Begnadigungsrecht für die Criminalgerichtsbarkeit der höchsten Beamten herbeiführt. Da nämlich in allen Fällen, wo der erste Richter auf Todesstrafe, körperliche Züchtigung oder eine größere Geldbuße gegen einen römischen Bürger erkannt hatte, die Berufung an die Gemeinde (Provocation) statthaft war und meistens auch stattfand, so schien es mit der Würde des obersten Beamten unvereinbar, daß der von diesem selbst gefällte Spruch der Möglichkeit einer Cassation ausgesetzt werde; es traten daher andere, minder hohe Beamte zur Wahrnehmung der gewöhnlichen peinlichen Gerichtsbarkeit in erster Instanz ein, und die mit dem consularischen Amt wesentlich verknüpfte richterliche Gewalt über Leben und Tod wird innerhalb der Stadt, weil hier Provocation galt, im gewöhnlichen Lauf der Dinge latent, um nur in außerordentlichen Zeitläuften, wenn die Provocation vorübergehend außer Kraft gesetzt worden, wieder in voller directer Wirksamkeit hervorzutreten. Außerhalb der Stadt hingegen, wo nie Provocation giltig war, übt der Feldherr oder Provinzverwalter die Gewalt über Leben und Tod, mit der er rechtlich bekleidet ist, auch factisch stets in eigener Person aus. — Aehnliche tiefgreifende Unterschiede treten in Betreff der Collegialität und ihrer Folgen hervor. Ein Nebeneinanderwirken gleichberechtigter Oberbefehlshaber hat freilich, wie Mommsen nachweist, lange Zeit hindurch auch für das außerstädtische kriegerische Commando principiel bestanden und um dieser Vielköpfigkeit ihren militärischen Widersinn einigermaßen zu benehmen, ward entweder ein Tag um Tag wechselnder Turnus im Oberbefehl eingeführt, dergleichen ja auch für Athen aus der Geschichte der Schlacht von Marathon bekannt ist, oder es wurden nach einer Vereinbarung der Commandirenden unter Oberaufsicht des Senats die militärischen Geschäfte unter ihnen ein für allemal dergestalt vertheilt, daß Jedem ein besonderer Truppenkörper und ein eigenes Operationsgebiet zufiel. Hingegen hat die rechtliche Folge der Collegialität, die Befugniß jedes Amtsgenossen durch sein Einschreiten die bereits geschehene Amtshandlung des anderen in ihren Wirkungen zu hemmen, für die außerstädtische Amtsführung nie gegolten, begreiflicherweise nicht für den Kriegsbefehl und thatsächlich nicht für die Provinzverwaltung, während auf den innerstädtischen Amtsgebieten jenem collegialischen Einschreiten der weiteste Spielraum gelassen war. Die früheren Behandler hatten diesem Punkt nur eine gelegentliche und dürftige Besprechung angedeihen lassen; es darf abermals als ein sehr wesentliches Verdienst bezeichnet werden, daß Mommsen ihn in den Vordergrund gerückt hat, wo ihm nun eine helle und für die modernen politischen Ansichten manchmal überraschende Beleuchtung zu Theil wird. Der bezügliche Abschnitt, welcher neben dem collegialischen Einschreiten auch alle verwandten Verhältnisse umfaßt, trägt die Aufschrift „Magistratisches Verbietungsrecht und magistratische Intercession". Unter Verbietungsrecht wird hier die Befugniß verstanden, einen erst beabsichtigten öffentlichen Act zu

untersagen; sie steht nur dem höheren Beamten gegenüber dem niederen zu, kann freilich bis zur Lähmung der gesammten Amtsthätigkeit des niederen ausgedehnt werden, ist jedoch für ihre praktische Durchführung fast gänzlich auf das Subordinationsgefühl desselben angewiesen; will der niedere Beamte eine ihm rechtlich zustehende Amtshandlung trotz der Untersagung des höheren dennoch vollziehen, so bleibt der Act giltig und der Vollzieher verfällt wenigstens keiner Strafe an Leib und Leben. Unter Intercession dagegen wird das Einschreiten gegen eine bereits geschehene Amtshandlung verstanden; es kann sowol von dem Träger höherer Amtsgewalt, wie von dem mit gleicher Gewalt Bekleideten, also vornehmlich dem Collegen, ausgehen; durch die Intercession wird der von ihr betroffene Act rechtlich nichtig, und der Beamte, der sich ihr nicht fügt, setzt sich in gewissen Fällen einer Strafe an Leib und Leben aus. Da in der Zeit des ausgebildeten Volkstribunats die Intercession vornehmlich von den Tribunen ausging, deren eigentliche Amtsthätigkeit ja darin bestand, daß sie auf Anrufung des sich beschwert Glaubenden, diesem ihre Hilfe gewährten und gegen den magistratischen Act einschritten, so hatten die neueren Schriftsteller ihr Augenmerk fast nur auf die tribunicische Intercession gerichtet und darüber die collegialische aus dem Gesicht verloren. Mommsen hat die letztere aus ihrer Vernachlässigung hervorgezogen und die sehr weiten Grenzen, in welchen sie Anwendung fand, abgesteckt; nach seinen Ermittelungen können Collegen gegeneinander intercediren auf administrativem Gebiet, im Civil- und Criminalprozeß, während die Intercession gegen Senatsbeschlüsse früh, und noch früher die gegen Anträge an die Gemeinde ausschließlich den Tribunen überlassen blieb. — Endlich begründet auch das letzte der drei oben bezeichneten Principien, die Amtsfrist sehr scharfe Unterschiede zwischen der innerstädtischen und außerstädtischen Amtsführung. Innerhalb der Stadt erlischt das Amt mit dem Ablauf der Frist; über den vorher bestimmten Tag hinaus ist keinerlei Amtsthätigkeit gestattet; und zur Verlängerung der Amtsfrist giebt es kein verfassungsmäßiges Mittel. Der außerstädtische Beamte hingegen ist bis zum persönlichen Eintreffen seines Nachfolgers zu jeder Amtshandlung befugt; will er vor dem Erscheinen desselben seinen Amtsbezirk verlassen, so ist er zur Bestellung eines Vertreters verpflichtet; die Verlängerung der Amtsfrist, die innerhalb der Stadt unmöglich ist, wird nach und nach für das außerstädtische Gebiet herkömmlich; ursprünglich erforderte die Verlängerung einen Volksbeschluß, später genügte die Entscheidung des Senats, daß der Beamte bis zu einer neugesetzten Frist seine Functionen fortführe, die ganz dieselben wie zur ursprünglichen Amtszeit blieben; nur der Titel des Beamten erfährt eine leichte Aenderung; der Consul wird Proconsul.

Diesem Versuch, einige Ergebnisse der Mommsenschen Erörterungen kurz zusammenzufassen, mag eine Bemerkung angefügt werden, welche vielleicht zum Beleg dessen dienen kann, was im Eingang dieses Aufsatzes über den Nutzen einer von der Geschichtsschreibung gesonderten Behandlung des römischen Staatsrechtes gesagt wurde.

Es ist eine in neuerer Zeit oft ausgesprochene Wahrheit, daß für das römische Weltreich der Uebergang zur Monarchie unvermeidlich geworden, weil

die Republik es nur zu einer Stadtverfassung, nicht zu einer Reichsverfassung gebracht habe. Daß ohne vollständiges Ergreifen dieser Wahrheit ein tieferes Verständniß der römischen Geschichte unmöglich ist, wird kein Kundiger leugnen; aber es darf bezweifelt werden, ob wir bereits ein Geschichtswerk besitzen oder je zu erhalten hoffen dürfen, in welchem die eng städtische, für ein Reich ungenügende Beschaffenheit der republikanischen Constitution Roms, selbst wenn sie dem Verfasser vollkommen deutlich geworden und er seiner Einsicht noch so häufig wiederholten Ausdruck giebt, auch für den Leser mit der wünschenswerthen Anschaulichkeit hervortrete. Eben weil die Stadt eine das Reich erdrückende Bedeutung hat, kann ein Geschichtswerk, da es doch die in Rom verlaufenden, von Rom ausgehenden und auf Rom zurückwirkenden Ereignisse in erster Reihe darstellen muß, den Leser nicht vollständig vor der Gefahr schützen, daß sein Blick von dem Glanz der Macht, der die sieben Hügel umgiebt, allzu fest angezogen werde und sich dem Nothstand der draußen liegenden Welt allzu selten zuwende. Bei einer ruhigen, durch das spannende geschichtliche Drama nicht gestörten Betrachtung der staatsrechtlichen Grundsätze muß hingegen das Verhältniß, welches zwischen der Stadt Rom und dem römischen Reich in der Wirklichkeit bestand, sich mit unauslöschlichen Zügen dem Betrachter einprägen. Erwägt man auch nur die eben hervorgehobenen Unterschiede des innerstädtischen und außerstädtischen Amtes, so erkennt man alsbald, daß die festesten Bollwerke der Freiheit, die wirksamsten Schranken der Willkür, Provocation, Intercession und Amtsfrist, nur in der Stadt und für die Stadt errichtet waren, während die Welt außerhalb der Stadtgrenzen ihr Heil oder Unheil fast allein von den Tugenden oder Lastern der Gewalthaber zu erwarten hatte. Ein für allemal muß es dem Leser klar werden, daß hier nicht das Verhältniß einer Hauptstadt in unserm jetzigen Sinne obwaltet; denn eine Hauptstadt, mag sie in noch so bedenklicher Weise wachsen und die Lebenssäfte des Staates an sich ziehen, bleibt doch immer ein Theil des Staatsorganismus und die wesentlichen Grundsätze der Verfassung gelten für die Glieder wie für das Haupt. Zwischen der Stadt Rom und dem Erdkreis war jedoch das Verhältniß etwa folgendes: Man denke sich eine Zwingburg, so gewaltig, daß der lähmende Schrecken, den sie verbreitet, unermeßliche Länderstrecken in stummer Unterwürfigkeit zu halten vermag; die Besatzung der furchtbaren Citadelle besteht aus militärisch geschulten Advocaten, von denen jeder weiß, wessen er sich von dem Anderen eintretenden Falles zu versehen hat; sie ersinnen ein System gegenseitiger Beaufsichtigung und wol in einander greifender Bürgschaften gegen gewaltthätige Ausschreitungen und gerathen dabei auf so energische Mittel, daß im gewöhnlichen Laufe der Dinge schon die drohende Möglichkeit ihrer Anwendung genügt, um leidliche Ordnung zu sichern, die wirkliche Anwendung nur in seltenen Fällen nöthig, dann aber auch für den Gang der gemeinschaftlichen Angelegenheiten höchst gefährlich werden kann; aller solcher starken Schutzmittel dürfen sich aber nur die Mitglieder der Besatzung unter und gegen einander bedienen; für die Ländermasse außerhalb der Citadelle besteht ein rechtlicher oder rechtloser Zustand, welcher sich mit dem jetzigen Belagerungszustande vergleichen ließe, wenn dieser nicht wesentlich ein ausnahmsweiser wäre; ungefähr das, was jetzt während eines Belagerungszustandes als

zeitweilige Ausnahme gilt, galt aber für die römische Welt außerhalb Roms als dauernde rechtliche Regel.

Zum Schluß sei noch mit kurzen Worten darauf hingedeutet, wie der fundamentale Unterschied zwischen dem inner- und außerstädtischen Amt auch in den amtlichen Abzeichen einen augenfälligen Ausdruck erhält. Mommsen bringt diesen Punkt zur Sprache in einem zugleich auf alles Aehnliche eingehenden Abschnitte, welcher „Insignien und Ehrenrechte der Magistrate" überschrieben ist und ebenso sehr durch Neuheit der Behandlung fesseln wie durch Fülle der Belehrung zu Dank verpflichten muß. Die Dinge, welche hier in Betracht kommen, haben freilich, eben weil sie auf äußerlichem Wege sich erledigen zu lassen schienen, für die älteren Antiquitätenschreiber von jeher eine besondere Anziehungskraft besessen; jene emsigen Sammler verdoppelten ihren Fleiß und durchstöberten die entlegensten Winkel nach der kleinsten Notiz, welche auf die Lictoren, die purpurverbrämte Toga, den elfenbeinernen Amtsstuhl und dergl. sich bezog; aber sie brachten es meistens nicht weiter, als bis zur Aufspürung von Nachrichten, die sie geistig zu durchdringen nicht im Stande waren und nun mit handwerksmäßiger Trockenheit herleierten oder mit der hohlen Feierlichkeit eines Cerimonienmeisters verkündeten. Mommsen hat alle diese Costümsfragen und Uniformsangelegenheiten gleichsam wissenschaftlich geadelt, indem er überall die staatsrechtliche Symbolik aufdeckt, welche den äußerlichen Abzeichen zu Grunde liegt. Der erwähnte Unterschied nun zwischen dem städtischen und außerstädtischen Amt prägt sich symbolisch aus in der Beschaffenheit der den höheren Beamten bei ihrem öffentlichen Erscheinen vorangetragenen Fasces, d. h. einer nach dem Range des Beamten wechselnden Zahl von Ruthenbündeln, die mittels eines rothen Riemens geknüpft, von dem Träger an einem Griff mit der linken Hand gefaßt und auf die linke Schulter genommen wurden. Bald befindet sich in dem Ruthenbündel ein Beil, bald fehlt dasselbe, was darauf zurückgeht, daß in den Fasces als Strafwerkzeugen die Grenzen der dem Beamten zustehenden richterlichen Strafgewalt ausgedrückt werden sollen. Die volle Gewalt über Leben und Tod bezeichnen die mit dem Beil versehenen Fasces, und die wesenhafte Bedeutung des Beils zeigt sich auch darin, daß, wenn zwei zur Führung von Fasces berechtigte Beamte ungleichen Ranges sich begegnen, der niedere bei Begrüßung des höheren gehalten ist, die Beile aus den Fasces zu nehmen. In dem römischen Stadtbezirk nun, wo die Souveränität der Gemeinde in dem Berufungsrecht verwirklicht war, befanden sich alle, auch die höchsten regelmäßigen Beamten, deren Spruch der Provocation unterlag, stets in der Gegenwart jener über ihnen stehenden souveränen Macht, und ihre Unterordnung unter dieselbe bekundet sich darin, daß sogar die Consuln innerhalb der Stadt Fasces ohne Beile führen. Außerhalb der Stadt jedoch, wo keine Provocation galt, also die Gewalt über Leben und Tod keine Schranke fand, fehlt das Beil in den Fasces nie; der römischen Welt außerhalb der Stadt war die eiserne Macht, der sie sich zu beugen hatte, stets durch das schreckende Blinken des Todeswerkzeuges versinnlicht, und Plutarch, wo er seine griechischen Landsleute vor jeder nutzlosen Unbotmäßigkeit gegen einen römischen

Befehl warnen will, kann sich begnügen, unter Anwendung einer Dichterzeile, daran zu erinnern, über wie viele solcher griechischen Freiheitslustigen schon gekommen sei

des kopfabtrennenden Beiles grause Zuchtgewalt.

Doch genug der Einzelproben, die aus einem systematisch zusammenhängenden Werke herausgelöst werden mußten. Es ist damit immer eine mißliche Sache, die nur zu leicht gemahnt an die in den griechischen Kinderbüchern erzählte Eulenspiegelei des Kumaners, der ein Haus verkaufen wollte und einen aus der Mauer geschlagenen Stein als Probe des Hauses vorwies. Ganz so schlimm mag es freilich mit den hier vorgelegten Proben nicht stehen; es ist wenigstens der Versuch gemacht worden, sie unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zu bringen und von dem Hause eine Haupttreppe zu zeigen. Möge der Versuch seinen Zweck nicht verfehlen und recht Viele veranlassen, das von Mommsen aufgeführte Gebäude in allen seinen Theilen kennen und nach seiner Stattlichkeit und Nützlichkeit würdigen zu lernen.

Geschichtliche Darlegung der Bedeutung

der

Vorübergänge der Venus vor der Sonnenscheibe für die Ausmessung der Himmelsräume.

Von

Prof. Dr. **W. Förster** in Berlin.

Die folgenden Darlegungen werden sich von dem Inhalte und der Form der übrigen Beiträge, deren Gesammtheit die „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen“*) bildet, insofern unterscheiden, als die in der Ueberschrift genannte astronomische Aufgabe durch Reisen und Aufenthalt in fernen Erdgegenden auf keine andere Weise, als ganz systematisch unter fachmäßiger Leitung nach sorgfältigster Vorbereitung und Ausrüstung gefördert werden kann, so daß es sich bei der vorliegenden Darstellung nicht um die Orientirung des Reisenden zum Zweck gelegentlicher unmittelbarer Betheiligung an der bezüglichen Forscherarbeit, sondern nur um eine Erneuerung des Verständnisses der wissenschaftlichen Ziele von Expeditionen obiger Art und um die entsprechende Erweckung oder Belebung größtmöglicher Hilfsbereitschaft aller derjenigen, an welche sich das genannte Buch überhaupt wendet, für die Zwecke solcher Expeditionen handeln wird.

*) Obiger Beitrag des Directors der Berliner Sternwarte ist bestimmt, eine Sammlung von Aufsätzen einzuleiten, welche unter dem Titel „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen“ demnächst (im Verlage von Robert Oppenheim in Berlin) erscheinen wird. Ueber den Zweck dieses Werkes spricht der uns vorliegende Prospect sich dahin aus, daß es „den Reisenden, mag er dem Fachgelehrten- oder Laienstande angehören, einführen soll in die richtige Beurtheilung der physikalischen Erscheinungen der Erde, ihres geognostischen Baues, in die Erkenntniß der sie bedeckenden Pflanzenwelt, des Thier- und Menschenlebens in seinen wechselvollen Beziehungen“; es soll ihn damit vertraut machen, „wie er die Erscheinungen zu erfassen und zu beobachten hat, wo die Lücken in den Beobachtungsreihen sich zeigen und wie dieselben auszufüllen sind“. Die einzelnen Rubriken sind von hervorragenden Fachmännern bearbeitet, von denen wir, außer Förster, A. Bastian, G. Fritsch, R. Hartmann, W. Koner, G. Neumayer, F. von Richthofen, G. Schweinfurth und A. Tietjen nennen.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau“.

Die Expeditionen, welche zur Bestimmung der Entfernung der Himmelskörper in ferne Gegenden der Erde ausgesandt werden, erhalten aber ein Recht, in vorerwähntem Buch an erster Stelle behandelt zu werden, sowol dadurch, daß dieselben sich in der Vergangenheit höchst wesentliche Verdienste auch um die gesammte Erforschung der Erde erworben und so zur Förderung aller anderen wissenschaftlichen Aufgaben beigetragen haben, welche in unserem Sammelwerk behandelt werden, als auch im Besonderen dadurch, daß die für December 1874 ausgerüsteten Expeditionen — zur Bestimmung genauerer irdischer Maßausdrücke für Dimensionen und Abstände innerhalb unseres Planetensystems mittelst Beobachtung des Vorüberganges der Venus vor der Sonnenscheibe — den unmittelbaren Anlaß zur Herausgabe der Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen geboten haben.

Das wissenschaftliche Bedürfniß, Verhältnisse der Abstände der Himmelskörper von der Erde zu den Abständen verschiedener Punkte der Erde von einander oder allgemein zu den Dimensionen des Erdkörpers zu kennen, trat schon den ersten Astronomen entgegen, welche sich systematisch mit der Deutung und Vorausbestimmung der Bewegung des Mondes am Himmel beschäftigten.

Nachdem schon in alter babylonischer Zeit die aufmerksame und stetige Beobachtung insbesondere der Mondfinsterniß-Erscheinungen zu der Vorstellung der Kugelgestalt der Erde geführt hatte, konnte es trotz der Täuschung des unmittelbaren Augenscheins, welcher jedem Beobachter eine centrale Stellung innerhalb des Firmaments vorspiegelt, keine näher liegende Folgerung geben, als daß das Centrum der Welt nicht irgend ein Punkt der Erdoberfläche, sondern eben der Mittelpunkt der Erdkugel selbst sei. — Durch diesen Punkt mußte auch die Drehachse der Alles umfassenden Himmelskugel, welche täglich alle Gestirne um die Erde herumzuführen schien, durch diesen Punkt die Drehachse jeder einzelnen der gedachten Sphären gehen, welche die sieben Wandelsterne Mond, Sonne, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn innerhalb der Fixsternsphäre tragen und bewegen sollten, durch diesen Punkt endlich mußte man sich auch alle die verschiedenen Ebenen, in denen sich die Umläufe dieser Wandelsterne zu vollziehen schienen, gelegt denken.

In Folge dessen mußten vom Erdmittelpunkte aus alle diese Bewegungen in ihren einfachsten, am leichtesten durch Meß- und Rechenkunst zu bemeisternden Formen erscheinen. Dagegen mußten von der Erdoberfläche aus gesehen die Bewegungen wenigstens aller derjenigen Himmelskörper, welche der Erde so nahe waren, daß die excentrische Lage der Beobachtungsstationen auf der Erdoberfläche von ihnen aus unter meßbaren Winkeln wahrgenommen werden konnte, nothwendig gewisse von diesen Winkelgrößen abhängende Abweichungen von jener einfachsten, unmittelbar nur von dem unzugänglichen Centrum der Erde aus wahrzunehmenden Form der Erscheinungen zeigen.

Mit Sicherheit meßbar waren nun den babylonischen und den griechischen Astronomen Winkel von etwa einem Dritttheil des Grades.

Erwägt man zwar, daß der Winkel, unter welchem uns der Durchmesser der Sonne und der des Vollmondes durchschnittlich erscheint, etwas mehr als einen halben Grad beträgt, und daß ein gutes unbewaffnetes Auge Doppelsterne

deutlich getrennt sieht, deren Winkelabstand an der Himmelskugel nur etwa zwei Minuten oder ein Dreißigstel des Grades beträgt, so scheinen selbst für die ältesten Astronomen obige Annahmen zu weit gegriffen zu sein. Es ist jedoch zu bedenken, daß es sich bei der Erkennung von Abweichungen und scheinbaren Unregelmäßigkeiten gewissen Winkelbetrages in den Bewegungen der Himmelskörper nicht bloß um die Schärfe des Sehens, sondern auch um die Vergleichung und Festhaltung verschiedener Visirrichtungen an den Meßinstrumenten, also um den Sicherheitsgrad der jedesmaligen Orientirung und der geometrischen Einrichtung der Instrumente, sowie um die Genauigkeit der Zeitmessung handelt.

Nimmt man also nach den zahlreichen uns vorliegenden Zeugnissen von dem Entwickelungszustande der astronomischen Meßkunst in babylonischen und in griechischen Zeiten obigen Zahlenwerth für die damalige Grenze sicherer Meßbarkeit von Oertern und Ortsveränderungen an der Himmelskugel an, so folgt daraus, daß ein Himmelskörper, bei welchem damals die excentrische Lage einer Beobachtungsstation auf der Erdoberfläche oder der Abstand derselben von dem Mittelpunkt der Erde und „der Welt" in Besonderheiten seiner Winkelbewegung an der scheinbaren Himmelskugel sicher erkennbar werden sollte, höchstens so weit von der Erde entfernt sein durfte, daß von ihm aus der Halbmesser der Erdkugel unter einem Winkel von einem Drittel-Grad erschien, d. h. um höchstens 172 Erdhalbmesser.

Innerhalb dieses Abstandes von der Erde befindet sich von den mit unbewaffnetem Auge sichtbaren Himmelskörpern allein der Mond, dessen mittlere Entfernung vom Centrum der Erde bekanntlich nahezu 60 Erdhalbmesser beträgt. Vom Monde aus gesehen muß hiernach der Halbmesser der Erdkugel unter einem Winkel erscheinen, dessen mittlerer Werth nahezu 57 Minuten beträgt. Um eben denselben Winkel muß natürlich von einem Punkte der Erdoberfläche, an welchem eine vom Monde nach der Erde gedachte Gesichtslinie diese Oberfläche berührt, ohne sie zu schneiden, also von einem Punkte, in welchem der Mond sich gerade im Horizonte befindet, die Richtung nach dem Monde hin oder der Ort desselben an der Himmelskugel verschoben erscheinen gegen den Ort, an welchem der Mond im selbigen Zeitpunkte von dem Mittelpunkte der Erde erscheinen würde. Man nennt bekanntlich derartige Richtungsunterschiede der Gesichtslinien, wie sie eintreten, wenn auf ein und dasselbe Object von verschiedenen Standpunkten aus visirt wird, und dasselbe hiernach zwischen anderen entfernteren Objecten, auf deren scheinbare Lage dieselbe Verschiedenheit der Standpunkte keinen merklichen oder einen geringeren Einfluß hat, verschiedene Stellen einzunehmen scheint, Parallaxen oder parallaktische Ortsveränderungen des Objectes (nach einem griechischen Worte, dessen Sinn ungefähr den Vorgang der Verschiebung der Gesichtslinien ausdrückt). Hiernach heißt der oben definirte Winkel, unter welchem vom Monde aus der Halbmesser der Erdkugel erscheint, oder die entsprechende Verschiebung, welche der Ort des Mondes am Himmel im Horizonte eines Beobachtungsortes gegen eine vom Erdmittelpunkt aus gleichzeitig nach dem Monde gerichtete Gesichtslinie und den entsprechenden Ort am Himmel erfährt, die Horizontal-Parallaxe des Mondes.

Innerhalb der einzelnen wissenschaftlichen Disciplinen gewährt es große Erleichterungen, derartige knappe technische Ausdrücke anzuwenden; den außerhalb der Fachwissenschaft Stehenden erschweren dieselben oftmals das Verständniß der einfachsten Dinge. Die Parallaxen haben schon manchem Nichtastronomen Kopfzerbrechen bereitet, während man schon bei jeder Bewegung des Kopfes, oder bei abwechselndem Schließen der Augen, überhaupt bei jeder Ortsveränderung des wahrnehmenden Sinnesorganes parallaktische Wirkungen in der gegenseitigen Lage der umgebenden Gegenstände erkennen kann.

Eine Eisenbahnfahrt läßt bekanntlich die Abstufung der Entfernungen der Gegenstände, an denen man vorübereilt, deutlich an der verschiedenen Geschwindigkeit ihrer parallaktischen Verschiebungen bemerken, in denen sich die Abbilder derjenigen Winkelbewegungen darstellen, unter welchen von dem Ort der einzelnen Gegenstände aus, von den näheren schneller, von den entfernteren langsamer, die Bewegung des Eisenbahnzuges selbst erscheint.

Jede Dreiecks-Messung, bei welcher man an den beiden Endpunkten einer Standlinie die beiden Winkel, welche die Richtungen nach einem entfernten Gegenstand mit der Richtung der Standlinie bilden, aufnimmt, um dadurch die Entfernung dieses Gegenstandes im Verhältniß zur Länge der Standlinie zu bestimmen, wobei der dritte Winkel des Dreiecks oder der Winkel an dem entfernten Gegenstande gleich dem Unterschiede der beiden an den Endpunkten der Standlinie aufgenommenen Richtungen, d. h. gleich ihrer Abweichung vom Parallelismus ist, läßt sich auch als eine Bestimmung des Parallaxen-Winkels, unter welchem die Standlinie an dem entfernten Object erscheint, bezeichnen.

Die Erkenntniß der zutreffenden Aehnlichkeit aller dieser bekannten Wahrnehmungen oder geläufigen Messungen mit den parallaktischen Erscheinungen und Aufgaben in der Astronomie und das Bewußtwerden parallaktischer Wirkungen überhaupt wird hauptsächlich dadurch verhüllt, daß man bei den sich scheinbar in überall gleicher Entfernung auf der Himmelskugel darstellenden Erscheinungen der Himmelsräume zur Beurtheilung und zur directen Bestimmung der Verschiedenheiten der Entfernungen kein anderes Mittel, als die bewußte und exacte Messung der parallaktischen Erscheinungen besitzt, daß dagegen auf der Erde bei Beurtheilung der Verschiedenheit der Entfernungen meistens unbewußt verfahren wird, indem man dabei in erster Stelle, wenn auch nur bei den nicht zu entfernten Gegenständen, diejenigen parallaktischen Wirkungen gelten läßt, welche schon durch die Verbindung der Wahrnehmungen der beiden Augen unbewußt hervorgebracht werden, und deren Wesen (das sogenannte stereoskopische Sehen) man erst bei abwechselndem Schließen der Augen, in einer durch diese Veränderung des Visirpunktes bewirkten parallaktischen Verschiebung der näheren Gegenstände gegen die entfernteren deutlich bemerkt, und indem man außer diesem unbewußten Verfahren der Entfernungsschätzung auch noch in dem Grade der convergirenden Visir-Stellung der beiden Augen-Achsen, sowie endlich in dem Grade der Deutlichkeit, der Färbung und der scheinbaren Größe der ihren wirklichen Formen, Farben und Dimensionen nach meist be-

kannten Gegenstände hinreichende Mittel zu einer fast instinctiv werdenden Schätzung ihrer Entfernungen hat.

Es wird daher in der Regel Niemandem, der auf der Eisenbahn fährt, einfallen, sich durch die größere oder geringere Schnelle des parallaktischen Vorübereilens der Gegenstände ein Urtheil über ihre Entfernungen zu bilden, da Jedermann hierfür ungefähre Anhaltspunkte schon in Fülle hat, wogegen es einem in exacten Messungen Bewanderten wohl einfallen könnte, mit einer Secundenuhr in der Hand auf Grund der Geschwindigkeit, die der betreffende Zug nach dem Fahrplan durchschnittlich hat, bei entfernteren Gegenständen das Maß ihrer — durch eine gewisse auf der nahezu geradlinigen Bahn zurückgelegte Strecke bedingten — parallaktischen Winkelbewegung am Horizonte zu schätzen und dadurch beiläufige Entfernungsbestimmungen zu machen, die den astronomischen ganz ähnlich sind.

Die Wirkung der Horizontal-Parallaxe läßt den Mond stets weiter entfernt vom Scheitelpunkt eines Beobachtungsortes auf der Erdoberfläche erscheinen, als er vom Erdmittelpunkt aus gesehen werden würde, und zwar hat diese Wirkung, wie leicht ersichtlich, im Horizonte ihren größten Betrag, während sie, wenn der Mond im Scheitelpunkt eines Ortes steht, verschwindet, weil dann der Beobachtungsort und der Erdmittelpunkt vom Monde aus gesehen in derselben Richtung liegen. (Was nur wegen der Ellipsoid-Gestalt der Erde nicht völlig genau zutrifft.)

Die Horizontal-Parallaxe verzögert nach dem Obigen relativ den Aufgang und verfrüht ebenso den Untergang des Mondes. Diese Wirkungen konnten indessen von den alten Astronomen nicht sofort bemerkt werden, weil ihre Mittel der Zeitmessung noch nicht entwickelt genug waren. Auch wirkt die Brechung, welche die Lichtstrahlen beim Uebergang aus dem Weltraum in die nach der Erdoberfläche hin immer dichter werdenden Schichten der Erdatmosphäre erfahren, jenem Einfluß gerade in der Nähe des Horizontes so stark entgegen, daß dort nur die kleinere Hälfte der Parallaxen-Wirkung übrig bleibt.

Dagegen konnten die alten Astronomen bei den Mondfinsternissen die parallaktische Wirkung der excentrischen Lage des auf der Erdoberfläche befindlichen Beobachtungsortes bemerken und zwar folgendermaßen: Die Achse des Schattenkegels der Erde, in welchem der Mond verfinstert erscheint, ist eine durch den Sonnenmittelpunkt und durch den Erdmittelpunkt gehende gerade Linie. Der Mittelpunkt des Kreises, in welchem der Schattenkegel die Himmelsfläche zu schneiden scheint, muß also, vom Erdmittelpunkt aus gesehen, der Sonne genau gegenüber liegen. Die Umrisse dieses Kreises lassen sich nun wenigstens theilweise auf der in den Schatten eintretenden Vollmondscheibe so deutlich erkennen, daß man schon daraus die Lage des Mittelpunktes dieses Kreises gegen den Mittelpunkt der bekanntlich in dem Schattenraum niemals ganz verschwindenden Mondscheibe gut bestimmen kann. Diese von der Erdoberfläche aus bestimmte Lage der Mitte des vom Monde durchlaufenen Schnittes der Schattenfläche an der Himmelskugel wird nun von dem genauen Gegenpunkt des gleichzeitigen Sonnenortes am Himmel gerade um denselben

Parallaxen-Winkel verschieden sein, unter welchem der Abstand des Beobachtungsortes vom Erdmittelpunkte zur Zeit der Beobachtung vom Monde aus erscheint.

Aus diesem Winkel an der Spitze des Dreiecks, welches einerseits durch den Mittelpunkt des Schattenschnittes, andererseits durch den Beobachtungsort und den Erdmittelpunkt als Endpunkte der Standlinie oder Basis bestimmt wird, kann mit Hinzunahme desjenigen Winkels, welchen am Beobachtungsort selbst die Richtung zum Mittelpunkte des Schattenschnittes mit der Richtung von dem Erdmittelpunkte nach dem Beobachtungsort macht, das Verhältniß der Entfernung des Mondes vom Erdmittelpunkt zum Halbmesser der Erde abgeleitet werden.

Der eben erwähnte zweite Winkel aber wird, wenn man die kleine Abweichung der Erdgestalt von der Kugelform vernachlässigt, einfach durch den derzeitigen Winkel-Abstand des Scheitelpunktes des Beobachtungsortes vom Mittelpunkt des kreisförmigen Schattenschnittes gefunden.

Schwierigkeiten mußte den Alten hierbei nur die Bestimmung des genauen Gegenpunktes zur Sonne bieten. Wurden indessen unter den zahlreichen Mondfinsternissen, welche mit allen charakteristischen Umständen Jahrhunderte oder vielleicht Jahrtausende hindurch in Babylon aufgezeichnet worden waren, solche ausgewählt, bei denen der Mond um die Mitte der Verfinsterung sich in der Mittagsebene des Ortes befand, so ergab sich hierfür die Lage des Gegenpunktes zur Sonne leicht unter Benutzung der am vorhergehenden und am folgenden Mittag mit der Schattensäule bestimmten Mittagshöhe der Sonne, natürlich unter der Voraussetzung, daß die Sonne selbst durch die excentrische Lage des Beobachtungsortes keine oder wenigstens eine viel kleinere Parallaxe erfuhr, als der Mond, mit andern Worten, daß sie viel entfernter sei, als der Mond. — Daß der letztere überhaupt näher sei, als die Sonne, ergaben ja schon die Sonnenfinsternisse, in welchen er nachweisbar vor die Sonne trat, während er zugleich, nach seinem scheinbaren Durchmesser zu schließen, bei diesen Phänomenen nicht wesentlich näher an der Erde war als sonst.

Daß aber die Entfernung der Sonne sogar um Vieles größer, also ihre Parallaxe um Vieles kleiner sei, als die des Mondes, ergab der bei den Mondfinsternissen bestimmbare Halbmesser des Schattenkegelschnittes selbst. Derselbe erschien nahezu unter demselben Winkel, unter welchem vom Monde aus nach den vorläufigen Resultaten des oben erörterten Verfahrens der Halbmesser der die Schattenumrisse erzeugenden Erdkugel selbst gesehen wurde. Es erfolgte also bis zum Monde hin keinesfalls eine starke Convergenz des Kernschatten-Kegels, sondern die Wände desselben schienen, wie es nur bei einer verhältnißmäßig sehr entfernten Lichtquelle möglich ist, innerhalb jenes Abstandes fast parallel zu verlaufen.

Aus der Vergleichung der Winkelgröße des Halbmessers des vom Monde passirten Schattenkegelschnittes mit dem Parallaxen-Winkel, unter welchem am Monde der Halbmesser der Erde erschien, suchte später Ptolemäus um 140 n. Chr. das Verhältniß der Entfernung der Sonne zur Entfernung des Mondes von der Erde wirklich zahlenmäßig zu bestimmen.

Ein anderes Verfahren zur Lösung letzterer Aufgabe hatte aber schon vier-

hundert Jahre vor ihm Aristarch von Samos eingeschlagen, indem er den Winkelabstand des Mondes von der Sonne in einem der Zeitpunkte maß, in welchen die Mondscheibe genau zur Hälfte erleuchtet erscheint, in welchen also in dem Dreieck: Sonne, Erde, Mond, der Winkel an letzterem sehr nahe ein rechter ist. Da alsdann in diesem Dreieck zwei Winkel bekannt waren, konnte auch der Parallaxen-Winkel, unter welchem von der Sonne aus der Abstand des Mondes von der Erde erschien, und konnten überhaupt die Verhältnisse der Seitenlängen zu einander berechnet werden. Aristarch fand hieraus, daß die Sonne etwa 19 mal weiter entfernt sei, als der Mond, was später Ptolemäus nach der oben erwähnten Methode nahezu bestätigte. Bekanntlich beträgt aber jenes Vielfache in Wirklichkeit nicht 19, sondern etwa 400. Die Winkelgrößen, um die es sich hiernach handelte, waren eben zu klein, um von den Alten mit Sicherheit gemessen zu werden. —

Zu systematischen Messungen hatten übrigens die vorher erwähnten Möglichkeiten, das Verhältniß des Abstandes des Mondes zu den Dimensionen der Erde aus den Beobachtungen der Mondfinsternisse abzuleiten, nicht geführt; sie hatten ebenfalls nur dazu gedient, eine ungefähre Vorstellung von diesem Verhältnisse zu geben. Diese Vorstellung wurde erst in der griechischen Zeit deutlicher und wissenschaftlicher, nachdem man auch von den Dimensionen des Erdkörpers selbst im Verhältniß zu den irdischen Maßen durch die Gradmessung des Eratosthenes eine wissenschaftliche Kenntniß erlangt hatte. Das Verfahren, welches endlich Ptolemäus einschlug, um eine möglichst exacte Bestimmung der Mond-Parallaxe zu erlangen, gehört im Princip schon ganz zu dem System von parallaktischen Methoden, welche gegenwärtig zur Bestimmung der Entfernungen der Himmelskörper von der Erde angewandt werden, nachdem man durch die genauere Kenntniß der Gestalt und der Dimensionen der Erde und durch die sicheren Bestimmungen, welche man von der Lage der Beobachtungsörter auf der Erdoberfläche zu einander und zu den Polen und festen Meridianen der Erde machen kann, in den Stand gesetzt ist, statt des Halbmessers der Erde jeden beliebigen Abstand auf der Erde als Standlinie für die parallaktische Dreiecksmessung zu benutzen.

Die Methoden zur trigonometrischen oder parallaktischen Bestimmung der Entfernungen der Himmelskörper in Maßen der Erde zerfallen mit Ausschluß der oben erörterten, auf die Beschattungs- und Beleuchtungs-Erscheinungen begründeten, welche wegen des Mangels an Bestimmtheit und Regelmäßigkeit jener Licht und Schattengrenzen keine für die gegenwärtigen Anforderungen hinreichende Genauigkeit mehr bieten, hauptsächlich in zwei Gruppen:

1) Messungen der scheinbaren Ortsveränderungen am Himmelsgewölbe, welche das Object, dessen Entfernung zu bestimmen ist, erfährt durch diejenigen Ortsveränderungen des Beobachters selbst, welche von der Drehung der Erde hervorgebracht werden, somit nach Richtung und Größe leicht bestimmbar und in den Maßen des Erdkörpers ausdrückbar sind.

2) Messungen der Abstände der verschiedenen Oerter am Himmelsgewölbe, an welchen das Object, dessen Entfernung zu ermitteln ist, in einem und demselben Zeitpunkte von verschiedenen Beobachtungsstationen aus, deren

gegenseitige Lage nach Richtung und Abstand bestimmbar und in den Maßen des Erdkörpers ausdrückbar ist, gesehen wird.

Beide Methoden fließen bei Bestimmungen von Entfernungen auf der Erde selbst, zumal bei relativ ruhenden Objecten, in eine zusammen, denn es ist bei einer solchen irdischen Dreiecksmessung im Allgemeinen gleichgültig, ob die Winkel an den beiden Endpunkten der Stand- oder Grundlinie gleichzeitig von zwei verschiedenen Beobachtern oder nach einander von demselben Beobachter gemessen werden.

Bei außerirdischen Entfernungsbestimmungen indessen sind obige Unterscheidungen erheblich, da man es bei ihnen stets mit relativ bewegten Objecten und mit mehreren Arten von Bewegungen des Standortes, z. B. außer mit der täglichen Drehung auch noch mit der jährlichen Bewegung der Erde zu thun hat, wobei natürlich eine nahe Gleichzeitigkeit der Beobachtungen an zwei möglichst weit von einander abstehenden Stationen große Vorzüge bietet, während andererseits die Schwierigkeiten der sicheren Erzielung möglichst gleichartiger correspondirender Messungen verschiedener von einander weit entfernter Beobachter in vielen Fällen für die Benutzung der Drehung der Erde zum bequemsten, billigsten und schnellsten Transport eines und desselben Beobachters von einem Ende einer großen irdischen Standlinie zum andern den Ausschlag gegeben haben.

Letztere Methode hat danach in der That bis zum Ende des 17. Jahrhunderts fast ausschließliche Anwendung gefunden. Sie ist auch dem Princip nach die einzige, welche bei der Erweiterung der parallaktischen Probleme über die irdischen Standlinien hinaus, nämlich bei den ersten Ausmessungen der Planeten-Bahnen und der Fixstern-Entfernungen durch die parallaktischen Wirkungen unserer Bewegung um die Sonne (jährliche Parallaxe), sowie bei der ferneren Ausmessung der Fixstern-Räume durch die parallaktischen Wirkungen der Bewegung des ganzen Sonnensystems (Säcular-Parallaxe) zur Anwendung kommt, weil uns außerhalb der Erde die correspondirenden Beobachter noch gänzlich fehlen.

In einer eigenthümlichen Form wurde diese Methode zuerst von Ptolemäus zur Bestimmung der Entfernung des Mondes angewandt.

Correspondirende astronomische Beobachtungen an entfernten Punkten der Erde, wie wir sie jetzt in gewöhnlichen Fällen durch das Zusammenwirken der Astronomen aller Erdtheile verhältnißmäßig leicht erlangen, wie sie sogar regelmäßig einen Theil des Arbeitsplanes gewisser nördlichen und südlichen Sternwarten bilden, vermochten die Astronomen Alexandria's eben noch nicht zu beschaffen. Dafür aber hatte Alexandria gerade mit Bezug auf die durch den Erdmittelpunkt gehende Ebene der Mondbahn eine besonders günstige Lage.

In den Zeiten nämlich, in welchen diese Bahnebene ihre stärkste Neigung gegen die Ebene des Erdäquators hatte, lag Alexandria bei einer bestimmten Phase der Erddrehung sehr nahe in der Ebene der Mondbahn, während es in der gerade entgegengesetzten Phase der Erddrehung einen senkrechten Abstand von der Mondbahnebene hatte, welcher nahezu $\frac{9}{10}$ des Erdhalbmessers betrug. Gelang es, den Mond in diesen beiden entgegengesetzten Drehungsphasen der Erde

auch in den entsprechenden einander entgegengesetzten Stellen seiner Bahn zu beobachten, so fand bei der einen Beobachtung, bei welcher der Mond dem Scheitelpunkt von Alexandria sehr nahe kam, fast gar keine parallaktische Wirkung statt, während bei der anderen Beobachtung der Mond in Alexandria um nahezu $\frac{9}{10}$ desjenigen Winkels, unter welchem alsdann von ihm aus der Erdhalbmesser gesehen werden mußte, vom Nordpol des Himmels entfernter erschien, als vom Erdmittelpunkte aus gesehen. In Bezug auf letzteren, sowie überhaupt von jedem Punkte der Ebene des Erdäquators aus gesehen fand eine völlige Symmetrie der beiden äußersten Mondstellungen nördlich und südlich vom Himmelsäquator statt; von Alexandria aus war dagegen beim Durchgange die Mittagsebene der äußerste südliche Abstand des Mondes vom Himmelsäquator um $\frac{9}{10}$ der Horizontal-Parallaxe größer, als der größte nördliche Abstand vom Himmelsäquator.

Hiernach bestimmte Ptolemäus aus seinen Messungen für Vollmonds- und Neumondszeiten die Entfernung des Mondes zu 59 Erdhalbmessern. (Leider wurde der Gewinn, den diese ziemlich genaue Bestimmung der Astronomie brachte, durch gewisse Fehler der Mondstheorie des Ptolemäus vermindert, welche die Annahme einer viel größeren Veränderlichkeit dieser Entfernung enthielten, als nach den verhältnißmäßig kleinen Veränderungen der scheinbaren Größe des Mondes zulässig erscheinen durfte.)

In dem ganzen oben dargelegten Verfahren bei der Parallaxen-Bestimmung des Mondes wird übrigens gar nichts dadurch geändert, daß Ptolemäus selbst keine Drehung der Erde, also auch keine Bewegung des Beobachtungsortes annahm, sondern die Drehung nur der Himmelskugel und dem gesammten von ihr umfaßten Himmelsraume zuschrieb.

Letztere Drehung um das Centrum der Erde mußte für einen ruhenden, aber excentrisch gelegenen Beobachtungsort dieselben Erscheinungen hervorbringen, wie bei ruhender Himmelskugel die Bewegung des Beobachtungsortes durch die Drehung der Erde.

Nach obiger Messungsmethode würde man auch die Parallaxe der Sonne an jedem außerhalb des Erdäquators gelegenen Punkte der Erdoberfläche, z. B. mit völliger Analogie zu obigem Verfahren von einem Punkte der Wendekreise aus, durch die Unsymmetrie ihrer größten nördlichen und südlichen Abweichung vom Himmelsäquator auf Grund der notorischen Symmetrie der für den Erdmittelpunkt und die Ebene des Erdäquators überhaupt geltenden Phänomene derselben Art bestimmen können; doch würde dieses Verfahren aus vielen Gründen nicht zweckmäßig sein, zumal da sich sogar nach demselben Princip günstigere Bedingungen für die Lösung derselben Aufgabe erreichen lassen.

Aehnliches gilt von entsprechenden Parallaxen-Bestimmungen solcher Objecte, die, von gewissen Gegenden der Erdoberfläche aus gesehen, nicht untergehen, sondern in entgegengesetzten Phasen der Erddrehung, also von den beiden Endpunkten des Durchmessers eines Parallelkreises aus gesehen, eine größte und eine kleinste Höhe über dem Horizonte in der Mittagsebene erreichen.

Eine andere und folgenreichere Anwendung der Drehung der Erde zur Pa-

rallaxen-Bestimmung machte gegen Ende des 15. Jahrhunderts Regiomontan (Johannes Müller aus Königsberg, Franken) zu Nürnberg.

Er maß die Veränderungen, welche die Oerter eines Kometen an der Himmelskugel erfuhren, wenn er sie womöglich innerhalb desselben Tages sowohl in der Nähe des westlichen als des östlichen Horizontes, also von den möglichst weit von einander entfernten, äußersten östlichen und westlichen Standpunkten, die man durch die Drehung der Erde erreichen konnte, bestimmte. Hierbei mußte er natürlich die in der Zwischenzeit erfolgte Winkelbewegung am Himmel, welche der Komet — sowohl durch seine eigene Bewegung im Himmelsraume, als auch durch die parallaktische Wirkung der gleichzeitigen Bewegung der Erde in ihrer Bahn um die Sonne — erfuhr, in Rechnung bringen.

Dafür gab es aber eine hinreichende genäherte Bestimmung, wenn man den Kometen außer in entgegengesetzten westlichen und östlichen Drehungsphasen der Erde hinreichend oft zu aufeinanderfolgenden Malen auch in einer und derselben Drehungsphase der Erde beobachtete und daraus die Oerter desselben am Himmel für die dazwischen liegenden Zeitpunkte der in entgegengesetzten Drehungsphasen stattfindenden Standorte des Beobachters einschaltete. Aus der Vergleichung der eingeschalteten mit den wirklich beobachteten Oertern des Kometen ergab sich alsdann die parallaktische Wirkung der in Theilen des Erdhalbmessers auszudrückenden Ortsveränderung, welche der Beobachter selbst durch die Drehung der Erde erfahren hatte, und daraus das Verhältniß der Entfernung des Kometen zum Erdhalbmesser.

Nach dieser in der Folge auch von Tycho v. Brahe angewandten Methode des Regiomontan, nur in etwas verfeinerter Anordnung mit Hülfe der eben erfundenen Pendeluhr, sollte auch in den Jahren 1672 und 73 von einer besonderen — auch mit Rücksicht auf die größeren Dimensionen, welche die Parallelkreise in der Nähe des Aequators haben, also auf die größeren dort durch die Drehung der Erde herzustellenden Standlinien — nach Cayenne entsandten französischen Expedition die Entfernung des Planeten Mars in einer seiner Erdnähen bestimmt werden, um daraus in einer unten näher zu erörternden Weise auch die Dimensionen der Bahnen der übrigen Planeten und die der Erdbahn selbst und damit die Sonnen-Parallaxe abzuleiten.

Nachdem in dieser Bestimmung der Sonnen-Parallaxe und einigen ähnlichen Versuchen, die ihr bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts folgten, die Methode der Benutzung der Drehung der Erde zur Hervorbringung parallaktischer Wirkungen eine Art von Gipfelpunkt erreicht hatte — man hat sie erst viel später, u. A. im Jahre 1862 bei einer ähnlichen Ausnutzung einer besonderen Erdnähe des Planeten Mars wieder aufgenommen —, trat die zweite Methode (pag. 75) von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab in den Vordergrund.

Man richtete alsbald, insbesondere zur genauesten Bestimmung der Entfernung des Mondes, eine korrespondirende Beobachtungsstation am Vorgebirge der guten Hoffnung ein und beobachtete sodann möglichst gleichzeitig, d. h. lange Zeiträume hindurch, so oft der Himmel wolkenfrei war, den Abstand des Mondes von den Himmelspolen beim Durchgange durch die Mittagsebene erst in

Berlin, dann in Paris, Greenwich und korrespondirend am Vorgebirge der guten Hoffnung.

Diese bis in die neueste Zeit hinein fortgeführten, seit nunmehr etwa 40 Jahren durch Errichtung einer festen Sternwarte an dem genannten Vorgebirge unterstützten Messungen, bei welchen die z. B. zwischen der Sternwarte zu Greenwich und der Sternwarte am Kap gezogene Grundlinie des Dreiecks, dessen Spitze der Mond bildete, nahezu das Anderthalbfache des Erdhalbmessers betragen hat, haben uns allmälig das Verhältniß der Entfernungen des Mondes von der Erde und überhaupt der Dimensionen seiner Bahn um die Erde zu jener Standlinie auf der Erde, sowie die Gesetze der periodischen Veränderungen seiner Entfernung mit einer Genauigkeit kennen gelehrt, welche gegenwärtig Nichts zu wünschen übrig läßt; denn der noch mögliche unbekannte Fehler der jetzigen Bestimmung dieses Verhältnisses wird höchst wahrscheinlich $\frac{1}{10000}$ des angenommenen Zahlenwerthes nicht übersteigen, und wir sind zur Zeit kaum im Stande, das Verhältniß der bei dieser Messung benutzten irdischen Standlinie zu dem Halbmesser des Erdäquators mit einer größeren Genauigkeit als auf $\frac{1}{10000}$ seines Werthes anzugeben, während zugleich in der Bestimmung des Verhältnisses des Halbmessers des Erdäquators zur Toise oder zum Meter (d. h. zu der aus der Toise abgeleiteten Bestimmung des letzteren) ebenfalls noch Unsicherheiten von nahezu demselben Verhältnißbetrage obwalten.

Das System „Erde und Mond" ist also gegenwärtig von den Maßstäben menschlichen Ursprunges aufwärts bis zu den Dimensionen der Mondbahn mit einer zwar beschränkten, aber nahezu gleichartigen Genauigkeit ausgemessen und gewissermaßen in ein zusammenhängendes Ganze dergestalt verwandelt, daß man zur Ausmessung noch größerer Entfernungen, z. B. der der Sonne, unter Umständen eine Standlinie von der Erde bis zum Monde ebenso sicher anwenden könnte, wie eine auf der Erde selbst gemessene. —

Eine solche vergrößerte Standlinie könnten wir zur Bestimmung der Parallaxe der Sonne und der Planeten sehr wohl brauchen; denn da z. B. die Sonne etwa 400 mal weiter von uns absteht, als der Mond, so würde eine Standlinie von der Erde bis zum Monde, obwohl sie etwa 60 mal länger als der Halbmesser der Erde und etwa 40 mal länger ist als die Standlinie vom Kap der guten Hoffnung nach Greenwich, dennoch bei der Ausmessung der Sonnenentfernung vergleichsweise erst den zehnten Theil der Genauigkeit bieten, welche die letztere Standlinie bei der Ausmessung der Mondentfernung zu erreichen gestattet hat.

Es wird nämlich einleuchtend sein, daß gewisse, bei derartigen trigonometrischen Winkelmessungen unvermeidliche Fehler, während sie in ihrem absoluten Betrage von der Größe der Standlinie selbst im Allgemeinen nur in geringem Maße abhängig sein können, die Bestimmung der Parallaxe oder des Winkels, unter welchem die Standlinie an dem entfernten Object erscheint, mit um so stärkerem Verhältnißbetrage verfälschen, je kleiner dieser Winkel, also je kleiner das Verhältniß der Standlinie zur Entfernung des Objectes ist. Ein Fehler von einer Secunde in der Bestimmung des Unterschiedes der beiden, von den Endpunkten der Standlinie nach dem Objecte aufgenommenen Richtungen

verfälscht, wenn dieser Unterschied oder die Parallaxe, wie beim Monde, etwa 3400 Secunden beträgt, die Bestimmung der bezüglichen Entfernung nur um $\frac{1}{3400}$ ihres Werthes, während derselbe Fehler eine Parallaxe von nahe 9 Secunden, wie die der Sonne, um $\frac{1}{9}$ ihres Werthes unrichtig machen würde.

In der That besitzen wir ein Mittel, um die Entfernung des Mondes von der Erde gewissermaßen als Standlinie für die Bemessung der Sonnen-Entfernung zu benutzen. Wir können zwar keinen correspondirenden Beobachter nach dem Monde senden, aber die sowohl im Sinne der Richtung als der Intensität stattfindende Verschiedenheit der Wirkungen, welche Erde und Mond gemäß ihrer Entfernung von einander und ihrer jedesmaligen relativen Lage zur Sonne von der Anziehungskraft der letzteren erfahren, bringt in der Bewegung des Mondes um die Erde außer einigen sehr bedeutenden Ungleichheiten, aus deren auf der Erde zu beobachtenden Winkelwerthen das Entfernungsverhältniß der Sonne und des Mondes herausfällt, eine Anomalie geringeren Betrages, die sogenannte parallaktische Ungleichheit, hervor, aus welcher wir direct das Verhältniß der mittleren Entfernung der Sonne zur mittleren Entfernung des Mondes von der Erde und somit nach dem Obigen auch das Verhältniß der Entfernung der Sonne zu den Dimensionen des Erdkörpers ableiten können, sobald wir durch anhaltende genaue Beobachtungen der Mondbewegung den Betrag jener Ungleichheit selbst hinreichend genau festgestellt haben.

Leider ist die theoretische Ergründung und die sichere Messung der Bewegungen des Mondes durch manche Schwierigkeiten, unter Anderm auch durch die Unsicherheit über seine wahre Gestalt, von der er uns stets nur eine Seite zukehrt, und über die Lage seines Schwerpunkts, so verwickelt, daß wir zunächst mehr danach streben müssen, die parallaktische Ungleichheit der Mondbewegung durch eine anderweitige Messung der Sonnen-Parallaxe berechenbar zu machen, als die letztere aus der Messung der Mondbewegungen abzuleiten.

Da es uns also versagt ist, zur Messung der Sonnen-Parallaxe eine in irdischen Maßen gleichartig ausgedrückte Standlinie über die Dimensionen der Erde hinaus zu gewinnen, müssen wir Mittel und Wege suchen, die rein irdische Messung der Sonnen-Parallaxe — deren verhältnißmäßige Genauigkeit nach dem Obigen unter Anwendung derselben Methode, wie bei der Mond-Parallaxe, nahezu 400 mal geringer sein muß, als bei letzterer — dadurch zu sichern, daß wir einerseits die trigonometrische Winkelmessung noch mehr verschärfen, andererseits, anstatt die Messung der Sonnen-Entfernung direct auszuführen, uns auf die Messung der Entfernungen solcher Himmelskörper verlegen, die in größere Erdnähe als die Sonne gelangen können, und deren Entfernungen zugleich zur Sonnen-Entfernung in numerischen Verhältnissen stehen, welche uns mit bedeutender Genauigkeit bereits anderweitig bekannt sind.

Bekanntlich wird die letztere Bedingung durch das dritte Kepler'sche Gesetz mit großer Annäherung erfüllt, welches die Umlaufszeiten der Planeten zu ihren Entfernungen von der Sonne in eine feste Beziehung setzt und dadurch die Verhältnisse aller Entfernungen im Planeten-System unter einander mit großer Schärfe aus Zeitmessungen zu bestimmen gestattet.

Bevor wir auf eine nähere Darlegung der hierauf zu begründenden Maß-

regeln zur Bestimmung der Sonnen-Parallaxe eingehen, dürfte es an der Zeit sein, einige häufig auftretende Fragen zu beantworten, welche den folgenden subtileren Erörterungen über die bestmögliche Lösung unserer Aufgabe vielleicht entgegentreten könnten.

Ist es denn, so hört man oft fragen, wirklich so wichtig, die Verhältnisse der Entfernungen der Sonne und der Planeten von uns zu den Dimensionen des Erdkörpers, überhaupt zu den irdischen Maßen sehr genau zu bestimmen? Genügt es nicht für unsere wissenschaftliche Neugierde, eine ungefähre Idee davon zu haben, wie viel Millionen Meilen oder Kilometer der eine und der andere Himmelskörper von uns entfernt ist?

Eine verhältnißmäßig sehr genaue Entfernungsbestimmung des Mondes, so sagt man, mag noch wünschenswerth sein, eben weil er uns so nahe ist und deshalb so starke parallaktische Verschiebungen am Himmel erfährt, und weil er überhaupt mannigfach mit seinen Einflüssen in das irdische Leben hineinzutreten und zu uns zu gehören scheint, aber wozu eine so große Mühe auf die äußerst genaue Entfernungsbestimmung der andern Himmelskörper verwenden?

Diesen Fragen kann man zunächst ganz allgemein entgegnen, daß es ein bewährtes Princip der wissenschaftlichen Forschung ist, in der Genauigkeit ihrer Maßbestimmungen nirgends eine willkürliche Grenze zu machen, Nichts in ungenauer Bestimmung liegen zu lassen, was einer genaueren Bestimmung zugänglich ist, und überall in möglichst gleichartiger Weise an die Grenze des zur Zeit Erreichbaren zu dringen.

Bei der Befolgung dieses Princips kann die Wissenschaft ökonomisch verfahren, d. h. Eines nach dem Andern, das schwer Zugängliche nach dem leichter Erreichbaren vornehmen, aber sie wird niemals irgend ein Erkenntnißgebiet, auf welchem sie das Thatsächliche noch genauer und vollständiger zu ermitteln vermag, nach altklugen menschlichen Gesichtspunkten ganz unbebaut liegen lassen; denn sie weiß zur Genüge, welche Hülfe sie schon bisher zur Lösung ihrer Probleme und gerade der sogenannten „eminent praktischen" aus der strengen und folgerichtigen Erforschung von sogenannten Subtilitäten gezogen hat.

Aber die genaueste mögliche Bestimmung der Entfernung der Sonne und der Planeten in irdischen Maaßen ist für die ganze Astronomie und somit für alle Aufgaben des Lebens, denen diese ihre Hülfe widmet, sogar ein höchst dringliches und eminent „praktisches" Problem.

Die Unsicherheit, welche auf diesem Gebiete noch obwaltet, ist zunächst und zwar in Folge der Schwierigkeiten, welche oben bereits erörtert wurden, viel größer, als man gemeiniglich glaubt. Die frühere Annahme über das Verhältniß des Halbmessers des Erdäquators zu der Entfernung der Sonne ist nämlich möglicherweise um $\frac{1}{30}$ ihres Zahlenwerthes zu klein.

Specieller gefaßt besteht aber die große Bedeutung einer genauen Kenntniß des Verhältnisses der Abstände und Dimensionen im planetarischen Raum zu den Abständen und Dimensionen im irdischen und Mondbahn-Raum hauptsächlich in folgenden beiden Erfordernissen.

1) Die merklich verschiedenen Oerter an der Himmelskugel, an denen die Sonne, die Planeten und die Kometen unter den fast unermeßlich entfernten

Fixsternen nicht nur von verschiedenen Punkten der Erdoberfläche, sondern auch von den verschiedenen Punkten aus gesehen werden, welche die Erde in ihrer monatlichen Bewegung um den gemeinsamen Schwerpunkt des Systems Erde-Mond einnehmen kann [dieser Schwerpunkt steht bekanntlich um etwa $\frac{3}{4}$ des Halbmessers des Erdäquators vom Erdmittelpunkt ab], können hinreichend sicher nur dadurch mit einander vergleichbar gemacht werden, daß man die Abstände jener Himmelskörper mit entsprechender Genauigkeit in denselben Maaßen bestimmt, in denen uns die Dimensionen der Erde und der Mondbahn bekannt sind. Es ist somit schon das bloße Zusammenwirken der Astronomen der verschiedenen Erdtheile, welches eine immer genauere Bestimmung jener Maßverhältnisse fordert. So lange diese Verhältnisse noch nicht bis auf eine Fehlergrenze von etwa $\frac{1}{10000}$ ihrer Werthe ermittelt worden sind, bleibt jede Vergleichung und Verbindung z. B. der von den Sternwarten der südlichen und der nördlichen Halbkugel gemachten Beobachtungen der Sonne, der Planeten und der Kometen mit Unsicherheiten behaftet, welche die theoretische Bearbeitung dieser Beobachtungen in Betracht der hierbei zur Zeit erreichbaren anderweitigen Genauigkeit erheblich beeinträchtigen, sowie überhaupt die Verwerthung eines zweckmäßigen Zusammenwirkens aller Astronomen der Erde auf dem Gebiete dieser Messungen erschweren.

2) Die Ausdrücke von solchen Kräften und Geschwindigkeiten, welche entweder in Maßeinheiten der Erde oder in Maßeinheiten des planetarischen Raumes ermittelt worden sind, können ihren absoluten Beträgen nach miteinander nicht hinreichend strenge verglichen werden, und es können die auf der Erde ermittelten Wirkungen nicht in den Himmelsraum, die in letzterem ermittelten Wirkungen nicht auf die Erde mit genügender Sicherheit übertragen werden, wenn das Verhältniß der Dimensionen der Erde und der Mondbahn zu den Dimensionen der Planetenbahnen nicht mit größtmöglicher Genauigkeit bekannt ist. Es wird z. B. die Anziehungskraft der Erde sehr genau mittelst des schwingenden Pendels in Pendellängen, überhaupt in irdischen Maßen ausgedrückt gefunden; aus dem so bestimmten Maße dieser Kraft können aber die sehr merklichen Einwirkungen, welche dieselbe Kraft, kombinirt mit der u. A. aus Ebbe- und Flutherscheinungen zu bestimmenden Anziehungskraft des Mondes, auch auf die Bewegungen der Sonne, der Planeten und der Kometen äußert, nur mit einer verhältnißmäßigen Unsicherheit gefunden werden, deren Maß nahezu den dreifachen Werth der Fehlerquote beträgt, die noch in der Bestimmung des Verhältnisses der Entfernungen dieser Himmelskörper zu irdischen Maßen und Dimensionen verblieben ist. Ebenso wird der Anziehungskraft der Sonne durch die Messung der Umlaufszeit der Erde um die Sonne mit großer Genauigkeit gefunden, aber ausgedrückt in einer Maßeinheit, welche der halben großen Axe der von der Erde um die Sonne beschriebenen Ellipse nahezu entspricht. Die Wirkung dieser Anziehungskraft auf das System Erde-Mond in Hervorbringung sogenannter Ungleichheiten oder Störungen kann aber nur dann zuverlässig genug ermittelt werden, wenn man das Verhältniß der Halbaxe der Erdbahn zu den Dimensionen des Systems Erd-Mond hinreichend genau bestimmt hat, und zwar beträgt auch hier wieder die relative Unsicherheit der

Uebertragung der Anziehungswirkung aus dem einen Maßsystem in das andere das Dreifache der relativen Unsicherheit unsrer Kenntniß der Verhältnisse der Maßeinheiten beider Systeme. Auch die Vergleichung der himmlischen und irdischen Bestimmung der Geschwindigkeiten des Lichtes bedarf einer genaueren Festsetzung der in Rede stehenden Maßverhältnisse.

Die unter No. 2 soeben aufgeführten Ermittelungen, welche zur Zeit noch einer möglichst genauen trigonometrischen Bestimmung des Verhältnisses der irdischen Maßeinheit zu den himmlischen Entfernungsmaßen bedürfen, werden voraussichtlich dereinst zu den genauesten Bestimmungen dieser Maßverhältnisse, ähnlich wie das dritte Kepler'sche Gesetz für die Entfernungsverhältnisse innerhalb des Planetensystems, ihrerseits entscheidende Beiträge liefern, aber voraussichtlich erst nachdem durch mehrhundertjährige genaue Beobachtung der Wirkungen aller jener Kräfte ein möglichst vollständiges Prüfungsmaterial dafür geschaffen sein wird.

Zur Erfüllung aller jener wichtigen und in gewissem Sinne für die Erkenntniß aller Bewegungen, Kräfte und Gesetze in unserm Planetensystem fundamentalen Forderungen bietet uns nun das oben erwähnte dritte Kepler'sche Gesetz außerordentliche Erleichterungen, indem es zwischen den Dimensionen der Erdbahn und den Dimensionen aller Planeten- und Kometenbahnen, also auch zwischen beliebigen Abständen der Planeten und Kometen von der Erde und voneinander Verhältnisse aufstellt, die sich für die Planeten aus ihren Umlaufszeiten um die Sonne und für diejenigen Kometen, welche keine für uns meßbare Umlaufszeit haben, aus den Winkelgeschwindigkeiten ihrer Bewegung am Himmel mit großer Strenge ermitteln lassen. Insbesondere für die Planeten bietet der Ausdruck jenes von Kepler gefundenen Gesetzes, wonach sich die halben großen Axen der von den einzelnen Planeten um die Sonne beschriebenen elliptischen Bahnen zu einander verhalten, wie die Kubikwurzeln aus den Quadraten der Umlaufszeiten, den großen Vorzug dar, daß dasselbe vermöge der fortwährenden Wiederholung der Umläufe und der dadurch im Verlaufe der Zeiten ermöglichten beliebigen Genauigkeit der Kenntniß der einzelnen Umlaufszeiten die Verhältnisse der Dimensionen der Bahnen mit einer Sicherheit zu bestimmen gestattet, welche durch keinerlei trigonometrische Winkelmessung unter Anwendung derselben Messungsmittel, mit denen die Wiederkehr der Planeten an denselben Ort des Himmels jedesmal bestimmt wird, erlangt werden kann. Gilt auch jenes von Kepler gefundene Verhältniß nicht mit absoluter Strenge, sondern nur mit einer Annäherung, welche auf der die Masse aller andern Körper unsers Systems weit überwiegenden relativen Größe der Sonnenmasse beruht, so lassen sich doch durch die successive Einfügung der Einwirkungen der allmälig immer genauer bekannt werdenden Massen aller Planeten jene Beziehungen zwischen Umlaufszeiten und Bahndimensionen mit einer so großen Schärfe ermitteln, daß die Verhältnisse der Entfernungen der verschiedenen Planeten von der Sonne und ihrer Abstände von einander schon gegenwärtig mit einer Genauigkeit bekannt sind, welche die Genauigkeit aller trigonometrischen Messungen von Entfernungsverhältnissen selbst auf der Erde weit hinter sich läßt.

Wir sind somit auch noch mit viel größerer Sicherheit, als wir auf der Erde aus den trigonometrischen Messungen von den Endpunkten einer hinreichend großen Standlinie das Verhältniß der Entfernung eines Himmelskörpers zu den Dimensionen der Erde zu bestimmen im Stande sind, in der Lage, aus dem Resultate einer solchen einzelnen Messung des Abstandes irgend eines Planeten von der Erde das Gesammtverhältniß zwischen den Entfernungsmaßen des ganzen Planetensystems und den Dimensionen des Erdkörpers zu bestimmen.

Natürlich werden wir in Folge der oben erörterten Genauigkeitsverhältnisse hierzu die trigonometrischen oder parallaktischen Bestimmungen des Abstandes desjenigen Planeten, der der Erde am nächsten kommen kann, nämlich der Venus, und zwar zur Zeit ihrer größten Erdnähe wählen. Die kürzest mögliche Entfernung der Venus von der Erde beträgt etwa 26 Hundertel oder etwas mehr als $\frac{1}{4}$ der mittleren Entfernung der Sonne von der Erde. Der Winkel, unter welchem zur Zeit dieser kürzesten Entfernung von der Venus aus der Halbmesser des Aequators erscheint, wird etwa $33\frac{1}{2}$ Secunden und die entsprechende parallaktische Verschiebung, welche der Ort der Venus am Himmel für die Standlinie von Greenwich zum Cap der guten Hoffnung erfährt, wird somit nahezu 50 Secunden betragen, sodaß, wenn es gelänge, den Unterschied der Richtungen von Greenwich und von der Capstadt nach der Venus zur Zeit ihrer größten Erdnähe mit der Genauigkeit von einem Zehntel der Secunde zu bestimmen, das Verhältniß des Abstandes der Venus zu den irdischen Maßeinheiten etwa bis auf $\frac{1}{5000}$ genau ermittelt sein würde. Natürlich würden hierdurch, da das Verhältniß des beobachteten kürzesten Abstandes der Venus von der Erde zu allen andern Dimensionen des Planetensystems bis auf verschwindend kleine Fehler richtig bestimmt ist, auch die Sonnenentfernung und alle übrigen Entfernungen im Planetensystem mit derselben verhältnißmäßigen Genauigkeit bestimmt sein.

Leider ist die Venus zur Zeit dieses kürzesten Abstandes von der Erde nur sehr selten für die Erde sichtbar, weil sie um diese Zeit an denjenigen Stellen ihrer Bahn sich befindet, welche zwischen der Sonne und der Erdbahn liegen, sodaß sie im Allgemeinen bei dem Durchgange durch diese Erdnähe in Folge der diffusen Erleuchtung der atmosphärischen Luft durch die Sonnenstrahlen und in Folge des Umstandes, daß sie der Erde in diesen Zeiten höchstens eine sehr schmale Sichel ihrer von der Sonne beleuchteten Hälfte zuwendet, meistens unsichtbar bleibt. In denjenigen Fällen aber, in denen der Planet sich zur Zeit der Erdnähe nicht scheinbar über oder unter der Sonne, sondern gerade in der Nähe der Durchschnittslinie seiner Bahnebene mit der Erdbahnebene befindet, und hierbei eine der von der Erde zu irgend welchen Punkten der leuchtenden Sonnenscheibe gezogenen Gesichtslinien passirt, wird Venus, während sie alsdann uns nur die von der Sonne gar nicht beleuchtete Fläche zuwendet, als dunkle Scheibe vor den entsprechenden Stellen der Sonnenscheibe sichtbar. Diese Vorübergänge finden in derartiger Folge statt, daß immer zwei in 8 Jahren aufeinanderfolgen, von denen der eine nördlich, der andre südlich von dem Mittelpunkt der Sonnenscheibe vor sich geht, und daß diese zusammen-

gehörigen Phänomenpaare sich alsdann in abwechselnden Intervallen von 113½ und 129½ Jahren wiederholen, z. B. in folgender Reihe von Epochen:

December 1631
December 1639
Juni 1761
Juni 1769
December 1874
December 1882
Juni 2004
Juni 2012.

Diese Seltenheit des wichtigen Phänomens scheint dasselbe eines großen Theiles seiner Vorzüge für die Lösung der in Rede stehenden Aufgabe zu berauben; denn es ist eine wichtige Lehre der Meßwissenschaften, daß durch die öftere Wiederholung einer und derselben Messung zu verschiedenen Zeitpunkten bedeutende Verstärkungen der Sicherheit der Endresultate gewonnen werden, indem durch solche unabhängige Wiederholungen die Wahrscheinlichkeit vermehrt wird, daß unter den unvermeidlichen Einflüssen der zahlreichen sogenannten zufälligen Fehler einander entgegenwirkende auftreten.

Hiernach würden wir vorziehen müssen, Venus nicht blos in ihrer größten Erdnähe, sondern auch in solchen Punkten ihrer Bahn zu beobachten, in welchen sie uns immer noch erheblich näher ist, als irgend ein andrer Planet, in welchen sie aber zugleich einfachere und in öfterer Wiederkehr zu erfüllende Bedingungen der Sichtbarkeit darbietet. In solchen Punkten der Venusbahn, in welchen der Planet uns noch möglichst nahe ist aber doch hinreichend weit von der Sonne absteht, um selbst für geringe optische Hülfsmittel und selbst neben zahlreichen lichtschwächeren Fixsternen sichtbar zu sein, ist die Entfernung der Venus von der Erde nicht kleiner als drei Zehntel der Halbaxe der Erdbahn, während die kleinste Erdnähe, in welche der Planet Mars zu wiederholten Malen während eines Jahrhunderts gelangen kann, 38 Hundertel derselben Maßeinheit beträgt. Immer noch würde also die Beobachtung der Venus in denjenigen Punkten ihrer Bahn, in welchen sie uns näher ist als irgend ein andrer Planet und in welchen sie doch alljährlich bequem gesehen und ihrer Lage nach mit benachbarten Fixsternen verglichen werden kann, das günstigste Hülfsmittel zur Lösung unsrer Aufgabe bilden, wenn nicht der Uebelstand hinzuträte, daß in solchen Fällen Venus sich meistens ziemlich nahe dem Horizonte befindet, und daß somit von der unregelmäßigen Wärmemischung unsrer atmosphärischen Luft die Messungen stärkere Beeinträchtigungen erfahren, als für die geforderte Genauigkeit dieser Bestimmungen wünschenswerth ist. Immerhin würden sich in größeren Höhen bei Tage ausgeführte Messungen der Lage der Venus zu helleren Fixsternen, angestellt an sehr weit voneinander entfernten Punkten der Erdoberfläche, in den uns nächsten Theilen ihrer Bahn vortheilhaft verwenden lassen, umsomehr als dann die gleichzeitige Sichtbarkeit der Venus und benachbarter Fixsterne, welche letzteren von der Verschiedenheit der Standorte auf der Erdoberfläche wegen ihrer enormen Entfernung keinerlei parallaktische Einwirkungen mehr erfahren, uns die absolute parallaktische Einwirkung der Verschie-

denheit der Standorte auf den scheinbaren Ort der Venus erkennbar machen würde, während zur Zeit der Vorübergänge der Venus vor der Sonnenscheibe ihr relativer Ort innerhalb der letzteren, von verschiedenen Standorten aus gesehen, nicht um die absolute parallaktische Wirkung, sondern nur um die Differenz der parallaktischen Wirkung auf den Planeten und auf der Sonne verschoben erscheinen wird.

Dem ungeachtet ist der Vorzug, den die sogenannten Durchgänge der Venus für die Bestimmung des Verhältnisses der irdischen und der himmlischen Entfernungsmaße gewähren, ein ganz außerordentlicher und so wenig durch Beobachtungen in irgend einer andern Stellung der Venus oder eines andern Planeten zu ersetzen, daß die Astronomen verpflichtet sind, bei der säcularen Wiederkehr dieser Phänomene das Aeußerste an ihre möglichst vollständige und sorgfältige Ausnutzung zu setzen.

Zwar werden die Oerter der Venus gegen Mittelpunkt und Ränder der hellen Sonnenscheibe, von zwei Punkten der Erdoberfläche aus gesehen, deren Abstand gleich dem Halbmesser des Erdäquators ist, höchstens um 24—25 Secunden verschieden erscheinen können, während die entsprechenden Ortsverschiedenheiten der Venus gegen benachbarte Fixsterne in andern noch hinreichend günstigen Punkten ihrer Bahn, in denen sie öfter gesehen werden kann, bis 30 Secunden und die des Mars gegen benachbarte Fixsterne in seiner größten Erdnähe auch noch etwa 25 Secunden betragen werden. Aber jener geringere Winkelbetrag der relativen parallaktischen Verschiebung der Venus innerhalb der hellen Sonnenscheibe wird dafür durch correspondirende Messungen von möglichst weit von einander abstehenden Standorten auf der Erdoberfläche mit viel größerer Sicherheit bestimmbar sein, als irgend eine andere Winkelmessung solcher parallaktischer Wirkungen zu erreichen gestattet. Gerade bei correspondirenden Messungen, die möglichst gleichzeitig an weit entlegenen Punkten der Erdoberfläche angestellt werden müssen, bietet es die größten Schwierigkeiten, die Messungsinstrumente und ihre Handhabung so völlig gleich zu machen, daß nicht zu den parallaktischen Verschiedenheiten, welche durch die Verschiedenheit der Standorte entstehen, noch höchst merkliche Verschiedenheiten hinzutreten, welche nur aus den Besonderheiten der Ausführung der Messungen hervorgehen und natürlich die Zuverlässigkeit der parallaktischen Ermittlungen höchst wesentlich trüben.

Schon der erste Astronom, welcher auf die Vorzüglichkeit der Venusdurchgänge für die Bestimmung der Sonnenentfernung aufmerksam machte, Edmund Halley, hob hervor, daß durch die bloße Beobachtung der Zeitpunkte, in welchen die dunkle Venusscheibe sich mit der hellen Sonnenscheibe berühre, mit einer Genauigkeit, die nur von der Schärfe des bestbewaffneten Sehens, aber von keinem andern Meßinstrument und auch von kleinen Fehlern in den Angaben der zeitmessenden Instrumente nur in verhältnißmäßig geringem Grade abhängig sei, Winkelmessungen an den entlegensten Beobachtungsörtern gewonnen werden könnten, deren Genauigkeit durch keinerlei noch so feine Messungen mit eingetheilten Kreisen oder mit Mikrometerschrauben erreicht werden könne. Halley entgingen hierbei allerdings, ebenso wie den meisten Astronomen, welche im vorigen Jahrhunderte die Durchgänge der Venus beobachteten, in einer durch die damalige Jugend der feineren

optischen Technik erklärlichen Weise, die Bedeutung gewisser Eigenthümlichkeiten der Fernröhre, durch welche in den Zeitpunkten der Berührung der dunklen Venusscheibe mit der hellen Sonnenscheibe merkliche Beobachtungsfehler hervorgerufen werden können.

In der That sind die Verschiedenheiten der Leistungen der damaligen unvollkommenen Fernröhre in Verbindung mit der Unsicherheit der Bestimmungen der Lage einzelner damals gewählter wichtiger Stationen auf der Erdoberfläche die Ursache geworden, daß die Beobachtungen des vorigen Jahrhunderts, wie es scheint, nur zu einer ziemlich rohen Bestimmung der Sonnenparallaxe geführt haben. Mit der schärferen Kritik, mit welcher die gegenwärtige Beobachtungskunst auch die Leistungen der besten Fernröhre untersucht, werden bei dem bevorstehenden Phänomen dieser Art Fehler des oben erörterten Charakters auf ein verschwindend kleines Maß eingeschränkt werden, und zwar dadurch, daß alle Fernröhre, die an correspondirenden Stationen zur Beobachtung der Berührung von Venus und Sonnenscheibe dienen sollen, vorher sorgfältig miteinander verglichen werden, indem durch besondere Apparate der Vorübergang einer dunklen Scheibe vor einer hellen Scheibe in möglichst denselben Verhältnissen, wie sie bei dem Venusdurchgang selbst eintreten werden, künstlich dargestellt, und die absoluten und relativen Fehler, welche die einzelnen Fernröhre bei dieser Nachahmung des Phänomens zeigen, scharf genug ermittelt werden, um später bei der wirklichen Beobachtung in Rechnung gebracht werden zu können. Uebrigens wird es bei den Venusdurchgängen des gegenwärtigen Jahrhunderts voraussichtlich auch gelingen, gewisse mikrometrische Messungsmittel, die sogenannten Heliometer, welche gerade auf Phänomene solcher Art in sehr günstiger Weise anwendbar sind, nach den sorgfältigsten vorherigen Vergleichungen mit Vortheil anzuwenden.

Endlich aber bietet die Besonderheit der Venusdurchgänge, nämlich die Projection des Planeten auf die hellste natürliche Lichtquelle, welche in den kleinsten Zeittheilen schon photographische Wirkungen ausübt, die günstigst denkbaren Verhältnisse für die Anwendung der Photographie zu völlig objectiven, von Beobachtungsfehlern und Fehlern der optischen Apparate fast vollständig zu befreienden Festlegungen der Verschiedenheiten, in welcher sich das Durchgangsphänomen von den entlegensten Punkten der Erdoberfläche aus darstellen wird. Nimmt man nämlich an einer hinreichenden Zahl von Stationen während der 4 bis 5 Stunden betragenden Dauer des Phänomens zahlreiche photographische Platten auf, so kann die mit völlig gleichartigen Messungsmitteln nachher in Ruhe auszuführende Messung der nach Beobachtungszeit und Beobachtungsort verschiedenen Lage der Venus innerhalb der Sonnenscheibe zu einer solchen Bestimmung der Venusparallaxe und somit der gesammten darauf zu begründenden Maßverhältnisse führen, welche bei sorgfältiger kritischer Untersuchung und Feststellung des wahrscheinlichsten Werthes, unabhängig von jeder Erregung des Augenblicks und jeder Verschiedenheit des Geschickes und der Umsicht der Beobachter vielleicht nicht ihres Gleichen haben kann.

Es wird z. B. Venus, von den südlichsten für die Beobachtungen tauglichen Stationen, den Kerguelen- oder den Macdonaldsinseln aus gesehen, zur

Zeit ihres kürzesten Abstandes von dem Mittelpunkt der Sonnenscheibe etwa 41 Secunden nördlicher erscheinen, als von den am weitesten nördlich gelegenen noch hinreichend tauglichen Beobachtungsstationen. Gelingt es nun durch das Zusammenwirken der Beobachtungen der Berührungszeiten von Venusscheibe und Sonnenscheibe mit mikrometrischen Messungen und mit Vergleichungen der von den verschiedenen Stationen aus aufgenommenen Photographien diesen auf 41 Secunden hypothetisch berechneten Abstand so genau zu bestimmen, daß der noch mögliche unbekannte Fehler des Endresultates aller Beobachtungen 3 bis 4 Hundertel der Bogensecunde nicht übersteigt, dann ist das Verhältniß der Entfernung der Venus von der Erde zu der irdischen Maßeinheit, welche der Bestimmung der Abstände der einzelnen Stationen von einander zu Grunde gelegt wird, etwa bis auf $\frac{1}{10000}$ seines Werthes bekannt und hierdurch beiläufig für das nächste Jahrhundert die Grenze erreicht, welche für eine möglichst erschöpfende Erledigung zahlreicher andrer Aufgaben in der nächsten Zeit dringendst gefordert wird.

Das oben unter No. 2 (S. 75) aufgeführte Verfahren der Parallaxen-Bestimmung durch Benutzung der Drehung der Erde zum Transport eines und desselben Beobachters von einem Ende einer trigonometrischen Standlinie zum andern ist bei einem Phänomen, wie das vorliegende, nicht mit Vortheil anwendbar, weil die beschränkte Zeitdauer des Durchganges die Größe der während desselben zurückzulegenden Ortsveränderung des Beobachters einschränkt. Indessen werden die auf jeder einzelnen Beobachtungs-Station durch die Ortsveränderung des Beobachters mit der Drehung der Erde eintretenden scheinbaren Bewegungen der Venus auf der Sonnenscheibe ebenfalls mit in Rechnung gezogen werden müssen und auch ihrerseits Beiträge zur Lösung der Aufgabe liefern.

Eine besondere Gunst für die Astronomen liegt in dem paarweisen nur durch 8 Jahre getrennten Eintreten der sonst im Allgemeinen nur in Jahrhunderten wiederkehrenden Venusdurchgänge. Die erste dieser Zwillingserscheinungen giebt der Astronomie des Jahrhunderts die einzige ausreichende Gelegenheit zur vollen Erprobung der jedesmaligen neuen Messungsmethoden, welche ihr von der gesammten wissenschaftlichen Technik des Zeitalters dargeboten werden, und die zweite wird auf Grund aller hierbei gesammelten Erfahrungen die möglichst vollkommene Ausnutzung der wichtigen Constellation erreichen lassen.

Französische Zustände und Englische Beobachter.

Von

Professor **Karl Hillebrand** in Florenz.

(E. Bulwer, Lord Lytton: „The Parisians," 4 vol. Trois-Etoiles: „The Member for Paris," 2 vol. Leipzig. Tauchnitz.)

I.

Liest man die englischen Zeitungen und Zeitschriften mit einiger Regelmäßigkeit, so kann Einem die auffallende Thatsache nicht entgehen, daß die französischen Verhältnisse darin einen weit größeren und hervorragenderen Platz einnehmen, als die des ganzen übrigen Festlandes. Man fragt sich dann wohl, worin dieses lebhaftere Interesse an Frankreich seinen Grund hat, da doch das ewige Einerlei der französischen Geschichte seit nahezu einem Jahrhundert so ganz dazu angethan scheint, die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu ermüden, die Engländer aber weder durch Blutsverwandtschaft, noch durch Gemeinsamkeit der Interessen, noch auch im Grunde durch besonders lebhafte Sympathie mit Charakter oder Temperament ihrer Nachbarn jenseits des Canals auf diese hingewiesen sind. Wie kommt's, daß „Times", „Daily News" und „Pall Mall Gazette", um nur die drei vornehmsten Organe der Tagespresse zu nennen, allmorgentlich lange Spalten mit telegraphischen Berichten über die Versailler Kammersitzungen, ja, über Pariser Leitartikel bringen, während z. B. die gesetzgeberische Umwandlung Deutschlands von 1867—1873, vielleicht eine der bedeutendsten Evolutionen der Weltgeschichte, nirgends eingehend besprochen, ja kaum vorübergehend erwähnt worden? Denkt man jedoch einen Augenblick über die Sache nach, so wird man bald eine Menge von Erklärungsgründen entdecken, deren Einer schon hinreichte, und welche zusammengenommen die auffallende Erscheinung als eine ganz natürliche hinstellen. Und da müssen wir denn, um gerecht zu sein, vor Allem die Natur selber des französischen Geistes und Wesens nennen und mit Julian Schmidt wiederholen: „Es ist wahrlich „nicht schwer, die Fehler dieser liebenswürdigen Nation herauszufinden; schwer „ist es aber, sie nicht zu lieben, wenn man sich etwas ernstlicher mit ihr be„schäftigt." Auch können die feineren Formen, mit welchen Naturanlage den

Franzosen ausgestattet und die ein alter Wohlstand ihm zu pflegen erlaubt hat, dem so streng auf äußere Sitte haltenden Britten nur wohlthuend sein, wenn sie auch seinem undemonstrativen Sinne manchmal etwas übertrieben, ja sogar ein klein wenig lächerlich vorkommen mögen. Der dramatische Charakter der französischen Zeitgeschichte, die stets nur vierte Aufzüge zu haben scheint und, gleich gewissen modernen Schauspielen, gerade wenn die Lösung unabwendbar scheint, den Knoten immer wieder von Neuem schürzt, die Kunst der Inscenirung und die schöne Diction der Spieler, welche nie fehlen und dem gerade aufgeführten Stücke, so verbraucht auch Gegenstand, Grundgedanke, ja Situationen sein mögen, stets neue Anziehungskraft leihen; die verwandte, leichtverständliche Sprache, die geographische Nähe — ist doch Paris so nahe als Edinburg — Alles das trägt dazu bei, die Neugierde des englischen Publicums für französische Dinge rege zu halten.

Dazu kommt aber noch ein Anderes, mächtig Bestimmendes: England und Frankreich sind seit fast einem Jahrtausend in ununterbrochner Beziehung zu einander geblieben. Krieg und Besitz führte den Inselbewohner Jahrhunderte lang in das schöne Land. Sprache, Literatur, politisches Leben standen, wenigstens was die Form anlangt, unter vorwiegend französischem Einfluß seit ihrem Entstehen. Auch später noch, nach dem endlichen Sieg des sächsischen Elementes im Inselreich, dauerte der bald feindliche, bald freundliche Verkehr fort. Die Dynastien beider Länder im 17. Jahrhundert waren enge verschwägert, und man weiß, wie tonangebend, tiefgreifend damals das Beispiel der Höfe war. Wiederum wie zu Chaucer's Zeiten hatte die französische Dichtkunst einen großen Vorsprung: auch die Männer, welche unter Königin Anna die englische Literatur erneuerten und reinigten, waren von ganz französischer Bildung, überzeugte Bewunderer der französischen Muster. Von da an ist die Wechselwirkung ununterbrochen. Die englische und französische Aufklärung sind enge Verbündete; die größten Geister des Jahrhunderts, Montesquieu, Voltaire, wenden ihre Blicke, ja ihre Schritte nach England, selbst Rousseau verschmäht es nicht, dort ein Asyl zu suchen, — freilich in anderer Gesinnung und mit weniger Nutzen als einst Saint-Evremond. Wie Bolingbroke, Chesterfield, Walpole hinwiederum sich zu halben Parisern machten; wie so der gesellschaftliche Verkehr mit dem literarischen und wissenschaftlichen Hand in Hand ging, wie die politische Feindschaft an der Scheide beider Jahrhunderte England gleichsam dazu zwang, sein unwillig Auge stets auf Frankreich geheftet zu halten, — Alles das ist ja Jedem gegenwärtig; Alles das aber macht jene Gemeinsamkeit der Cultur, jenen Vorsprung namentlich der Cultur aus, welche beide Länder vor dem Reste Europa's voraus haben; denn was war zu jener Zeit der Zustand des übrigen Europa, staatlich, gesellschaftlich, literarisch, im Vergleich mit dem der beiden Westländer wenn nicht eitel Barbarei oder todähnliche Lähmung. In andern Worten, während des 18. Jahrhunderts war der Schauplatz der Weltgeschichte in Frankreich und England, wie er einst in Griechenland und Rom, in Italien und Deutschland, in Spanien und den Niederlanden gewesen. Heute ist er freilich nicht mehr dort; aber es braucht mehr als Jahrzehnte, um ein so großes Factum, wie diese Scenenveränderung, zu begreifen, in sich aufzunehmen:

Frankreich sah noch bis auf Corneille, ja bis auf Molière, nach Spanien und Italien hinüber. Unsere ganze europäische Cultur von heute ruht im Grunde noch auf der vereinten Arbeit Frankreichs und Englands im vorigen Jahrhunderte, wie die der kommenden Periode wahrscheinlich der Hauptsache nach auf der Arbeit Deutschlands von Herder und Kant bis auf Schopenhauer ruhen wird.

Merkwürdig bleibt die Verschiedenheit der Beurtheilung und Auffassung französischen Wesens in den verschiedenen Classen der englischen Gesellschaft, den verschiedenen Parteien, den verschiedenen Zeiten. Wie natürlich, steht die elegante Welt, vor Allem der Hof, beinahe ausnahmsweise dem eleganten Frankreich bewundernd gegenüber, während die Mittelclassen im Allgemeinen den leichten Nachbarn bald Mißtrauen und Neid, bald Haß und Verachtung entgegenbringen. Je nachdem nun bei dem vorwiegend politisch-gestimmten Inselvolke die höfisch-vornehmen Kreise oder die puritanisch-bürgerlichen Elemente vorherrschen, tritt die eine oder die andere Anschauungsweise in den Vordergrund. Shakespeare unter der protestantischen Elisabeth behandelt die Franzosen immer nur als große Kinder, mit der selbstbewußten Ueberlegenheit des Mannes; etwa wie der Angelsachse später vom Irländer oder Hindu redet. Unter dem Commonwealth erreicht die nationale Antipathie ihren Höhepunkt: man sieht im Franzosen nur noch den Vertreter des Papismus, den abergläubischen, herrschsüchtigen, gewissenlosen Jesuiten; wie man hundertfünfzig Jahre später in ihm nur den Sans Culotte, den „Halbaffen, Halbtiger" Voltaire's sehen will. Mit ganz anderen Augen sieht das England der Stuart's das Geburtsland Henriettens, der Mutter, das Adoptiv-Vaterland Henriettens, der Tochter, die Heimath des Chevalier de Grammont an: die französische Provenienz allein genügt schon als wirksamster Empfehlungsbrief; sie ist der Stempel, der einem Menschen, einem Werke, einem Gedanken, wie dem Kleide, erst Werth und Anerkennung verschafft. Der Franzose wird als Lehrmeister, als Muster, als Ideal alles Dessen angesehen, was das Leben lebenswerth macht; diesem Ideal nahe zu kommen als der höchste Ehrgeiz, während die mittleren Schichten in religiös-sittlicher Strenge und Kurzsichtigkeit ganz Frankreich für ein Land von Roué's und Atheisten hält, das niedre Volk aber bei seinem schon gar frühe ausgebildeten Typus des schäbigen, beweglichen, überhöflichen, harmlos-eitlen französischen Haarkräuslers und Tanzmeisters bleibt, der auch allen Versuchen des Demagogen ihn durch den Revolutionshelden in der Blouse zu ersetzen, widerstanden hat. Nicht viel anders aber war es unter der Königin Anna und noch unter Georg IV., nicht viel anders ist es heute, wo der antifranzösischen Strömung der vierziger Jahre in der Politik schon längst, seit einem Jahrzehnt auch, durch den Hof der Zukunft begünstigt, in der Gesellschaft, eine entgegengesetzte Richtung gefolgt ist. Zugleich hat sich — vielleicht zum ersten Male in so auffallender Weise — in den Mittelclassen eine entschiedene Reaction zu Gunsten Frankreichs und der französischen Ideen geregt. Das erste Phänomen ist leichter zu erklären, als das zweite; doch sind beide im Grunde gleich natürlich.

Zwei Männer, und zwar — o Ironie des Schicksals — der Enkel des großen Feindes von Albion, und der letzte Träger der traditionellen antifran-

zösischen Politik Großbritanniens, bewerkstelligten jenen großen Umschwung in der englischen Politik und Gesellschaft. Napoleon III. und Palmerston war es vorbehalten, jene entente cordiale zu verwirklichen, welche Guizot so lange vergeblich angestrebt hatte. Das Bündniß gegen Rußland, der Pariser Frieden, der Handelsvertrag von 1860 waren die mächtigen Instrumente, die gegenseitigen Besuche der Souveräne die officielle Aeußerung jenes Umschwungs. Die dem Prinz-Consorten, mit Recht oder Unrecht, beigemessene anti-englische Haltung während des Krimkrieges trug nicht wenig dazu bei, die hohe Gesellschaft Englands den deutschen Einflüssen ab-, den französischen zuzuwenden. Auch auf das Bürgerthum verfehlte die, nicht einmal erwiesene, Thatsache ihren Eindruck nicht; doch war hier ebenfalls das Hauptmotiv der Umwandlung ein anderes, wenn auch nicht jenes der äußeren Politik entnommene. Recht im Gegentheil waren es die Streitpunkte der inneren Politik, welche die Sympathien der Mittelclassen mehr nach Frankreich lenkten. Die rationalistische und demokratische Bewegung, welche seit etwa fünfzehn bis zwanzig Jahren in England gegen Staatsreligion und Aristokratie ankämpft und, halb unbewußt, das unterbrochene Werk der Puritaner des 18. Jahrhunderts wieder aufgenommen und fortgesetzt hat, fand ihre Doctrin am Reinsten dargestellt, am Vollständigsten verwirklicht in Frankreich; man schloß die Augen vor dem Factum des französischen Katholicismus, man wollte in der Napoleonischen Monarchie nur ein vorübergehendes Accidens sehen und bestand darauf, den wahren Glauben Frankreichs nur in der demokratischen und rationalistischen Doctrin der französischen Republicaner zu sehen, die Civilordnung, die Justiz, die Verwaltung Frankreichs als die, wenigstens annähernde, Verwirklichung des Gleichheits- und Laienstaats der vaterländischen Aristokratie und Staatskirche entgegenzustellen. Die Anwesenheit vieler Häupter der republicanischen Partei in London bestärkte noch den Wahn. Die Form, welche der französische Radicalismus im 19. Jahrhundert hie und da angenommen — die philosophische Doctrine A. Comte's und die politische E. Laboulaye's — war übrigens ganz dazu angethan, die ernsten, überzeugten, leichtgläubigen Engländer, welche die Form des französischen Radicalismus im vorigen Jahrhunderte abgeschreckt hatte, mit diesem zu versöhnen. Zugleich forderte sie der in Deutschland immer mehr auf die Spitze getriebene Historismus — man erlaube mir das ungefüge Wort — und die dort noch blühende metaphysische Speculation zu immer entschiedenerem Widerspruche heraus. Freilich fand auch die deutsche Idee im englischen Gelehrtenstand einen genialen Vorkämpfer; aber wie vereinzelt steht doch Carlyle neben einem John Stuart Mill, um den sich eine zahllose Schaar von Jüngern drängte und dessen Einfluß sich noch immer in Presse und Parlament fühlbar macht! Dazu kommt eine nicht unbedeutende Anzahl Solcher, die der politischen Doctrin ferne stehen, wie z. B. Dickens, aber durch Lebensgewohnheit im heiteren Frankreich, und verführt durch die Liebenswürdigkeit des französischen Privatmenschen, auch wohl, ohne sich's zu gestehen, durch die Bequemlichkeit einer für Alle sorgenden Staatsordnung verwöhnt, eine sehr natürliche Vorliebe für die Nation und ihre Zustände gewonnen haben. Die Abnahme des, oft etwas strengen und derben, aber kräftigen und gesunden sittlichen Gefühls und Urtheils, welches einst die

Nation kennzeichnete, trat besonders auffällig während des Krieges von 1870 in der weibisch-nervösen Parteinahme für den Unterliegenden hervor, dessen Unrecht man dort mit unzerstörbarem Wahrheitssinn zugab. Doch wer mag sich unterfangen zu entscheiden, welche Tugend die höhere ist, die herbe der Gerechtigkeit oder die milde des Mitleidens?

Nun ist es aber nicht selten, daß der Insulaner noch weiter geht, Partei ergreift in den innern Angelegenheiten der Nachbarn, sich leidenschaftlich für oder gegen die Regierung Frankreichs erklärt, und diese seine Gesinnung im Vaterlande zu verbreiten sucht. Nirgends, kaum in Frankreich selber, hat Napoleon III. heftigere Feinde und ergebnere Freunde gehabt als in England. Die Einen sahen in ihm nicht nur mit echt englischem Gefühl für Rechtlichkeit und Sittlichkeit den Eidbrüchigen und Sittenlosen, sondern vor Allem den Vertreter eines Regierungssystems, das eben nicht geeignet war, ihrem demokratischen Ideale — unter dem es doch wiederum allein möglich — Anhänger zu erwerben; die Andern rühmten den modernen Menschen auf dem Throne, den Kenner des Auslandes, vor Allem Großbritanniens, an der Spitze Frankreichs, den vorurtheilslosen Stifter des westländischen Bündnisses und des Freihandels, den überzeugten Freund Englands. Wie wenig die französischen Republicaner an öffentlicher und privater Sittlichkeit der kaiserlichen Regierung nachgaben, sah der an der Oberfläche haftende Blick der voreingenommenen Gegner des Kaisers nicht, die mit englischer Naivität und englischem Wahrheitsglauben die ganze sittliche Phraseologie der französischen Republicaner für baare Münze nahmen. Wie geringe Widerstandskraft aber die gutmüthig wohlwollende Natur des Kaisers den napoleonischen Traditionen seiner Umgebung entgegenzusetzen hatte, wollten die Bewunderer des Mannes ihrerseits nicht einsehen, weil sie noch immer bei ihm einen Rest jener Energie voraussetzten, die einst so Kühnes gewagt und vollbracht.

Es steht uns frei, beide Strömungen in der schönen oder der politischen Literatur zu verfolgen, und wenn wir die Erstere vorziehen, so ist es nicht allein, weil nach Aristoteles' viel citirtem Ausspruch die Poesie mehr Wahrheit, jedenfalls eine höhere Wahrheit enthält, als die thatsächliche Geschichte, sondern vor Allem, weil sie die Leidenschaft weniger anregt und herausfordert und uns in ruhigere Sphären versetzt, als diejenigen sind, in denen die politischen Schriftsteller Englands sich bewegen, welche sich in den letzten Jahren mit Frankreich beschäftigt und meist auf's Heftigste nicht nur für die Besiegten gegen die Sieger von Sedan, sondern auch für die Republik, ja die Commune gegen das Kaiserreich Partei ergriffen. Aber auch die englischen Dichter und Romanschriftsteller haben sich vielfach mit dem Nachbarlande abgegeben. Am Besten kannte, liebte und durchschaute es Thackeray; mehr auf der Oberfläche blieb, seiner Gewohnheit gemäß, Charles Dickens, dessen Beobachtung weniger auf den Grundcharakter und die Weltanschauung der Menschen, als auf ihre Sitten und Eigenheiten (oddities) zu gehen pflegte. Beide reichen aber schon in frühere Jahre zurück. Unter den jetzt lebenden Romanschriftstellern hat der — oder vielmehr die — Vielgelesenste, wenn auch nicht Höchstgeschätzte, vielfach Frankreich zum Schauplatz, die Franzosen zu Helden ihrer phantastischen Erzählungen gewählt;

doch beruht das Alles eben nur auf Phantasie, die Beobachtung hat damit gar Nichts zu thun. Vielleicht auch hat die ungemessene Bewunderung alles Französischen die Augen der fruchtbaren fashionablen Schriftstellerin geblendet, aber ihr Frankreich hat mit dem wirklichen absolut Nichts gemein und kann deshalb füglich hier unberücksichtigt bleiben. Dagegen liegen vor uns zwei Werke, die, beide voll der wärmsten Sympathie für Frankreich und mit der genauesten Kenntniß der Verhältnisse, jene zwei Richtungen der englischen Meinung in Bezug auf das Nachbarland, klar veranschaulichen. Eines der drei posthumen Werke Bulwer's, „the Parisians", giebt uns eine Schilderung der politischen und socialen Zustände Frankreichs unmittelbar vor Ausbruch des Krieges. Herr Trois-Etoiles, — ein Pseudonym Grenville-Moret's, des geistreichen Schilderers deutscher und französischer Dinge in der „Pall Mall Gazette", — führt uns in die fünfziger Jahre zurück. Sein Roman, der im Ton und der anti-imperialistischen Parteistellung Kinglake's Geschichtswerke ähnelt, schließt sich also auch der Zeit nach dem berühmten „Krimkriege" an. „The Member for Paris" ist das Werk eines äußerst begabten Schriftstellers und eines schärferen Beobachters, eines Sachkundigeren als Bulwer, der hingegen wiederum die höhere Bildung, den weiteren Gesichtskreis, die humanere Gesinnung für sich hat. Der alte Idealist führt uns unzählige Typen der Pariser Gesellschaft vor, die trotz ihrer idealen Allgemeinheit voller Wahrheit sind; der junge Realist stellt uns, mit leichter Namensveränderung, Herrn Billault und Paul de Cassagnac, Herrn Thiers und Arsène Houssaye, Jules Favre und Villemessant, ja selbst Herrn Worth, den Damenschneider vor und zeichnet Porträts, deren Aehnlichkeit Nichts zu wünschen übrig läßt, wenn auch die Kunst des Malers nicht immer vollendet zu nennen ist. Während Bulwer den Strömungen der öffentlichen Meinung und den Ideen nachgeht und die herrschenden Gesinnungen der verschiedenen Classen schildert, bringt uns Trois-Etoiles von dem Polizeilocal in's Gefängniß, aus dem Vorzimmer des Ministers in den Salon des Financiers, aus der Zeitungsredaction in's Palais de Justice, aus dem gesetzgebenden Körper auf den fashionabeln Maskenball, von einer Deputirtenwahl zu einem Demonstrationsbegräbniß — kurz, obschon der Knoten des Romans bei ihm fester geschlungen ist als bei dem professionellen Novelliſten, beruhen seine Schilderungen doch ausschließlicher auf wirklicher Beobachtung als die seines berühmten Rivalen. Beide Werke aber, das des philosophischen Dichters und das des satirischen Photographen, geben zusammengehalten ein recht treues Bild weniger Frankreichs unterm zweiten Kaiserreiche, als der Gestalt, welche dieses Frankreich in den besten Köpfen Englands annahm. Die Engländer haben zwar im Allgemeinen die beneidenswerthe Gewohnheit nichts zu generaliren, sondern das Einzelne als Einzelnes zu betrachten und gelten zu lassen. Hier sind aber denn doch beinahe alle Figuren als Typen, beinahe alle Verhältnisse als die normalen anzunehmen, und es lohnt sich wohl der Mühe, den beiden geistreichen Romanschreibern zu folgen, nicht um ihre Erzählungen zu analysiren, noch weniger sie ästhetisch zu würdigen, sondern um die dichterische Erzählung gleichsam in eine historische Studie umzusetzen. Der gelehrteste Geschichtsschreiber des französischen Staates kann etwas von den englischen Zeugen lernen.

II.

In wenig Ländern sind die Classen geschiedner als in dem gelobten Lande demokratischer Gleichheit; „und jede Classe ist", wie Bulwer's Journalist meint, „nicht nur bereit anzuerkennen, daß alle anderen corrupt sind, sondern auch zu„zugeben, daß in ihr selber Alles nicht ganz gesund sein könne, so lange die an„dern nicht reformirt würden". Die Ereignisse aber haben dieser natürlichen Trennung noch die unnatürliche Trennung in politische Parteien hinzugefügt, welche freilich hin und wieder mit den Classen zusammenfallen. Doch würde man sich den gröbsten Mißgriffen aussetzen, wollte man ohne Weiteres den alten Adel als legitimistisch, die Finanz und Armee als bonapartistisch, den wohlhabenderen und angesehneren Theil der Bourgeoisie, der Literatur und des Barreaus als orleanistisch, Kleinbürger und Mehrzahl der studirten Leute als gemäßigte Republikaner, die Arbeiter endlich als Radicale und Communisten ansehen. Solche Coincidenzen der socialen und politischen Gruppen der Nation dürfen nur mit größter Vorsicht und als eine ganz allgemeine Orientirung im Labyrinthe der französischen Gesellschaft festgehalten werden.

Die mächtige und einflußreiche, vielbeneidete Stellung des reichen Adels in Frankreich ist, selbst nach achtzig Jahren der Revolution, eine Thatsache, welche der Fremde, der nur in Paris, und da nur in den politischen, literarischen oder finanziellen Kreisen lebt, leicht übersieht. Nicht so der intelligente Beobachter, dem die Gelegenheit geworden, dem französischen Leben wirklich näher zu treten. Er kennt mehr als ein Städtchen Hautbourg, das die Blicke nicht von dem Herrenschlosse wegwendet, wo der Duc von Hautbourg und Clairefontaine seinen Hof hält, und das Füllhorn seines durch die Mitgift irgend einer Miß Guineaman wiederhergestellten Reichthumes über die dankbare Gegend ausschüttet. Seine Equipagen, seine Meute, seine Treib- und Hetzjagden, seine Gäste und seine Dienerschaft sind der Lieblingsgegenstand aller Unterhaltungen, und kömmt der Wahltag, nun so vermag der republikanische Winkeladvokat und sein Freund, der Doctor, nichts, der Unterpräfect und Maire wenig gegen den Herrn Herzog, seine Vettern, Lieferanten und Pfarrer, wenn er anders überhaupt sich dazu herablassen will, im gesetzgebenden Körper eines Bonaparte zu sitzen, oder gar die Unterstützung des kaiserlichen Herrn Unterpräfects und des Herrn Maire von Hautbourg anzunehmen.

In Paris freilich dient manches hôtel entre cour et jardin jetzt einem Wechselagenten oder einer Feuerversicherungsgesellschaft als Wohnsitz; aber wenn der junge verarmte Marquis de Rochebriant auch nur noch als Miether einer Mansarde in das Palais seiner Väter ziehen kann, so braucht er nur seine Blicke auf das Hôtel de Vandemar gegenüber zu richten, wo das Familienwappen der Vandemar noch prangt, aus dessen Thorweg eben seine Vettern auf fehlerlosen englischen Vollblutpferden heraus reiten, in dessen hohen getäfelten Räumen sein Onkel, der alte Graf Vandemar, ihn als Familienglied nicht verleugnen wird. Freilich ein Voltairianer ist der alte Graf Bulwer's ebenso wenig, als seine Söhne sich durch ein von ihnen commanditirtes Lädchen ihr Taschengeld vermehren, oder als Trois-Etoiles' rechtmäßiger Herzog von Hautbourg Republikaner

und Advokat ist. Von dem freien Gedanken, der die französische Aristokratie des vorigen Jahrhunderts ehrte und adelte, ist keine Spur mehr vorhanden; und mit der Laterne des Diogenes dürfte man vergebens im ganzen Faubourg Saint Germain nach irreligiösen Spöttern suchen. Auch an's Geldmachen denkt noch gar mancher hohe Herr, aber er zieht sicherlich eine reiche Heirath mit Herrn Poirier's Tochter, eine Börsenspeculation oder eine recette générale dem mageren Verdienste eines Lädchens oder der harten Arbeit des Forums vor. Und gar ein Republikaner von sechzehn Ahnen, mit Schloß und Park, ist eine Erscheinung, die moralisch durchaus unmöglich ist: man sieht, selbst die bestunterrichteten Engländer lassen sich von den frühe empfangenen Eindrücken, namentlich von den Erinnerungen an das Frankreich des 18ten Jahrhunderts irre führen.

Schöne Tugenden hat sich deshalb der alte französische Adel doch bewahrt. Neben viel conventioneller Kirchengeherei und Fasterei begegnet man wol auch noch öfter hier als in irgend einer andern Classe der aufrichtigen, warmen, hülfreichen Frömmigkeit eines jungen Raoul de Vandemar; neben dem verlebten Spieler und dem calculirenden Rennpferdezüchter des Jockey-Clubs dem ritterlichen Ehrgefühl und hohen Sinne eines Enguerrand; neben dem weiten Gewissen des kaiserlichen Generalpächters der loyalen Vasallentreue Alain's de Rochebriant; neben der Nimrodsroheit und Ignoranz der Mehrzahl dem politischen Verstande und den exquisiten Formen eines Vicomte de Mauléon; vor allem aber und beinahe ausnahmslos dem Muth und Patriotismus, der in der Stunde der Gefahr die Gewohnheiten des Wohllebens, wie die anerzogenen Vorurtheile zu vergessen weiß, um nur dem Vaterlande zu dienen: kein Stand hat sich 1870 aufopfernder, heldenmüthiger, parteiloser gezeigt als der alte Adel. „Ihre Söhne waren die Ersten unter jenen Soldaten, die nie einen Führer „verläumdeten, nie vor dem Feinde flohen; ihre Frauen waren unter den eifrigsten „und sorglichsten Wärterinnen der Ambulancen, die sie gestiftet hatten und be„dienten; ihre Häuser hatten sich weit geöffnet, den Vertriebenen der Vorstädte, „wie den Kranken und Verwundeten. Die Hülfe, die sie aus ihren, durch die „Ereignisse beschränkten Mitteln ohne Schau gespendet, als der Hunger begann, „würde unglaublich scheinen, wollte man sie berechnen." Freilich in Friedenszeiten hält sich derselbe Adel meist für verpflichtet abseits vom öffentlichen Leben der Nation zu stehen. „So lange Heinrich V. lebt", sagt Raoul de Vandemar zu seinem Vetter Alain beim Heimkehren aus dem warmen Boudoir und der warmen Gesellschaft einer frommen Freundin und ihres Vertrauten, des trefflichen Abbé de Vertprè, „so lange Heinrich V. lebt, können wir keine thätigen Bürger, müssen wir trauernde Zuschauer sein." So ist denn die Enttäuschung und Entsagung des legitimistischen Adels nur allzu natürlich. Vielfache Beziehungen zum bürgerlichen Großgrundbesitz, der keinerlei politische Fahne hat erwecken dann wol den Gedanken an die Hoffnungslosigkeit der Partei, und lieber, als sie sich mit den verwandten Thronräubern von 1830 verständigen, wenden sie sich dem Kaiser zu, der einmal im Besitze ist und nur das in den Koth gefallene Scepter Frankreichs aufgerafft, nicht es den Händen der legitimen Fürsten entwunden hat; ja selbst jetzt, wo wiederum die Aussichten ihres Oberhauptes verschwinden, schließen sie sich in ihrer Rancune gegen den jüngeren Zweig

der Familie und in der, Allen Besitzenden gemeinsamen, Furcht vor der Republik wieder der kaiserlichen Partei an. Die Armee, in deren Officierkorps zwanzig Jahre lang kein loyaler Name zu lesen war, füllte sich seit 1860 mit Söhnen legitimistischer Familien. Wie mächtig noch immer der Einfluß dieses Adels, beweisen die Wahlen zum Frieden (Februar 1871); aber so mächtig ist eben kein Einfluß, daß er die Revolution ungeschehen, Heinrich V. möglich machen könnte, so lange er selbst sich als ein „Ufer" betrachtet, an welches das Wrack Frankreichs doch am Ende antreiben müsse, anstatt wie ein muthiger Schiffer den Nachen zu besteigen und zur Rettung der Schiffbrüchigen die Hand zu bieten. Was Wunder, wenn sich die Blicke selbst der Treusten nach jenen Abenteurern wenden, die wenigstens nie — die Hände in den Taschen behalten?

Auffallender Weise schien und scheint der reiche napoleonische Adel viel weniger geneigt das verwegene Schiff der Bonaparte zu besteigen. Bulwer's Herzogin von Tarascon, die trefflich mit der Finanz, wie mit dem legitimistischen Faubourg steht, Trois-Etoile's Fürst von Arcola, der sich sogar zum Oppositions-Candidaten hergiebt, sind ganz aus dem Leben gegriffen. Eher wären ihre Tendenzen orleanistisch; vergessen sie doch nicht, daß sie unter Ludwig Philipp zuerst wieder angefangen Figur zu machen. Ebenso zeigten der parlamentarische Adel oder noblesse de robe, und die alt etablirte solide Finanz, wenn auch keine Feindseligkeit, doch eine würdevolle Zurückhaltung unter dem zweiten Kaiserreich. Diese Kreise nun schildern unsere Engländer durchaus nicht, hauptsächlich wol, weil sie dem Romanschriftsteller wenig Stoff bieten. Les peuples heureux n'ont pas d'histoire, sagt der Franzose; man könnte das Wort variiren: ruhige Leute haben keine Romane. Doch ist dies eine empfindliche Lücke. Liest man unsre beiden Gewährsmänner, so sollte man glauben, es gäbe in Frankreich nur politisirende Advokaten, servile Richter, verspimpelte Notare und schwindelnde Finanzmänner, während im Gegentheil die Mehrzahl in diesen Ständen dem Professionsgeschäft mit unermüdlichem Eifer, gewissenhafter Ordnung, vorwurfsfreiester Redlichkeit obliegt. Langweilig mögen diese Kreise sein, aber sie machen doch immer ein Hauptbestandtheil der Pariser Gesellschaft aus, sie repräsentiren im Familienleben wie im Berufsleben den unverwüstlichen, gesunden Kern Frankreichs, um den herum sich immer wieder nach den furchtbarsten Stürmen und Zerstörungen neues Leben ansetzt. Auch sind sie, was die Engländer nicht sehen, die treusten Bewahrer der großen literarischen Traditionen ihres Vaterlandes, welche die Tages-Literaten nur allzuoft zu vernichten drohen. Freilich haben sich schon seit geraumer Zeit viel unreine Elemente zugedrängt, oft gesinnungstüchtige Republikaner, wie Bulwer's Banquier Louvier, die Liberalen aus Louis Philippe's Zeit, in denen noch der Haß des bürgerlichen Erwerbers adliger Nationalgüter lebt und der demokratische Neid des Parvenu mehr als Genußsucht und ostentatorische Eitelkeit die Habgier stachelt, meist aber moderne Gründer, von denen Mr. Grenville Moret in der Person M. Macrobe's ein so sprechendes Bild gezeichnet, weit ähnlicher jedenfalls als Bulwer's genialer und makelloser imperialistischer Speculant M. Duplessis.

„M. Macrobe hatte die Idee des Crédit Parisien in einem glücklichen „Augenblick empfangen und verwirklicht. Am Tage nach dem Staatsstreich von

„1851 gab es eine zahlreiche und höchst interessante Classe von Leuten, die früher „nie einen Centime besessen, nun aber plötzlich zu Ehren und einträglichen Wür„den gelangt waren. Diese Leute, welche eine factiöse Opposition als Aben„teurer bezeichnete, die aber die unparteiischere Geschichte einfach Bonapartisten „nennt, hatten mehr Ergebenheit als Münze und waren natürlich vom leb„haftesten Wunsche beseelt, ihre Privatmittel sobald als möglich auf das Niveau „ihrer öffentlichen Stellung zu heben. M. Macrobe erschien und zeigte den „Weg. Da er mit den meisten Würdeträgern auf intimem Fuße stand — war „er doch mit mehr als Einem die schattigen Pfade der Bohême gewandelt —, „so konnte er in der vertrauten Sprache der Freundschaft andeuten, was für ein „überflüssiges Ding Capital ist, wenn man ein so treffliches Ersatzmittel wie „eine Stelle und die besonderen Informationen besitzt, zu denen eine Stelle „verhilft. Was er sonst noch hinzufügte, welche lockende Aussichten er „hungrigen Augen vorzauberte, das sind Geheimnisse, in welche kein Ungeweihter „dringen kann; aber die Folge war, daß eines schönen Morgens der Crédit „Parisien wie ein Stern im Osten aufstieg und daß es ihm sofort wohl er„ging. Denn die Gesellschaft kaufte Grund und Boden in Paris, und, siehe „da, Dank einem merkwürdigen Zufall, sollte bald nachher ein neues Boule„vard an der Stelle gebaut werden und den Preis des Bodens verfünffachen; „sie kaufte Schiffe, und, o Wunder, die neue Packetlinie war kaum organisirt, „so erhielt sie auch schon von der Regierung den Auftrag, die Post zu über„nehmen, Truppen zu transportiren, unterseeische Telegraphentaue zu legen; sie „kaufte Häuser, und sofort fand die Regierung es nothwendig, sie um den dop„pelten oder dreifachen Preis der Ankaufssumme zu expropriiren, weil der Platz „gut für eine Kaserne, ein Theater, eine Kirche schien. Es mag vielleicht be„merkt werden, daß diese Art Geld zu machen eine etwas verdächtige Familien„ähnlichkeit mit dem veralteten Gewinnmittel falscher Würfel hat; aber auf solche „simple Einwürfe genügt es zu antworten, daß der Zufall gar oft ein seltsam „Ding ist; daß Männer im Amt immer Gegenstand der Verläumdung sind, „und daß, wenn wirklich ein paar hohe Beamte, die in Verbindung mit dem „Crédit Parisien sein sollten, in einer überraschend kurzen Zeit ganz uner„klärlich reich wurden, an diesem Umstande wahrlich Nichts ist, das nicht ein „Werk des Zufalls sein könnte."

In der That war es das Bündniß schwindelnder Börsenspeculanten und glücklicher Stellenjäger, welche des Kaisers Gutmüthigkeit und unbeschränkte moralische Toleranz, wie das um keinen Preis zu theuer befriedigte Ruhebedürfniß der Nation ausbeutete, um sich die Taschen zu füllen und sich's gut sein zu lassen. Zum großen Theil nun gehörte der officielle Verbündete des Gründers dem armen Kleinadel an. Zu stolz zum „redlichen Gewinn", oft talentvoll, meist nach französischer Art mit guter Gymnasialbildung ausgestattet, beinahe immer kühn, ja tollkühn, bald Novellist, bald Feuilletonist, heute Theaterdirector, morgen Herausgeber einer kurzlebigen Zeitschrift, war er gewohnt, sich nach der Decke zu strecken, meist aber in jenen Kreisen zu verkehren, wo das Taschengeld sich höher zu belaufen pflegt, als Miethe und Haushalt; und war nicht unwillig, sein „Von" um den fixen Gehalt und die hohe

Würde eines Unterpräfecten oder gar eines Präfecten anzubieten. Hier hauptsächlich recrutirte sich im Beginne des neuen Régimes die Verwaltung, wie die Staatsanwaltschaft aus den ehrgeizigen Familien des reichgewordenen kleinen Bürgerstandes, welcher durch diese Pforte in den so angesehenen Richterstand, der von jeher die zweithöchste Stellung in der französischen Gesellschaft einnahm, zu dringen hoffte. War der heruntergekommene Edelmann aus sehr vornehmem Hause oder hatte er selber sein Vermögen in den höchsten Kreisen durchgebracht, gebot der juristische Parvenu über sehr viel Geld, gesellte sich das nöthige Glück, die hervorragende Begabung, die Energie des Charakters zur Scrupellosigkeit, dem Ehrgeize oder der Genußsucht, so brachte man's auch wol weiter als bis zum Präfecten und Oberstaatsanwalt. Bulwer hat im Vorübergehen ein ganzes Schock jener Leute gezeichnet, die erst in Salons, dann in fashionable Clubs zu dringen gewußt, durch Heirath Millionärs, durch Madame's Liebhaber Gesandte geworden; oder solcher, die, einst socialistische Advocaten, sich bei Zeiten bekehrten und, als officielle Candidaten in den gesetzgebenden Körper geschickt, hohe Verwaltungsstellen erlangten; und Trois-Etoiles hat in seinem M. Gribaud den Typus des gewesenen procureur général, jetzigen kaiserlichen Ministers, treffend geschildert, dem er als Seitenstück den Typus der anderen Classe, wie er sich in Morny am Vollendetsten ausgeprägt, wol hätte gegenüberstellen können.

Eine Abart des französischen Adels, zu dem auch der müßige Rentier bürgerlichen Ursprungs, aber ererbten Vermögens gezählt werden muß, ist der bescheiden bemittelte, aber unabhängige angebildete Salonsmann, der, wie Bulwer's Graf Passy, sechsmal seine politischen Ueberzeugungen wechselt, nicht etwa aus Geldinteresse, sondern aus Mode und weil er stets der Strömung folgt, vielleicht auch, weil er instinctiv immer für die bestehende Regierung Partei ergreift, wie sein Gegenstück, der Vicomte de Brézé, mit jeder bestehenden Regierung unzufrieden sein zu müssen wähnt: „Ich glaube," so spottet etwas schwerfällig der englische Freund dieses ewigen Pariser Frondeurs, „wenn der „Erzengel Gabriel auf Paris herabsteigen und die beste Regierung für Frank„reich bilden dürfte, so die Weisheit der Seraphim erfinden könnte, es würden „keine zwei Jahre, keine sechs Monate vergehen, so würde sich in diesem Paris, „diesem foyer des idées eine mächtige Partei bilden, darunter Sie selber und „andere hommes de plume, zu Gunsten einer Revolution im Interesse des „guten Herrn Satan und ce cher petit Beelzebub."

III.

Ein wichtiger Umstand gab der Pariser Fronde unter dem Kaiserreich besondre Bedeutung und Gefährlichkeit. Nie war der Bruch zwischen der intellectuellen und politischen Welt vollständiger gewesen. Kaum ein Name, dessen die französische Literatur des Jahrhunderts sich rühmt, wurde je in den glänzenden Empfangssälen der kaiserlichen Minister gehört — vor 1870, wo dann freilich, nicht zum Heile des Kaiserreichs, die ganze gelehrte Opposition eindrang und die alten Fehler lustig von Neuem beging. Ein Mérimée, ein Sainte-Beuve, die im Senate zu sitzen geruhten, sind Ausnahmen, die nur

die Regel bestätigen: denn selbst ihr Ruhm, ihre Gelehrsamkeit, ihr Geist, die Unbestechlichkeit ihres Charakters schützte sie nicht vor rohester Verleumdung Seitens des gebildeten Pöbels, nicht vor dem Ostracismus der literarisch-akademischen Aristokratie. Es ist eine große Lücke in Grenville Moret's Schilderung Pariser Zustände, daß die Kreise der höheren Gelehrsamkeit, wie die noch unzufriedneren des in Frankreich so compact organisirten Gymnasiallehrercorps nicht dargestellt sind; die Advokaten- und Journalistenopposition dagegen mehr als billig betont ist. Doch kennt er, und kennzeichnet er ihn wol in wenig Worten, diesen Krebsschaden des zweiten Kaiserreichs: die Trennung zwischen geistigem und politischem Leben. Auch Bulwer hat jene Seite nur flüchtig, aber freilich mit meisterhafter Hand, berührt. Diesmal ist es nicht sein tragischer Chor, der englische Gentleman, der die Gefahren dieser Trennung andeutet, sondern ein deutscher Graf, den übrigens sein französischer Freund mit Recht für einen ganz unleidlichen Pedanten erklärt: „Des Kaisers Lob ist von keinem „großen Dichter gesungen worden. Die Berühmtheiten einer früheren Zeit „stehen abseits, oder ziehen das Exil einer gezwungenen Unterwerfung vor; ja, „bekämpfen ihn aus dem Asyle an fremdem Gestade mit stets erneuerten Ge„schossen. Seine Regierung ist unfruchtbar an neuen Berühmtheiten. Die „wenigen, die auftauchen, stellen sich in die Reihen seiner Gegner. Sollte er „je wagen, der Presse und der Gesetzgebung volle Freiheit zu geben, die so „unterdrückte oder so feindliche Intelligenz würde in gedrängter Masse gegen „ihn anstürmen. Seine Anhänger sind nicht dazu angethan noch geübt, solchen „Angreifern zu begegnen. Sie werden eben so schwach sein, wie sie zweifels„ohne heftig sein werden. Und das Schlimmste ist, daß die so massenweise „gegen ihn aufstehende Intelligenz verkrüppelt und verrenkt sein wird, gleich „Gefangenen, die, lange in Ketten gehalten und plötzlich frei geworden, ihre „Glieder in heftigen Sprüngen ohne bestimmten Zweck üben. Die Leiter der „emancipirten Meinung können auf diese Weise furchtbare Feinde für den „Kaiser werden; aber auch gar schädliche und unzuverlässige Rathgeber für „Frankreich."

Bulwer sieht überhaupt sehr klar, trotz seiner Vorliebe für Alles, was französisch ist, den geistigen Verfall des begabten Volkes, das so lange den Reigen der Civilisation geführt; und er sieht ihn überall. „Ich beklage nicht so sehr, „daß der französische Geschmack weniger wählerisch ist als früher, wol aber, „daß die französische Intelligenz heruntergekommen ist. Der Fall von Polyeucte „auf Ruy-Blas ist tief, nicht so sehr in der Poesie der Form, als in dem „Werthe des Gedankens; aber der Fall von Ruy-Blas zum besten Drama des „Kaiserreiches bringt uns vollständig aus aller Poesie hinaus ... Die Theater„vorstellungen, denen ich beiwohnte, beweisen nur, daß das französische Volk „verkümmert (is becoming dwarfed). Die Komödien, die ihm gefallen, sind „nur amüsante Carricaturen kleiner Mäkel einer corrupten Gesellschaft. Sie „bringen keine großen Typen der menschlichen Natur mehr; ihr Witz erleuchtet „nicht mehr wie mit Blitzesklarheit tiefe und allgemeine Wahrheiten; ihre „Empfindsamkeit ist nicht rein noch edel — es ist ein kränkliches und falsches „Verkehren des Unreinen und Unedlen in Travestien des Reinen und Edlen ...

„Alles, was wirklich noch übrig bleibt vom alten französischen Genius, ist das „Vaudeville." In einer so treffenden Bemerkung wie die letzte erkennt man sofort den klaren, ungetrübten Blick des wirklich Gebildeten, und solcher Bemerkungen sind viele in den „Parisians"; während die Charakterzeichnung Bulwer's leicht etwas Abstractes an sich hat, das sie unwahr macht. Seine Schilderung der Journalisten, eines alten wohlwollenden Kritikers, eines scrupellosen, aber genialen und charaktervollen Ehrgeizigen und eines jungen ehrgeizigen Absynthtrinkers, ist wahrheitsgetreu und doch leben die Leute nicht, während uns Grenville Moret sofort unter alte Bekannte führt, wenn er uns die Zeitungsschreiber der verschiedensten, ja feindseligsten Parteien als gute Freunde beim Souper, als heitere Collegen im sehr erträglichen Gefängniß zeigt. Der Feuilletonist Rameau, der „nie etwas gelesen hat, das des Studiums „verlohnte und hochmüthig im Verhältniß zu seiner Ignoranz ist", ist ohne Zweifel ein ganz gewöhnlicher Schlag; aber die Roches, Tartines, Delormays, Tampons, Kerjous sind mehr als ein Schlag — es sind die Leute selbst; und, wenn auch unabsichtlich, ist schon die Thatsache, sie als numerus darzustellen, ein glücklicher Griff. Es ist ein durchgehender Zug des Pariser Lebens, zugleich ein Beweis des tiefen Skepticismus, der den Grundton bildet, aber auch der feinen Formen, der veredelten Geselligkeit, die der Franzose von den Vätern ererbt und als ein schönes Bedürfniß empfindet, ein Beweis auch der gründlichen Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit, die unter der anscheinenden Leidenschaft schlummert, daß die Vertreter aller Parteien in der Presse, nachdem sie sich den Morgen, die Feder in der Hand, zur höchsten Heftigkeit hinaufgeschraubt, sobald das Manuscript im Druck ist, ihre Feindschaft vergessen und wie Bulwer's alter Savarin — ein sehr schönes und ausdrucksvolles Exemplar des friedlichen, bürgerlichen, häuslich-geselligen Journalisten aus Louis Philipps Zeit, — und sein absynthverzehrter junger Rameau, eben so friedlich und freundschaftlich mit einander verkehren, als Grenville-Moret's legitimistische und republikanische Journalisten. Nur der rothe Republikaner Albi — Blanqui? — macht eine Ausnahme: da die ganze Politik seiner Partei ja nur auf Haß und Neid fußt, so kann er sie auch nicht wohl im Privatleben ablegen, — ein feiner Zug bei dem sonst so parteiisch für die Republikaner eingenommenen Verfasser des „Member for Paris."

Die Elemente, aus denen die Partei zusammengesetzt, erkennt aber Bulwer doch besser heraus als sein jüngerer Nebenbuhler: der Arzt, der es zu keiner Praxis bringen kann, der atheistische Schriftsteller, der nichtgelesene Bände über Mathematik und Elektrizität geschrieben; der belgische Internationalist, der polnische Vagabund, der italienische Geheimbündler, der junge, vor der Zeit sittlich und körperlich corrumpirte Pariser Feuilletonist und Winkelpoet, vor Allen der ehrliche, ritterliche, irregeleitete Arbeiter, dem die schaal-plausibeln Ideen des politischen Rationalismus den Kopf verdreht, Alle zusammengehalten, geführt, ausgebeutet von dem „Revolutionsmacher, den alle Demokratien, alte wie neue, „kennen und der die Hebel der Volksleidenschaften um so scrupelloser in Be„wegung setzt, als er den Pöbel souveräner verachtet".

Neben diese mehr oder minder unreinen Elemente der Revolution nun, die auch er vorübergehend als die wahren Schuldigen an dem immer wiederkehrenden Despotismus brandmarkt, stellt nun Grenville Moret die honnete republikanische Partei, die Partei, um Namen zu nennen, der Jules Favre und Picard, der Garnier Pagès und Cavaignac. Der practische Engländer läßt sich freilich nicht von seiner Sympathie und Bewunderung der Persönlichkeiten zur Gutheißung ihrer Theorien, oder gar zur Theilung ihrer Illusionen fortreißen. Der Muster-Republikaner, „einer der geachtetsten Führer seiner Partei, dessen „anspruchslose Redlichkeit und schlichte, unbeirrbare Principientreue ihm bei „Freund und Feind gleichermaßen den Namen „des ehrlichen Gerold" einge„tragen hatte", der Vater des Helden, hat einen politischen Glauben, dessen Naivetät dem englischen Realisten durchaus nicht entgeht. „Die Republik, wie „er sie träumte, wäre ein gar schönes Ding gewesen; leider hatte sie den Nach„theil, daß sie nicht eingerichtet werden konnte, ehe Jedermann die letzte Hefe „von Uebel von sich ausgeworfen und in einen aufgeklärten Menschenfreund „verwandelt war. Ich glaube, in des würdigen Herrn republikanischen Ver„fassungsplänen war von Zuchthäusern gar nicht die Rede, noch weniger von „solchen Beamten wie Henker, Gensdarmen und Gefängnißwärter. Er hatte „eine Art über Schulen zu sprechen, welche Einem zu verstehen gab, daß das „Verbrechen nur die Folge der Unwissenheit sei, und daß, wenn die Menschen „nur erst einmal lesen, schreiben und rechnen könnten, auch die Nothwendigkeit „für Zwangsanstalten vermieden würde." Das Portrait des „ehrlichen Gerold" ist ein Meisterstück und die Ironie, mit der der Maler des so treffenden Portraits über die politische Befähigung seines Mannes lächelt, thut der Verehrung, die er ihm zollt, keinen Eintrag. Doch scheint er mir Eines nicht recht eingesehen und in's Licht gesetzt zu haben, das in Frankreich nie fehlt, und namentlich in dieser Partei und bei dieser Art Charaktere nie fehlt, die, oft unbewußte, oft auch recht bewußte, theatralische Pose. Man sieht, auch bei Bulwer, der seinerseits die ganze Phraseologie der Legitimisten für ebensoviel Gefühle und Gedanken nimmt, daß die Engländer im Begriffe sind von einem Extrem zum andern zu gehen. Früher erschien den ruhigen, würdevollen, schlichten, schweigsamen Insulanern die lebhafte Gesticulation, die oratorische und überfließende Sprache, die expansive Zurschaustellung des Enthusiasmus, des Gefühls, der Verachtung bei den lebhaften Franzosen als eitel Komödie; heute nehmen sie das Alles für baare Münze, und, weit entfernt einen Mangel an Würde in der ostensiblen Weise ihrer Nachbarn zu sehen, vermeinen sie, Alles sei der spontane Ausdruck des innern Menschen. Nun ist aber in der That weder das Eine noch das Andere ganz wahr: es giebt unendlich viele absichtliche, überlegte Rollenspieler in Frankreich, von denen alle Eingeweihte wissen, daß sie Rollen spielen, die aber, da sie Consequenz, Ausdauer und Geschmack in ihrem Spiel zeigen, anerkannt werden: und ich könnte da, wären die Eigennamen nicht so unliebsam, eine nicht mehr unter den Lebenden weilende, angesehne Persönlichkeit der legitimistischen Partei und einen noch immer einflußreichen Führer der republikanischen Partei nennen, die sogleich die Sache veranschaulichen würden. Denn die Programme dieser zwei Parteien, im Vorübergehen sei's gesagt, eignen natürlich sich am Besten

zur scenischen Aufführung und Declamation. Daneben giebt's aber noch eine Unzahl ganz vulgärer Komödianten, vor Allem aber eine große Menge solcher, die, ohne es zu wollen und zu wissen, sich von der Rhetorik und dem Spiel fortreißen lassen. Der beste Franzose, wenn er kein Skeptiker ist, welche ich, als die wenigen zugleich Ehrlichen und Einsichtigen, stets ausnehme, da sie im Parterre sitzen, nicht auf der Bühne sich breit machen, — der beste Franzose ist bei aller seiner Aufrichtigkeit immer ein wenig Schauspieler. Er kann's nicht lassen: er muß jedem seiner Gedanken, seiner Gefühle, seiner Handlungen gleich ein Publicum verschaffen und er muß sie diesem Auditorium sofort in schöner Fassung zeigen. Jenes Bedürfniß des Gesehenwerdens und dieser Instinct für den schönen Schein machen ja gerade den Reiz des Franzosen aus. Wenn er uns „tausendmal seiner Freundschaft" versichert, so lügt er nicht, wie der unbiegsame Engländer vergangener Zeiten, der nur das „Ja, ja, nein, nein" gelten ließ, früher wol glauben mochte; er sagt aber auch nicht die ganz ungeschminkte Wahrheit. Es ist ein erfreuliches Zeichen der fortgeschrittenen Toleranz und eines unbefangneren sittlichen Urtheils bei den Engländern, daß sie nicht mehr jeden demonstrativen Franzosen ohne Weiteres für einen Schelm oder Narren erklären; aber man schießt doch auch über's Ziel, wenn man nur lauteren Enthusiasmus, gediegene Gesinnung, tiefgefühlte Regungen hinter jedem freundlichen oder begeisterten Worte des Franzosen sieht. Seine Lebhaftigkeit darf nicht über die Natur seiner Spontaneität täuschen, welche weit seltener aus innerstem, durchwärmendem Feuer hervorgeht, als aus einer gewissen Nervenerregbarkeit (impulsiveness, würde der Engländer sagen) und einer Art Kopffieber, oft auch aus dem äußerst unschuldigen Wunsch zu gefallen, was denn der Fremde Alles leicht für etwas ganz Anderes nimmt. Die Principienreiterei nun gar, wie in der republikanischen, zum Theil auch in der legitimistischen Partei, beruht meist auf etwas noch weniger Bewundernswerthem: Enge und Steifheit der Intelligenz, Furcht vor dem qu'en dira-t-on und die Sucht, durch catonische Consequenz zu imponiren. Dabei vergessen unsere englischen Beobachter in ihrer Nachsicht gänzlich die praktische Gefährlichkeit jener schönen Illusionen und „Principien": die Gerold haben noch stets den Weg gebahnt für die Albi.

In die seitwärts stehenden Kreise der Akademie, wie in die bittere und permanente, obschon nur halblaute Opposition der „Université", führen uns, wie gesagt, beide Engländer nicht ein, vielleicht, weil sie sie weniger kennen gelernt, vielleicht auch, weil sie in ihnen keine lebendigen Theile Frankreichs sehen, was freilich kein geringer Irrthum sein würde. Die unterirdische Arbeit schlechtbezahlter, versauerter Gymnasiallehrer, deren gesellschaftliche Stellung und pecuniäre Lage ganz außer allem Verhältnisse zu ihrer geistigen Bildung steht, ist noch gefährlicher für das zweite Kaiserreich gewesen, als der elegante Krieg, den die vornehmen literarischen und nichtantastlichen Kreise auf der Oberfläche und wie spielend mit den Waffen des Witzes, der Anspielung und der aristokratischen Geringschätzung gegen es führten. Ueberhaupt sehen unsere beiden britischen Gewährsmänner das Geistesleben Frankreichs viel mehr in der Feuilletonliteratur des „Figaro" und „Gaulois", im Roman und Theater, als da, wo es wirklich pulsirt. In der That kommen wir, bei Bulwer wie bei Trois-Etoiles,

nur gar zuviel mit dem jeune Paris zusammen, das durch Baudelaire, P. de Saint Victor, Théophile Gauthier bis an die jeune France der dreißiger Jahre hinaufreicht oder sich doch an sie anzuschließen behauptet. Die ganze leichte Literatur der improvisirten Schriftsteller, die „Tribus der Absynthtrinker," die im Abiturientenexamen durchgefallenen Witzbolde, welche die Hauptstadt mit skandalösen Anecdoten und Kalauern versorgen, werden vor Allen der Reihe nach vorgeführt; und wer wollte leugnen, daß diesem corrosiven Elemente eine große Mitschuld an dem Unglücke Frankreichs beizumessen ist: daß ein witziger Stadtschreiber, ohne alle Schulbildung, vom Estaminet und Billard in die „literarische Presse," von da in die Politik und endlich gar in den gesetzgebenden Körper Frankreichs kommen sollte, ist freilich charakteristisch; aber um es begreiflich zu machen, mußten die Geschichtsschreiber dieses tollen Vorkommnisses auch die Waffe zeigen, mittelst deren so Unglaubliches möglich ward: der Witz. Hier haben wir sechs Bände über Frankreich, denen ich leicht noch zwanzig andere, aus englischen Federn geflossene, beifügen könnte, und von der französischsten aller französischen Eigenthümlichkeiten, dem Witze, ist auch nicht eine Spur wahrzunehmen, — wie es dem aufmerksamsten und gescheidtesten französischen Beobachter Englands nie gelingen will, den Humor zu entdecken, geschweige denn zu verstehen und wiederzugeben. Der aller kräftigen und gesunden Speise entwöhnte, fastidiöse Gaumen des Lesers, dem ein Band, ein Essay, ja ein Leitartikel schon zu viel und dem nur noch mit kurzathmigen Paragräphlein gedient ist, die Scandalsucht, die so gerne hinter die Coulissen sieht, erklären freilich viel, doch würde man nie die ungeheure Anzahl von literarischen Hofnarren und Possenreißern, noch weniger ihren Erfolg begreifen, brächte man nicht das unbesiegbare Bedürfniß des Pariser Publicums nach Witz und die Virtuosität besagter Clowns in der Production der verlangten Waare mit in Anschlag. Von diesem, meist platten, Witze findet man nun bei unsern Engländern ebensowenig als an dem raffinirten und geschmackvollen Witze der Geistesaristokratie. Man sollte glauben, liest man die britischen Schilderungen, ganz Frankreich habe zwanzig Jahre lang nur im gröbsten Luxus gelebt: das high life mit seinen Maskenbällen und Pferderennen, mit seinem modischen Gefallen am bric à brac und seinen ebenso fashionablen Fastenpredigern war doch immer nur ein Auswuchs. Daneben und darunter lebte noch die ächte Pariser Gesellschaft, mit ihren höheren Interessen und ihren feineren Formen. Mehr als ein dritter, ja vierter Stock öffnete sich noch allwöchentlich der Elite Frankreichs; und Staatsmänner, welche das Land regiert, Akademiker, welche die Wissenschaft erneuert, Edelleute, welche mit ihrem Namen und Reichthum auch die schönen Geschmacktraditionen der Väter ererbt, große Künstler, deren Namen leben werden, wenn die aller gepriesenen Zeitungsschreiber des Tages längst verhallt sind, ließen sich's nicht verdrießen, ein paar hundert Stufen hinaufzusteigen, um ein paar Worte mit Ebenbürtigen zu wechseln. Ja sogar die Besseren unter den Regierungsfreunden suchten und erhielten Zutritt zu diesen letzten Zufluchtsstätten der französischen Geister. „Wie kommen Sie hierher?" fragt Horace Gerold eine Mme. de Margauld, die zum Kaiser hält, und die er bei Herrn Tiré trifft — freilich nicht in einem vierten Stock, wenn wir anders den Namen

T—h—i—e—r—s buchstabiren dürfen. — „Oh, ich komme hierher wegen der „angenehmen Gesellschaft. Wenn man Leute von wahrem Werth in Kunst, „Literatur oder Politik (?) sehen will, muß man sie in den Oppositionssalons „aufsuchen." Das sind aber nur flüchtige Andeutungen: diese Seite verdiente sorgfältig ausgeführt zu werden in einem Gesammtbilde der Pariser Gesellschaft unter Napoleon III.

IV.

In der Darstellung der französischen Zustände kann man nie zu viel Gewicht auf den schon von der „Gesellschaft" getrennten Mittelstand legen, aus welchem Armee, Lehrerstand, niedre Bureaukratie sich hauptsächlich ergänzen und aus dem, wie überall und immer, der Industrielle, Gutsbesitzer und Großhändler nach gewissen Transformationen hervorgeht. Ich hob schon hervor, daß der im Stillen sehr einflußreiche Lehrerstand unseren Britten ganz entgangen ist. Auch der Beamte (l'employé), eine höchst achtbare, freilich durch den französischen Staatsmechanismus ganz zur Maschine herabgedrückte und von keiner wissenschaftlichen Bildung getragene Classe, scheint ihnen unbekannt geblieben zu sein. Dagegen hat der englische Satiriker die militärischen Gewohnheiten und Attituden der Zeit in seinem imperialistischen Zuavenoffizier äußerst lebendig geschildert. Unter der Restauration und der Juliregierung hatte sich der Typus des bramarbasirenden Galants in Epauletten, wie er unterm ersten Kaiserreich geglänzt, Redouten und Weiberherzen erobert, einigermaßen verloren oder war doch in den Hintergrund getreten vor dem gebildeten, fleißigen Offizier aus wohlhabender und guter Familie, der in den wohlunterrichteten und wohlerzogenen Prinzen des jüngeren Königshauses seine Marter sah. Der gewesene Unteroffizier kam aber nach dem Staatsstreiche wieder auf die Oberfläche, und selbst der élève de Saint Cyr nahm den Ton und die Manieren der heraufgekommenen Kameraden an: öfter beim Absynth als beim Studium anzutreffen, stets bereit, den Kaiser mit dem Degen in der Hand gegen jeden Pékin zu vertheidigen, nöthigenfalls besagten Pékin zu provociren, stets von seinen Heldenthaten vor Sebastopol renommirend, stolz auf seinen bürgerlichen Ursprung, als Zeichen des Verdienstes, das ihn allein so weit gebracht, bis in „die Elite der Nation" (*), ist er natürlich fest überzeugt, keine junge Frau könne ihn ansehen, ohne sich sterblich in ihn zu verlieben und theilt er seinen Tag zwischen dem Kaffeehaus und dem Wohnzimmer seiner Cousine, die unbegreiflicher Weise ihren bourgeois de mari viel interessanter findet, als den selbstgefälligen Eisenfresser, der eine so bedenkliche Familienähnlichkeit mit dem Polizeidiener hat.

Wie gesagt, gehört dieser moderne Landsknecht meist den niederen Mittelklassen an, die unsre beiden Gewährsmänner, namentlich Bulwer, sonst etwas stiefmütterlich behandelt haben. Doch ist der gute Pochemolle im „Member for

*) Ich erinnere mich, einst den Brief eines Oberlieutenants an seine Schwester gelesen zu haben, in dem er ihr eine Kammerjungfer empfahl, weil sie die Schwester eines seiner Kameraden sei, der den Krimfeldzug mitgemacht, „qui a porté si haut la gloire de la France".

Paris" ein sehr treuer Vertreter dieser liebenswürdigen Schichte des französischen Volkes. Ein andrer Engländer, Dickens, der „Unnachahmliche", hat in seinen Briefen aus Boulogne einem solchen trefflichen französischen Bourgeois, dessen Landhäuschen, mit Park, Springbrunnen, Teich, Wäldchen, Felsen, Treibhaus, Alles in einem halben Morgen, er zwei Sommer über bewohnte, dem immer heiteren Beaucourt, einen unvergänglichen Denkstein gesetzt. In diese Kreise hat sich all' die liebenswürdige Bonhomie geflüchtet, die einst der Grundzug des französischen Charakters war. Zufrieden mit Wenigem, von unerschöpflicher Gefälligkeit und makelloser Ehrlichkeit, überstolz, wenn ein Strahl von der Sonne irgend eines berühmten, oder nur genannten, ja nur decorirten Bekannten auf ihn fällt, selbstgefällig, wenn er im Municipalrath oder auf der Geschwornenbank seine Stimme abgegeben, eitel, aber von jener harmlosen Eitelkeit, die Andere weder verwundet, noch ihnen sich allzulästig aufdrängt, nicht von jener, in sich selbst grübelnden, an sich selbst bildenden wie sie der deutsche Individualismus und Ich-Cultus unter uns entwickelt hat, noch von der concentrirten, verschämten und verbitterten Eitelkeit, welche der politische und literarische Mißerfolg so vieler aus ihrem Gleise gezogenen Mittelmäßigkeiten im revolutionären Frankreich gesät hat; immer heiter zu Scherz und Calembour aufgelegt, könnten die Beaucourts und Pochemolles die sicherste Grundlage eines kräftigen Staatsbaues sein, wie sie die feste Basis des französischen Wohlstandes sind, wenn sie sich dazu verstehen wollten, das Jahr über etwas weniger, am Entscheidungstage etwas mehr Politik zu treiben. Wollte Gott, sie wären so gut conservativ gesinnt, wie Mr. Grenville-Moret seinen Pariser Handelsmann darstellt. Dem ist aber leider nicht so. Der Pariser Ladenbesitzer (Paul de Kock's boutiquier), der sich, wie Herr Pochemolle, am Lebensabend in sein Gartenhäuschen zu Meudon zurückzieht, kann's Politisiren nun einmal nicht lassen; er liest sein Journal allmorgentlich, hat seine Meinung über alle Tagesfragen, kurz er ist das Ideal des modernen demokratischen Bürgers voller Gemeinsinn, öffentlichem Interesse, nationalem Pflichtgefühl und wie die Modephrasen alle lauten. Nun will er doch auch seine politische Weisheit zeigen, der Regierung gute Lehren geben und sofort. So schickt er denn unfehlbar — und in den größeren Provinzstädten fängt er an, genau dasselbe zu thun — die Herren Jules Favre und Carnot in die Deputirtenkammer, die wieder ebenso unfehlbar Herrn Ledru Rollin und Gambetta und endlich Herrn Delescluze und Vermorel nach sich ziehen. Nun wird's unserm guten Pochemolle doch etwas zu heiß: er verkauft Nichts mehr, die Fremden bleiben aus, der Arbeiter wird trotzig, die Emeute tobt auf der Straße. Jetzt sollte er seinen Bürgermuth zeigen, sein Gewehr schultern und auf den Platz eilen: seine Gegenwart würde genügen, die Canaille einzuschrecken; aber so versteht der brave Patriot der Rue Saint-Denis die Bürgerpflicht keineswegs; das ist Sache der Polizei, dieses verachteten Gesindels von mouchards, agents provocateurs, Tyrannenschergen und verkauften Sbirren, gegen die er so oft in tugendhaftem Freimuth gedonnert: die soll ihm die Straße säubern: wozu wäre sie denn sonst da? Sie reicht aber nicht mehr hin: es gehören auch Cuirassiere und Artilleristen dazu, vor Allem aber Jemand, der sie commandirt, und

eines schönen Tages ist „die Aera der Revolutionen geschlossen", die Emeute besiegt, freilich auch die Freiheit; und Herr Pochemolle braucht wieder zehn Jahre, bis er sich von seinem Schreck erholt, wieder anfängt sich für's öffentliche Wohl zu interessiren und — den alten Kreislauf von Neuem beginnt. Im alten Frankreich hatte diese Neigung und Gewohnheit nicht viel zu sagen: da begnügte sich der witzige Bürger bei seiner chanson; heute hat er eine Stimme.

Bulwer hat die allgemeine Fahnenflucht der Bourgeoisie am 18. März 1871 lebendig gemalt; wie ihm denn überhaupt die Schilderung der Ereignisse und Stimmungen weit besser geglückt ist, als die der Charaktere. Doch ist ihm ein Portrait, das des ehrlichen, halbgebildeten, fanatisirten Arbeiters vortrefflich gelungen. Dieses Chaos von Atheismus und Aberglauben, von Ritterlichkeit und Abstraction, von künstlich hinaufgeschraubtem Haß gegen die Besitzenden, während er doch, der seine 15 Frcs. täglich verdient, dem Fabrikarbeiter gegenüber der wahre Besitzende ist, der allmälige Uebergang von der regelmäßigen Arbeit zur politischen Bummelei, unter dem Eindruck der plausibeln Gemeinplätze der Volkslehrer, das Verhältniß zu der abgehärmten illegitimen Lebensgefährtin — Alles das ist meisterhaft entwickelt und es veranschaulicht auf's Lebendigste jenen ächtfranzösischen, ebenso beklagenswerthen, als gefährlichen Typus, dem glücklicher Weise noch der ebenso ächtfranzösische Typus des blind-conservativen Bauern gegenübersteht, ohne den bei der Zerstörungswuth der niederen Stadtbevölkerung, der abwechselnden Aufgeregtheit und Feigheit der Mittelclassen, der Theorienreiterei oder Witzelei der Gebildeten, dem Skepticismus der Redlichen und Einsichtigen Frankreich längst verloren wäre. Hier in diesen beschränkten ruraux, die Nichts kennen als ihre unmittelbarsten materiellen Interessen, deren ganze geistige Existenz in die Bande des Katholicismus geschlagen ist, liegt der Ballast, der das steuerlose Schiff immer wieder vom Umschlagen rettet. Auch diese Seite haben die beiden Engländer, die freilich nur Paris schildern wollten, vernachlässigt, und es ist nicht die einzige Lücke. So entgeht, wenigstens dem Verfasser des „Member for Paris" die Existenz einer wahren, tiefen, innigen Frömmigkeit in dem frivolen Paris neben der Mode- oder Conventions-Religion, die freilich die Regel ist, und die er sehr geistreich analysirt und vergegenwärtigt. Bulwer sieht schon tiefer hier, Dank seinem Dichterauge, und malt mit Liebe und Genauigkeit jene von der englischen Weise so abweichende, milde und weiche, katholische Religiosität, die der Entwicklung des Geistes und der Kräftigung des Willens schädlicher sein mag als die protestantische, Herz und Phantasie aber nicht, wie jene, erkältet, sondern wohlthuend erwärmt. Ein Punct endlich, und zwar ein Hauptpunct, wo Beide sich in ihrer Unkenntniß oder ihrem Nichtverstehen Frankreichs begegnen, ist das weibliche Element in Staat und Gesellschaft.

Bulwer hat zwar versucht aus George Sand und Daniel Stern eine femme de lettre ersten Ranges und hoher Geburt zusammenzusetzen, aber weder Baronne Dudevant, noch Comtesse d'Agoult würden sich in Madame de Grantmesnil erkennen wollen. Seine gutmüthige, stets Heirathen stiftende Madame Savarin ist schon mehr aus dem Leben gegriffen; ebenso ist die fromme

wohlthätige Dame aus der Rue St. Dominique nicht ohne Vorbild, aber beide sind nur flüchtigst skizzirt. Dagegen sind weder seine verliebte Lorette, noch seine Financierstochter, weder Grenville Moret's Georgette, noch dessen Mademoiselle Macrobe französische Frauen; es sind sammt und sonders englische Mädchen, die nie aus ihrem Eilande herausgekommen. Umsonst suchen wir nach einer wirklichen grande dame, jenem einzigen Producte der französischen Geschichte und Cultur, einer Mischung von Grazie und Würde, von Freiheit und Sitte, Eleganz und Natürlichkeit, der man wohl noch begegnet und die hier ihre Stelle finden mußte, da sie das Ideal dieser Gesellschaft ist; umsonst auch sehen wir uns nach jenem häufigeren liebenswürdigen Typus der Gesprächsvirtuosin um, die gleich gewandt in Erzählung und Erwiederung, Ironie und Malice, im sous-entendu und in der prägnanten Schärfe des Ausdrucks, der französischen Unterhaltung noch immer ihren eigenthümlichen Reiz giebt. Und nun gar die Kokette sans phrase, die banale sowol, die den Gedanken kaum erträgt, nicht Allen zu gefallen, vom Fürsten bis zum Schuster, als auch jene andere schlimmere, die nur Einem rücksichtslos und mit souveräner Verachtung allen Anderen nachstellt; die Attituden-Künstlerin, der Blaustrumpf, die Modepuppe, die einzig und ausschließlich in ihrer Toilette lebt; die solliciteuse, die es übernimmt ihrem Manne die Schritte zu ersparen und doch unablässig seinen Ehrgeiz stachelt; die einst Vergnügenssüchtige, jetzt Intrigante, morgen Fromme; die steiftugendhafte, correcte, aber stets elegante Mutter wohlerzogener Töchter; das schon ganz durchtriebene Pensionatfrüchtchen, das von zukünftigen Siegen träumt; die treffliche Hausfrau, der keiner ansieht, wenn sie vor Abend an einfach eleganter Tafel empfängt — von der sie nie aufzustehen braucht, wie die deutsche Schwester — daß sie den ganzen Morgen über in Küche und Keller gewirthschaftet; der weibliche Buchhalter, Oberkommis, und maire de palais des Ladenkönigs; die sammtgekleidete, schmuckbedeckte Lorette in ihrem Daumont, die vielleicht beim Nachhausekommen ihren Herzensgeliebten, den entlassenen Sträfling, findet, der sie prügelt und ihr ihr Geld abnimmt; die muntere Grisette und die verschmitzte Zofe, — hundert andere Gestalten der französischen Frauenwelt glänzen durch ihre Abwesenheit, und man ist versucht zu denken, daß unsern beiden Sittenmalern doch ein großes Stück des Volkes, das sie studirt, ein Buch mit sieben Siegeln geblieben, daß weder der Seherblick des denkenden Dichters, noch das forschende Auge des Beobachters weiter gedrungen sind, als in's öffentliche Leben.

Das öffentliche Leben Frankreichs ist wol in der That nie eingehender und mit mehr Verständniß dargelegt worden, als von dem englischen Aristokraten und dem englischen Republikaner, die uns zu Führern gedient haben auf dieser Reise durch Paris. Wer wissen will, wie Frankreich regiert wurde unterm zweiten Kaiserreich — wie es im Grunde immer, auch unter Herrn Guizot und General Cavaignac, regiert wurde, — der lese Grenville Moret: kein Geschichtsschreiber wird ihm bessere und zuverlässigere Auskunft geben können über die Weise, wie ein napoleonischer Minister die Stellen besetzte, die Polizei gebrauchte, die Wahlen inscenirte, die Presse beeinflußte, den gesetzgebenden Körper beherrschte, die Finanzen ausbeutete. Wer aber die Geschichte des „liberalen

Kaiserreichs", die Vor- und Nachgeschichte des großen Krieges kennen will, der erwarte sie nicht von Herrn Ollivier's Enthüllungen, suche sie nicht in Benedetti's und Gramont's Indiscretionen, glaube sie nicht in Jules Favre's und Trochu's Apologien zu lesen; der nehme Bulwer's „Parisians" zur Hand; da wird er die steigende Fluth sehen, die unaufhaltsam vorwärts drang seit den 1860er Concessionen, seit Mexiko, drohender und gebieterischer seit Sadowa; er wird fühlen, wie jenes unsagbare Etwas, die Bewegung (l'agitation) sich der großen Stadt bemächtigt; das Individuum Nichts mehr ist, die nationale Leidenschaft wie losgelöst erscheint vom Einzelwillen; da wird er die Mitschuld der ganzen Nation, aller Parteien, aller Classen mit Händen greifen, und wer sie ihm zeigt, ist nicht verdächtig, er ist ein Freund, ein Bewunderer, ein Kenner der Nation, wie's immer nur wenige im Auslande geben kann. Gerade diese Verwickeltheit der Fäden, dieses Durcheinanderfließen der Strömungen war ja das Eigenthümliche der Situation, macht es noch heute möglich, daß jede Partei, ohne grobe Unwahrheit, die andre anklagen kann. Der Dichter aber steht drüber; mit sichrer Hand zaubert er den lebendigen Organismus im Spiegel der Kunst vor uns herauf, zeigt uns, was Charakter, Geist, Temperament, Geschichte der Nation, was die Einzelnen, was der Zufall gethan, giebt uns zu verstehen, wie und warum das hochbegabte Volk, der Selbstregierung unfähig, doch die besten Regierenden nicht gewähren lassen kann, wie es die Dupe seines eignen Witzes wird und wie die Schuld der Väter sich rächt an Kind und Kindeskindern. Wird es je anders werden? „Gewisse moralisirende Zeitungen sagen uns," so spricht Bulwer's Frédéric Lemercier, ein ächter Stammgast der Boulevards, „die Pariser, ernüchtert durch das Unglück, seien auf dem „Punkte, eine neue Existenz zu beginnen, fleißig und bedächtig zu werden, Vergnügen und Luxus zu verachten und wie deutsche Professoren zu leben. „Glauben Sie kein Wort davon. Meine Ueberzeugung ist, daß, was man auch „über unsere Frivolität, unseren Leichtsinn u. s. w. unterm Kaiserreich sagen mag, „wir unter jeder anderen Regierungsform dieselben sein werden: — die muthig„sten, feigsten, grausamsten, gutmüthigsten, vernünftigsten, gescheidtesten, widerspruchsvollsten, consequentesten Wesen, die Jupiter auf den Rath der Venus und „der Grazien, des Mars und der Furien, je zum Vergnügen und Schrecken der „Welt schuf; in einem Wort, Pariser."

Man sieht, dem politischen Instinct und der politischen Einsicht gebildeter Engländer entgeht, bei aller Sympathie, das tieferliegende Uebel nicht, das die französische Nation nicht dazu kommen läßt, eine gesunde und lebensfähige freie Regierung aufzurichten. Nichts kann sie darüber täuschen, wenn sie auch die Schuld der Herrscher noch so streng zu beurtheilen gewillt sind. Sie kennen heute ihr Nachbarland besser als je, sind gerechter gegen es als je, und doch denken im Grunde ihrer Herzen die Gerechtesten und Unterrichtetsten noch ebenso über den politischen Charakter der Nation, als der Volksinstinct es vor Jahrhunderten that. Die Idee, welche unsre beiden ausgezeichneten Gewährsmänner von der politischen Befähigung der Franzosen und von dem Werthe ihrer staatlichen Einrichtungen und Anschauungen geben, ist keine schmeichelhafte. Im Grunde sind sie eben,

trotz aller Sympathien für Frankreich, doch Engländer, deren politischer Menschenverstand sich durch keine vorgefaßten Theorien beirren läßt, und die sich, sobald sie die Sache nur einmal wirklich aus eigner Beobachtung, nicht wie Mill's Schüler aus Büchern und von Hörensagen kennen, durch keinen schönen Schein täuschen lassen. Sie sind aber auch Engländer im Muth und der Redlichkeit, mit der sie die Wahrheit auszusprechen wagen, selbst wenn sie mit ihren Neigungen collidirt, ihre Systeme stört.

Auch der französische Geist beginnt, wie man sieht, in immer weiteren Kreisen Englands nach seinen Vorzügen und Nachtheilen gewürdigt zu werden, wenn schon das intellectuelle Organ der Engländer weniger Verständniß für das geistige als für das politische Leben andrer Völker mitbringt. Die ganze philosophisch-religiöse gesellschaftliche und sittliche Weltanschauung dagegen ist selbst den schärfsten Augen jenseits des Canals noch unerreichlich geblieben. Man tastet auf der Oberfläche herum und meint, man berühre die Lebensquelle selber. Dazu gehört eben noch etwas Anderes als des Gelehrten Studien, des Beobachters helle Augen, ja als des Dichters Seherblick; es gehört dazu nicht nur in, sondern mit der Nation gelebt zu haben, in ihren Ideenkreis eingedrungen, ihre Leidenschaften mitempfunden, in ihr den Kampf um's Dasein gefochten zu haben, den Jeder auf seine Art ausfechten muß, d. h. mit ihr in steter Berührung der Interessen wie in practischer Mitarbeit, in Liebe wie in Haß gelebt zu haben. Nur Einer hat je alle diese Bedingungen in sich vereinigt und nur diesem Einen ist es gelungen, die innere Seele Frankreichs zu malen, und ein eben so sprechend getreues als vollständiges, ebenso lebendiges als poetisches Gemälde des gesammten französischen Volkslebens im 19. Jahrhundert zu geben. Dieser Eine war Balzac, denn er war Bulwer und Grenville Moret, Idealist und Realist in einer Person; aber er hatte das französische Leben nicht nur, wie die beiden Engländer, beobachtet und belauscht, er hatte es gelebt.

Zur Embryologie des Bankgesetzes.

Von

Ludwig Bamberger.

Allmählich, zögernd und vorsichtig gemessenen Schrittes bewerkstelligt das Reich deutscher Nation seinen Uebergang aus dem Zustand des Mittelalters, in welchem das Jahr 1866 es vorfand, zur Ordnung eines seinen großen Aufgaben angepaßten Staatswesens. Was um Einzelner wegen bestand, muß derjenigen Ordnung weichen, die um des Ganzen willen in's Leben zu treten verlangt. Ein Theil von den Hoheitsrechten der Landesregierungen ist in den Verträgen von 1866, 1867 und 1871 übergegangen an die Gesammtheit des Reichs. Die erste und nächste Aufgabe des letzteren ist von Natur der Aus- und Durchbildung dieser festerworbenen Hoheitsrechte gewidmet. Ganz von selbst erwächst aus solcher Arbeit bald da, bald dort ein Streit um die Grenzen. Was in das neue Gebiet fallen, was dem alten gehören soll, wird dann zum Gegenstand des Processes zwischen denen, die dem Alten, und denen, die dem Neuen hold sind. Jede Grenze ist ja eine ideale Linie, welche in's Unendliche theilbar ist. In der Auslegung des Grenzvertrags gilt es den Preis davon zu tragen. Da, nach einem nicht oft genug zu wiederholenden Ausspruch, Alles zurückgeht, was nicht vorschreitet, müßte das neue Reichsgebilde Besorgniß einflößen, wenn es aus den Grenzirrungen mit seinen Gegnern nicht an jeglicher Stelle den besseren Theil davon trüge. Damit ist schon von selbst gesagt, daß die Grenzabsteckung oft eine Grenzberichtigung und die Grenzberichtigung eine Grenzerweiterung zu sein berufen ist. So weit die Hoheitsrechte sich mit landschaftlichen Bedürfnissen decken, soll ihr Bestand gesichert sein; so weit sie aber mit nationalen Wohlfahrtsbedingungen zusammenfallen, dürfen sie der Reichszuständigkeit nicht vorenthalten bleiben. Wo in den Grundverträgen des Norddeutschen Bundes und den Versailler Tractaten hier Lücken geblieben sind — und es sind deren nicht wenige geblieben —, ist es Sache der Entwicklung, ergänzend wenn nicht einzugreifen, doch einzuwirken. Manches vollzieht sich von selbst durch die Macht der eingeborenen Umstände. Wie unschädlich sind die Vorbehalte geworden, welche den Landesregierungen das Recht selbständiger diplomatischer Vertretung im Ausland gelassen! Wo die Eitelkeit eines Hofes darauf hält, sich noch diesen Luxus zu gönnen, huschen

seine Gesandten als blasse Schatten neben denen des deutschen Reiches einher. Doch nicht in jeglichem Stück macht sich die Sache so leicht. Wo das Hoheitsrecht seine Spitze nach Innen kehrt, ist es schärfer eingebissen und findet schwächern Widerstand. Selbst in denjenigen Zweigen der Gesetzgebung, auf deren Gebiet dasselbe rückhaltlos dem Reichsrecht sich unterworfen, gelang es ihm vielfach, Gebiet zurückzuerobern durch die bloßen Einführungsverordnungen, denen aus zu zärtlicher Schonung gegen frühere Eigenart zu viel Spielraum geblieben. Am schwersten und bedeutungsreichsten gestaltet sich dieser Zweikampf zwischen Ahriman und Ormuzd auf dem Felde der Justizgesetze. Hierher concentriren sich alle schlauen politischen Berechnungen, welche auf die dynastischen und provinzialen Eifersüchteleien speculiren, um die wichtigste und wirksamste aller Gemeinsamkeiten in ihrer Ausbildung zu hemmen. Hier auch wird ihnen das am leichtesten. Die Bundesverträge haben sich da mit Bruchzahlungen begnügt und gegen dieselben Quittung gegeben — dieser behauptet: für immer und Alles, jener behauptet: auf Abschlag. Daß nur das letztre gemeint sein konnte, daß materielles Recht und Verfahren, bürgerliches, peinliches und Handels-Recht sich nicht trennen lassen, daß Proceß und Organisation der Gerichte ein untheilbares Ganzes sind, liegt so sehr auf der Hand — ruhig könnte man dem Werk der Zeit überlassen, diese Nothwendigkeiten unwiderstehlich zu beweisen, wenn die Zeit nicht ein so kostbares Ding wäre und besonders für uns im neuen Reich, aus folgenden zwei Gründen. Zum Ersten weil man trachten muß die Ernte einzubringen, so lange die Sonne scheint. Zwar pflegt Bismarck halb im Scherz, halb im Ernst zu sagen: „Lassen wir doch unsren Enkeln auch noch was zu thun, wir brauchen doch nicht alle Gesetze zu machen.“ Allein zur äußersten Erntezeit wird Bismarck nicht mehr am Ruder sein und schwerlich ein Kanzler seines gleichen. Ich denke, es gilt, bei seinen welthistorischen drei Haaren jenen oft genannten Schopf der guten Gelegenheit so fest und energisch an sich zu ziehen, wie nur immer möglich. Ein vorsichtiger Mann sagt sich: wer weiß, was nachkommt! und gibt der Zukunft, der losen Zahlerin, nur den unvermeidlichen Credit. Aber ein Zweites scheint mir noch wichtiger. Neben den Wenigen, die über dem Erreichten das zu Erreichende nicht aus dem Auge verlieren, wächst täglich die Zahl der Vielen, die Lust haben, sich gesättigt zu fühlen — weniger aus Gründen der Sache, als aus Trieb der menschlichen Seele. Ganz besonders auf dem Felde der Rechtsgesetzgebung stellt dieser Zug der Gedanken sich ein, welcher mit tief ernster, würdiger und klugerfahrener Geberde den mahnenden Finger erhebt gegen die Lockungen jener blendenden Circe, der leidigen Centralisation. Zu den satten Leuten gehören aber vor allen andren die Minister. Ich will ihnen damit nichts Böses nachsagen. Jedes Geschöpf entwickelt sich nach der Anlage, welche Natur ihm vorgezeichnet hat, und zu dem Minister einer Monarchie spricht sie: „Du sollst satt sein; denn wonach könntest du noch Appetit haben?“ Dies ist ein Argument, welches ihnen Bismarck nicht vorhalten kann, denn er ist ein höflicher Mann, wie er mit Recht sich rühmt. Unser Glück ist, daß er eben kein Minister ist, sondern etwas Besseres. Es gereicht uns ohne Zweifel sogar zum Vortheil, daß man für seine Stellung den besonderen und vollklingenden Namen eines Kanzlers

zur Hand hatte. In Wahrheit ist er jenes seltne Werkzeug der Geschichte, welches in Abwesenheit fest gegründeter Monarchien sich auf den Thron erhebt, da aber, wo es solche vorfindet, weise seinen Stützpunkt just in die Festigung der ihm vertrauenden Monarchie verlegt. Ein solcher Mann war Richelieu, ein solcher ist Bismarck, in mehr als einem Punkte jenem vergleichbar. Die besten Reichsminister werden nicht ein auseinandergelegter Kanzler sein, denn sie werden Minister, d. h. satt sein; er aber ist ein Nimmersatt, wie Richelieu einer war. Tritt Nimmersattigkeit zur Seele eines Monarchen, so führt sie zum Ueberschlagen wie in Napoleon I.; aber in der Seele eines von festem monarchischem Stamm zurückgehaltenen Staatsmannes wirkt sie als das belebende Element, vorab in neu begründeten Staatswesen. Der Ahriman des deutschen Reichs hat in den Ministern der Einzelstaaten gefährliche Verbündete, zuerst in den liberalen Ministern die gefährlichsten. Da gilt es, so weise zu vermitteln zwischen oben und unten, altem und neuem, so viele Opfer zu bringen, um sich selbst als die verkörperte gute Sache möglich zu erhalten, gegenüber den Schwächen und Kabalen der Hofkreise. Sind nun gar noch die Minister, wie im Justizwesen, Männer vom Fach, so sind sie von vorn herein mit einer Scharfsichigkeit für alle Schwierigkeiten der Unification begabt, welche jeden Baum als einen Wald für sich betrachtet haben will.

So lange dieser satte Weisheitstrieb den preußischen Staat nicht ergriff, konnte man ihm mit der Ruhe zusehen, welche erwartete Schauspiele begleitet. Die nationale Partei im Reichstag, der Kanzler und das preußische Staatsgewicht vereinigt waren Manns genug, den Kampf aufzunehmen. Anders gestalten sich die Dinge, wenn die preußischen Minister selbst sich von Ahriman angezogen fühlen, und gefährlich werden sie, wenn in Reviere einschlagend, welche sich der Controle des Fürsten Bismarck durch ihre technische Beschaffenheit entziehen, wenn das ministerielle Ruhebedürfniß vom kanzlerischen Bewegungstrieb nichts zu fürchten hat. Diese Wendung versuchen die Dinge in der großen Gesetzgebungsfrage einzuschlagen, nachdem der preußische Justizminister selbst im Unificationswerk einen resignirten Standpunkt einzunehmen erklärt hat, welcher zu solchem Posten bei solcher Aufgabe nicht paßt. Gleichzeitig that es ihm der preußische Finanzminister beim Bankgesetzentwurf in dieser Richtung zuvor. Man hat solche Anklagen, wie die hier formulirte, mit bequemen Scherzen abfinden wollen, indem man ironisch ausrief: nun solle ein Mann wie Camphausen gar zum „Reichsfeind" erklärt werden, weil er nichts von einer Reichsbank wissen wolle. Gewiß, Herr Camphausen und Herr Leonhard sind keine Reichsfeinde, eben so wenig, beinah noch weniger sind es die bayrischen und würtembergischen Minister. „Nur das Tanzen auf den Märkten" will ein jeglicher Atta Troll von allgemeinen Menschheits- und Vaterlandsaufgaben getrennt behandelt wissen! Hier sitzt die bewußte Hartköpfigkeit des Ressorts, über welche Bismarck von jeher so bewegliche Klage führte. Merkwürdig, daß sie ihm nicht von vorn herein sich kenntlich machte, als der Finanzressort seine Laufgräben gegen die Reichsbank eröffnete, ihm, der doch sonst ein so scharfes Auge für diese störsame Einseitigkeit besitzt!

Manch' ein Parlamentarier oder Journalist, der sich als besonders klug

aufzuspielen glaubt, hat von oben herab über die Wärme gelächelt, mit welcher der Gedanke einer Reichsbank vertreten wurde, indem er zu verstehen gab: es sei hier mit dem bloßen Klang und Sang des Wortes „Reich" ein kindisches Spiel getrieben, theils in naiver Begeisterung, theils in schlauer Berechnung. Aber diese wohlfeile Klugheit soll uns nicht irren noch kirren. Es liegt ein verdammt ernster Sinn in diesem kindischen Spiel. Wenn das Einheitswerk des Reiches nicht in dem Inneren seines organischen Baues durch dauernde und wohlthätige Institutionen gefestigt wird, so ist die blos nach Außen gerichtete Umwallung auf die Länge weder befriedigend noch sichernd. Und wenn wir dem ministeriellen Schlaraffenthum gestatten, den zersetzenden Bestrebungen des Centrums und der äußersten politischen Flügel in die Hände zu arbeiten, indem sie die harmonische Durchbildung des innern Gesammtlebens aufhalten, so lassen wir der Möglichkeit rückläufiger Bewegung einen gefährlichen Zugang offen. Ganz abgesehen daher von der sachlichen Wichtigkeit eines centralen Bankinstituts hat es einen eminent politischen Werth, daß der Eigenwille des ministeriellen Partikularismus in der Bankfrage gebrochen wurde; und wir dürfen dies Erlebniß als ein günstiges Vorzeichen nehmen für das, was in der noch größeren Frage der Rechts-Organisation zu hoffen ist. Freilich liegen bei letzterer die Sachen schwieriger. Eine Bankhoheit gibt es wenigstens im dynastischen Jargon noch nicht, und aus der Münzhoheit haben wir das Schädlichste beseitigt. Mit der Justizhoheit versteht man weniger Spaß. Aber haben wir nicht die Militärhoheit, die noch ein ganz andres Ding war, dem Reich erobern sehen? Es wird nur darauf ankommen, daß dieselben Machtfactoren, welche diesen Sieg davon getragen, sich auch für die innere Organisation der friedlichen Reichsthätigkeit im gleichen Maße zu interessiren beginnen, wie für die kriegerischen. In gleichem Maße? — Das wäre wol zu viel gehofft, aber auch nur in annähernd gleichem würde schon genügen. Irre ich nicht, so ist der rasche Erfolg, welchen die erste Lesung des Bankgesetzes in der Sphäre der Bundesregierungen erzielt hat, dem noch rechtzeitigen Erwachen dieses Interesses am rechten Ort zuzuschreiben, ein Erwachen, um das sich der von allen Seiten des Parlaments andrängende Weckruf verdient gemacht hat, nicht am wenigsten der negative der Centrumspartei und des im Regiren ihr so oft verbundenen Abgeordneten Eugen Richter.

Bekanntlich hat eine spanische Nonne den interessanten Theil ihres Lebens beschrieben, welchen sie während ihres embryonischen Daseins im Mutterleibe verbrachte. Der Bankgesetzentwurf könnte sich verdient machen, wenn er auf gleiche Weise die Geschichte seines Werdens bis zum Moment der officiellen Entbindung des Reichskanzleramtes im Bundesrath schreiben wollte. Bis das geschieht, gereicht es vielleicht zu einiger Belehrung, das zu erzählen, was emsiger Auscultirung zu beobachten vergönnt gewesen. Allen Anzeichen nach war vom Moment der Conception bis weit über die erste Periode der Entwickelung hinaus das künftige Geschöpf gerade so angelegt, wie es der Reichstag erwartete. Erst im Verlauf der Zeit ist die erste Absicht der Natur gänzlich zu Schanden geworden. Bereits im December 1872 hatte das Reichskanzleramt einen Gesetz-Entwurf ausgearbeitet, welcher in gerader Linie auf die

Reichsbank losging und, wie das nicht anders sein konnte, auf die Umwandlung der Preußischen Bank in die für Gesammtdeutschland. Es war in den Motiven dieses Entwurfs der Gedanke vor allen anderen ausgesprochen: daß die öffentliche Meinung in Deutschland einstimmig eine solche Institution begehre, und anerkannt, daß dieselbe ihre unwiderleglichen Gründe dafür habe. Demgemäß war der ganze Plan angelegt. Der Entwurf trug bereits die Unterschrift des Reichskanzlers; dennoch ist er nie in den Bundesrath gelangt. Wo blieb er denn hängen? Offenbar an den Zäunen des preußischen Finanz-Ministeriums! Denn dieses bildete die erste Instanz, die er naturgemäß zu passiren hatte. Damit stimmt auch ganz das Verhalten der betreffenden Personen. Sowohl der Präsident des Reichskanzleramtes als sein Mitarbeiter in diesem Fach, G.R. Michaelis, haben sich stets in dem Sinne geäußert, daß an ihrer Absicht auf Errichtung einer Reichsbank nicht zu zweifeln war. Dagegen benutzte der preußische Finanzminister die Gelegenheit der Debatte über die Reichskassenscheine im Frühling 1874, um das Parlament zu bedeuten, daß er seinen eignen persönlichen Plan für ein Bankgesetz habe, also offenbar abweichend von dem, welcher im Reichskanzleramt bestand. Auch machte er kein Hehl daraus, daß dieser Plan schwerlich den Beifall des Reichstags finden werde; denn, sagt er, vorlegen kann ich Ihnen schon im nächsten Herbst allerdings einen Entwurf, aber ob Sie ihn annehmen werden, das ist mir sehr zweifelhaft. Nun, er hat redlich Wort gehalten; denn es wäre schwer gewesen, etwas Unannehmbareres vorzulegen, als das unter seiner Pression ausgearbeitete Project.

Nachdem der erste Gedanke des Reichskanzleramtes vom preußischen Finanzministerium Zurückweisung erfahren hatte, mußten auch die einzelnen Bundesregierungen abgeschreckt werden, diesem Gedanken zur Wiederaufnahme zu verhelfen. Als ich im Reichstag die Behauptung aufstellte, die bayrischen Minister seien der Reichsbank von vornherein hold gewesen, entledigt sich in der Gegenrede Herr Camphausen des Einwurfs mit dem inhaltslosen Sarcasmus: ich scheine besser unterrichtet über die Dispositionen der bayrischen Regierung als er; was natürlich ja soviel heißen sollte als: ein so hochstehender Minister müsse dergleichen Angelegenheiten doch unendlich genauer kennen, als ein simpler Abgeordneter. Geradezu eine Verneinung des von mir Behaupteten enthielt die Gegenrede doch nicht. Wie dem aber sei, der Minister Camphausen mag die Dinge so oder anders gewußt haben; er mag, wie wahrscheinlich, jedenfalls für besser gehalten haben, zu verschweigen, was er wußte, immerhin bleibt es thatsächlich wahr: die bayrischen Minister lebten seit der Berathung des Münzgesetzes und noch zur Zeit der Berathung über die Reichskassenscheine der festen Erwartung, daß die Reichsbank den Mittelpunkt des künftigen Gesetzes bilden werde, und sie dachten nicht entfernt daran, sich dem entgegenzustellen. Es braucht wahrlich keinen Zutritt zu den geheimen Berathungen der Cabinette, auch keine Indiscretionen aus denselben, um so Etwas in Erfahrung zu bringen. Erinnere man sich nur, wie die Dinge lagen, als in dritter Lesung über der Berathung des Art. 18 des Münzgesetzes die Verhandlungen abgebrochen werden und — so schwierig und verworren liefen die Fäden durch einander — bis in die letzten Tage der Session vertagt bleiben mußten, damit eine Ver-

ständigung bereitet werden konnte. Bayern in erster Linie und natürlich auch Sachsen wollten nicht in die Unterdrückung des Staatspapiergeldes (unter 100-Mark-Abschnitten) einwilligen, ohne wegen der künftigen Bankgesetzgebung beruhigt zu sein. Wer im Mittelpunkte der parlamentarischen Verhandlungen und der daraus entsprungenen Verlegenheit verkehrte, hatte reichlich Anlaß, aus unmittelbarster Nähe die An- und Absichten der Betheiligten vom Höchstgestellten abwärts kennen zu lernen; und aus eigenen persönlichen Wissen bekräftige ich meine im Reichstag aufgestellte Behauptung: in den nach Preußen am meisten maßgebenden Regierungskreisen, den bayrischen namentlich, war man nicht nur bereit, auf den Gedanken der Reichsbank einzugehen, sah man ihn nicht blos als den Schlußstein der ganzen Münzgesetzgebung an, sondern auch in der Betheiligung Bayerns an den Vortheilen eines solchen Instituts erblickte man die richtige Ausgleichung aller über die Ausgabe von Staats- und Privat-Noten obschwebenden Differenzen. Wie ist es nun gekommen, daß bei den Verhandlungen im Ausschuß und Plenum des Bundesraths Nichts von diesen Erwartungen und Ansichten zum Vorschein kam? Die Wandlung hat im Lauf des Sommers sich vollziehen müssen. Die Naturgeschichte der Staatsgeschäfte belehrt uns, daß diese umgekehrt zum Dachs und ähnlichen Geschöpfen ihren periodischen Schlaf in der heißen Jahreszeit abhalten. Während die Politik ihren Sommerschlaf hält, pflegen die Staatsmänner zur Stärkung ihrer Nerven ins Gebirge zu wandern. Die zu München angesessenen — ob nun von sich selbst oder auch von Andern Rath nehmend, wie behauptet wird — hatten indessen Zeit auszurechnen, wie hoch sie ihren Verzicht auf die Reichsbank an den Meistbietenden versilbern könnten, und im Spätjahr erschien Bayern in Berlin versöhnt mit dem Wegfall der Reichsbank und getröstet erstens durch das Angebot einer neuen, selbst in den Versailler Verträgen nicht vorgesehenen bayrischen Gebietsabtrennung vom übrigen Reiche, zweitens mit einer Vermehrung seiner Banknotenausgabeberechtigung von 20 auf 40 beziehentlich auf 70 Mill. Mark — im schlagenden Gegensatz zu allen bisherigen Gebahrungen, welche vor Allem die Ausdehnungsmöglichkeit bestehender Notenprivilegien zu unterdrücken bezweckt hatten. Um diesen Preis war — mit dürren Worten zu sagen — Bayern der Verzicht auf die Reichsbank abgekauft worden. Das anstößigste Beiwerk der Versailler Verträge, die Separatstellung Bayerns, welcher vom Reichskanzler an gerechnet jeder Freund unserer politischen Wiedergeburt nur mit Schmerz als etwas zur Zeit Unvermeidlichem sich gefügt hatte, war durch einen neuen, in die tiefgreifendsten Verhältnisse sich einnistenden Fundamentalartikel ausgedehnt und verstärkt. Während die gesunde Reichspolitik auf dem Gedanken ruhte, daß mit der Zeit die gegenseitigen wohlverstandenen Interessen Bayern dazu führen würden, die in Versailles gezogenen Binnengrenzen selbst zu beseitigen, wurden nunmehr die Grenzen verschärft, das abgetrennte Gebiet ausgedehnt, das Interesse Bayerns darauf hingeleitet, an dieser Absperrung dauernd fest zu halten. Gewiß der schlimmste Reichsfeind hätte sich nicht schwerer an Deutschland versündigen können, als derjenige, welcher den Vorschlag aufs Tapet brachte, Bayern gegen seine ursprüngliche Absicht aus der Gemeinschaft des deutschen Bankwesens hinauszudrängen. Sachsen wurden

keine besonderen Zugeständnisse gemacht. Man konnte jedenfalls sich vergewissert haben, daß es gegen die Reichsbank ebenso gut wie gegen jede andere Neuerung zu brauchen war, weil keine die ungeheure Ausdehnung seines Notenumlaufs gelten lassen konnte.

In dem ersten Gesetzentwurf, wie er vom Reichskanzleramt dem Bundesraths-Ausschuß vorgelegt worden war, hatten die notenbeschränkenden Zahlen — abgesehen von der bayrischen Separatclausel — auf alle deutschen Staaten Anwendung gefunden mit Ausnahme von Baden und Würtemberg.; Weil die betreffenden Landesbanken erst im Jahr 1870 errichtet worden, konnten die Jahre 1867—69 nicht als Maßstäbe für den Umlauf der Noten dienen; bei der würtembergischen und badischen Bank sollten also die Jahre 1872 und 1873 als Normaljahre eintreten. Eigenthümlicher Weise ist die genannte Sonderstellung im Lauf der Verhandlungen dann auch noch Oldenburg und Hessen-Darmstadt zugebilligt worden. Bei Oldenburg ist die Maßregel damit zulässiger Weise erklärt, daß seine Bank erst 1869 gegründet worden. Dagegen enthält die Concession zu Gunsten Darmstadts einen Widerspruch ganz absonderlicher Art. Die Sache ist so bezeichnend für die Weise, wie das Gesetz durch Feilschen und Bieten mit den einzelnen Stimmabgebern zusammengeflickt wurde, daß sie eine nähere Beleuchtung verdient.

Ein Gesetz vom Jahr 1870 (vor Ausbruch des Krieges) hatte aus bekannten Gründen die Ausdehnung und Verlängerung oder Neugewährung von Notenprivilegien innerhalb des Norddeutschen Bundes verboten. Nach Beitritt der Südstaaten zum Reich wurde das von Jahr zu Jahr erneuerte Verbot auf sie angewandt, doch mit der Maßgabe, daß es erst vom Januar 1872 an in Kraft treten solle. Um diese Frist noch zu genießen, beeilte sich die Bank für Süddeutschland gerade vor Thorschluß im Jahre 1871 auf Grund einer Statutänderung ihre Notenausgabe auf 29,000,000 fl. zu steigern. Daß die Bank kaufmännischer Weise Gebrauch von einem Recht machte, ehe es für immer entkräftet wurde, ist ihr nicht übel zu nehmen. Sonderbar aber macht es sich, wenn zu Gunsten einer seit dem Jahre 1855 bestehenden Bank ein späteres als das allgemein geltende Normaljahr zum Maßstab genommen wird. Hier ist also offenbar nicht der natürliche Geschäftskreis, sondern die in Eile vor Thorschluß bewerkstelligte Vergrößerung der Geschäftsmaschine zu Grunde gelegt. Und noch wunderlicher hebt sich diese Ausnahme auf dem Gesammtbilde ab, wenn wir in den Motiven die Bayern bewilligte Ausnahmsstellung damit begründet sehen, es gebühre ihm eine Schadloshaltung dafür, daß es den Zeitraum von 1871 bis 1872 nicht gleich anderen (Baden, Hessen, Würtemberg) zur Vermehrung seiner Notenausgabe benutzt, sondern sich im Sinne des Gesetzes von 1870 jeder derartigen Circulationsausdehnung enthalten habe. Während also Bayern für seine Enthaltsamkeit belohnt wird, wird Hessen-Darmstadt dafür belohnt, daß es die vergönnte Frist ausgenützt hat, um möglichst unenthaltsam zu verfahren. Und die Sonne, welche so über Gerechte und Ungerechte scheint, geräth in Verdacht, daß es ihr hauptsächlich darauf ankam, die nöthige Anzahl Stimmen für einen Beschluß ohne Reichsbank zu zeitigen. Seltsam überhaupt figurirt in der finanziellen Gesetzgebungs-

politik des deutschen Reichs als ein mitbestimmender Grund die Belohnung der Tugend. Schon bei den Reichskassenscheinen hatten wir Bekanntschaft damit gemacht, doch war der Gesichtspunkt damals wenigstens mit einiger Consequenz festgehalten, während er in obigen Fällen von seiner eigenen Carricatur begleitet auftritt.

Mit weniger Geschicklichkeit und deshalb ohne Erfolg war ein anderer Paragraph auf vortheilhafte Bündnisse angelegt. Der fünfzehnte des ursprünglichen Projectes enthielt die Bestimmung, daß denjenigen Banken, welche die den Einzelstaaten in Form von Reichskassenscheinen nach dem betreffenden Gesetz gemachten Vorschüsse für ihre Landesregierungen einziehen würden, ein gleicher Mehrbetrag von Notenausgabe für die Dauer der bewilligten Vorschußzeit zugestanden sein solle, und als Folge dieses Grundsatzes war ausdrücklich verlangt, daß die Preußische Bank wegen der im Jahre 1856 eingelösten fünfzehn Millionen preußischer Kassenscheine zu einer Mehrausgabe von fünfundvierzig Millionen Mark berechtigt sein solle. Aber schon bei der Vertheilung des Reichspapiergeldes hatte Preußen die Thatsache jener Einziehung verwerthet, um zu begründen, daß ihm über den Betrag seiner umlaufenden Treforscheine hinaus etwas wie vierundzwanzig Millionen Mark bei der Vertheilung als reiner Gewinn in die Tasche fielen. Nachdem also im Frühjahr die erwähnte Convertirung des Staatspapiergeldes in Banknoten dazu hatte dienen müssen, den Gewinn des Preußischen Fiscus zu rechtfertigen, sollte im Herbst desselben Jahres dieselbe vor zwei Jahrzehnten vollzogene Maßregel dazu herhalten, nun auch die Preußische Bank zu bevorzugen. Ein bis in idem in bester Form. Zum Ueberfluß hatten weder die Regierungen noch die Banken der anderen Staaten von der ihnen damit eingeräumten Befugniß den geringsten Vortheil zu gewärtigen. Den Regierungen konnte es ganz gleichgültig sein, ob sie den betreffenden Vorschuß vom Reich oder von ihrer Landesbank erhielten; und die Banken hatten eher Nachtheil als Vortheil davon zu erwarten, daß sie eine bestimmte Summe zu zahlen übernahmen, gegen die bloße Möglichkeit, den gleichen Betrag an Noten im Publicum unterzubringen, was ja auch von diesem abhing. Aber die Preußische Bank, welche keine Wahl mehr hatte, weil die eine Seite der Operation seit achtzehn Jahren eine vollendete Thatsache, weil also nur noch ein Vortheil ohne Gegenleistung zu erlangen war, fand ihre Rechnung bei dem Paragraphen. Hier waren also keine Stimmen zu gewinnen und hier unterlag das Project schon im Bundesrath. Aber charakteristisch für den Geist, in dem es aufgebaut worden, ist der Vorgang allerdings.

Dennoch würde Derjenige irre gehen, welcher sich unbedingt der Ansicht hingäbe, daß ausschließlich der Vortheil des Preußischen Fiscus die Grundgedanken zu dem Entwurf eingegeben habe. Wäre dies der Fall, so hätte, wie in obigem Beispiel, überall die zu steigernde Einnahme der Preußischen Bank, an welcher der Fiscus zur Hälfte betheiligt ist, das Objectiv der Bewegung abgeben müssen. Aber seltsamer Weise geht durch den Entwurf auch wieder eine Strömung in geradezu entgegengesetzter Richtung. In der That tritt aus der über den Gegenstand erwachsenen Literatur, wie aus der parlamentarischen Erörterung mit am lebhaftesten der Vorwurf heraus, daß nach der Anlage des

Gesetzes der Lebensnerv der Preußischen Bank auf eine unverantwortliche Weise unterbunden werden solle. Beim ersten Blick ruft Jeder bestürzt aus: Wie! die große Preußische Bank, mit ihrer Weltstellung neben der Englischen und Französischen, wird in denselben Rahmen gezwängt mit der von Reuß-Greiz und Bückeburg! Und während sie schon heute auf dem Wege ist, ihre Thätigkeit über das nichtpreußische Deutschland auszudehnen, soll ihr in Zukunft diese Möglichkeit an die Bedingung geknüpft werden, daß der einzelne Bundesstaat eine solche Ausdehnung förmlich beantrage, eine Bedingung, welche nicht blos unter dem Einfluß der wirthschaftlichen Bedürfnisse im betreffenden Lande, sondern auch des politischen Belieben seines Hofes stünde! In der That, je genauer man den Entwurf betrachtet, desto räthselhafter sieht er Einen an. Man denkt an jene Vervollkommnung der elektrischen Telegraphie, welche auf der Entdeckung beruht, denselben Draht gleichzeitig zum Hin- und Hersenden zweier entgegengesetzter Strömungen zu benützen! Auch die Verpflichtung, die Noten sämmtlicher Territorialbanken in Zahlung zu nehmen, würde in der Praxis in ungebührlichem Uebermaß der Preußischen Bank zur Last, unter Umständen zu ernster Verlegenheit werden.

Wenn solcher innerer Widerspruch zwischen Vertheidigung des Preußischen Fiscus und Blosstellung der Preußischen Bank etwas anderes als zufällige Durchkreuzung verschiedener allgemeiner Richtungslinien sein sollte, so entzöge sich das Verhältniß jedenfalls der näheren Untersuchung. Zum Theil erklärt sich die Antinomie aus dem Compromiß, welchen die Hauptmitarbeiter des Entwurfs behufs Feststellung eines gemeinsamen Werkes miteinander geschlossen haben. Denn so bestimmt es als ausgemacht angesehen werden muß, daß das Preußische Finanzministerium der Schaffung einer Reichsbank dermalen abhold war, so unzweifelhaft darf von der anderen Seite angenommen werden, daß der ursprüngliche Plan des Reichskanzleramtes auf jene Centralinstitution sich gerichtet hatte. Umgekehrt dagegen steht es mit dem System der Contingentirung, welches im definitiven Entwurf die Oberhand behielt. Minister Camphausen hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er nichts weniger sei, als ein Anhänger der Contingentirung, dagegen ist bekannt, daß Dr. Michaelis, welcher den Gegenstand im Reichskanzleramt in hervorragender Weise zu seiner Specialaufgabe gemacht hat, von jeher zu den heißesten Verehrern der Peel'schen Methode gehört, schon vor Jahren im Preußischen Landtag deren Uebertragung auf die heimische Bank beantragt hat. Wie Figura zeigt, haben die beiden einander entgegengesetzten Anschauungen sich unter einander verständigt, daß die Lieblingsidee jedes von beiden im Entwurf zur Geltung kam. Der Eine bequemte sich zum Verzicht auf die Reichsbank, wogegen sich der Andere die Contingentirung gefallen ließ. Wie zwischen den Einzelstaaten, so auch zwischen den maßgebenden Grundanschauungen ist der Entwurf auf dem Wege zu Stande gekommen, welchen die Sprache der englischen Volkswirthe mit higgling and bargaining bezeichnet. Jedes der beiden Principien war dabei bemüht, durch irgend einen Vorbehalt seine Seele zu salviren. Der Reichsbank war das gelobte Land von der Höhe des Artikels 19 Ziffer 6 in zehnjähriger Ferne dämmernd gezeigt; der Contingentirung waren die Hörner abgestumpft durch Verwandlung der

unbedingten Contingentirung auf festen Ziffern in die relative durch die vierprocentige Steuerschranke. Es kann nicht geleugnet werden, daß in dieser indirecten Contingentirung eine sehr beachtenswerthe Umwandlung der unbeweglichen Peel'schen Maschinerie liegt. Schließlich werden Groß wie Klein, vorbehaltlich der Belehrung durch die praktische Erfahrung, das deutsche System vorziehen. Aber hier, wie überall, hat die widernatürliche Einzwängung der Preußischen Bank in den für die kleinste Territorialbank bestimmten Rahmen Mißbildung erzeugen müssen.

Wollte man einmal den Grundgedanken der Peels-Akte adoptiren, so war es viel natürlicher, ihn nach seinem Vorbild auf die Territorialbanken anzuwenden. Die englische Akte weiß aber bei ihren Territorialbanken gar nichts von dem Unterschiede zwischen gedeckten und ungedeckten Noten, der in unseren Debatten eine so große Rolle spielt. Sie beschränkt die Notenausgabe der Privatbanken unbedingt auf die Höhe einer aus dem Normaljahre abgeleiteten Ziffer, und läßt ihnen die Sorge sich zu decken, wie sie es für gut halten. Da alle deutschen Territorialbanken statutarisch bereits an genügende Deckungsvorschriften gebunden sind und bei Einsetzung einer Reichsbank zur Beobachtung eines guten Kassenbestandes durch deren Ueberwachung genöthigt waren, so konnte man sich der ganzen, verwickelten und nicht ungefährlichen Methode der indirekten Contingentirung bei ihnen entschlagen, und ein für allemal das Uebel eines ungleich beschaffenen und ungleichwerthigen Bankgeldes auf ein bekanntes Maximum beschränken. Auf der anderen Seite gewann man dadurch freien Standpunkt für die Centralbank, der Niemand vernünftiger Weise ansinnen kann, sich mit gleichem Maße, wie die Territorialanstalten messen zu lassen. Nur dem unglücklichen Gedanken der Nivellirung, welcher aus der Abneigung gegen die Reichsbank sich von selbst ergab, verdanken wir auch, daß die Contingentirung, nachdem sie sich so tief in die Oekonomie des ganzen Gesetzes eingerammelt hat, auch die Reichsbank nicht verschonen wird.

Wer weiß, wie die Dinge in der Welt zugehen, wird sich nicht wundern, daß der zwischen dem Reichskanzleramt, Preußen und Baiern vorher in seinen Grundzügen festgestellte Entwurf, versehen mit einem complizirten Räder-, Schrauben- und Zahnwerk, an das man nicht rühren konnte, ohne die ganze Maschine wieder auseinander zu nehmen, bei den um den grünen Tisch versammelten Mitgliedern des hohen Bundesrathes jeden isolirten Widerstand zermalmte; das Referat ward klüglicher Weise in bairische Hände gelegt, obgleich der damit betraute Bevollmächtigte, ein Mann allerdings so ausgezeichnet an Geist und Verstand, wie an Kenntnissen im höheren Verwaltungsfach, im Punkt dieser Aufgabe sich nicht für besonders berufen halten konnte und — dafür bürgt die Geradheit und Klarheit seines ganzen Wesens — sich auch gewiß nicht für besonders berufen angesehen hat; denn die Materie liegt seinen bisherigen Beschäftigungen und Studien abseits.

Nicht zugegeben kann übrigens werden, daß, wie in der ursprünglichen Fassung der Motive angedeutet war, von Seiten der verbündeten Regierungen das Verlangen nach der Reichsbank sich von vornherein zum Schweigen ver-

dammt habe. Vielmehr ist bereits im ersten Stadium der Verhandlungen im engern Ausschuß des Bundesrathes das Ansinnen laut geworden, daß mit der Preußischen Bank wegen ihres Ueberganges ans Reich in Unterhandlung getreten werde. Doch zerschellte es ohnmächtig an der Uebermacht des oben geschilderten fait accompli. Niemand wol lebt in der Illusion, als wäre der Bundesrath eine Art von Staatsrath, in welchem die Aufgaben rein und objektiv vom gesetzgeberischen Standpunkt mit der entsprechenden sachlichen Competenz von allen Mitgliedern des Collegiums geprüft werden. Zu den Grundübeln der Reichsorganisation gehört eben, daß ein Collegium von wesentlich diplomatischem Charakter, nämlich vorzugsweise bestimmt die politischen Einflüsse der einzelnen Regierungen zu differenziren, zugleich dem Schein nach auch die Funktionen eines Staatsraths ausübt. Letzteren würde man natürlich nach ganz anderen Qualifikationen zusammensetzen als eine Körperschaft von politisch-föderativer Absicht. Man würde nach sachlicher Befähigung die Mitglieder wählen, und die Sektionen bildeten alsdann einen Stamm von maßgebenden Ansichten, deren Autorität in unserem, wie so manchem anderen Falle nicht genug gewünscht werden kann.

Zum Druck, welchen gegebene Verhältnisse und vollendete Thatsachen bei der Berathung im Bundesrath ausübten, gesellte sich schließlich noch die Wirkung des Schnellfeuers, von welchem das erste Erscheinen des Entwurfs in der Presse begleitet war. Ich bin meinerseits fest überzeugt, daß Herr Michaelis an diesem ihm von Freunden und Anhängern geleisteten Liebesdienste gänzlich unschuldig ist. Ich finde auch ganz begreiflich, daß seine alten Gefährten in warmer Ergebenheit für seine Person mit Begeisterung ein Werk auf den Schild erhoben, in welchem sie zugleich ihren geliebten Meister und ihre eigne Lieblingsidee verherrlichen konnten. Nur in einem Stücke vermag ich ihnen nicht zu folgen. Alle ihre Verkündungen waren, meine ich, von der Behauptung durchsättigt, daß besagter Gesetzentwurf allseitig mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen, ja mit Enthusiasmus und Bewunderung gepriesen werde. Vielleicht übertrugen die Verfasser der mit erstaunlicher Präcision nach allen Windrichtungen getriebenen Artikel naiver Weise ihre eigenen Gefühle auf das gesammte deutsche Publicum; jedenfalls mußte der naive Theil dieses Publicums selbst sich darüber eingeschüchtert fühlen gegen jede zweifelnde Anwandlung, und die thatsächliche Strategie dieses kurzen Feldzuges hätte nicht anders eingerichtet sein können, wenn sie es auf Verblüffung und Ueberrumpelung des Publicums abgesehen hätte.

Alle Combinationen und Anstrengungen innerhalb und außerhalb der Regierungskreise, um die Grundlagen des Gesetzes in eine unnatürliche Richtung zu schieben, haben zum Ende nur die schwer zu beklagende Folge gehabt, daß eine kostbare Zeit verloren wurde. Hätte man vor sechs Monaten sich der Einsicht nicht verschlossen, zu der man sich heute bequemen muß, so war das Bankgesetz fertig, als der Reichstag in die Weihnachtsferien ging. Damit war für die Beschleunigung unseres Ueberganges in definitive Münzzustände der allerwichtigste Schritt gethan. Daß dieser Uebergang nicht rasch genug bewerkstelligt werden kann, wollte man in denselben Quartieren, welche jetzt den

Zeitverlust in der Bankgesetzgebung auf sich genommen haben, überhaupt lange nicht einsehen. Man sprach mit behäbiger Gelassenheit von einem Jahrzehnt oder auch mehreren, welche es anstehen könnte, bis die Reichsgoldwährung im vollen Sinne des Wortes durchgeführt sein möchte, und belächelte als Heißsporne diejenigen, welche vor den unerträglichen Beschwerden eines lange fortgesponnenen Interims warnten. Wenn nur einmal nach Mark gerechnet würde, glaubte man die Hauptsache geschehen, und die Fiktion, daß ein preußischer Silberthaler drei goldne Mark bedeute, sollte im Weltverkehre gleichbedeutend sein mit einer Goldwährung. Man machte sich weiß, die störende Thatsache, daß der alte Weg abgegraben ist, während zum neuen kaum die Erde aufgekratzt wird, könne vom Weltverkehr mit demselben Gleichmuth ertragen werden, mit welchem der Berliner ein Jahrzehnt lang über seine höckerigen Straßen stolpert, bis Fiskus und Magistrat lange genug ihren Pflasterstreit durchgefochten haben.

Erfahrung hat jetzt in raschen Schritten denen Recht verschafft, welche auf Eile drangen. Wir werden ohne Zweifel die ganze neue Reichsgoldwährung viel schneller unter dem Druck der Umstände verwirklicht sehen, als seiner Zeit in jenen bewußten Regionen angenommen wurde; wir werden auch trotz alles Sperrens und alles Aufwandes von dialektischen Begründungen die krähwinkelhaften Bestimmungen fallen sehen, welche der Privatprägung sich entgegensetzten, und wir werden ein Bankgesetz erhalten, welches, wenn nicht sofort allen Anforderungen einer gesunden Finanz- und Wirthschaftspolitik entsprechend, doch auf richtigem Fundament aufgebaut, später in Einzelheiten die Verbesserungen zulassen wird, zu welchen Erfahrung, allerdings vielleicht eine kostspielige Erfahrung hinleiten mag.

„Die Moral von der Geschicht."

Der Parlamentarismus ist am Ende doch nicht jenes fünfte Rad am Wagen, als welches eine wohlfeile Kritik ihn zu verspotten beliebt, und der Liberalismus der nationalen Parteien hat außer der Aufgabe, der Reichsregierung in ihren freisinnigen Tendenzen nachdrängende Stütze zu sein, auch noch die besondere, in großen und kleinen Angelegenheiten des öffentlichen Wohles, welche der nationalen Form den wahren verdienstlichen Inhalt liefern, die Reichsregierung auf den rechten Weg zurückzuweisen, da wo sie von ihm ablenkt.

Das ist nicht die Opposition, von welcher der Bierphilister zu Berlin oder Frankfurt verlangt, daß sie ihm die Sterne vom Himmel hole, — Sterne, vor denen er zuerst Reißaus nehmen würde, wenn sie auf die Erde fielen, — sondern eine bessere, welche ins lebendige Reich des Geschehenden eingreifend, sich selbst zugleich und das gemeine Wesen durch frischen Luftzug und unermüdliche Arbeit zur Entfaltung bringt.

Literarische Rundschau.

1. Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Herausgegeben aus Varnhagen's Nachlaß von Ludmilla Assing-Grimelli. (Leipzig. F. A. Brockhaus. XIII. 336. 309. Bd. I. 2.)

Es giebt Namen, an welche die Kritik nicht ohne ein gewisses Zögern heran tritt. Was thun, wo eine Klippenreihe superlativischer fertiger Urtheile das schmale Fahrwasser zwischen der nachbetenden Trivialität und der Ketzerei kaum entdecken läßt? Und zumal, wenn es dabei wie hier um einen Namen sich handelt, der seinen eigenen besten Ruhm in der ungeschminkten Aufrichtigkeit und Selbständigkeit fand? Soll Varnhagen's Wort evangelische Autorität behalten: „Von Rahel ist Alles und Jedes an und für sich bedeutend und wichtig. Von ihr sollte jede Zeile beachtet und bewahrt werden?" Also z. B. auch classische Aussprüche, wie: „Geh' nicht in „der Hitze spazieren, Lieber! Die Sonne scheint heute so ausführlich!" Oder: „Denk an die Scheine der Sonne!" Aber auf der andern Seite: Welcher Nachlebende hat das Recht, in Bezug auf die Auffassung einer Frau, die gar nicht Schriftstellerin war, sondern durchaus persönlich wirkte, dem enthusiastischen Lobe fast aller zeitgenössischen Berühmtheiten zu widersprechen? Zumal Angesichts so vieles Menschlichen, Wahren, Trefflichen, was auch dieser Briefwechsel wieder enthält! Am meisten, wie es uns scheint, ist Rahel zu bewundern wegen der Klarheit und Wahrhaftigkeit, welche sie inmitten des mitunter recht dicken um sie her angezündeten Weihrauchdampfes in allen Hauptsachen doch zu bewahren wußte. Es klinge immerhin stark in den Ohren eines nicht unter lauter berühmten Leuten aufgewachsenen Menschenkindes, was sie z. B. Bd. I. p. 32 von sich sagt: „Lasse nicht leicht von mir „los. Du verlierst eine Welt an mir. Nie, nie findest Du vielfältigeres, leichteres „Leben, mit dieser innersten, innigen Treue, mit dieser Sicherheit und diesem Maße „zusammen. Ich bin sonst in Nichts Etwas; ich weiß es, wie ein Anderer es nur „wissen kann; aber mein Gutes ist doch einzig, das fühle ich, wie man seine Existenz „fühlt!" Wer aber den Peripetien dieses Briefwechsels folgt und sich an den Ton einmal gewöhnt hat, der kommt doch zu dem Gefühl, daß diese „Aufrichtigkeit" nicht ganz unberechtigt ist. Es ist in der That ein Seelendrama und dabei ein Stück Weltbild voll hohen Interesses, welches hier dem (geduldigen und ausdauernden) Leser sich enthüllt. Varnhagen zählt 23 Jahre, als er im Frühlinge 1808 Rahel Levin in Berlin kennen lernt. Sie ist eine Berühmtheit von beiläufig 37 Jahren; Er Bräutigam, oder etwas dergleichen, von einer hübschen, jungen Hamburger Wittwe; (I. p. 11 „Gaben Sie mir eine Antwort, als ich Ihre Braut nannte? Geben Sie mir noch, wenn ich Anderes nenne, eine andere, als sich in meine Arme?" [sic!]). Sie hat schon an zwei Ungetreuen bittere Erfahrungen gemacht, an Graf Finkenstein und dem spanischen Diplomaten Urquijo: „das spanische Fegfeuer" nennt sie einmal das Verhältniß. So giebt es denn, trotz aller himmelhoch jauchzenden Seelenharmonie, viel Hangen und Bangen, Mißverständnisse und Erklärungen, die endlich, in Folge

verspäteter Briefe und gekreuzter Reise-, Umzugs- und Vereinigungs-Pläne dem armen Varnhagen ein recht ungnädiges Absageschreiben einbringen, (II. 25. vom 21. October 1810): „Du hast mich Geld, Zeit, Quartier, Bequemlichkeiten aller Art verlieren „lassen, seit ich Dich kenne. — — Ich habe Dir Nichts anzubieten, also mußt Du „natürlich bei Deinem Obersten bleiben. — — Ich will Dir wol das Ungemach, „das Du mir bereitet hast, verzeihen, aber ich kann nicht." Und gar in der Nachschrift: „Mit nur mäßiger Oekonomie, mit nur einigermaßen geregelten Ausgaben „wärest Du längst in Berlin oder hättest die Mittel dazu!" Und dabei war der arme Varnhagen österreichischer Lieutenant ohne Zuschuß, und ganz von seinem Obersten, Graf Bentheim, abhängig, der selbst bankerott war und von der Großmuth seiner Brüder lebte! Seine Antwort, männlich und durchaus vortrefflich, gereicht beiden Liebenden zur höchsten Ehre: der gereiften Frau, die so feste Anhänglichkeit einflößen konnte; dem jungen, ehrgeizigen und lebenslustigen Offizier und Schriftsteller, der über kleinliche Empfindlichkeit so hinaus und rein seelischen Einflüssen so zugänglich ist. Dafür fällt dann freilich in der nächsten, schlimmern Krisis (1812) das volle Licht auf Rahel's Seite. Höchst bezeichnend für das Stimmungsbild der Zeit ist die Stellung Beider, Varnhagen's und Rahel's, zu den großen nationalpolitischen Fragen. Zwischen 1808 und 1809 wechselt patriotischer Schmerz mit Anfällen von Napoleons-, ja Franzosen-Cultus. Rahel plant, nach Paris zu ziehen, denn mit dem Gestirn Friedrich's sei es doch aus; Varnhagen, da er in Dresden stattlichen Grenadieren und Voltigeuren des Kaisers begegnet, bekommt Lust, den Adlern Napoleon's zu folgen, „um den Krieg zu lernen", und selbst sein Eintritt in's österreichische Heer (Juni 1809) ist mehr die That des ehrgeizigen Abenteurers, als die des Patrioten. Aber dann erwärmt, erhöht, klärt sich zusehends die Stimmung, zuerst bei Varnhagen. Das kaiserliche Paris ist ihm 1810 nur ein Gegenstand des Mitleids; es ist ihm schaal und dumpf in dieser „geistigen Oede"; und gleichzeitig erwächst ihm freudige Hoffnung auf Preußen und auf das deutsche Volk. Wie Er und seine Freundin diese Gesinnungen nachher glänzend bethätigten, ist bekannt, fällt aber leider nicht mehr in die Grenzen des vorliegenden Briefwechsels, der vom 12. Mai 1808 bis zum 1. Januar 1813 reicht. Unter der reichen Ausbeute literar-historischen Stoffes sind die Mittheilungen über Clemens Brentano, diesen romantischen Superlativus, von drastischem Interesse; sehr erfreulich ist überhaupt die Klarheit und Sicherheit, mit welcher Rahel, unbeirrt durch alle romantischen Zeit-Nebel, stets ihre ureigene Empfindung rein ausspricht: wie denn auch sonst die ihrem bekannten Bilde hier zuwachsenden Züge dasselbe durch einen gelegentlich aufgesetzten Schatten nur interessanter machen, nicht aber ernstlich trüben. So hätte das Gesammturtheil über diesen Briefwechsel denn trotz Allem die Form des Dankes anzunehmen, wenn die Herausgeberin, Frau Ludmilla Assing-Grimelli, sich ihre Aufgabe nicht gar zu bequem gemacht hätte. Keine biographische Einleitung, keine Sichtung des Materials, keine erklärenden Anmerkungen, kein Inhaltsverzeichniß! Und wie sehr wäre das Alles im Interesse des größern, gebildeten Leserkreises gewesen! „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!" Das möge sich auch die Inhaberin des, wie es scheint, unerschöpflichen Varnhagen'schen Nachlasses gesagt sein lassen!

2. Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich. Von Wilhelm Scherer. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1874. Groß 8. 431.

Wahrlich, wer heute noch den alten Vorwurf wiederholte, daß unsere Wissenschaft die gute, gefällige Form verschmäht und vornehm vom Leben sich abwendet, dem könnte man Bücher wie das vorliegende, (und sie rücken nachgerade in geschlossenen Reihen heran) als ein wahres Symbol der veränderten Zeitströmung entgegen halten. Scherer ist bekanntlich ein hervorragender Schüler Müllenhof's, des strengsten

Meisters strengster Forschung; er gehört zu den Zierden der neuen Reichs-Hochschule, zu unsern angesehensten Germanisten und Literaturkennern: und alles Das hat ihn nicht abgehalten, für eine ganze Reihe wissenschaftlicher Fragen und Gegenstände mit allen Kunstmitteln des Redners, des eleganten Essayisten, ja des Feuilletonschreibers um die Theilnahme der weitern gebildeten Kreise zu werben. Er spricht über den Ursprung der deutschen Nationalität, über die Entdeckung Germaniens (nach Müllenhof's deutscher Alterthumskunde), über die deutsche Spracheinheit, den Ursprung der deutschen Literatur, das Nibelungenlied; er schildert mit dichterischer Anschaulichkeit und warmer, aber durchaus nicht blinder Liebe, das geistige Leben Oesterreichs im Mittelalter; Abraham a sancta Clara und Franz Grillparzer werden in ausführlichen Essays behandelt. Der Verfasser beglückwünscht Bauernfeld zu seinem siebzigsten Geburtstage, sich und seine österreichischen Landesleute zu ihrer Errettung von tschechischer Vergewaltigung (12. Januar 1872); er feiert Lessing's Geburtstag, 22. Jan. 1870, mit tröstlichen, an den Nathan anknüpfenden Ausführungen über die Oekonomie der Natur in allmäliger Herausbildung und Stärkung der humanen Instincte; giebt, während des Franzosenkrieges, dem Verdienste unserer Literatur um Aufrichtung des Volksgeistes die Ehre; sagt über Hölderlin, Schleiermacher, Otto Ludwig und Shakespeare erfreulich anregende Worte, berichtet über Gottfr. Keller's sieben Legenden, charakterisirt die junge, seit 1848 herangewachsene Generation in Oesterreich und führt sich endlich durch eine liebevolle, feine Charakteristik des braven Ludwig Spach bei seinen gegenwärtigen Elsasser Mitbürgern ein. Wie man sieht, hat da der Zufall vielerlei Gerichte auf einer Tafel versammelt; und wie die Themen, spielt auch die Behandlungsweise in vielfachen Tönen. Was das Ganze dennoch zusammenhält, den Leser packt und einen einheitlichen Eindruck vermittelt, das ist die Persönlichkeit des Verfassers und die von ihr ausgehende Methode: die Frische und Entschlossenheit des Gedankens, die warme Anschaulichkeit, die echt vaterländische und doch überall menschlich gemäßigte Gesinnung. Die wahrhaft künstlerische Formgebung läßt wol Widerspruch, aber niemals Gleichgültigkeit aufkommen. Nicht mit gleich unbedingter Anerkennung ist von der Solidität aller Ausführungen, von der Vorsicht aller Schlußfolgerungen zu sprechen, und keineswegs überflüssig erscheint die vorbeugende Bemerkung der Vorrede: Manches ist mir recht fremd geworden, *ohne daß ich immer in der Lage war, die betreffenden Probleme neu zu durchdenken.* Man merkt's wol. Man lese also mit Vorsicht, aber *man lese!* Dafür, daß man dann auch bis zu Ende liest, hat die an vielen Stellen wahrhaft glänzende Darstellungskunst, so wie die geistige Tüchtigkeit und Frische des Verfassers bestens gesorgt.

3. *Preußische Geschichte* von Professor Dr. *William Pierson*. Mit einer historischen Karte von Professor H. Kiepert. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1875. Bd. 1. IV. 507. Bd. 2. 500. 8.

Im Jahre 1864 erschien die erste Auflage dieser populären preußischen Geschichte in einem Bande; das Jahr 1871 brachte die zweite Auflage in zwei Bänden; nach halb so langem Zwischenraume liegt jetzt diese bis auf die Gegenwart, April 1874, fortgeführte dritte Auflage vor uns, zur Ehre des Verfassers, zur Ehre für den vaterländischen Sinn und das Bildungsbedürfniß der Leserkreise, an welche die Arbeit sich wendet. In deren Interesse ist denn auch mit sehr richtigem Tacte der Schwerpunct in die Darstellung der neuen und neuesten Zeit gelegt: so zwar, daß der ganze zweite Band sich mit der Zeit von 1807 bis 1874 beschäftigt, während im ersten Bande die brandenburgische Vorgeschichte bis 1440 auf 28 Seiten abgethan wird, der große Kurfürst aber 58, und Friedrich der Große 157 Seiten erhält. Sehr zweckmäßig werden in den Momenten des Zutritts wichtiger Provinzen kurze Berichte über deren Natur und frühere Schicksale eingeflochten, bei denen nur Schlesien mit 4 Seiten gegen Brandenburg, Preußen, Jülich auffallend zu kurz kommt. Die Behandlung

des Stoffes sieht von aller gelehrten Begründung ab (womit hier kein Vorwurf ausgesprochen wird), giebt den großen Zusammenhang der Begebenheiten in lebendiger, häufig schwungvoller Darstellung, die sich in wichtigen Momenten nicht selten mit Glück bis zu künstlerischer Schilderung hebt und widmet dabei, ein unerläßliches Erforderniß für den hier vorliegenden Zweck, den inneren Verhältnissen eine ganz besondere Sorgfalt. Des Verfassers Standpunct ist der eines warmen, aber freimüthigen und freisinnigen Patriotismus, der von der richtigen Annahme ausgeht, daß eine Dynastie wie die Hohenzollern und ein Volk wie das preußische der Schmeichelei nicht bedürfen und die Wahrheit, auch die herbe, ertragen können und sollen. Wenn wir für künftige Auflagen einen Wunsch äußern dürften, so würde derselbe auf vorsichtigere Anwendung rhetorischer Mittel und auf substantiellere Genauigkeit mancher Ausführungen sich richten. So, um nur ein Beispiel anzuführen, wäre es bei Gegenüberstellung der Zustände vor und nach 1807 sehr nöthig gewesen, neben den Gegensätzen auch die gleichmäßig fortwirkende Unterströmung des gesunden und tüchtigen nationalen Geistes hervortreten zu lassen, damit die Aenderung begreiflich wäre und nicht wie ein staatsmännisches Zauberstück erschiene. Das Verfahren Napoleons gegen das besiegte Preußen wäre durch ein halbes Dutzend Zahlen weit anschaulicher geworden, als durch entrüsteten Tadel. Schlachten muß man entweder, wenn auch nur an den prägnanten Hauptzügen, technisch genau beschreiben oder gar nicht. Kraftworte geben kein Bild. Es scheint auch kaum noch historischer Styl, wenn z. B. von Bernadotte gesagt wird: „Die Monarchen hielten ihn für ein militärisches Genie, während er in der That nur ein Prahlhans (!) und dabei ein verrätherischer Ränkeschmied war". Wir wollen Bernadotte gegen Bülow wahrlich nicht vertheidigen; aber wenn er nicht im preußischen Sinne handelte, so war er eben kein Preuße; der Tadel gebührt denen, die 70,000 Preußen unter seinen Oberbefehl stellten mit derselben Tactlosigkeit, die Moreau in den großen Generalstab berief. Dergleichen ließe noch Manches sich anführen, wenn der Raum es gestattete; doch treffen diese Bedenken keineswegs die Hauptsache. Pierson's preußische Geschichte bleibt eine wackere, gemeinnützige Leistung, der wir im Interesse gesunder vaterländischer Gesinnung und Bildung recht weite Verbreitung wünschen und welche die Werke ähnlicher Tragweite, die uns bekannt sind, durch Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit des Urtheils und zweckmäßigen Plan überragt, während sie durch solide Arbeit und gute, ansprechende Form entschieden in die Reihe unserer bessern populären Geschichtswerke tritt.

4. Der neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolph Gottschall. Leipzig, F. A. Brockhaus. Th. I. 1874. Th. II. 1875.

Wir wollen nicht untersuchen, in wie weit die Klage der Vorrede über den Verfall unserer biographischen Kunst gerechtfertigt oder nur Gelegenheitswendung ist. Den Verehrern von Strauß, Jahn, Hermann Grimm, Treitschke, um nur Einige zu nennen, wird ja die Freiheit gelassen, an die „glänzenden Ausnahmen" zu denken, welche auch Gottschall vorsichtig zugiebt, und Mitarbeiter wie Pauli und Rosenkranz rechtfertigen immerhin ein zuversichtliches Auftreten. Auf jeden Fall hat die Verlagshandlung das Bedürfniß weiter Leserkreise richtig beurtheilt. Das Streben der Zeit richtet sich nun einmal auf Belehrung in abgerundeter, leicht faßlicher Form und in angenehmem Wechsel, und diese Richtung ist nicht zu tadeln, denn sie wird durch die Nothwendigkeit bedingt, die täglich wachsenden Anforderungen allgemeiner Bildung mit dem Ernst der Berufsarbeit und dem Ganzen der menschlichen Arbeitskraft in Uebereinstimmung zu halten. Wer uns also biographische Essays schriebe, wie Macaulay's Clive und Hastings, oder Biographien wie Strauß' Voltaire und Hutten, hätte sich um unsere Literatur hoch verdient gemacht und der Wissenschaft Nichts vergeben: und wo auch dieser ideale Maßstab zu hoch gegriffen erschiene, bliebe für das Wackere und Tüchtige noch ein weiter Spielraum. Den ersten Band

der vorliegenden Sammlung eröffnet nun Heinrich Rückert mit einer geistvollen Abhandlung über Martin Luther (die freilich mit einer Biographie wenig gemeinsam hat); dann schildert Pauli Cromwell, Philippson Heinrich IV. von Frankreich, Rosenkranz Voltaire. Den zweiten Band füllen drei größere Essays, von Rudolph Gottschall über Robespierre, von Adolph Beer über Maria Theresia, von Otto Speyer über Camillo Cavour. Die Darstellungen enthalten sich aller Schaustellung des kritischen Apparats und wirken lediglich durch glatt fortlaufende Erzählung; sie bürgen schon durch die Namen der Verfasser für gründliche Sachkenntniß und erfreuen im Ganzen, wenn auch nicht in gleichem Grade, durch ansprechende Form. Wir denken, das Unternehmen wird sich Freunde machen und zur Förderung historischen Interesses und historischer Bildung das Seinige beitragen.

5. Gesammelte Aufsätze. Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart von Paul Lindau. — Berlin, Georg Stilke. 1875. 453. 8.

6. Dramaturgische Blätter. Beiträge zur Kenntniß des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich. Von Paul Lindau. Bd. 1. 2. Stuttgart, C. F. Simon. 1875. V. 287. 247.

Paul Lindau besitzt in hohem Maße die erste Tugend des Gesellschafters, welche auch die zweite des Schriftstellers ist: er wird nie langweilig. Man verdankt ihm so viel heitere, glücklich angeregte Stunden, so viel herzliches Lachen, man hat an seinem Tische so pikante, fein gewürzte Sachen genossen, daß man ein neues Buch von ihm mit dem behaglichen Gefühl in die Hand nimmt, mit dem man eine Einladung von lieber Hand eröffnet, die schon durch die Adresse einen fröhlichen, oder doch gewiß angeregten Abend in Aussicht stellt. Und wenn wir hinzufügen, daß dieser Spottvogel und Tausendsasa auch sehr ernst sein kann, wenn er will und es ihm der Mühe werth scheint, daß er gelegentlich ebenso warm fühlt als scharf beobachtet, und daß seine französische Fechtweise in allen Hauptaffairen noch immer unserer guten deutschen Sache dient, so geben wir nur der Wahrheit die Ehre. Sollen wir nun, so vielem Trefflichen gegenüber, viele Worte davon machen, daß der satirische Plauderer die Gefahren seines Genre nicht immer gleich glücklich vermeidet? Daß man ihm, wo er das Signal zum Lachen giebt, ein Bischen auf die Finger sehen muß? Daß er wohl einmal den Schalk hinter den Ohren hat? Wir denken nicht. Naiven Naturkindern, die jeden Scherz für ein Glaubensbekenntniß halten und jeden Superlativ wörtlich nehmen, würde die Warnung doch nicht helfen; und wer die Welt und das Geschäft kennt, hat sie nicht nöthig. Er wird in dieser reichen Gallerie zeitgenössischer Literatur- und Lebensbilder die alten Bekannten mit Behagen wieder sehen, das Neue mit Vorsicht, aber mit Theilnahme und Aufmerksamkeit begrüßen, und mit Vergnügen inne werden, wie bei zusammenhängendem Lesen Vieles sich gegenseitig ausgleicht, erläutert, modificirt; wie aus allen diesen bunten Kundgebungen der Zu- und Abneigung, der Laune, der Stimmung und Verstimmung für den Wissenden und Sehenden sich dennoch eine sehr fest umrissene Welt- und Kunstanschauung herausstellt. Die dramaturgischen Blätter (Th. I. über deutsche, Th. II. über französische Bühnenzustände) sind doppelt dankenswerth, weil sie da orientiren, wo alle Literaturgeschichten uns im Stiche lassen, nämlich über das Bühnen-, nicht Buch-Drama der unmittelbaren Gegenwart.

7. Till Eulenspiegel redivivus. Ein Schelmenlied von Julius Wolff. Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandlung. 1874.

Eine erfreuliche Leistung voll frischen Humors, fröhlicher Jugendlust, der aber auch die Weihe innigen Gemüthslebens und am rechten Orte der Ernst des Gedankens nicht fehlt. Der Dichter erzählt uns von einer mit Till Eulenspiegel unternommenen Rheinfahrt, läßt mit Behagen den bunten Mikrokosmus deutschen Lebens an uns

vorüberziehen, der da in der fröhlichen Sommerzeit sein Wesen treibt, zeigt uns Studenten und Pfaffen, Betbrüder und Zecher, wohlgenährte „distinguirte" Banquiersfrauen, Blaustrümpfe, unbegebene Geheimrathstöchter, hochzeitsreisende Ehepärchen und — Flußgötter und Nymphen, Gegenwart und Mythus, Wirklichkeit und Sommernachtsträume verschlingen sich in buntem, lustigem Reigen, und allerliebste, klangvolle Lieder unterbrechen die munteren, jambischen Reimpaare.

Ferner erwähnen wir den eben erschienenen zweiten Theil von R. V. Uschner's „der letzte Minnesänger", erzählendes Gedicht (in Hexametern) aus den deutschen Reichszeiten; Tannhäuser in Rom vom Verfasser des neuen Tannhäuser (Wien, Rosner); ferner des trefflichen Felix Dahn Tragödie „Roderich" (Leipzig, Hartknoch 1875); endlich Ernst Scherenberg's gesammelte Gedichte (Leipzig, Keil 1874) und des unverwüstlichen Wilhelm Busch nicht galante, aber aufrichtige und den Nagel nur zu oft auf den Kopf treffende Kritik des Herzens (Heidelberg, Bassermann).

Friedrich Kreyssig.

Ueber die Aufgabe der Philosophie in der Gegenwart. Rede, gehalten zum Antritt des öffentlichen Lehramts der Philosophie an der Hochschule zu Zürich, am 31. Oct. 1874 von W. Wundt. Leipzig, Engelmann. 1874.

Es ist bekannt — und Professor Wundt spricht es an einer Stelle seiner Inauguralrede, die er bei dem Antritt seines Amtes in Zürich nach der Uebersiedelung von Heidelberg hielt, noch einmal aus — daß die Naturwissenschaften es waren, die ihn, „fast ohne sein Wissen und Wollen", der Philosophie entgegengeführt haben. Wir dürfen aus seinem Munde daher eine richtige Schätzung dieser „Wissenschaft der Wissenschaften" erwarten, welche — nachdem sie seit einigen Decennien von der exacten Forschung verdunkelt schien — gegenwärtig neuen Glanz von derselben zu empfangen beginnt. Die Wahrheit ist, daß, was die Philosophie vielleicht an professioneller Geltung verloren hat, dadurch mehr als ersetzt wird, daß jede Specialwissenschaft sich mit ihrem Geiste erfüllt. Die Fachphilosophie, die sich allzuweit von der Berührung mit der Wirklichkeit der Dinge verloren, ist von ihrem Throne herabgestiegen, nicht, um diesem für immer zu entsagen, sondern nur, um ihn fester zu begründen auf dem Boden der Einzelwissenschaften und aus diesen ein reicheres Material zu gewinnen, als sie jemals zuvor besessen. Die geistige Bewegung unserer Zeit, welche darauf gerichtet ist, aus dem Dualismus herauszukommen, um auf Grund der monistischen Weltanschauung das Sein zu begreifen, geht zunächst von den Einzelwissenschaften aus. Durch alle Zweige derselben können wir den nämlichen Zug verfolgen; die wissenschaftliche Theologie, die Socialwissenschaften, die Geschichtsforschung, die Philologie, die Naturwissenschaften: sie alle suchen aus derselben Quelle der Erfahrung zu schöpfen und die mannigfachen Formen der Erscheinung auf denselben einheitlichen Ursprung zurückzuführen. Zwar die bis jetzt gewonnenen Ansichten über die Materie können nur als provisorische gelten, obwol kein Naturforscher mehr daran zweifelt, daß in ihnen ein Kern von Wahrheit enthalten sei, aus welchem einst die ganze sich entfalten werde; doch die Gesetze der mechanischen Wärmetheorie, der Unzerstörbarkeit der Kraft und der Entwicklung der organischen Lebensformen stehen bereits ebenso unerschütterlich fest, als sich aus der Physiologie der Sinneswerkzeuge die neue Wissenschaft der experimentellen Psychologie entwickelt, welche bestimmt scheint, unsre Ansicht von dem Erkenntnißvermögen, dem Fundament aller Philosophie, und in Verbindung mit den Resultaten der andern Wissenschaften, jene selber gänzlich umzugestalten. Denn die Philosophie ist die Wissenschaft, welche die Summe alles Wissens überhaupt zu ziehen hat; aber es existirt heute noch kein philosophisches System, in welchem die neuerworbenen Erkenntnisse ohne Schwierigkeit ihre Stelle fänden, da selbst das neueste, welches unter dem Namen der „Philosophie des Un-

bewußten" bekannt ist, ebenso wie dasjenige Schopenhauer's noch im Dualismus steckt. Allein die Wissenschaft, die der öffentlichen Meinung immer voraus ist, weist auf eine Philosophie hin, die sich aus der Wechselwirkung unter den einzelnen Wissenschaften ergeben, und deren Aufgabe sein wird: „ihnen zu entlehnen, was sie bedarf, die Grundlage der Erfahrung, und ihnen mitzutheilen, was sie entbehren, den allgemeinen Zusammenhang der Erkenntnisse".

Gladstone im Kampfe mit dem Ultramontanismus.

1. On Ritualism (in „the Contemporary Review" for October. 12. edition); 2. The Vatican Decrees in their bearing on civil allegiance: a political expostulation. By the Right Hon. W. E. Gladstone, M. P., 125. thousand. London. 1874.

Als im preußischen Landtage die „Falkgesetze" und im deutschen Reichstage die „Jesuitengesetze" berathen und angenommen wurden, da kritisirte die englische Presse diesen Schritt der „Bismarck'schen Politik" nicht gerade zum Glimpflichsten, ging so weit, ihn übereilt, unbedacht, um nicht zu sagen ungeschickt zu nennen, und ließ durchblicken, daß die Gefahren eingebildete seien, oder daß man sie doch hätte vermeiden können, wenn man, wie in Großbritannien, durch freiheitliche Institutionen einen religiösen Conflict einfach unmöglich gemacht. Seitdem ist ein kleines, winziges Büchelchen erschienen, geschrieben von einem großen, aber gefallenen Minister, und siehe da! — der Sturm ist auch in England! Die verschiedenen religiösen Parteien stehen geharnischt einander gegenüber, Pfeile fliegen hin und her, und die Zeloten des Ultramontanismus, geschlagen auf dem Felde der öffentlichen Meinung, flüchten sich von demselben auf die Stufen des Altars, um von diesem, wie sie meinen, sicheren Hort aus, ihre Donnerkeile und Bannstrahlen zu schleudern. Am ersten Tage des neuen Kirchenjahrs ward in allen Kirchen der Erzdiöcese des erzultramontanen Kämpen Dr. Manning, der sich, den englischen Gesetzen zuwider, Erzbischof von Westminster nennt, und der die Waffen, mit denen er heute für den Jesuitismus kämpft, im protestantischen Lager sich schmiedete, ein Hirtenbrief verlesen, der alle diejenigen verflucht, welche sich nicht unbedingt dem Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes und dessen Consequenzen unterwerfen. An demselben Tage aber erklärte ein anderer nicht minder angesehener Würdenträger der römisch-katholischen Kirche, der Bischof Clifford von Clifton (bei Bristol), der Papst habe nicht die geringste Macht über die bürgerliche Unterthanentreue eines Engländers.

Das so viel besprochene, so großes Aufsehen erregende Pamphlet über „die Vaticanischen Decrete in ihrem Verhältniß zu Unterthanentreue" enthält für einen deutschen Leser nichts Neues, Nichts, was in Deutschland nicht schon eben so gut oder besser gesagt worden wäre; aber Gladstone's Verdienst besteht darin, daß er die Angelegenheit für seine Landsleute zum erneuten Gegenstand des Nachdenkens und der Debatte gemacht und dadurch mehr Klarheit in die gegenwärtige Stellung Englands zu derselben gebracht hat. Gladstone's Schrift ist eine gebotene Consequenz seiner im Octoberheft der londoner „Contemporary Review" veröffentlichten Abhandlung „über Ritualismus," oder besser gesagt, eine gebotene Consequenz einer Stelle in dieser Abhandlung. Die Veröffentlichung derselben mußte Anhänger wie Gegner des Autors einigermaßen überraschen, nach seinem Auftreten in der letzten Parlamentssession bei den Berathungen über das Gesetz zur Regelung des öffentlichen Gottesdienstes in der englischen Staatskirche. Dies im Hause der Lords von Erzbischöfen der Staatskirche zuerst eingebrachte und in beiden Häusern des Parlaments vom Ministerium Disraeli eifrig unterstützte Gesetz, war einfach ein Schritt zur Reconstruction der anglicanischen Kirche und Wiederbelebung der „Acte der Gleichförmigkeit," indem man dem Felde der gestatteten Nichtconformität feste gesetzliche Schranken

zog. Man fand es unmöglich, noch länger die Lehren gewisser Ritualisten zu dulden, deren offene Absicht es ist, römisch-katholische Dogmen und Riten in eine protestantische Kirche wieder einzuführen. Diesem Gesetz trat Gladstone im vergangenen Sommer entgegen, und in seiner langen damals gehaltenen Rede und in seinen berühmten sechs Resolutionen suchte er nachzuweisen, daß die Alternative zwischen starrer Gleichförmigkeit und Gestattung äußerster Licenz liege, der, wie die Erzbischöfe nachgewiesen, allen Regeln zuwider, gefröhnt werde.

Kaum waren zwei Monate nach diesem seinem Auftreten im Parlament verflossen, als die Welt mit einemmal durch einen Artikel über den von ihm vertheidigten Ritualismus überrascht wurde. Derselbe enthält eine gelehrte Abhandlung über Namen und Wesen des Ritualismus, ohne den Kernpunct zu berühren, um den es sich eigentlich handelt. Ihr verdeckter Zweck scheint der Nachweis zu sein, daß die Ritualisten im großen Ganzen für die protestantische Kirche kämpften, mit ihrer Nachahmung des pomphaften, und die Kunst ins Auge fassenden, römisch-katholischen Ritus, durch den sie diejenigen in der anglicanischen Kirche zu fesseln suchten, welche angezogen von ihm sie sonst verlassen und sich dem Papismus in die Arme geworfen haben würden. „Und wenn es wirklich unter den Ritualisten eine „Handvoll" Geistlicher gäbe," so meint Gladstone, „die darauf ausgingen, die Kirche und das Volk Englands zu romanisiren, so würden ihre Anstrengungen doch gänzlich hoffnungslos und visionär sein." Und dann fügt er hinzu: „Zu keiner Zeit der blutigen Herrschaft Maria's ist solch' ein Beginnen (scheme) möglich gewesen. Doch wenn es im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert möglich gewesen wäre, im neunzehnten würde ganz und gar keine Aussicht dazu vorhanden sein, wo Rom an die Stelle des semper eadem, auf das es früher so stolz war, eine Politik der Gewaltthätigkeit und der Glaubensneuerungen setzte; wo es jede alte Waffe, von der man sich schmeichelte, sie sei außer Brauch gekommen, wieder aufputzt und zur Schau trägt, wo Niemand sich zu ihm bekehren kann, ohne seiner sittlichen und geistigen Freiheit verlustig zu gehen, und seine bürgerliche Loyalität und Pflicht dem Belieben (mercy) eines Anderen zu überliefern, und wo es auf gleiche Weise den neuen Gedanken und die alte Geschichte verworfen hat."

Diese, unmittelbar nach der „Bekehrung" Lord Ripon's, Gladstone's ehemaligen Collegen, veröffentlichten Worte bilden die wichtigste und interessanteste Stelle der ganzen Abhandlung. Sie riefen in der ultramontanen Presse Englands und Irlands eine wahre Fluth von Angriffen und Anklagen hervor, welche Gladstone höchst wahrscheinlich reizten, und welche er als ehemaliger Wohlthäter der katholischen Kirche in Irland nicht gut unbeantwortet lassen konnte. Dies der faßbare unmittelbare Grund für die Veröffentlichung seines Pamphlets, den er auch auf der ersten Seite desselben angibt. „Mehr als einer meiner Freunde," so sagt er, „unter denen die sich zur römisch-katholischen Gemeinschaft haben hinüberziehen lassen, machte diese Stelle zum Gegenstand, mehr oder weniger, der Beschwerde (expostulation)." Gladstone bleibt jedoch dabei, daß seine Bemerkungen nicht angreifender, sondern abwehrender Natur waren; statt, daß die Mitschuldigen des Papstes ein Recht hätten, der Welt Vorstellungen zu machen, habe die Welt das Recht, vom Papst und seinen Anhängern Rechenschaft zu fordern. „Ich will deshalb," so fährt er fort, „als einer vom allgemeinen Publicum, auch meinerseits expostuliren. Denjenigen meiner römisch-katholischen Mitbürger, welche geneigt sind, mir Gehör zu schenken, will ich zu beweisen suchen, daß nach den eigenthümlichen Schritten, welche die Autoritäten ihrer Kirche in diesen letzten Jahren zu thun für angemessen hielten, das englische Volk berechtigt ist, aus rein staatlichen Gründen, eine Meinungskundgebung von ihnen zu erwarten, als Antwort an jene clericale Partei in ihrer Kirche, welche, in ihrem Namen, Principien aufgestellt haben, die der Reinheit und Vollständigkeit der Unterthanentreue zuwiderlaufen."

Wir bemerkten bereits weiter oben, daß Gladstone seine Auslassungen über Rom in seinem Artikel über Ritualismus zur Basis seines Pamphlets gemacht habe. Die

erste und vierte derselben: nämlich Rom habe an die Stelle des semper eadem, dessen es sich früher so stolz rühmte, eine Politik der Gewalt und der Glaubensneuerungen gesetzt, und ferner, es habe den modernen Gedanken und die alte Geschichte gleichmäßig verworfen — fertigt er kurz ab, weil beide mehr in das Gebiet der Theologie gehören. Auch scheint er der Ansicht zu sein, daß der erste Satz, so weit practische Zwecke in Betracht kommen, vollständig bewiesen sei durch die Proteste, welche die Unfehlbarkeitserklärung von Seiten aufrichtiger und hervorragender Katholiken selbst hervorgerufen habe. Ebenso bedarf es keines besonderen Apparates, um den zweiten Satz zu beweisen, daß Rom wirklich alle rostigen Waffen, von denen man sich geschmeichelt, sie seien von ihm beiseite gelegt worden, wieder aufgeputzt und von neuem geschwungen habe. Die dritte Proposition jedoch, daß Niemand zu Rom übertreten könne, ohne seiner sittlichen und geistigen Freiheit verlustig zu gehen und seine bürgerliche Treue und Pflicht dem Belieben, oder vielmehr der Gnade eines Anderen zu überliefern: diese bildet das eigentliche Hauptstück des Gladstone'schen Pamphlets, und ihr Beweis den Hauptinhalt desselben. Gleich im Eingange seiner Beweisführung bemerkt Gladstone, daß das vaticanische Concil die Schaale der Langmuth durch die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes zum Ueberfließen brachte. Der berühmteste und gelehrteste Theologe der römischen Gemeinschaft, Dr. von Döllinger, lange Zeit der hervorragendste Vertheidiger seiner Kirche, verweigerte die Unterwerfung und nahm mit ungestörtem Gleichmuth und unverletzter Freiheit die höchste und schmerzhafteste Strafe der Excommunication auf sich. „Die sehr Wenigen, welche anderswo (ich spreche nicht von der Schweiz) in gleicher Weise litten, verdienen eine im Verhältniß zu ihrer geringen Zahl sich steigernde Bewunderung. Es scheint, als ob Deutschland, von welchem aus Luther die mächtige Trompete blies, welche noch jetzt durch das Land widerhallt, seine Ueberlegenheit auf dem Gebiete des Gewissens behaupte und noch immer die centuria praerogativa in der großen Comitie der Welt vorstelle." Gladstone hält es für mehr als Unrecht, die Mitglieder der römischen Kirche sammt und sonders für die jüngsten Neuerungen in derselben verantwortlich zu machen. Vielmehr sei es die Pflicht der Beobachter, welche die in diesen Decreten enthaltenen Forderungen für anmaßend und falsch ansehen, ihre Sache offen vorzutragen und vermittelst einer freundlichen Herausforderung ihre Landsleute zu ersuchen, sich in die Lage zurückzuversetzen, welche sie nach der durch die Stimme und die That des Parlaments abgegebenen Erklärung dieser Nation vor 45 Jahren inne hatten. Bei den Berathungen über die Emancipation der Katholiken im Parlamente wurden vielfache Nachforschungen angestellt nach den Forderungen des Papstthums sowol auf geistlichem wie weltlichem Gebiete. Von den höchsten katholischen Würdenträgern des Landes und von den höchsten katholischen Behörden lauteten die Antworten dahin, daß, so strict auch das römische System in seinem Dogma sei, es sich doch vollständig mit bürgerlicher Freiheit und den Einrichtungen eines freien Staats vertrage, und weiter, daß die Lehren über die weitgehenden Anmaßungen der Päpste ganz veraltet und in der That nur ein Popanz seien. „Doch," so fährt Gladstone fort, „man fühlte unzweifelhaft, daß etwas mehr als der Verzicht auf diese besonderen Meinungen zur Sicherung der vollen bürgerlichen Rechte der Katholiken nöthig war. Wegen ihrer persönlichen Treue brauchte ein zu edelmüthiger und ehrlicher Auslegung geneigter Staat nicht besorgt zu sein. Nur mit Bezug auf Anforderungen, welche möglicher Weise von anderer Seite kommen konnten, durfte man Befürchtungen hegen. Von der Vernunft war es deshalb geboten, daß England zu wissen wünschte, nicht nur was der Papst für sich selbst thun würde, sondern wozu die Katholiken nach der Verfassung ihrer Kirche verbunden wären und in wie weit solche Anforderungen ihre Bürgerpflicht berühren konnten. Die Lehre, welche jedes menschliche Wesen in geistlichen und weltlichen Dingen dem Papst zu Füßen legte, war kein Scheinbild, keine bloße Stubentheorie gewesen. Niemals in der politischen Geschichte der Welt übertroffene Geisteskraft war seit Jahrhunderten zu dem einzigen Zwecke angewendet worden, diese Lehre zur Praxis des Christenthums zu

machen; sie hatte im Westen einem unmöglichen Problem einen theilweisen Erfolg errungen und hatte im Osten die trotzige Unabhängigkeit der Kirche mit jener römischen Eroberung Konstantinopels bestraft, welche thatsächlich den Fall des Ostreichs und die Festsetzung der Türken in Europa vorbereitete. Worauf es deshalb in Wahrheit ankam, war nicht, ob der päpstliche Stuhl diese oder jene einzelne Gewalt, sondern ob er eine Gewalt beanspruchte, welche sie alle einschloß, und ob dieser Anspruch von den Autoritäten der römischen Kirche eine derartige Sanction empfing, daß innerhalb ihrer Grenzen absolut kein haltbarer Standpunkt mehr übrig blieb, von dem aus diesem Anspruch der Krieg gemacht werden konnte. Beanspruchte der Papst damals Unfehlbarkeit? Oder beanspruchte er, ohne oder mit Unfehlbarkeit (und wenn mit ihr, um so schlimmer), einen universalen Gehorsam von seiner Heerde? Und waren diese Ansprüche, einer von ihnen oder beide, in seiner Kirche durch eine Autorität bekräftigt, die selbst das am wenigsten päpstlich gesinnte Kirchenmitglied für sein Gewissen als bindend anerkennen mußte? Die beiden ersten dieser Fragen wurden durch die dritte gedeckt. Und wohl, daß sie so gedeckt waren; denn eine zufriedenstellende Antwort darauf konnte selbst damals nicht gegeben werden. Die Päpste hatten mit verhältnißmäßig geringer Unterbrechung seit fast tausend Jahren ihren Anspruch auf dogmatische Unfehlbarkeit aufrecht erhalten und hatten in demselben Zeitabschnitte unter vielen oft genug jenen anderen Anspruch, der theoretisch kleiner, practisch aber größer ist, erhoben und niemals fallen lassen: ihren Anspruch auf einen thatsächlich universalen Gehorsam Seitens der getauften Mitglieder der Kirche. Für die dritte Frage war es glücklicher Weise thunlicher, eine befriedigende Antwort vorzuschreiben. Gar wol war es bekannt, daß die große gallicanische Kirche, in den Tagen ihres Ruhms und ihrer geistigen Macht die päpstliche Unfehlbarkeit nicht nur nicht zugelassen, sondern geleugnet und erklärt hatte, daß die localen Gesetze und Gewohnheiten der Kirche durch den Willen des Papstes nicht beseitigt werden könnten. Ja, noch mehr, man glaubte, daß in der Hauptsache diese Meinungen bis zum Schluß des letzten Jahrhunderts die herrschenden gewesen in den cisalpinischen Kirchen, die in Gemeinschaft mit Rom waren. Das Concil von Konstanz hatte sowol durch seine Thaten, wie durch seine Worte gezeigt, daß das Urtheil des Papstes und der Papst selber durch die versammelten Vertreter der christlichen Welt gerichtet werden konnten. Und das Concil von Trient hatte, trotz des Ueberwiegens italienischer und römischer Einflüsse, beide Sätze, wenn nicht geleugnet, so doch auch nicht bekräftigt."

Auch in England erklärten sich die Bischöfe, einzeln für sich und in Synoden vereinigt, gegen jede Unfehlbarkeit des Papstes, und außer den manchen Beweisen, welche Gladstone hierfür anführt, machen wir noch auf einen anderen aufmerksam, der in England wol bekannt ist und ihm entschlüpft zu sein scheint. In dem von Dr. Lingard verfaßten römisch-katholischen Katechismus, der vor ungefähr einem Jahrzehnt noch in allen höheren römisch-katholischen Lehranstalten, namentlich aber von dem im englischen Collegium zu Rom erzogenen Bischof von Liverpool, gebraucht ward, heißt es: Die Behauptung, daß die Katholiken glauben, der Papst sei unfehlbar, ist eine **„protestantische Verleumdung."** Doch der Vatican und seine Satelliten sagen: Das alles haben wir geändert. Denn, wie Gladstone ganz passend und richtig bemerkt, die vaticanischen Decrete haben nicht bloß die päpstliche Unfehlbarkeit bekräftigt, sondern sie haben noch beträchtlich mehr gethan in einem Decrete, welches viel zu viel übersehen wurde, und über das er, nachdem er es wörtlich angeführt, mit wahrhafter Beredtsamkeit Folgendes sagt: „Selbst da, wo die Urtheile des Papstes nicht die Beglaubigungen der Unfehlbarkeit darbieten, sind sie unappellabel und unumstößlich; Niemand darf sich ein Urtheil über sie erlauben, und alle Menschen, Cleriker wie Laien, vereinzelt oder zusammengenommen, sind verbunden, ihnen zu gehorchen, und von dieser Regel darf Niemand abweichen, außer auf Gefahr seines ewigen Heils. Sicherlich darf man sagen, daß das dritte Kapitel (in der dogmatischen Constitution) über unbeschränkten Gehorsam, ein gewaltiger

Nebenbuhler des vierten über Unfehlbarkeit ist. In der That scheint es, für einen Beobachter von außen, dem anderen die Würde zu lassen, sich selbst aber die Strenge und Wirksamkeit vorzubehalten. Das vierte Kapitel ist der merovingische Monarch, das dritte der karolingische Hausmaier. Das vierte hat einen Ehrfurcht-gebietenden Glanz, das dritte einen eisernen Griff. Wenig kommt darauf an, ob mein Vorgesetzter Unfehlbarkeit beansprucht, so lang er berechtigt ist, Conformität zu verlangen und zu erzwingen. Diese Conformität fordert er, wie man leicht ersehen kann, auch in Fällen, welche nicht durch seine Unfehlbarkeit gedeckt sind; Fälle deshalb, in welchen er die Möglichkeit zugiebt, im Unrecht zu sein, doch unerträglich findet, daß man es ihm sage. Da man ihm nun einmal in allen seinen Urtheilen gehorchen muß, selbst wenn sie nicht ex cathedra sind, so scheint es bedauerlich, daß er nicht die tröstliche Versicherung geben kann, daß sie alle auch bestimmt recht sind."

Auf Grund dieser und weiterer Beweise gelangte Gladstone zu folgenden Schlüssen:

1) Daß der Papst, autorisirt durch sein Concil für sich beansprucht das Gebiet, a) des Glaubens, b) der Moral, c) alles dessen, was die Regierung und die Disciplin der Kirche anbetrifft.

2) Daß er in gleicher Weise die Macht beansprucht, die Grenzen dieser Gebiete zu bestimmen.

3) Daß er sie durch keine anerkannte oder verständliche Linie von den Gebieten der Bürgerpflicht und der Unterthanentreue unterscheidet.

4) Daß er deshalb von jedem Convertiten und jedem Angehörigen seiner Kirche beansprucht, und vom Juli 1870 an mit voller Autorität beansprucht, daß dieser seine Loyalität und Bürgerpflicht dem Belieben eines Andern ausliefere, und dieser Andere ist er selber.

Hierauf legt sich Gladstone die Frage vor, ob, wenn die so eben aufgestellten Sätze wahr sind, sie auch thatsächliche Bedeutung haben. „Es sei," so sagt er, „die Lieblingsaufgabe seines Lebens gewesen, nicht Befürchtungen heraufzubeschwören, sondern zu beruhigen," und er behaupte nicht, „daß auswärtige Feinde, noch heimischer Verrath auf den Befehl des römischen Hofes diese friedlichen Ufer beunruhigen können. Mögen nun solche Befürchtungen träumerisch sein, so ist es doch noch träumerischer, nur für einen Augenblick anzunehmen, daß die Ansprüche eines Gregor VII., eines Innocenz III. und Bonifacius VIII. im 19. Jahrhundert wieder ausgegraben worden sind, wie gräuliche Mumien aus ägyptischen Sarkophagen, hervorgezogen werden, lediglich im archäologischen Interesse oder ohne bestimmten praktischen Zweck. Als vernünftigen Wesen muß sich uns die Ueberzeugung aufdrängen, daß diese erstaunlichen Behauptungen mit einem klar aufgefaßten und vorherbedachten Zweck vor der Welt zur Schau getragen wurden. Und welches ist dieser Zweck?" Die Antwort hierauf ist ebenso interessant wie schlagend. „Ein politisches Ziel von sehr greifbarer Art muß es sein," so meint Gladstone, „für welches man wohlüberlegt einen so kühnen Einbruch in die staatliche Sphäre gewagt hat. Und wahrlich, es ist ein kühner Einbruch. Denn es ist sonnenklar, daß die einfache Behauptung von Principien, die eine Befreiung von der Unterthanentreue aufstellen oder deren Vollständigkeit beschränken, in vielen anderen Ländern Europa's weit unmittelbarer als bei uns auf die Hervorrufung politischer Zwistigkeiten und auf Gefahren von höchst materieller und greifbarer Art hinausgehen. Der jetzt in Deutschland vorgehende Kampf fällt einem sofort als greifbares Beispiel ein. Ich bin nicht competent, eine Meinung über die Einzelnheiten des Kampfes abzugeben. Die Institutionen Deutschlands und die relative Schätzung von Staatsgewalt und individueller Freiheit sind wesentlich verschieden von den unseren. Aber so viel muß ich sagen, daß es erstens Preußen nicht allein ist, welches berührt wird; anderswo auch liegt der Zankapfel bereit, wenn auch der Streit darum noch verzögert wird. In anderen Staaten, namentlich in Oesterreich, sind neue Gesetze in Kraft getreten, die zu sehr ähnlichen Ergebnissen führen müssen, wie die, zu denen die Falk'schen Gesetze geführt haben. Die römische Curie jedoch besitzt in

großer Vollkommenheit eine Kunst, die Kunst des Abwartens, und hat den weisen Grundsatz, immer nur einen Feind zur Zeit zu bekämpfen. Zweitens, wenn ich die vom Vatican promulgirten Ansprüche richtig dargestellt habe, so ist es schwer zu leugnen, daß diese Ansprüche und die Macht, welche sie aufgestellt hat, in erster Linie verantwortlich sind für alle die Leiden und Gefahren des gegenwärtigen Conflicts zwischen den deutschen und römischen Verfügungen. Und das, was einst von Frankreich richtig gesagt wurde, kann jetzt von Deutschland nicht weniger richtig gesagt werden: sobald Deutschland beunruhigt wird, kann Europa keine Ruhe haben. Dieser Umstand würde mir weniger Sorge machen, hätte der Papst seine seit den Ereignissen von 1870 geänderte Lage freimüthig anerkannt und in einer ebenso klaren, wenn nicht ebenso emphatischen Sprache, als die, in welcher er die moderne Civilisation verurtheilt hat, Europa die Versicherung gegeben, daß er keine Partei nehmen wolle bei der Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft der Kirche durch Blut und Gewaltthat.... Wenn man nun den Ton der römischen Klagen und Beschwerden mit der Sprache der autorisirten und begünstigten päpstlichen Preßorgane und der ultramontanen Partei in ganz Europa (jetzt die einzig legitime Partei in der lateinischen Kirche) vergleicht, so gelangen gar manche zu dem schmerzlichen und empörenden Schlusse, daß eine bestimmte Absicht bei den geheimen Lenkern der römischen Politik besteht, bei irgend einer günstigen Gelegenheit und auf dem Wege der Gewalt, das Lieblingsproject der Wiederaufrichtung des weltlichen Thrones des Papstthumes zu verfolgen, selbst wenn es nur auf der Asche der Stadt und den bleichenden Gebeinen des Volkes wieder aufgerichtet werden könnte."

Aus dieser Stelle geht deutlich hervor, daß Gladstone die Staatsgefährlichkeit der ultramontanen Politik in ihrem ganzen Umfange erkennt, allein die Mittel, die er vorschlägt, um ihr zu begegnen und sie abzuwenden, sind durchaus die des englischen Politikers und er überschreibt sie ausdrücklich „on the home policy of the future". Mehr noch, es sind die Mittel, die seiner eigenen, persönlich bisher verfolgten Politik entsprechen. „Wohl kann ich mir denken," sagt er, „daß im Geiste Mancher eine Frage entsteht. Meine eigenen Ansichten und Absichten sind in der Zukunft von der geringsten Bedeutung. (Ganz sicherlich nicht, so meinen wir.) Doch wenn die von mir hier vorgebrachten Argumente es zu meiner Pflicht machen, meine Ansichten und Absichten zu erklären, so sage ich kurz, die Zukunft wird genau wie die Vergangenheit sein. In dem Wenigen, das von mir abhängt, werde ich mich später, ganz wie zuvor, von der Regel leiten lassen, gleiche bürgerliche Rechte, ungeachtet religiöser Differenzen, aufrecht zu erhalten, und allen Versuchen entgegenzutreten, die Mitglieder der römischen Kirche von der Wohlthat dieser Regel auszuschließen. Ich halte dafür," fährt er fort, „daß unser vorwärts gerichteter und ebener Cours nicht durch Thorheiten verändert werden sollte, deren Consequenzen zu zügeln, wenn es zum Schlimmsten kommt, dieses Land zugleich die Macht und, im Falle der Noth, den Willen haben wird."

Wol mag der englische Politiker so sprechen, da für England die Machtfrage nur noch ein historisches Interesse und der Kampf mit dem Ultramontanismus die Bedeutung eines Accidenzfalles hat, der auf seine Sphäre beschränkt, den Staat nicht berührt. Der deutsche Politiker wird anders urtheilen müssen über einen Kampf, in welchem, so weit Deutschland in Betracht kommt, die Machtfrage überhaupt erst zur Entscheidung steht, und über die Mittel, seinen Ausgang zu sichern, von welchem Existenz und Zukunft des Staates bedingt werden.

Berliner Chronik.

Die dramatische Production und die Theater.

Berlin, 15. December 1874.

Auf die fetten Kühe Pharaonis sind die mageren gefolgt. Keins unserer Theater hat in den letzten Wochen eine irgendwie bedeutende Neuigkeit zur Darstellung gebracht. Dies scheint mir denn doch trotz des preußischen Schiller- und des wiener Grillparzer-Preises für das beste Drama eine bedenkliche Ebbe in der dramatischen Production anzudeuten. Früher, so lange das Monopol der Hof- und größeren Stadttheater, allein auf ihren Bühnen Trauer- und Schauspiele aufführen zu dürfen, bestand, hatte der Einwand und die Klage der Dichter, daß sie ihre Stücke nicht „anzubringen" vermöchten, eine gewisse Wahrheit und Berechtigung. Mehr als etwa zwölf fünfactige neue Stücke wird ein Theater schwerlich im Laufe eines Jahres vorführen können und diese Zahl ist selbstverständlich ein verschwindender Bruchtheil gegenüber der Production. Jetzt aber erwarten in Berlin, von der Hofbühne abgesehen, sechs Theater sehnsüchtig jede neue Schöpfung, die nur von fern einen theatralischen Erfolg verspricht. Jede Gattung wird hier gesucht, von der Plauderei bis zur Tragödie. Gerade das Kühnste würde das Willkommenste sein, weil es die stärkste Wirkung erzeugt. Dennoch bewegen sich die Dichter meist in den ausgefahrenen Geleisen. Nach wie vor überwiegt das Buchdrama — jene Art der dramatischen Dichtung, die von vornherein, so wunderlich es klingt und so sehr die Dichter sich gegen diese Behauptung sträuben werden, nur die Lectüre nicht die scenische Darstellung in's Auge faßt.

An diesem inneren unheilbaren Widerspruch kranken, Ausnahmen natürlich zugegeben, die meisten historischen Dramen, die unsere Jugend in Anlehnung an das Schiller-Shakespeare'sche Vorbild zu dichten nicht müde wird. Wer sich die Mühe nimmt, nur den Ertrag dieses Gebietes in einem Jahre genauer zu betrachten, der erstaunt und erschrickt über die große, hier vergeudete Kraft. Vergleicht man die moderne Dramatik, wie sie sich in diesen Dichtungen abspiegelt, mit der aus der Periode von Schiller's Tode bis zu Gutzkow's Auftreten, so ist nach der Seite der Charakteristik, im Aufbau der Fabel, in der Kenntniß des historischen Materials im Allgemeinen der Fortschritt unverkennbar; nicht fortgeschritten dagegen ist die theatralische Mache, das Handwerksmäßige der Bühnendichtung. Eher möchte ich hier einen Rückschritt bezeichnen. Mir ist kein Trauerspiel der letzten zwanzig Jahre bekannt, das eine ähnliche theatralische Wirkung gehabt hat oder auch nur in der denkbar trefflichsten Ausstattung auszuüben vermöchte, wie Grillparzer's „Ahnfrau" oder Müllner's „Schuld". Nicht einmal der Erfolg von Brachvogel's „Narziß" reicht daran. Das Bedenklichste ist der Mangel der elementarsten Kenntniß der modernen Bühne. Ich habe diesen Arbeiten gegenüber die Empfindung, als wollte einer ohne den Euklid zu kennen den Satz vom goldenen Schnitt beweisen. Dramen, doppelt so lang wie „Maria Stuart", mit beständigem Wechsel der Decoration, sind nichts

Seltenes. Dabei muß sich Jedem, der ein Theater besucht, der störende Eindruck des Decorationswechsels — nun gar bei der jetzigen Einrichtung, wo jede Veränderung der Scene mit dem Fallen des Vorhangs bezeichnet wird — aufdrängen. Solche Verstöße sind bei den Franzosen unmöglich, aber unsere Dichter wollen nicht begreifen, welcher Vortheil für die Führung der Handlung, welcher Hebel der Spannung in der stehenden Decoration, wenigstens für jeden Act, liegt. Zu diesen äußerlichen Mängeln gesellt sich dann die unglückliche Wahl des Stoffs. Der Genius, selbst das große Talent wissen auch dem sprödesten Marmor die vollendete Gestalt abzulocken, für sie gibt es im Grunde keine Kritik, das Maß der Kunst und ihres Könnens ruht in ihrer eigenen Brust. Es handelt sich aber auch nicht um sie, sondern um die Mehrzahl leichterer Talente, die im Labyrinth des historischen Drama's ohne den rettenden Faden der Ariadne hin und her irren, von Nero zu Friedrich Barbarossa, von König Roderich zu Francesca von Rimini. In erklärlicher Poetentäuschung schieben sie ihr Interesse an diesen Gestalten dem unbeschreiblichen, unbegreiflichen Ungeheuer unter, das Theater-Publicum heißt. Die Dichtung wird zunächst einigen Freunden mitgetheilt, in einem kleinen Kreise vorgelesen und findet hier, eben weil sie einzig und allein ein Lesedrama ist, gerechte Anerkennung. Dadurch ermuthigt geht der Dichter weiter: er sendet sein Drama an einen „gefürchteten" Theaterkritiker — „gefürchtet", ach! bei den Musen, zumeist pflegen wir Kritiker uns vor jedem neuen Stück zu fürchten — und erhält eine aufmunternde Antwort. Niemand, der ein poetisches Empfinden und Gefühl für die Tragik in der Geschichte hat, wird z. B. die schönen Dichtungen Hans Herrig's „Alexander" und „Jerusalem" ohne Ergriffenheit lesen; er kann nicht anders, als den Reichthum bedeutender Gedanken, den lyrischen Schwung, den dramatischen Zug in der Gegenüberstellung der sich bekämpfenden Parteien loben. Ob dieser Eindruck bei einer Theatervorstellung vorhält, erscheint mir mehr als problematisch. Ja, ich selbst bin meiner eigenen Stimmung nicht sicher; bald stört mich der Schauspieler oder die mangelhafte Ausstattung, bald — und das ist die Hauptsache — die Berührung mit, die Ansteckung durch das Publicum. Der allgemeine Ausdruck des Unbehagens, der Langenweile, der Theilnahmlosigkeit in einer Menge zerstreut auch die Aufmerksamkeit des freundlich Gesinnten. Dem einzelnen gebildeten Leser genügt der Dichter, die Seele der Masse weiß er nicht zu rühren. Die historischen Probleme, die er aufstellt, lassen die Zuschauer kalt, theils, weil sie uns zu fern liegen, theils, weil sie an sich gleichgültig und überwundene Dinge sind. Ich fürchte, die ganze Form unserer geschichtlichen Dramen hat sich überlebt. Die Bühne ist nicht mehr die Stätte, von der das Volk Sprüche politischer Weisheit und die Lehren Klio's vernehmen will. In der Wandlung der Zeiten hat sie aufgehört, Rednertribüne und Lehrkanzel zu sein. Erfolgreich hat sich die politische Beredtsamkeit der poetischen zur Seite gestellt und drängt dieselbe, durch ihr bloßes Dasein, in den Schatten. Viel stärkere Donner, als in der Dichtung, grollen in parlamentarischen Sitzungen. Nur die mächtigsten Dichter vermögen sich noch dagegen zu behaupten: es sind die alten Lieblinge des Volkes. Dem jungen Geschlecht glückt der tragische Wurf, die Löwengeburt nicht mehr, vor Allem — was die Dichter nicht hören wollen — es ist gar kein Bedürfniß nach Trauerspielen vorhanden. Mehr als ausreichend deckt das classische Repertoire die Nachfrage. Die Franzosen haben mit ihrem Scharfsinn längst den historischen Wald verlassen, höchstens daß sie zuweilen in seinen Ausläufen, wo die Historie in das Genre übergeht, siehe Sardou's „La Patrie" und „La Haine", von einer riesigen Tanne oder Eiche einen Ast abbrechen, um ihn dem Publicum schön aufgeputzt mit Komödienflittern zu zeigen. Das Buchdrama in unserem Sinne kennen sie nicht, ihre Poeten haben immer und ausschließlich die reale Bühne und den theatralischen Effect im Auge. Auf die Schilderung der Sitten, der gesellschaftlichen Zustände richtet sich das größere wie das geringere Talent. Die Wiederholung derselben Fragen und Vorwürfe, die unmittelbare Anschauung und Beobachtung des modernen Lebens bringen endlich das vollendete Kunstwerk hervor. Von dieser strengen Schulung,

von diesem ernsthaften, unverrückt nach einem Ziel gewandten Streben ist bei unseren Dramatikern, wenn wir sie als Gesammtheit betrachten, wenig zu spüren. Jeder geht nicht nur seinen besondern Weg, sondern jeder versucht in jedem Stück etwas Anderes. Wir bewundern die Vielseitigkeit des Poeten, der heute „Die Journalisten" und morgen „Die Fabier" uns schenkt, aber die Bühne zieht keinen rechten Nutzen davon, ihr wäre ein neues Lustspiel viel willkommener gewesen, als eine römische Tragödie. Denn das Lustspiel, die hohe und die niedere Komödie, die sich in der Gesellschaft, wie wir alle sie kennen, bewegt, sich mit modernen Fragen, Verwickelungen, Zuständen beschäftigt, ist noch der einzig lebenskräftige Zweig am Baum der dramatischen Kunst, hier allein kann der Dichter noch hoffen, originell zu sein. Es wird auf Menschenalter hinaus ein thörichtes Unterfangen bleiben, um den Lorber der Tragödie mit Shakespeare und Schiller ringen zu wollen. Auf dem Gebiet der Komödie schreckt die Poeten kein solcher heroischer Schatten, kann sie nicht schrecken, da jedes Jahr eine neue Frucht menschlicher Thorheit zeitigt. Le Sage hat seinen „Turcaret", Balzac seinen „Mercadet" geschaffen — aber moderne Gründungen, den „großen Krach" haben beide nicht einmal geahnt. Die „gelehrten Frauen" Molière's, die Blaustrümpfe, die ab und zu in unseren älteren Komödien erscheinen, ähneln durchaus nicht unserer modernen Mädchenjugend, die „zur Erwerbsfähigkeit" gedrillt wird, und den tapferen Matronen, welche „die wirthschaftliche und wissenschaftliche Emancipation des Weibes" so beredt und so komisch vertheidigen.

Aber für wen schreibe ich das Alles? Alfred Timpe — Gutzkow hat den angehenden Dramatiker, der für den Schillerpreis „dichtet und denkt", so genannt — lächelt vornehm darüber. Was sollen ihm die Rathschläge eines mittelalterlichen Kritikers? Ueber seinem Haupt schwebt der Messiasstern, in seiner Brust ruht ein König Wamba oder ein siebenter Gregor. Ihm wird gelingen, was keinem noch gelang. Glückliche Jugend, wie gern ließe ich dich in deinen goldglänzenden Wolkenreichen, die ach! die Wirklichkeit nur zu bald zerstören wird, wenn du nur deine beste Kraft dort nicht nutzlos an Schemen vergeuden wolltest! Du gießest Wasser in's Faß der Danaiden. Die anderen Leser wollen mir Entschuldigung gewähren: es galt, einmal den Punkt zu berühren, an dem unsere deutsche dramatische Production krankt, der sie, wenn man nur das Theater betrachtet und das Buchdrama, mit der verhängnißvollen Bemerkung: „den Bühnen gegenüber Manuscript", ganz außer Acht läßt, von Jahr zu Jahr dürftiger und ärmlicher erscheinen läßt.

In dieser Noth haben sich einige Theater mit Gastspielen bekannter Künstler, die Hofbühne mit der Auffrischung classischer Dichtungen zu helfen gesucht. Am Stadt-Theater gastirt seit Wochen Herr Emmerich Robert, am Wallner-Theater Herr Friedrich Haase, der jetzige Director des Leipziger Theaters, am Residenz-Theater Frau Eleonore Wahlmann, die Tragödin des Stuttgarter Hoftheaters. Zu drei Dingen ist die vielgeschmähte Theaterfreiheit gut: sie macht dem Volk in allen Classen den Zutritt zu den Meisterwerken der dramatischen Dichtung möglich; sie eröffnet der Production ein größeres und ausgiebigeres Absatz- und Versuchsfeld; sie gibt dem begabten Schauspieler Gelegenheit, sich häufiger einem fremden Publicum zu zeigen, Anregungen zu empfangen, die ihm zu Hause ewig fern geblieben wären, und seinerseits wieder auf einen Kreis von Mitstrebenden, von jüngeren oder unbedeutenderen Schauspielern fördernd und anfeuernd einzuwirken. Ein glänzendes Beispiel für die letzte Behauptung bietet Frau Wahlmann. Ihre Spielweise, ihr Rollenfach weisen sie auf die Bühne des Schauspielhauses, aber man weiß, wie schwer zugänglich dieselbe fremden Künstlern ist. Frau Wahlmann war somit bis vor einigen Jahren von den Berliner Bühnen gleichsam ausgeschlossen, dem Publicum durchaus unbekannt. Seitdem hat sie sich hier, auf verschiedenen Theatern erscheinend, die Anerkennung der Kritik, die Theilnahme der Theaterfreunde gewonnen. Zu einem großartigen Erfolg ist ihr Talent freilich nicht durchgedrungen. Frau Eleonore Wahlmann hat sich nach dem rhetorisch-akademischen Muster gebildet, sie ist zuerst und zuletzt wie Clara Ziegler eine Schönrednerin. Aber es fehlt ihr die Gewalt dieser Stimme,

sie führt nicht, wie Frl. Ziegler „einen Donnerkeil im Munde". Sie spricht und betont richtiger, als die Münchener Schauspielerin; in der Gliederung der Sätze, in der Klarheit der ruhigen Rede erkennt man den fein abwägenden Verstand der hochgebildeten Frau: schade, daß der Dämon ausgeblieben. Die Medea, die Königin Elisabeth der Frau Wahlmann kommen über eine mittlere Höhe nicht hinaus, weder in der Auffassung des Charakters, noch in der Darstellung. Ueberall tritt uns die erfahrene, die wissende Schauspielerin entgegen, wir vermissen den originellen Zug, das Ursprüngliche der Leidenschaft. Das Ganze bleibt zu sehr und zu ausschließlich im Rahmen der Bühne, wir vergessen zu selten, daß wir eine Theaterkönigin, eine Theaterzauberin vor uns haben. Zuweilen guckt unter dem nachschleppenden Gewande sichtbar der Cothurn hervor, auf dem sich die Schauspielerin stattlich bewegt. Das vermag uns nun nicht in die Illusion hineinzuzaubern, und wenn die Künstlerin gar uns Essex' Elisabeth mit dem blühenden Antlitz einer dreißigjährigen Dame vorführt, so verwischt sich der Charakter der Gestalt, des ganzen Stücks, Alles nimmt den komödienhaften Zug an. Am besten gelingen der Künstlerin die hochpathetischen Reden; hier kommen der lyrische Schwung und die Neigung zum Declamatorischen, die in ihr vorwaltend sind, zu ihrem Recht, ohne dem Dramatischen Eintrag zu thun. Frau Wahlmann brauchte eine ihr ebenbürtigere Umgebung, als ihr jetzt auf dem Residenz-Theater zu Theil wird und werden kann; sie glänzt mehr in einem wohlgeschulten, fein abgetönten Ensemble, als in einem virtuosen Allein-Spiel. Unter den jüngeren, meist noch unreifen Kräften des Residenz-Theaters herrscht eine ganz andere Spielweise, ein ganz anderes Streben vor, sie alle sind Naturalisten, Frau Wahlmann ist unter ihnen die einzige Idealistin; während sie in tragischen Stellungen tragisch declamirt, sprechen die Anderen ihre Verse wie die deutsch-französische Prosa, an die sie durch die Uebersetzungen Sardou's und Dumas' gewöhnt sind. Dadurch kömmt eine unlösbare Dissonanz in die Darstellung.

Viel glücklicher hat es Friedrich Haase in dem Wallner-Theater getroffen. An wahrhaft schauspielerischem Genie überragt er nicht nur die Mehrzahl derer, mit denen er jetzt zusammenspielt, sondern auch Frau Eleonore Wahlmann. Aber die Schauspieler, auch die mittelmäßigen, finden sich leichter und schneller im Lustspiel, als in der Tragödie zurecht und zusammen. Eine leidliche Aufführung der „beiden Klingsberg" oder des „Fräuleins von Seiglière" läßt sich mit gutem Willen auf jeder größeren Bühne bewerkstelligen, weder im Burgtheater noch im Berliner Schauspielhause habe ich jedoch eine Aufführung der „Medea" gesehen, die in allen Punkten billigen Ansprüchen genügt hätte. Bald fehlte es hier, bald hinkte es dort. Neues hat Friedrich Haase uns nicht geboten: sein „Königslieutenant", sein „Marquis von Seiglière", sein „Klingsberg", der Lord Harleigh aus dem abscheulichen Stück: „Sie ist wahnsinnig", sein „Bonjour" — es gibt in Deutschland kein Theater, auf dem sie nicht erschienen und bejubelt worden wären. Die älteren Theaterfreunde in Berlin kennen sie so zu sagen auswendig. Man braucht keineswegs mit Allem, was der Künstler macht, einverstanden zu sein, und ist doch von der Gesammterscheinung geblendet. In ernsten, tragischen Rollen vermag mich Friedrich Haase nicht zu fesseln und hinzureißen, es ist etwas in mir, was sich weigert, an seinen Hamlet oder Cromwell zu glauben. In diesen humoristischen, bald komischen, bald boshaften, halb sentimentalen, halb ironischen Gestalten dagegen, denen allen der Stempel des Genrehaften aufgeprägt ist, die zu ihrer Verkörperung der sorglichsten und genauesten Detailmalerei bedürfen, gehört er zu den ausgezeichnetsten deutschen Schauspielern; hat der Dichter ihnen nun gar den Hautgoût adeliger Verkommenheit — ich betone das Beiwort adelig, es ist der Punkt über dem J in Haase's Darstellung — eine nicht zerlegbare Mischung von vornehmen Formen und Lasterhaftigkeit, von aristokratischer Frechheit und Gewissensbissen gegeben: so ist Friedrich Haase ein Schauspieler, wie es zur Stunde keinen zweiten gibt. Verachtet diese Klingsberg's, diese Fresinau's — aber Hut ab vor dem Künstler, der sie geschaffen! Von dem historischen Menschen hat Haase nichts als das jeweilige Kostüm, das er trägt, für den Menschen in der

Gesellschaft besitzt er das feinste Gefühl. Selbst eine queckfilberne, bewegliche, ironische Natur, weiß und empfindet er sich in Wahlverwandtschaft mit den ähnlichen Figuren der Dichter. Eine scharfe Beobachtung des Lebens, die virtuose Ausbildung seines angeborenen schauspielerischen Könnens tragen dann das Ihrige zur Vollendung seiner Darstellung bei. Durch eine Fülle von kleinen Zügen überrascht er den Zuschauer und setzt zugleich dem Charakter, den er darstellt, immer neue Lichter auf. Er läßt die Figur vor uns sich entwickeln und entfalten, statt gleich mit einem Wurf Alles zu geben. Originell in der Anlage, sauber in der Ausführung, aus der Darstellung seiner Vorgänger und Nebenbuhler mit glücklichem Griff den Einfall, die Geberde ergreifend, die er harmonisch mit seiner Weise verbinden und verschmelzen kann, hält er den Zuschauer beständig in Staunen, Lachen, Bewunderung fest. Da sich der Künstler bei seinem diesmaligen Gastspiel auf sein eigenstes Gebiet beschränkte und nur längst erprobte Gestalten vorführte, war er des glänzendsten Erfolges sicher. Wer will, kann eine Predigt gegen das Virtuosenthum daran knüpfen; dem Theaterpublicum indessen scheint es ein Bedürfniß zu sein, von Zeit zu Zeit seine Lieblinge in den alten Masken und Kleidern wiederzusehen.

Im Stadt-Theater gastirt seit längerer Zeit Emmerich Robert, noch vor wenigen Jahren der verzogene tragische Jüngling-Held des Hoftheaters, dann am Stadttheater zu Wien, unter Laube's Leitung, als erster Stern glänzend. Erst allmählich hat er sich das Vertrauen und den Glauben der Berliner wieder errungen und findet jetzt, nach der Meinung der Kritik, den verdienten Zuspruch und Beifall. Seine bedeutendsten Rollen sind Hamlet, Sigismund („Das Leben ein Traum"), Uriel Acosta, Molière („Das Urbild des Tartüffe"). Wenn der Künstler in Wien an „Vortragskunst" gewonnen, so hat er dafür die schöne Natürlichkeit, die ihn im Anfang seiner Laufbahn auszeichnete, beinahe ganz verloren: eine virtuose Begabung, ein wohlklingendes Organ, eine gewisse Ritterlichkeit in Gang und Haltung werden ihm eine hervorragende Stellung in der deutschen Bühnenwelt, wie sie nun einmal ist, sichern. Talent wie Ausbildung weisen ihn auf den rhetorischen Pfad, sein Vortrag überwuchert sein Spiel, unter der wallenden Toga verschwinden die bestimmten, charakteristischen Formen.

Wie schon bemerkt, hat die Hofbühne durch die Neueinstudirung älterer Sachen dem Mangel an Neuigkeiten abzuhelfen gesucht. Sie hat Heinrich's von Kleist Lustspiel „Der zerbrochene Krug" und Schiller's „Verschwörung des Fiesco" zur Aufführung gebracht. In seinen Figuren, in seinem Farbenton, in der breiten, in alle Einzelheiten sich liebevoll vertiefenden Ausführung ist „Der zerbrochene Krug" ein echtes niederländisches Gemälde. Der Einfall, die Begebenheit nach Holland zu verlegen, ist einer der glücklichsten, der noch einem Dichter gekommen ist. So hat die Fabel, so haben die Gestalten des Dorfrichters Adam, der Frau Marthe Rull, ihrer Tochter Eva einen culturhistorischen Hintergrund erhalten; sogar der Krug, auf dem die Abdankung Kaiser Karl's V. gemalt war, erhebt sich aus seiner unhistorischen Nichtigkeit zu Werth und Bedeutung. Wir haben ein Bild in der Weise und Farbengebung Brouwer's, Ostade's, Teniers' vor uns. Wie bei ihnen bildet eine täppische Liebelei, eine tüchtige Prügelei den Einschlag der Handlung. Mit ihrer Genauigkeit, die jede Falte im Antlitz ihrer Originale nachmalte, ist der Dorfrichter Adam gezeichnet: eins der eigenartigsten Cabinetsstücke der deutschen dramatischen Kunst. Man kann diesem alten, durchtriebenen, verliebten, boshaften Schelm in seiner vergnüglichen Selbstgefälligkeit, in all' seinen wechselnden Humoren, von vertrauender Sicherheit, frechem Läugnen, selbstbewußtem Trotz zu feiger Kriecherei, nicht gram werden, wenn man ihn von Meister Döring dargestellt sieht. Die ganze Darstellung ging lustig und malerisch ineinander. Um so weniger befriedigte die Aufführung des „Fiesco". Außer dem Gianettino des Hrn. Berndal und dem Muley-Hassan des Hrn. Kahle — einer mehr drolligen als gefährlichen Bestie — blieben die Uebrigen weit hinter Schiller's Gestalten zurück. Die Herren Ludwig und Deetz, die Damen Erhartt und Stollberg ragten seinem Fiesco und Ver-

rina, seiner Leonore und Julia, die Einen bis zur Schulter, die Andern noch nicht einmal so hoch. Die Berliner Hofschauspieler haben es verlernt, den jugendlichen Schiller zu spielen. Den Schwung, das Pathetische, das Himmelstürmende suchen sie durch einen sogenannten „natürlichen" Ton zu ersetzen. Es geht Alles so glatt, so zimperlich, so akademisch gemessen her, daß man eben nur einem Schattenspiele beizuwohnen wähnt. Die Begeisterung ist fort, das Phlegma ist geblieben. Auf die Ausstattung hat man wieder viel Mühe verschwendet, ohne uns doch einen einzigen für Genua charakteristischen Prospect zu zeigen: eine hohle leere Pracht. Während Schiller für den fünften Act nur eine Decoration angibt, theilt man auf unserer Bühne den Act in zwei Scenen mit zwei verschiedenen Decorationen; dagegen läßt man, so lächerlich es ist, Verrina in Fiesco's eigenem Zimmer dem Bourgognino erklären, daß Fiesco sterben müsse. Die imposante Eingangsscene des dritten Acts, deren Schrecken der Dichter durch die Schrecken der Natur, in die er sie versetzt, „furchtbare Wildniß", schreibt er vor, wie es Shakespeare im „Macbeth" und „Lear" gethan, hat man gelassenen Sinnes fortgestrichen.

Außer zwei einactigen, durchaus nichtigen Kleinigkeiten: „Ein gefährlicher Freund" aus dem Französischen von A. Fresenius und „Neckereien" von A. von Winterfeld, die am 20. November aufgeführt wurden, hat die Hofbühne als einzige größere Neuigkeit Mosenthal's „Sirene", eine Komödie in vier Acten, am 12. December zur Darstellung gebracht. Es ist eine Variante auf das unerschöpfliche Gouvernanten- und Gesellschafterinnen-Thema, das in einer Zeit der praktischen Frauenemancipation von vornherein auf Theilnahme rechnen darf. Das Drollige in all' diesen Romanen und Komödien ist es nur, daß sie gleichmäßig mit der Forderung der Selbständigkeit des Weibes beginnen, irgend eine neue „Erwerbsthätigkeit" für die Töchter gebildeter Stände aufzufinden sich bemühen und, Ende gut, Alles gut, mit einer vornehmen Ehe des herrlichen Mädchens schließen. Bei Mosenthal gewahre ich schon einen demokratischen Fortschritt. In Bauernfeld's „Aus der Gesellschaft" gewinnt die Gesellschafterin einen Fürsten Lübbenau, Mosenthal's „Sirene" begnügt sich mit einem Herrn von Eggenburg, der eine Professur in Boston angenommen hat. Die Variante in dem auf der Bühne heimischen „interessanten Mädchencharakter" ist übrigens gefällig und anmuthig. Mosenthal hat seine Heldin aus dem melancholischen Thal der Thränen, der unglücklichen Liebe, der unerfüllten Hoffnungen gerettet: Elise Jung lacht sich durch das Leben. Aus einer Stellung entlassen, lacht sie sich in eine andere hinein; ich hätte sie lieber Nixe als Sirene genannt. Heine hat im „Romanzero" ein Paar hübsche Strophen auf eine Ottilie gedichtet, die auch auf Mosenthal's Sirene passen. Ich setze sie her:

Wie das Persönchen fein formirt! Die süßen
Meergrünen Augen zwinkern nixenhaft.
Sie steht so fest auf ihren kleinen Füßen,
Ein Bild von Zierlichkeit, vereint mit Kraft.

Der Ton der Stimme ist so treu und innig,
Man glaubt zu schaun bis in der Seele Grund;
Und Alles, was sie spricht, ist klug und sinnig,
Wie eine Rosenknospe ist der Mund.

Einem solchen Wesen ist Friedrich von Eggenburg, ein Mann über die Dreißig hinaus, in der Villa Albani begegnet. Er steht bewundernd vor einer marmornen Sirene in der Villa Albani — die Archäologen werden wissen, ob es marmorne Sirenen aus dem griechischen Alterthum gibt — als hinter ihm ein silberhelles Lachen ertönt. Er blickt sich um: da steht die antike Sirene in modernem Fleisch und Blut, Elise Jung, die abenteuerliche Gesellschafterin einer puritanischen Lady. In Deutschland treffen sich beide wieder: Elise ist jetzt die Gesellschafterin einer verwitweten Generalin von Wallsee, einer „intimen" Freundin Eggenburg's. Durch einen Zufall findet er sich bei einem Stelldichein, das ihm die Generalin gegeben,

nicht mit dieser, sondern mit Elisen zusammen. Die Liebe ist natürlich da, ehe sie erklärt wird. In sehr verfänglicher Situation überrascht die zurückkehrende Dame das Paar. Entrüstet weist sie die „Sirene" aus dem Hause. Eggenburg führt die Obdachlose in das Haus seiner Tante, eines alten Fräuleins. Da er mit der Tochter eines väterlichen Freundes, des Präsidenten Waltersdorf, verlobt ist, könnte die ganze Sache ein bängliches Aussehen annehmen, wenn ihm seine Braut nicht in aller Form Rechtens einen Korb gäbe. In seinem Vaterlande behagt es ihm nicht, nach des Dichters Meinung ist er ein genialer Mann, dem gar nicht Ehre genug erwiesen werden kann. Nun wollen ihn zwar die Demokraten zu ihrem Abgeordneten wählen, aber da sie sich in seine Privatverhältnisse drängen, kehrt er ihnen den Rücken; die Generalin verschafft ihm ein Ministerportefeuille, aber er weigert sich, es anzunehmen, da er es nicht seinem Verdienste, sondern nur der Protection verdankt. Wie man sieht, ist dieser rechtschaffene Mann schwer zu befriedigen. In Amerika hofft er, gerechtere Anerkennung zu finden. Inzwischen langweilt sich der Kobold Elise höchlich bei dem alten Fräulein in ihrem geradlinig eingerichteten Haushalt und wird auch von dieser, so gutmüthig sie ist, mit leisem Kopfschütteln betrachtet. In dieser Noth denkt die Sirene daran, sich auf die Bühne zu lachen und bei einem Jugendfreunde, der zum Theaterdirector sich emporschwingt, ein Engagement anzunehmen. Der Puritaner Eggenburg räth mit einer Art Entsetzen von diesem Schritt ab und will Abschied von ihr nehmen; bei der Erklärung, daß er nach Amerika übersiedeln würde, stürzen der immer lachenden Sirene die hellen Thränen aus den Augen. Entzückt und gerührt schließt sie Eggenburg in seine Arme: diese Thränen sind ihm ein Beweis ihres liebenden Herzens, ihres tiefen Gemüths. Gott Amor segne sie Beide, ich für mein Theil fürchte mich viel mehr vor den Thränen, als dem Lachen einer Nixe. Falsch sind beide, aber die Thränen falscher. — Die Handlung ist gering, die Charaktere, mit Ausnahme der Sirene, entbehren der frischen Originalität, aber das Gemälde der modernen, specifisch wienerischen Gesellschaft ist lebendig, anschaulich und in den Grenzen der guten Sitte gehalten. Die fromme, stark in der Politik arbeitende, einem fragenden Männerblick nicht unzugängliche, vornehme Witwe; der demokratische Redacteur mit dem stark ausgeprägten Selbstgefühl, der von den geistigen Brosamen, die von dem Tische besserer Männer fallen, lebt; der lustige Komödiant: sie sind nicht neu aus der Menschenwoge aufgegriffen, allein wahr und interessant wiedergegeben. Die Sprache fließt leicht und klar; bis auf einige Scherze, die mehr in das Vorzimmer und auf den Markt gehören, weht ein Salonduft über das Ganze hin. Frau Niemann als Sirene traf nicht ganz die Kindlichkeit und den naiven Ton, die, wie mir scheint, der Dichter voraussetzt; die Künstlerin hat einen leisen Zug von der bewußten Kokette geborgt; Herr Berndal als Eggenburg war ein alternder, gelangweilter Liebhaber.

Zum Schluß sei mir eine rein persönliche Bemerkung gestattet. In meinem Bericht über Albert Lindner's Trauerspiel „Marino Falieri" habe ich ihm in einem Punkt Unrecht gethan. Ich bestritt ihm die Existenz einer Kirche S. Pietro e Paolo in Venedig. Mir wird mitgetheilt, daß ich mich im Irrthum befinde. Eine diesen Aposteln gewidmete Kirche gab es wenigstens zu Falieri's Zeiten, sie ist im 16. Jahrhundert abgebrochen worden; die Verschworenen sollen sich dort versammelt haben. Lord Byron's Local im dritten Act seines Falieri: „Raum zwischen dem Canal und der Kirche S. Giovanni e Paolo. Eine Reiterstatue vor derselben" — ist ganz phantastisch, die Kirche ist erst um 1430 vollendet, das Reiterbild — Bartolommeo Colleone — erst um 1496 gesetzt worden.

Karl Frenzel.

Musikalisches aus Berlin.

November — December 1874.

Wilhelmj's zweites und letztes Concert fand vor dem glänzendsten Auditorium statt. Der große Virtuose, welcher den nicht genug zu schätzenden Vorzug besitzt, seinen Concerten durch Vorführung von Novitäten auch ein literarisches Interesse zu verleihen, spielte außer der Ciaconne von Bach ein Rubinstein'sches Concertstück und die A-dur-Sonate von Raff für Piano und Geige. Das Rubinstein'sche Werk leidet, wie so viele Arbeiten des talentvollen Mannes, an einem disparaten Wesen, welches mir weniger ein Natur-, als ein Redactionsfehler zu sein scheint. Wäre sein kritisches Vermögen seinem schöpferischen ebenbürtig, so würden wir seinen Werken gegenüber nicht so oft die kaleidoskopische Empfindung haben, das Schöne mit dem Unschönen in so unberechenbarer Weise vermengt zu sehen. Begabung allein schafft keine Kunstwerke: wer nicht den echten Kunstverstand und Kunstwillen besitzt, wird niemals etwas gestalten, was den höchsten Anforderungen der Kritik genügt. Wohin wir in der Kunst blicken, alles Werthvolle, Bleibende ist nicht improvisatorisch, sondern mit Aufbietung der ganzen Kraft künstlerischer Besinnung geschaffen worden. Das Rubinstein'sche Stück gleicht einer Karte Afrika's: die Küsten sind bewohnt, in der Mitte liegt die Wüste. — Die Sonate Raff's ist eine der glücklichsten Arbeiten des Componisten; sie enthält einige geradezu hinreißende Momente, so das zweite Thema im ersten Satz, das des größten Musikers würdig ist. Wilhelmj entfaltete in beiden Leistungen, namentlich in der die ungeheuersten Schwierigkeiten enthaltenden Rubinstein'schen Composition, sowie in der Bach'schen Ciaconne, diesem von einem Genie geschaffenen Werke, welches sich die Aufgabe gestellt zu haben scheint, den Genius des Instrumentes mit dem unwiderstehlichen Zauber seiner geheimsten Gewalten zu citiren, die vollendetste Meisterschaft. Die Geheimschrift Bach'scher Polyphonie, diese räthselhafte Geschäftigkeit der einzelnen Stimmen, ihre gemüthvolle Beharrlichkeit, ihr stolzes Auflehnen wie ihre vertrauliche Auflösung, ist auf kleinerem Raume wol nie verzeichnet worden. Wenn hier die Blumensprache, welche nur Joachim's Geige zu sprechen versteht, mitunter vermißt wurde, so soll Wilhelmj daraus kein Vorwurf gemacht werden. Jeder trägt die Contouren, in denen er einmal gedacht ist, und es ist thöricht, vom Morgen den Abend zu verlangen.

Die Singakademie hat in ihrem zweiten Abonnements-Concert die Bach'sche Cantate „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit" und die „Missa pro defunctis" von Franz Lachner vorgeführt. Unter den unzähligen Kirchencantaten Bach's, von denen in der Gesammtausgabe seiner Werke bis jetzt 90 erschienen sind (mindestens ebensoviel sind noch zu erwarten), nimmt die in Rede stehende, eine ziemlich frühe Arbeit, nach meinem Gefühl nicht ganz die Stelle ein, welche ihr Spitta, der ausgezeichnete Biograph Bach's, anweist. Sie ist ein Bach'sches Stück, also voll all jener Größe der Innerlichkeit, jener fast mystischen Vertiefung in den Erlösungs-

gedanken, aber sie hat noch nicht die Unbefangenheit und den freien, oft geradezu demonstrativen Ausdruck der späteren Arbeiten. Alles darin ist noch latent, als wollte sich sein ungeheurer Geist erst in Demuth reifen, ehe er die süße Fülle seiner Früchte bot. In der Zurückhaltung eines so unfaßbar großen Menschen — welche Lehre für uns Nachgeborene, die wir mit so unehrerbietiger Hast, mit so frühreifem Vertrauen und so frühwelker Kraft unsere Bahnen wandeln! — Das Lachner'sche Requiem ist ein mit großem Geschick geschriebenes Chorwerk, in welchem jedoch die verhängnißvolle Schwebe zwischen conventioneller Behandlung des Textes und dem unleugbaren Triebe, ihn individuell phrasiren zu wollen, zu einem Compromiß geführt haben, welcher dem Werke etwas Hermaphroditisches gibt. Cherubini'sche Wirkung hat dem Autor wol vorgeschwebt, aber es fehlt ihm, vom Musikalischen ganz abgesehen, das katholische Pathos, welches jenen so groß machte. Im „Dies irae" Cherubini's hört man die prasselnden Flammen des höllischen Feuers; das Lachner'sche ist am Kamin geschrieben. Seine Posaunen im „Tuba mirum" klingen wie Kindertrompeten, und sein „Benedictus" macht nicht den Eindruck, als ob es „in nomine Domini," sondern im Namen eines Theaterintendanten gerufen würde. Auch muß ich bei aller Verehrung vor einem so bewährten Meister wie Lachner bekennen, daß es mir mit seinem Requiem wie mit seinen berühmten Orchestersuiten geht: ich weiß nämlich nicht, was unter Lachner'scher Musik zu verstehen ist. Sie ist alles, was man will, wohlklingend, gescheidt, oft voller Geist, sie ist tüchtig und correct, aber sie ist nicht Lachner'sche, sondern völlig abstracte Musik. Man gebe mir einen Takt von Gade, Franz, Wagner, Mendelssohn, Schumann (ich könnte noch Viele nennen), und ich will sagen, wer ihn geschrieben hat. Aber Lachner? Wenn es nicht der Mangel eines Gesichts wäre, ich wüßte nicht, woran ich es erkennen sollte. Das Wunderbare aber ist, daß ein Mann, der sich selbst nie copirt, doch niemals auf fremden Fährten zu finden ist. Ich denke mir, es gibt irgendwo im Universum eine große Bowle, in die alle Zeiten und Generationen ihren Most versenkt haben. Kometenwein und Grüneberger, alles ist kosmopolitisch vertraulich darin bei einander. Aus diesem Sylvesterpunsch der Jahrhunderte schöpft Lachner. — Mich von diesem trunkenen Bilde zu ernüchtern, kehre ich zur Singakademie zurück. Die Ausführung beider Werke ließ nichts zu wünschen übrig. Der Chor hat an Blumner einen ganz vortrefflichen Dirigenten. Schon die hohe Messe Bach's imponirte mir vor einigen Jahren durch das Feuer und die Präcision seiner Leitung. Die Sinfoniekapelle erscheint für die Begleitung solcher Werke recht wenig geeignet. Es ist in ihr ein so verdrießliches Spielen, eine Art von Samstags-Musik, die mir mißfällt. Es mag schwer sein, sich unter des Lebens Mühen auf der Höhe Bach'scher Figuration zu halten. —

In den Reichshallen gibt man jetzt Liszt's Faust-Sinfonie. Die Zeit ist vielleicht gekommen, über die Compositionen eines der merkwürdigsten Menschen ein ruhiges Urtheil zu fällen. Das Parteigezänke fängt an sich zu erschöpfen und der Versuch wäre denkbar, zwischen Vergötterung und Ablehnung jetzt einen meßbaren Gesichtspunkt zu gewinnen, aus dem sich die Höhenfrage erledigen ließe. Erscheinungen, welche in so hohem Grade die musikalische Welt beschäftigen, müssen Eigenschaften besitzen, die nicht gewöhnlicher Art sind. Als Liszt nach einem Triumphzug ohne Gleichen, den er durch ganz Europa gehalten, des Virtuosenlorbeers müde, unbefriedigt und ehrgeizig wie er war, seiner alten Laufbahn Valet sagte, um auf einem höheren Gebiete nach der Palme des Sieges zu ringen, da hatte eine solche Conversion für den Unbefangenen zunächst nur den Verdacht des Absonderlichen und Uebereizten gegen sich. Aber die Welt ist der psychologischen Wunder so voll, daß man der Entwickelung auch einer so alle Kunsterfahrung gegen sich habenden Transfiguration ohne Vorurtheil zugesehen hätte, wenn die wüste Janitscharenmusik einer durch alle Mittel geworbenen, oder sagen wir wenigstens erworbenen Clique nicht schon die ersten Flügelschläge der jungen Muse mit solchem Lärm begleitet hätte, daß den höheren und reineren Elementen der musikalischen Welt die äußerste Reserve geboten

wurde. Die „Neue Zeitschrift für Musik“ unter ihrem damaligen Leiter, Fr. Brendel, redigirte den Ruhm des neuen Apostels in einer, wie ich glaube, in der literarischen Welt noch nicht dagewesenen Weise. Unzweifelhaft haben viele jener Köpfe in ehrlichster Ueberzeugung geschrieben, aber man hatte keine Spur von Tact und ging so weit, über Werke, welche sich noch unter der Feder des Componisten befanden, im Ton der Messiade zu reden und ihre weltbewegende Kraft zu prophezeien. In Weimar und Leipzig wurde Liszt geradezu als der große Genius der Zukunft verkündigt, welcher berufen sei, der Erbe Beethoven'scher Kunst zu sein und der Musik neue, ungeahnte Wege zu bahnen. Den Kern der Verhimmelung bildete die große Kundgebung, daß die Musik, bis dahin nur ein „Spiel tönend bewegter Formen“, durch Verquickung mit der poetischen Idee, welche in das härene Gewand des „Programms“ gehüllt wurde, in ein höheres Stadium treten müsse. Ein unglückseliger Anflug von philosophischer Bildung, welcher der Partei eigenthümlich war, verdunstete das Wenige, was an diesem Gedanken lebensfähig war, zu unbestimmten Atomen, und bildete eine Art Höhenrauch, der sich um Sprache und Empfindungen jener Presse legte. Als es mit den Gründen auf die Neige ging, versuchte man es mit dem Interdict. Alles, was dem neuen Idol nicht opfern wollte, wurde in die Acht erklärt und mit dem Hohn des allein selig machenden Dünkels zum Tempel hinausgejagt. Aber nicht nur der Tod ist, wie Gregorovius einmal sagte, ein großes Sieb, welches das Wahre vom Falschen sondert, auch die Zeit ist eins. Der einst so lärmende Anhang ist durch Abfall decimirt, und was heute von ihm noch übrig ist, treibt sein melancholisches Wesen in einigen wenig gelesenen Musikzeitungen und einigen schwärmerischen Frauenköpfen. Die Apostelfrage ist erledigt, aber es ist damit nicht gesagt, daß ein Mann nichts wäre, weil wir nicht zugeben können, daß er nach der Meinung seiner Jünger alles ist. Das eine ist so grundfalsch, wie das andere. Man setzt nicht den halben Erdball als Clavierspieler in Bewegung, wenn man nicht auch zugleich Musiker ist, und ein Musiker, der zu solchem Spieler gehört, ist keiner von denen, wie sie jede Quadratmeile deutschen Landes hervorzubringen pflegt.

Wenn das Wort der George Sand wahr ist, daß das Leben viel häufiger dem Roman gleiche als der Roman dem Leben, so trifft dies bei Liszt völlig zu. Was er geschrieben, ist nur halb der Roman seines Lebens. Der Antheil, den wir an seinen Werken nehmen, hält dem Interesse, welches uns seine Person einflößt, nicht Stand. Wie viel des Abspringenden, Unvermittelten und Ungelösten auch in seiner Natur steckt, sie ist ein Ganzes, nicht ein Fragment wie seine Werke. Was uns in seinen Compositionen durch Wildheit, Zusammenhangslosigkeit, Koketterie und Raffinement abstößt, gibt seiner Persönlichkeit hundert seltsame Reize, und ein Gespräch mit ihm ist wie eine Reise durch fremde, wunderbare Länder. Er ist erst Poet, dann Musiker, daher auch das Bedürfniß, im Musiciren immer von bestimmten dichterischen Vorstellungen auszugehen. Man hat, wie schon erwähnt, auf dieses Verfahren früher den Hauptaccent gelegt. Nun scheint mir aber der Werth dieser Verbindung von Vorstellung und Musik, wenn ich das Vergnügen einer durchaus nebensächlichen Kontrole meines Verstandes in Abzug bringe, völlig problematisch zu sein. Ein bestimmter Gedanke läßt sich bekanntlich durch Töne nicht ausdrücken. Gibt man mir nun einen Zettel in die Hand, auf dem der Componist mir den bestimmten Kreis vorzeichnet, in dem meine Vorstellungen sich zu bewegen haben, so bevormundet er damit die Freiheit meiner eigenen Auslegung, wenn ich mich zu solcher aufgelegt fühle, oder er stört mich überhaupt in dem ganz eigenen Befinden, welches Musik als eine Kunst, die ihre eigenen Gedanken in ihrer eigenen Sprache gibt, in mir hervorzurufen pflegt. Es kann also Jemand sagen: mich hat der Faust zum Componiren angeregt; sagt er mir aber: hier sind drei Sinfoniesätze, von denen der eine den Faust, der andere Gretchen, der dritte Mephisto vorstellt, so kann ich das Gefühl von zudringlicher Beeinflussung meiner eigenen Phantasie einerseits, und dem

vergeblichen Versuch die Grenzen einer Kunst über ihre wahre Natur hinauszuspannen andrerseits, nicht los werden. Ueber das Wetterleuchten, „den vergeblichen Redeversuch der Natur", wie Heine es einmal nennt, wird die Musik nicht hinauskommen. Um beim Liszt'schen Faust zu bleiben, so hat schon die Zerlegung in die drei Haupttypen etwas Bilderbogenartiges. Wagner würde so etwas nicht gemacht haben. Soll der erste Satz „Faust" nun heißen, hier habe man es nur mit ihm und seinem Verhältniß zu den Bewegungen des Dramas zu thun? Dann wäre er, was man einen Monolog nennt. Und auf diesen ersten Monolog folgten nun zwei andere? In welchem Drama wäre das erlaubt? Oder soll es kein Drama, sondern — wie müßte man das Ding nennen — eine Monologie sein? Eine Sammlung von Monologen, das wäre ja schlimmer als das Fischessen der englischen Minister!

Was Liszt gewollt hat, ist wol etwas anderes. Er hat drei Charakterbilder, drei Figuren zeichnen wollen, aber abgesehen davon, daß dies die Musik gar nicht bis zur Evidenz vermag, ist er sich auch nicht treu geblieben. Was soll die Stelle im „Gretchen" mit den verschobenen Achteln anders bedeuten als das „er liebt mich, liebt mich nicht", worauf der folgende Quartsextaccord doch sicherlich Faust's „Laß dieses Blumenwort dir Götterssprache sein" ausdrücken soll. Hier haben wir also schon die Scene, nicht mehr die Figur als Abstractum, und es wäre gewiß lohnender gewesen, sich überhaupt nur auf einzelne derselben einzulassen, wollte man durchaus Musik zu bestimmten Anlässen erfinden.

Was nun die Musik als solche betrifft, so spürt man in erster Reihe das Bedürfniß eines geistreichen Menschen, etwas Außerordentliches zu sagen. Namentlich im ersten Satz setzt Liszt, um mich musikalisch auszudrücken, ein Doppelkreuz vor seine Phantasie. Alles befindet sich im Zustande höchster Alteration. Aber vor lauter Präexistenz kommt der Gedanke zu keiner rechten Geburt. Es ist eine Seelenwanderung durch alle Tonarten des Schmerzes, nicht ohne gelegentliche Macht, aber doch ohne den hüpfenden Punkt organischen Lebens. Kein Mensch, Berlioz ausgenommen, kann solche Gespensterschrift schreiben wie Liszt. Oft war mir's, als wäre ich wieder in dem unheimlichen Klostergewölbe Roms, wo Alles, Wände und Geräthschaften aus Menschenknochen gebildet sind. „Gretchen" ist etwas international behandelt; rein germanisches Blut fließt nicht in ihren Adern. Aber das Stück ist sehr anmuthig und voll großer Feinheit, namentlich in der obenerwähnten Sternblumenscene. Am besten ist „Mephisto" in seinem ironischen Musikerthum gerathen. Die Parodie auf Faust'sche Themen ist voll köstlichen Humors; man muß freilich hinzusetzen, viel bedurften jene Themen zur Parodie nicht.

Das Peinlichste an Liszt'schen Compositionen ist die beständige Wiederkehr gewisser Manieren. Dahin gehört das ewige Abbrechen und wieder Anfangen. Ein obligates Instrument pflegt in recitativischer Weise die Vermittelung zu übernehmen. Wo eben der Fluß der Gedanken fehlt, muß „ein Wort sich zur rechten Zeit einstellen". Solche Art, die Gedanken wie an einer Schnur aufzuperlen, immer aber so, daß die Schnur stellenweise zum Vorschein kommt, ist recht ermüdend. Dann hat er bestimmte Harmoniefolgen, namentlich die Wendung nach der oberen Terz, bestimmte Klang- und Stimmungsgegensätze, die sich in allen Werken wiederholen. Dafür entschädigt er durch Geist und Einfälle, eine zauberhafte Beherrschung der Orchestermittel und poetische Stimmung. Die Ausführung unter Stern's Leitung war das Beste, was ich bisher von seiner Capelle gehört habe. Das Stück ist für Musiker so überaus amüsant, stellt der Ausführung so pikante und lohnende Aufgaben, daß es kein Wunder ist, wenn das Orchester es mit Liebe spielt.

Die vierte Quartettsoirée Joachim's brachte eine Novität, ein Quartett Rubinstein's (op. 47, Nr. II), dessen Menuett recht frisch und originell war. Mit dem ersten Satze kann ich mich, wenn ich ein Paar erfreuliche Momente in der Mitte ausnehme, nicht recht befreunden. Er ist mir zu altbacken und nüchtern, etwa als ob man ein altes Manuscript neu aufgeputzt hätte. Das Andante mit Variationen ist gewiß ein werthvolles Stück, aber ich denke mir immer, ein Thema mit Variationen

soll wie ein Vater mit seinen Kindern, aber nicht wie ein Großvater im Kreise seiner Enkel sein. Man hat das Gefühl einer Verwandtschaft in der dritten Linie, so verwischt sind schon die Züge, aus denen wir die Aehnlichkeit erkennen sollen, so gelockert ist schon das Gefühl der Zusammenhörigkeit. Das Finale fängt ungemein lebhaft und bedeutsam, genau wie eine Figuration der ersten Takte seines wunderschönen Liedes „Der Asra" an, aber die schöne Fürstentochter bleibt leider aus. Statt ihrer erscheint ein unglaublich komisches zweites Thema, von dem man nicht recht weiß, ist es nur die Visitenkarte eines Fremden, der sich in der Hausnummer geirrt, oder macht der Componist schon vor zwölf Uhr schlechte Späße. Was würde ein Mann von Rubinstein's Talent leisten, wenn er nicht so sorglos verführe, sondern bei jeder Arbeit den ganzen Menschen voll einsetzte. Welche Züge genialster Begabung enthalten nicht viele seiner Werke, z. B. „Der Ocean", das vierte Clavierconcert; sie zu einem Bilde zu vereinigen scheint bis jetzt aber Kraft und Neigung zu fehlen. Wie viel tüchtiger und besser erschien gegen diese Arbeit ein Quartett von Ph. Rüfer, welches der junge, einheimische Componist in seinem Concert am 28. November in der Singakademie vorführte. Ist seine Originalität mit der von Rubinstein auch nicht zu vergleichen, so weiß er mit seinen Gedanken doch besser Haus zu halten, fällt nicht beständig aus der Rolle, als wären in einem Quartett vier Geschäfte zu gleicher Zeit zu verrichten, und führt seine Entwürfe wacker aus. Alle Sätze zeugen von großer Beherrschung des Formellen, von Geschmack und Neigung für das Schöne und von großem Respect vor dem Schicklichen. Am meisten ist auch hier das Scherzo gelungen, das in seiner interessanten Rhythmik ein ganz eigenartiges Gepräge verräth. Aber auch die andern Sätze tragen durchweg den Stempel einer ernsten, künstlerischen Arbeit. Wenn ich über die Rüfer'sche Sinfonie nicht eben so günstig berichten kann, so liegt dies an ihrer erbarmungslosen Länge und der Monotonie ihrer Instrumentirung. An Gedanken fehlt es auch hier nicht, namentlich in den beiden ersten Sätzen, wol aber an Rücksicht, an Rücksicht auf die Zeit und die Nerven der Hörer. Wenn man in der Musik einen Gedanken wiederbringt, so muß dies mit einer Art von Erfrischung geschehen, man muß ihm eine Modulation, und wäre es auch nur durch die Klangfarbe, zu geben wissen. Rüfer hat im Wesentlichen aber nur eine Farbe, mit der er im Orchester malt, und diese ist schreiend. Neben den Mangel aller feineren Tinten stellt sich der noch empfindlichere jeder interessanten Contrapunktik. An einigen dramatischen Beschwörungsversuchen fehlt es zwar nicht, sie sind aber mehr von dem Temperament als der Phantasie eingegeben. Das Finale, in welchem man nach der unendlichen Breite des langsamen Satzes etwas bewegliche Heiterkeit erwartet hätte, kommt aus einer lamentablen Würde nicht heraus, so daß man mit der Empfindung nach Hause geht, die Sinfonie laborire, mit Ausnahme des Scherzo's, zu sehr an sitzender Lebensweise. Ueber einige Anklänge (so im ersten Satz an die Rheinische Sinfonie Schumann's, im Scherzo an Allerlei) soll einem Musiker von seiner Jugend kein Vorwurf gemacht werden. Wo so viel eigenes, frisches Leben ist, kommt es auf ein Paar Citate nicht an; nur Wenige sind in unseren Tagen so reich, daß sie alles aus eigenen Mitteln bestreiten können. — In demselben Concert gelangte ein Clavierconcert von Grädener zur Aufführung, welches eine merkwürdige Probe von der Fähigkeit ablegt, im Beethoven'schen Geiste zu componiren. Ich will damit nicht den geringsten Vorwurf aussprechen und wiederhole, mir ist ein solches Talent, in einem bestimmten, und zwar dem höchsten Stile zu schreiben, noch nicht vorgekommen. Die Tuttis namentlich sind fast ohne Ausnahme so gehalten, als rührten sie von Beethoven aus der Zeit zwischen seinem dritten und vierten Concert her; dabei ist bis auf einen Anklang an das G-dur-Concert von bestimmten Reminiscenzen nicht zu reden. Nur der Claviersatz ist störriger und wirkungsloser wie bei Beethoven, das Verhältniß des Claviers aber zum Orchester, sein Eingreifen und Abbrechen, seine Art sich träumerisch zu betheiligen, wo es nichts Wesentliches sagen will, ist wieder ganz Beethoven'sch. Gespielt wurde das seltsame Werk von einem Herrn Herz. Bestände die Hauptaufgabe

eines Clavierspielers wie die des Soldaten nach einer bekannten Legende „im fröhlichen Greifen", so wäre Herr Herz unzweifelhaft schon ein sehr bedeutender Künstler. Ich habe niemals mit solcher Rüstigkeit spielen sehen. Daß es aber noch eine andere Art, die Taste zu fassen, gibt als sich mit Stoßvogelhast auf sie zu stürzen, und daß zwischen dem piano und forte auch noch Leute wohnen, und wie ich glaube nicht die gröbsten, muß Herr Herz noch lernen.

Woldemar Bargiel, welcher nach längerer, ruhmvoller Wirksamkeit in Holland zu uns zurückgekehrt ist, hat uns die Freude gemacht, einige seiner Compositionen am 3. Dec. zu Gehör zu bringen. Sein Name ist durch eine Reihe nobler und liebenswürdiger Arbeiten überall in Deutschland wol bekannt, was doppelt hoch zu veranschlagen ist, da sich die Schlichtheit und Anspruchslosigkeit seiner Person auf seine Werke übertragen hat, und er so gar nicht der Mann dazu ist, für sich zu propagiren oder — was dasselbe ist — propagiren zu lassen. Er gehört zu den glücklichen Talenten, die nicht Genie sein wollen, sondern mit dem, was sie von der Natur empfangen, vernünftig Haus zu halten wissen. Er brachte uns seine Medea-Ouverture, die C-dur-Sinfonie, ein Adagio für Cello und den XIII. Psalm für Frauenchor und Orchester. Die Ouverture ist ein allgemein acceptirtes Stück, dessen herrliche Einleitung mir immer wieder den größten Eindruck macht. Ob der furchtbar tragische Stoff nicht zu menschlich mild behandelt ist, mag dahingestellt sein. Der Psalm ist von einem Reiz des Wohlklangs und der Keuschheit, daß das müdeste Herz davon ergriffen wird. Für das bedeutendste der uns an diesem Abend gebotenen Werke halte ich die Sinfonie. Sie ist kernig, voll Feuer im Gedanken, voll Geist in der Durchführung, mit dem feinsten Klangsinn instrumentirt, und dabei von einer Natürlichkeit und Ungesuchtheit, die beneidenswerth sind. Nichts ist zu lang, nichts zu kurz, in dem Ganzen steckt ein Verwaltungstalent, eine Sicherheit des Ausdrucks, eine harmonische Beweglichkeit höchster Art. Wenn ich sagen sollte, was Bargiel's Geiste fehlt, so ist es die Teufelskralle, der Reiz der Sünde und des Bösen. Entweder hat sein inneres Leben keinen Versuchungen zu widerstehen gehabt, oder er hat es verstanden, mit kluger Hand alle wilden Zweige an seinem Stamme abzuschneiden. Der Zauberkreis des Schumannismus, der für so Viele zur lebenslänglichen Haft wurde, ihn gab er frei: seine bestrickende Macht erlahmte an einem Manne, der weise genug war, den Zeitpunkt seiner Erschöpfung zu erkennen. Nur hätte ihm von der träumerischen Kraft jener Schule mehr bleiben können. Man kann einem Einfluß, den man nicht mehr für berechtigt oder heilsam hält, zum Frommen eigenen Gestaltens entsagen, ohne ihm doch den gastlichen Einspruch zu verwehren, der einem alten Bündniß geziemt.

Herr X. Scharwenka, ein sehr beachtenswerther Pianist, gab am 4. Dec. sein jährliches Concert. Die Berliner Schule, aus der er stammt, ist unverkennbar. Sie verleiht ihren Zöglingen große Glätte und Abrundung, aber sie zerstört leicht die Individualität. Herr Scharwenka spielt mit einer hoffnungslosen Leichtigkeit und Sicherheit, die ein unbeschäftigtes Alter befürchten läßt. Mir fällt dabei immer ein, wie der selige Taufig einem jungen Virtuosen einst mit drolligem Ernst zurief: „Schämen Sie sich, in Ihrem Alter schon so rein zu spielen". Die Bescheidenheit und Einfachheit, welche Herrn Scharwenka's Vortrag auszeichnen, sind unschätzbare Eigenschaften: er hüte sich jedoch sie zu übertreiben, weil sie leicht zur Nüchternheit führen können. Das Interessanteste an einem Künstler bleibt ewig der Mensch; wie es falsch ist, ihn zu sehr in den Vordergrund zu rücken, so ist es auch falsch, ihn ganz im Hintergrunde verschwinden zu lassen. Herr Scharwenka ist ein entschiedenes Talent. Ein solches wird durch eine unparteiische Kritik nicht verstimmt, sondern angeregt. Er lerne nur sich selbst geben, dann wird seine wundervolle Technik noch ganz andere Wirkungen erzielen. Auf einen kleinen Umstand erlaube ich mir noch ihn aufmerksam zu machen. Er spielt sehr oft mit der linken Hand zu stark gegen die rechte. Selbst in Fällen, wo wie an einigen Punkten der Chopin'schen Fantasie die Bässe markirt gegeben werden müssen, dürfen sie doch nie so laut sein, daß man

die Passagen der rechten Hand nicht vollkommen deutlich verfolgen kann. Zum Schluß ein Wort über drei kleine Compositionen des Concertgebers: Impromptu, Mazurka und Menuett. Das Impromptu war für ein solches zu ausgesponnen. Ein Impromptu ist das Gegentheil von etwas Verabredetem und Ueberlegtem, muß also den Charakter des Unerwarteten tragen, kurz und pikant sein. Mazurken kann man nicht mehr schreiben. Entweder schreibt man sie im Stile Chopin's, dann sind sie eine bloße Nachahmung, welche doch nie die Grazie und den Adel des Originals erreichen wird, oder man schreibt sie nicht im Stile Chopin's, dann wird der Vergleich mit ihm, der dieses Genre geschaffen, nicht auszuhalten sein. Das Menuett ist ein sehr hübsches, naives Stück voll der vortrefflichsten Clavioreffecte, und wurde vom Componisten wahrhaft meisterhaft gespielt.

Ernst Ed. Taubert gab im Hotel de Rome eine Matinée, in welcher er vierhändige Clavierſachen, Lieder, ein Paar Stücke für Piano und ein begleitendes Instrument, und ein Clavierquintett von seiner Composition vorführte. In allen Werken, namentlich in den Liedern und vierhändigen Stücken, spricht sich ein Talent für charakteristische Gestaltung aus. Die Lieder insbesondere, obwol mehr instrumental als stimmlich gedacht, sind von wirklich poetischem Reiz, und verdienten nicht unbekannt zu bleiben. Das Quintett ist tüchtig und lebhaft concipirt und gelangt auch in seinen beiden letzten Sätzen zu künstlerischer Abrundung. In den beiden ersten streiten noch zu oft Wille und Vermögen. Wer wird aber von der Jugend Vollkommenheit verlangen wollen. Es will immer schon etwas bedeuten, ein Stück von solchem Umfange zu schreiben, welches vom ersten bis zum letzten Takt den Musiker interessirt.

Unter allen Clavierspielern, die sich in letzter Zeit hier hören ließen, nimmt Oskar Raif, welcher nach längerem Schweigen in der Singakademie am 10. Dec. ein Concert gab, die erste Stelle ein. Er ist ein Künstler, dem ich die größte Zukunft prophezeie. Der Tausig'schen Schule entsprossen, vereinigt er fast alle großen Vorzüge jenes in seiner Art einzigen Spielers. Er hat Ruhe, Sicherheit, Klarheit, herrlichen Anschlag und poetischen Vortrag. Sein Ton ist groß, wo er groß sein soll; an seinem piano halten die Elfen Wacht. Ich habe seit Tausig's Tod nichts wieder gehört, was Raif's chromatischer Fantasie von Bach an die Seite zu setzen wäre. Es war eine völlig vollendete Leistung, welche die vielseitigen Aufgaben dieses merkwürdigen, alle Freiheit individueller Ungezwungenheit mit der höchsten Kunst vereinigenden Werkes, mit einer Vielseitigkeit des Talentes löste, die selbst den schwer zu Befriedigenden zu wahrer Bewunderung hinreißen konnte. — In der Anordnung des Programms waren zwei kleine Fehler begangen worden. Das zweite Notturno des Concertgebers war für einen großen Saal zu intim und fein. Dergleichen Finessen darf man nicht dem großen Publicum bieten. Als Schluß des Concerts hätte man einen so außerordentlichen Pianisten gern in einem echten, glänzenden Virtuosenstück gehört, z. B. in einer ungarischen Rhapsodie Liszt's. Die vierhändigen Walzer von seiner eigenen Composition, welche Raif am Schluß gab, gehören ebenfalls nur in einen vertrauten Kreis. Es sind feine, anmuthige Versionen dieses von Schubert und Brahms erfundenen Genres, aber es ist ein natürlich berechtigtes, wenn auch etwas triviales Bedürfniß, nach so viel guter, classischer Musik auch etwas den Clavierspieler als Virtuosen zur Geltung Bringendes zu hören. Hoffentlich gibt Raif noch ein zweites Concert. Spieler von solcher Bedeutung sind überall selten, am seltensten aber in Berlin, wo das öde Abrichten und die bodenlose Arroganz von Leuten, die gar nichts können, das Publicum in der traurigsten Weise verwirrt.

Der Eichberg'sche Gesangverein hat sich um die Aufführung der Legende der h. Elisabeth von Liszt verdient gemacht. Man mag an dem Werke tadeln, was man will, Ungleichheit des Stils, Unruhe und Affection, die poetische Grundstimmung wird man gelten lassen müssen. Alte liturgische Motive sind darin mit großem Geschick benutzt worden, und in ihrer Benutzung liegt mindestens eben so viel Geist wie in ihrer Erfindung. Die Wagner'sche Methode, den Hörer durch bestimmte

Motive über seine Absichten zu orientiren, aber auch seine Maßlosigkeit in der Anwendung dieses an sich zulässigen Ausdrucksmittels, ist unverkennbar copirt. Einzelne Nummern des Werkes, z. B. die leider zu weit ausgesponnene Einleitung, der Chor der Kinder, das Rosenwunder, der Kreuzfahrermarsch, der Chor der Armen und der Kirchenchor am Schluß sind bei allen Einwänden, die man im Einzelnen auch machen dürfte, doch Eingebungen eines Poeten. Wunderbar ist das katholisch-mystische Element behandelt. Wenn „Wein und Brod" sich zu „Rosen" wandeln, so könnte man vielleicht das Gefühl haben, daß das Unbegreifliche hier gethan wird. Aber man weiß nicht, ist was hier geboten wird das echte, unverfälschte Gold wirklichen Glaubens an die Kraft des Wunders, oder ist es nur das Agio, welches ein bis an die Grenzen des Wunders geführtes Emotionsbedürfniß abwirft. Liszt ist eine jener complicirten Naturen, in denen Intuition und Berechnung sich fortwährend berühren. Er hat Momente der reinsten Natürlichkeit, so in dem Kinder- und Kirchenchor, von denen ich sprach. Aber schon im nächsten Augenblick kann eine babylonische Verwirrung aller musikalischen Ausdrucksmittel eintreten. Er schlägt wie ein tanzender Faun in die Becken, die Partitur wird zum Bacchanal, Alles tobt, lärmt, wüthet, eine Art geistiger Epilepsie bemächtigt sich des Orchesters. Ich möchte von der h. Elisabeth sagen, was sich von den meisten Compositionen Liszt's sagen läßt: sie ist das Product eines geistreichen Mannes, welcher mit einem Ueberschuß von poetischen Ideen und einem Deficit an baaren Mitteln an ein Unternehmen geht, welches den Charakter einer Speculation nie ganz verläugnen, eben deshalb aber auch nie uninteressant sein wird. — Die Ausführung hatte mit ersichtlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Fräulein Breidenstein hat die Rolle der Elisabeth recht tüchtig gesungen. Dem kühnen Unternehmer sagen wir unsern Dank.

Fräulein Minnie Hauk hat den großen Ruf, der ihr aus Wien voranging, in ihrem Gastspiel an der K. Oper vollauf bewährt. Sie sang die „Mignon", „Margarethe", „Rosine" und „Zerline". Stimme und Gesangskunst sind gleich vortrefflich, auch das Darstellungstalent nicht gewöhnlicher Art. Es wäre sehr zu wünschen, daß man das reich begabte, junge Mädchen hier engagirte, um einige Rollen aus dem Repertoire der Lucca endlich wieder ebenbürtig zu besetzen. Die Verhandlungen darüber sollen noch schweben.

Zum Schluß meines Berichtes komme ich auf die wiederholte Aufführung des Händel'schen Herakles durch die K. Hochschule unter Joachim's Leitung. Chrysander, der geistvolle und kenntnißreiche Biograph Händel's hat dem Textbuch einige Mittheilungen vorangeschickt, welche in einem Theil der Berliner Presse viel Staub aufgewirbelt haben. Das einzig Anfechtbare in der, sonst nur historische Notizen enthaltenden, Einleitung scheint mir der einem begeisterten Biographen leicht zu verzeihende Vorwurf zu sein, daß er in den großen Mann, dessen Leben er beschrieb, Dinge hineingeheimnißt hat, die vor einer nüchternen Beurtheilung wol schwerlich bestehen dürften. Die Chöre im „Herakles" als den reinsten Ausdruck des Griechenthums und den Schlußchor im „Saul" als die geschichtliche Gestaltung des Judenthums zu bezeichnen, beruht natürlich in einer wesentlich persönlichen Entscheidung. Ich habe bei aller Neigung einem so feinen Kopfe nachzudenken, in den einen nichts Griechisches, in dem andern nichts Israelitisches auffinden können. Es ist in beiden unverkennbar Händel'sche Musik, im Charakter aber nicht greifbar verschieden. Der Stoff im „Herakles" ist trotz Sophokles, der ihn in den Trachinierinnen behandelt, trotz Gervinus, der ihn aus dem Englischen des Thomas Broughton übersetzt, und trotz Chrysander, der ihn lobt, doch nur ein bedingt glücklicher zu nennen. Ein Drama, und ein solches will der „Herakles" doch sein, bedarf eines tragischen Conflicts, und zwar eines Conflicts, den wir in seinen Ursachen und seiner Wirkung verstehen. Was unsere zufällige Kenntniß der Sage hiebei substituirt, ist ganz gleichgültig. Vom Dichter verlange ich eine vollkommen klare Sachlage der Dinge. In dem Broughton'schen Buch erfahre ich aber weder den Grund der Eifersucht Deianirens — denn daß der siegreiche Alkide die Tochter des erschlagenen Königs

Eurytos mit sich führt, ist noch kein Grund dazu — noch die Umstände, welche sie in den Besitz des Nessuskleides gebracht haben, wo diese Umstände doch so charakteristisch sind. Wir haben es also mit einer unbegreiflichen Eifersucht und einem noch unbegreiflicheren Mittel, sie zu heilen, zu thun, und wenn dasselbe fehlschlägt, so kann unsere Ironie dabei wol betheiligt sein, nicht aber unser Mitleid. Die Schlußwendung könnte in keinem Märchen gewaltsamer erfunden sein. Der Priester des Zeus verkündet als echter Deus ex machina die Rettung des unsterblichen Theils des Helden, und legt die Hand Jolens, der Tochter des erschlagenen Fürsten, in die des Sohnes Herakles'.

Die Händel'sche Partitur gehört, wenn man von dem starren Formalismus absieht, der all' seinen Werken eigen ist, zu dem Schönsten, was im Oratorienstil geschrieben. Einige Chöre, z. B. der Schlußchor des ersten Theils „Krönt den Tag mit Festesglanz", der Eifersucht- und der Liebeschor („Holder Gott der Liebesgluth") im zweiten, vor Allem aber der Chor im letzten Act „Der Menschheit Rächer sank dahin", reihen sich dem Erhabensten an, was Händel'sche Kunst geschaffen. Auch den recitativisch gehaltenen Stücken, namentlich der großen Scene der Deianira, wo sie die Gestirne anruft ihre Schmach zu decken, ist der volle Schimmer seines Geistes verliehen.

Die Ausführung in den Händen des jung gebildeten Chors der Hochschule, der Damen Joachim, Aßmann, Schultzen-Asten, der Herren Henschel, Otto und Liebert, war eine ihres Führers Joachim würdige. Eine besondere Freude erweckten die Leistungen des Streichorchesters, welches besonders in den kleinen instrumentalen Intermezzis durch Volumen und Adel des Vortrags imponirte.

Louis Ehlert.

Wiener Chronik.

Opern und Concerte.

Wien, Mitte December 1874.

Von Berlin kommt uns, was derzeit den Mittelpunkt des theatralischen Interesses in Wien bildet: Pauline Lucca. Als Wiener Kind, das seine Anfänge im Kärntnerthor-Theater gemacht, übt die seither so berühmt gewordene Sängerin eine doppelte Anziehungskraft auf unser Publicum. Ich bewahre als Curiosität eine alte Freischütz-Kritik vom Jahre 1858, welche mit der bescheidenen Interpellation schließt, ob denn die Direction unseres Hofoperntheaters nicht versuchen möchte, die stimmbegabte und anmuthige Sängerin des Jungfernkranzes, Frl. Lucca, einmal mit einer etwas größeren Partie zu betrauen? Meine Interpellation blieb damals ebenso unbeachtet, wie das flehentliche Bitten der jungen Sängerin, deren Stimme dem damaligen Director nicht stark genug erschien. Frl. Lucca, damals eine Anfängerin in arg bedrängten Familienverhältnissen, wäre für eine Gage von sechshundert Gulden am Hofoperntheater geblieben; man wollte sie nicht, und so nahm sie denn ein Engagement in Olmütz an, um gleich darauf nach Prag zu avanciren. Hier machte Pauline Lucca — vor wenigen Monaten noch Brautjungfer im „Freischütz" und zweiter Genius in der „Zauberflöte" — Furore als Norma und wurde sofort von Hrn. v. Hülsen, der ihretwegen nach Prag gereist war, als Primadonna für die Berliner Hofoper gewonnen. Es ist nicht das erste Talent, welches dieser Intendant aus dem Dunkel hervorgezogen und uns weggefischt hat; hegt er doch die richtige Ueberzeugung, daß der Director einer großen Opernbühne ebensoviel Zeit im Eisenbahnwaggon als am Schreibtisch zubringen müsse. Wie sich die Lucca hierauf, hauptsächlich unter Meyerbeer's künstlerischer Anleitung, vervollkommnet und sich das umfangreichste Repertoire geschaffen hat, über das heutzutage eine deutsche Sängerin verfügt, das wissen Sie in Berlin am besten. — Frau Lucca hat hier als Gast in der Komischen Oper je zweimal in fünf Opern gesungen und schließlich zu ihrem Benefice noch in einem Potpourri. Ein einziges Licht vermag einen großen, finstern Raum hell und freundlich zu machen. So wirkte die Lucca als vereinzelte dramatische Kraft in der Komischen Oper, zog das Publicum schaarenweis in diese halbverödeten Räume und hielt es fest von der ersten bis zur letzten Rolle. Am wenigsten gefiel die Künstlerin in den zwei Mozart'schen Rollen, Zerline und Cherubin; sei es, daß die einfache, getragene Cantilene Mozart's ihrer Gesangsweise weniger zusagt, sei es, daß sie und das Wiener Publicum einander noch gar zu fremd waren. Zerline im „Don Juan" ist eine Episodenrolle, mehr auf feines Detail als auf schlagende Wirkung berechnet und darum selten günstig für eine erste Gastrolle. Doch verrieth Frau Lucca schon in der ersten Scene die geniale, dramatische Künstlerin, die, unbekümmert um bloß Conventionelles, jede Rolle aus sich herausschafft. Ein kräftiger Realismus beherrschte die ganze Leistung, welche vom dramatischen Gesichtspunkt allerdings bedeutender war, als vom musikalischen. Die psychologische Feinheit, mit welcher sie in dem ersten Duett mit Don Juan den Uebergang vom Widerstreben zur Bereitwilligkeit, ihm zu folgen, zeichnete, war bewunderungswürdig. Man erwäge nur, wie wenig Zeit Mozart seiner Zerline dazu gönnt! Offenbar im Interesse dieses Details nahm Frau Lucca das Tempo ziemlich langsam, wie sie denn überhaupt das Zeitmaß und den Rhythmus etwas frei behandelt. Die „Erste Brautjungfer" von ehedem ist uns in ihrer anmuthigen Persönlichkeit fast unver-

ändert erschienen; die Stimme hat zwar den einstigen jugendlichen Schmelz, aber nicht die Kraft und Fülle eingebüßt. Auch der Page in „Figaro's Hochzeit" hatte manches geistreiche Detail, bei consequent durchgeführtem Charakter. Vielleicht war es gerade der Verzicht auf manchen äußeren Effect, was diesen Cherubin effectlos erscheinen ließ. Man mochte von der Lucca hier einen Ausbund von Muthwillen erwartet haben und war überdies durch die landesübliche kokette Ungezogenheit, mit welcher der Page am Hofoperntheater gespielt wird, beeinflußt. Vom Cherubin an stiegen die Leistungen der Lucca und ihr Erfolg stetig von Rolle zu Rolle. Wer sie als Frau Fluth in den „Lustigen Weibern von Windsor" gehört, der kennt ihr Talent vielleicht von der eigenthümlichsten, anmuthigsten Seite. Diese Frau Fluth ist im Grunde recht unbedeutend, dramatisch wie musikalisch. Welches Leben ein geniales Naturell einer solchen Rolle einzuströmen vermag, und durch diese Rolle dem ganzen Stück, das zeigte uns Frau Lucca. Sie hat einen Reichthum von neuen Zügen hineingelegt oder herauserfunden; Alles kommt aber so ungesucht und selbstverständlich, als könnte das gar nicht anders gespielt werden. Das ist der Segen der Ursprünglichkeit, des erfinderischen Talentes in einer starken Natur, die ihren sicheren künstlerischen Instinct gewähren lassen darf. In der vollkommenen Natürlichkeit der Rede, die selbst den Anstrich des Nachlässigen, Hausbackenen nicht scheut, wo er hingehört, in der ganz eigenartigen Verschmelzung von kindlichem und herbem Ausdruck, erinnert Frau Lucca an Hedwig Raabe. Aber auch der Gatte dieser unvergeßlichen Margarethe in den „Hagestolzen" kam uns in den Sinn, denn nur bei Niemann haben wir jenes vollendete Durchdringen von Wort und Ton im Gesange wahrgenommen, das dem Vortrag der Lucca den ausgeprägt dramatischen Charakter verleiht. Wie offenbarte sich diese Kunst in der Betonung, mit welcher sie im 1. Duett Falstaff's Brief vorliest! Mit dem Aufzählen von Details würde ich kaum fertig werden und dem Leser doch keine deutliche Vorstellung von dem verschaffen, was, an sich unscheinbar, doch an rechter Stelle so unvergleichlich trifft. Soll ich erzählen, wie drollig Frau Lucca im 2. Act ihre Stickerei handhabt, mit raschen, riesenhaften Stichen, wie sie nur der Zorn führt? Oder von dem ironischen Liebesbekenntniß, das sie für Falstaff's Besuch sich einstudirt? Oder endlich von ihrer Meisterschaft im Lachen und Weinen, das grundverschieden von den üblichen Theaterlauten mit voller Naturgewalt wirkt? Lauter köstliche Einzelheiten, aber auch mehr als bloße Einzelheiten. Sie waren organisch zusammengehalten durch den einheitlichen Charakter dieser resoluten, bei aller Ehrbarkeit lustigen Frau Fluth. So stark auch die Rolle angefaßt war, mahnte sie doch nirgends an Koketterie oder selbstgefällige Naivetät, die hier so nahe liegt. Im Gegentheil hatte die Frau Fluth der Lucca einen Ton von Wahrheit, dessengleichen man höchst selten in der Oper hört. Gemüth kann man in dieser Rolle nicht zeigen und deshalb wol hatte die Künstlerin ein sentimentales Bänkel-Lied von Gumbert (dem Berliner Proch) eingelegt, das trotz seiner Banalität nicht vergeblich an die Gemüthlichkeit des Hörers appellirte. Frau Lucca sang es mit so inniger, voll ausströmender Empfindung, daß kaum Jemand davon ungerührt blieb. Im engeren Kreise, am Clavier, wäre diese Art ein Lied vorzutragen, jedenfalls viel zu nachdrücklich, zu dramatisch; aber es ist ein Unterschied, wo und in welcher Umgebung man ein Stück vorträgt. Auf der Bühne, in einen, wenn auch noch so lockeren dramatischen Zusammenhang verlegt, hat diese Vortragsweise nichts Anstößiges; pflegt doch auch das Czarenlied in Lortzing's Oper u. dgl. mit breiterem, kräftigerem Pinsel gemalt zu werden, als ein Strophenlied sonst verträgt. Mit dieser Rolle hatte die Lucca unser Publicum vollständig gewonnen. Es folgte Zerline im „Fra Diavolo" unter allgemeinem Beifall. Man war bald inne geworden, daß von diesem naturwüchsigen, echten Talent immer etwas Eigenthümliches zu erwarten sei, daß die Lucca es gewiß zum Mindesten „anders machen" werde als Andere; das reizt den Antheil selbst des blasirten Opernbesuchers und läßt die Neugierde nicht ruhen. Mitunter verleitet die sich bewußte Originalität auch zu irgend einem Wagniß, das uns mehr interessirt als befriedigt. Dahin gehört die aparte Auffassung

der „Fra Diavolo"-Romanze, deren übermüthiges Detail im Vortrag der Lucca den Schwerpunkt des Ganzen willkürlich verrückt. Mit dieser einzigen Ausnahme, welche übrigens den Reiz der Neuheit und ein vollständiges Gelingen für sich hatte, war die Zerline in „Fra Diavolo" musterhaft, eine Figur von erquickender Frische und Liebenswürdigkeit. Ebenso wahr und charakteristisch wie das Bauernmädchen aus den Abruzzen spielte die Lucca das vornehme Edelfräulein im „Schwarzen Domino". Der feine, ruhige Anstand, mit dem sie anfangs auf dem Hofball sich bewegt, blickt noch aus der Verkleidung im zweiten Act und findet schließlich in der Maske der „alten" Aebtissin eigentlich nur seine tiefere Octave. Bei dem Vortrag der Aragonaise vermißten wir ungern die Castagnetten in den Händen Angela's; sie verschönern das Bild und gewähren überdies einen heilsamen rhythmischen Zügel. Frau Lucca sang das Lied mit großer sinnlicher Lebendigkeit, aber etwas zu rasch und stellenweise schleudernd. In der erzählenden Arie des dritten Acts glänzte die Sängerin durch überraschend reich nuancirten Ausdruck bei vollkommener Deutlichkeit der Aussprache. Letztere bietet hier Schwierigkeiten, über welche selbst Sängerinnen von achtbarster Zungenfertigkeit straucheln. Wie leicht lispelt sich im Original: „Sous un sombre portail soudain je me blottis" — und wie entsetzlich hart im Deutschen: „Mich barg vor der berauschten Zahl ein finsteres Portal!" Den Vers: „Soudain j'entends de lourds fusils au loin retentissants, et puis: Qui vive?" singt man deutsch in folgender Nußknackerei: „Wer trabt so schwer mit Mordgewehr von fern die Straße her und ruft: Wer da?" Und das Alles in schnellen Achtelnoten und Sextensprüngen! — Durch die Lucca ist ohne Frage ein neues lebhaftes Interesse, ein wohlthätiger Impuls in unser Opernwesen gekommen. Es ist nicht der Zauberklang einer ungewöhnlich süßen Stimme, nicht eine vollendete Gesangsbravour wie die der Patti oder Artôt, wodurch Pauline Lucca uns fesselt: ihre Stärke liegt in dem großen und ursprünglichen dramatischen Talent, das jede ihrer Leistungen leuchtend durchzieht. Sie ist eminent dramatische Sängerin, ist es mitunter auch da, wo sie es nicht sein sollte: im Liedervortrag. Die dramatische Anschaulichkeit und der leidenschaftliche Nachdruck, womit sie in einem Concert Mozart's „Veilchen" vortrug, bewies das. Wer sie theilweise entschuldigt, ist freilich Mozart selbst, der in seiner an's Theatralische grenzenden Auffassung des einfachen Gedichtes (des einzigen Goethe-Textes, den er componirt hat) der Sängerin den falschen Weg bahnte. Das klingt, als wenn nicht ein Veilchen, sondern die junge Schäferin selbst zertreten worden wäre. Frau Lucca hat ihr Gastspiel in der „Komischen Oper" beendet und wird demnächst drei Rollen im Hofoperntheater singen (Margarethe, Mignon, die Afrikanerin); davon soll Ihnen mein nächster Brief erzählen.

Gehen wir zu den Concerten über. Als hervorragendste Musikproduction der letzten Woche ist die Aufführung von Beethoven's „Festmesse in D" durch die Gesellschaft der Musikfreunde zu nennen. Ueber diese gigantische Schöpfung mit ihren erhabenen Schönheiten, tiefsinnigen Intentionen und echt Beethoven'schen Gewaltsamkeiten ist hinreichend viel geschrieben. Ein einziges Moment von Wichtigkeit haben wir diesmal beizufügen. Der letzte Satz (Dona nobis pacem), wol der genialste von allen, ist jetzt durch Brahms vielleicht zum ersten Mal ganz richtig aufgeführt worden. Im neunundzwanzigsten Tact vom Ende (S. 296 der B. Schott'schen Partitur) und weiter ließ man die Pauke consequent das A schlagen, offenbar in der irrigen Meinung, die anfangs in B-F stehenden Pauken müßten in dem D-dur-Satz nach D-A umstimmen, und das B in den letzten neunundzwanzig Tacten der Messe sei ein Druckfehler für A. Nun steht am Eingange des Agnus „Tympani in B-F", und diese Bezeichnung ist im ganzen Verlauf des Stückes nirgends aufgehoben oder verändert; das B auf S. 296 ff. bedeutet also keinen Druckfehler. Ist es nicht wunderlich, wie ein so erheblicher Irrthum sich Jahrzehnte hindurch fortschleppen und selbst von Musikern wie Nottebohm und Julius Stern adoptirt werden kann, in deren Clavier-Arrangements der D-Messe sich im Basse das falsche A. findet? Brahms hat nun den Urtext hergestellt, wenn dieser Ausdruck zulässig ist,

wo blos richtig gelesen und gespielt zu werden braucht, was in der Partitur steht. Die Kühnheit, mit welcher das B der Pauke eintritt und das Fundament der folgenden Accorde bildet, ist von großartiger Wirkung. Brahms hat sie noch gehoben, indem er das B der Pauke durch pizzikirende Contrabässe verstärkt. Hoffentlich wird sein Vorgang fernerhin mustergültig bleiben. —

Durch die gelungene Aufführung dieser schwierigen Tondichtung hat sich Brahms als Dirigent ein neues Verdienst erworben; mit ihm theilten sich die Sängerinnen und Sänger der Soloparthien, Frau Wilt, Frau Gomperz-Bettelheim, die Herren Walter und Rokitansky in die Ehren des Tages. Der Singverein und das Orchester arbeiteten unerschütterlich; im Chor verdient die Tapferkeit der „sangbaren Frauen" (um einen Ausdruck Gottfried Keller's zu adoptiren) eigens gerühmt zu werden.

Ein gut besuchtes Concert gab die von R. Weinwurm dirigirte „Singakademie" im kleinen Musikvereinssaal. Es wurde mit einer vierstimmigen Hymne (D-moll „Cantate Domino") von W. Friedemann Bach eröffnet, welche bisher ungedruckt und im Besitz der Wiener Hofbibliothek, von Herrn Weinwurm der Vergessenheit entzogen wurde. Friedemann Bach, der älteste Sohn Sebastian's, war zugleich derjenige, auf dessen Compositionstalent der Vater die größten Hoffnungen baute. Bekanntlich sind die Keime dieser genialen Begabung in dem Sturm eines wüsten, leidenschaftlich zerwühlten Lebens frühzeitig untergegangen. Nur sehr wenige Compositionen von Friedemann Bach wurden veröffentlicht, darunter ein Heft Polonaisen für Clavier, deren melodiöser freier Styl und kühne Modulation uns ganz modern anmuthet, an manchen Stellen fast wie eine Vorahnung Beethoven's. Das können wir von seiner „Hymne" nicht sagen; sie erreicht weder die strenge Größe und polyphone Kunst seines Vaters, noch die reizvolle Lebendigkeit der Neueren. Das Stück klingt eben wie die Arbeit, vielleicht Gelegenheitsarbeit, eines routinirten Musikers. Ein gemischter Chor von Carl Loewe („Bald wenn die Biene", aus op. 81) bestätigte abermals die leidige Erfahrung, daß dieser geistvolle, in seiner Specialität einzige Balladencomponist ein sehr alltäglicher Erfinder wird, sobald er den Boden der Ballade verläßt. Der Chor ist unbedeutend und zopfig, dabei ganz fehlerhaft deklamirt. Ebensowenig dankbar können wir uns für die Wiederaufwärmung von Spohr's „Vater Unser" erweisen. Die ermattende Weichheit und Süßigkeit dieser breit ausgedehnten Composition findet im Original hin und wieder in der Instrumentirung ein wohlthuendes Gegengewicht; bei Clavierbegleitung ist dieses „Vater Unser" — „humanamente parlando", wie Pius IX. sagt — eine sehr langweilige Bescheerung.

Die „Philharmoniker" (unter dem Dirigenten Dessoff) und die „Gesellschaftsconcerte" (unter J. Brahms) brachten endlich auch etwas Neues zu Gehör. „Und immer circulirt ein neues frisches Blut!" Unsere Concert-Dirigenten seufzen längst ungläubig, citirt man ihnen das Wort Mephisto's, das so gar nicht passen will auf die musikalische Productivität unserer Zeit. Mit welcher, meist schlecht gelohnten Mühe die Theater-Directoren nach guten neuen Opern suchen, ist bekannt. Aber im Concertsaale stehen die Dinge nicht viel besser. Wir werden bald gar keine Novitäten mehr haben und lediglich auf das Repertoire des „Bewährten" angewiesen sein — so hören wir die Leiter unserer großen Orchester-Concerte seit Jahren klagen. Fast sind die wenigen Orchestersachen von Brahms und Volkmann das einzige in diesem Fach Hervorragende aus neuester Zeit. Brahms ist seit zwanzig, Volkmann seit dreißig Jahren thätig — wo bleibt der Nachwuchs? Wo circulirt ein neues frisches Blut? Das sind trübe, umwölkte Aussichten, aber sie machen jeden unerwartet durchbrechenden Lichtstrahl doppelt willkommen. Mit aufrichtiger Freude begrüßen wir jeden Neuen, der mit einer Orchester-Composition entschieden durchdringt und eine fruchtbare Zukunft verspricht. Dies ist der Fall mit Herrn Robert Fuchs, ehemaligem Zögling des Wiener Conservatoriums und Componisten der im Philharmonischen Concert aufgeführten „Serenade für Streichorchester". Das Werk verräth ein echtes, anmuthiges, musikalisch gesundes Talent. Es besteht aus

fünf ziemlich knappen, schön abgerundeten Sätzen und bewegt sich auf jenem mittleren Niveau zarter, freundlicher Empfindung, das dem Serenadenstyl entspricht. Bedeutend, im Sinne eines ungewöhnlichen Gedankengehaltes oder einer imponirenden Meisterschaft kann man die Novität nicht nennen; doch schätzen wir sie in ihrer maßvoll harmonischen Beschränkung höher als so viele Erstlingsproducte, die um jeden Preis nur „bedeutend" sein wollen. Weder durch vergiftete Rhythmik, noch durch zweischneidige Harmonie sucht Fuchs als Geistreicher zu kokettiren; auch macht er keine Miene, Beethoven nachfliegen zu wollen, höchstens Volkmann's reizenden Serenaden. Die Composition fließt in Einem Zuge ohne bizarre Seitensprünge dahin und ist interessant, ohne aus dem Interessantsein ein Geschäft zu machen. Jeder der fünf Sätze spricht warm und natürlich aus, was gesagt werden sollte, und schließt, sobald der Componist nichts mehr zu sagen hat. Fuchs ahmt keinem andern Componisten nach und hat doch offenbar von allen gelernt. Von den einzelnen Sätzen gefiel am meisten der erste, ein sehr melodiöses, zwischen Laune und Empfindung schwebendes Andante, dann das Allegro scherzando in B, in seiner Fröhlichkeit und leichten Contrapunktik eine Art modernisirter Haydn. In Verhältniß zu den früheren Sätzen scheint mir nur das Finale zu weit ausgesponnen. Der Erfolg mochte wol die Erwartungen des bescheidenen Componisten übertreffen, den hervorzurufen das Publicum nicht müde wurde. Es ist zu wünschen, daß dieses schön aufstrebende Talent in möglichst ungehemmter Schaffenslust erhalten und durch irgend eine gesicherte Stellung über die gemeine Noth des Lebens gehoben würde. Die übrigen Nummern des ersten Philharmonischen Concerts waren Mendelssohn's Melusina-Ouvertüre, Schumann's Ouvertüre zur „Braut von Messina", endlich Beethoven's B-dur-Symphonie. Capellmeister Dessoff wurde demonstrativ mit anhaltendem Applaus begrüßt; war es doch bekannt geworden, daß dieser Concert-Cyklus leider der letzte ist, welchen Herr Dessoff vor seinem Abgang nach Karlsruhe hier dirigirt. Mit aufrichtigem, lebhaftestem Bedauern sehen wir Dessoff von Wien scheiden, wo er als Concertdirigent, als Opern-Capellmeister, als Lehrer, endlich als Zierde der besten Gesellschaftskreise schmerzlich vermißt werden wird.

Das erste Abonnements-Concert der Gesellschaft der Musikfreunde begann mit einer Ouvertüre von Rubinstein zu „Dimitri Donskoi". Die Oper selbst ist uns unbekannt, die Ouvertüre hätte es immerhin auch bleiben können. Die Einleitung, ein düster brütendes Adagio, scheint mit ihren ligirten Achtelfiguren etwas Bedeutendes anzukündigen, beinahe etwas ganz bestimmt Bedeutendes, nämlich die „Egmont"-Ouvertüre; allein das mehr an Mendelssohn erinnernde G-moll-Allegro in Sechsviertel-Tact enttäuscht uns, es ist sehr breit, aber nichts weniger als tief. Der Componist streckt und müht sich in jeder Weise, doch will ihm absolut nichts Rechtes einfallen. Viel erfreulicher wirkte eine bescheidene Novität von J. Brahms, eigentlich ein lyrisches Kleeblatt: drei Lieder für gemischten Chor (aus Op. 62). Man kennt die schlichte Herzlichkeit des Ausdrucks, den klangvollen Vocalsatz, den an's Volkslied anklingenden, mitunter etwas alterthümelnden Ton, wodurch die Chorlieder von Brahms sich auszeichnen. Für das schönste von den dreien erachten wir: „Dein Herzlein mild" (aus Paul Heyse's Jungbrunnen); in der „Waldesnacht" ist der Aufschwung in die Octave bei dem Ausruf: „O wie ist Dein Rauschen süß!" ein schöner und wahrer Zug. Nicht in gleichem Maße befriedigt das Liebeslied „Spazieren wollt' ich reiten", dessen Refrain „Trab, trab" sich in so hoher Lage nicht gut ausnimmt; ein Chor von Sopranstimmen erschnappt nur schwer und spitzig das kurz anzuschlagende hohe A in dieser Figur. Nachdem sich Brahms in dem Concert als Dirigent und Tondichter hervorgethan, glänzte er überdies noch als Pianist mit dem Vortrag von Beethoven's Es-dur-Concert. „Glänzen" ist eigentlich nicht das rechte Wort, denn wenn seinem edlen, gediegenen musikalischen Vortrag Eines abgeht, so ist es eben der Glanz, jene selbstbewußte und selbstzufriedene Kühnheit, mit der wir gerade den Concertspieler gerne fröhlich dahinsprengen sehen. Brahms' sinnige, mehr nach Innen gekehrte Natur meidet Alles, was an blos äußer-

lichen Effect, an Virtuosenthum mahnen könnte, und geht in dieser Prunklosigkeit meist etwas zu weit. Ungemein schön spielt er das Adagio; in den Allegrosätzen vermißten wir die kräftige Entschiedenheit der Bässe und den brillanten Schliff der Passagen. Brahms will immer nur die Composition für sich sprechen lassen und drängt den Spieler allzu bescheiden zurück. Den Schluß machte Berlioz' Symphonie „Childe Harold", die wir vor einigen Jahren unter Herbeck's Direction gehört. Ueberall und jederzeit hat von den vier Sätzen dieses Tongemäldes, welches halb Symphonie, halb Viola-Concert, halb Oper ohne Worte ist, nur der „Pilgermarsch" lebhaften Anklang gefunden. Eines der geistreichsten, zugleich klarsten und abgerundetsten Stücke von Berlioz, fesselt der Pilgermarsch insbesondere durch seine reizenden Klangeffecte; da läßt man sich auch die sonderbare Rolle der Solo-Bratsche, welche die Person des Harold darstellen soll, gefallen. Dagegen wird eine ganze lange Symphonie hindurch dieses unersättliche, aufdringliche Monopolisiren der Bratsche überaus lästig, eine wahre musikalische Arroganz. Berlioz erzählt in seinen Memoiren, daß der Wunsch Paganini's, Berlioz möchte für ihn ein Viola-Concert componiren, die erste Anregung gab. Paganini erschrak aber bei dem Anblick der vielen Pausen in der Violastimme, er wollte als Virtuose nicht so lange schweigen. So führte denn Berlioz, ohne weitere Rücksicht auf Paganini, seine Symphonie aus, deren Titel: „Childe Harold en Italie" an das Gedicht Byron's anspielen sollte, während ihr Inhalt die italienischen Reise-Eindrücke des Componisten selbst illustrirte. Wie in der „Phantastischen Symphonie", sollte auch hier Ein Hauptthema (die erste Melodie der Solo-Bratsche) sich durch das Ganze wiederholen, nur mit dem Unterschiede, daß dort die „double idée fixe" in ganz fremdartigen Scenen als unerwarteter Gegensatz auftaucht, während hier der Gesang Harold's sich zwar dem Orchester überordnet, aber einträchtig mit diesem fortgeht, ohne die Entwickelung zu unterbrechen. Ich weiß nicht, wie es Anderen ergeht mit dieser Symphonie, mir erscheint sie mit jeder neuen Aufführung dürftiger, gekünstelter, unmusikalischer, in ihrer melodischen Armuth geradezu bemitleidenswerth. Als Berlioz im Jahre 1846 mit einer langen Reihe glänzender Concerte sich in Prag und Wien einführte, da kam seine Musik wie ein feuriges Meteor über uns. Sie war etwas so Ungeahntes, Blendendes, von allem Gehörten so ganz Verschiedenes, daß sie den wehrlos staunenden Hörer geradezu niederzwang; die Einen zu schrankenloser Huldigung, zu tödtlichem Haß die Andern. Niemand blieb gleichgiltig, Niemand neutral. Nur eine ganz ungewöhnliche Persönlichkeit konnte so wirken. Auch das letzte Kennzeichen einer bedeutenden Kunsterscheinung blieb nicht aus: daß sie zu Principienfragen Anlaß gibt. Die tiefsten Controversen der Tonkunst, die Frage nach Form und Inhalt derselben, nach den Grenzen ihres Reiches, nach ihrem Verhältniß zur Dichtkunst und Malerei wurden durch Berlioz aufgewühlt, an Berlioz die ererbten Gesetze der Aesthetik neu geprüft und gemessen.

Wer nun zum erstenmal dieser Musik lauschte, naiv oder reflectirend, gerieth in gährende Bewegung. Diese Gährung hatte seither Zeit, sich zu klären. Wenn auch nicht ganz, so ist doch zum großen Theil das Befremdende der Berlioz'schen Musik zurückgetreten. Eine Richtung der Musik, wesentlich durch Berlioz selbst, wenngleich ohne seinen Wunsch hervorgerufen, gewann Raum und wurde von einer compacten Gruppe jüngerer Tondichter mit großer Consequenz verfolgt. Es erschienen Wagner, Liszt und die vielen kleineren Leute der Weimar'schen Schule. Die Tendenz der Berlioz'schen Musik ist uns somit durch verwandte Bestrebungen näher gerückt, während der Meister selbst mit seiner geistvollen fesselnden Persönlichkeit in objectivere Ferne zurückwich. Robert Schumann, der bekanntlich bei der ersten Bekanntschaft mit Berlioz' Werken in Enthusiasmus gerieth, ja ihnen in Deutschland den Boden bereitete, er hat in späteren Jahren sehr kühl, fast ablehnend von seinem einstigen Liebling gesprochen. Auch das Publicum des ersten Gesellschafts-Concerts nahm die Harold-Symphonie, mit Ausnahme des Pilgermarsches, ziemlich gleichgiltig auf. Es ist eine mühselige Musik voll krampfhafter Anstrengung, ein dürftiger musikalischer

Kern mit dem glänzendsten orchestralen Purpur bekleidet. Der Harold-Symphonie fehlen jene Klänge tiefer Wehmuth und süßer Zärtlichkeit, welche in anderen Werken Berlioz' („Scène aux champs" in der „Phantastischen Symphonie", Liebesscene in „Romeo und Julie") so mächtig ergreifen. Das Finale (Orgie der Räuber) ist ein wahres Kirchweihfest des Häßlichen und Rohen, die „Walpurgisnacht" der Symphonie fantastique in's Menschliche übersetzt, wenn man solche Unmenschen, wie die sich auf gut Berliozisch freuenden Banditen, noch mit diesem Titel beehren darf.

Sehr beliebt und besucht sind die Concerte des „Schwedischen Damenquartetts". Zur Zeit des Todes von Karl dem Zwölften — so liest man in musikalischen Geschichtsbüchern — sollen in ganz Schweden nur zwei Männer gewesen sein, welche Noten lesen konnten. Die musikalische Cultur in Schweden ist verhältnißmäßig jungen Datums, und bis heute hat dieses Land durch seine Componisten und Virtuosen nur wenig von sich reden gemacht. Trotzdem fehlte es niemals an einzelnen Anzeichen, welche auf ein nicht gewöhnliches Talent der Schweden, namentlich für den Gesang, hindeuteten. Sängerinnen wie Jenny Lind und Cristine Nilsson sind exceptionelle Kunstgrößen; was sie jedoch Charakteristisches gemeinsam haben und mit einigen andern, minder berühmten schwedischen Sängerinnen theilen, ist so eigenartig, daß es offenbar mit dem Naturgrunde zusammenhängen, als physiologische und musikalische Anlage in ihrem Volke selbst schlummern muß: die weiche, leicht ansprechende Tonbildung, der ruhige, kristallhelle Fluß des Vortrages, vor Allem die Feinheit des Gehöres. „Die Deutschen singen mit dem Kopfe und mit dem Herzen, aber nicht mit dem Ohre", äußerte einmal Jenny Lind, und wie oft mußte ich dieses Wortes gedenken, wenn ich deutsche Opernsänger mit geistreichem und leidenschaftlich dramatischem Vortrage — falsch singen hörte. Auf meine Gegenfrage gestand sie, ihren Landsleuten in diesem Punkte den Vorzug einzuräumen. Eine interessante Bestätigung dieses Urtheiles, ein Beispiel von feinster Empfindlichkeit des Gehöres, oder noch genauer: des Sich-Selbsthörens beim Selbstsingen bietet das „Schwedische Damen-Quartett", das gegenwärtig in Wien mit wohlverdientem großen Erfolge concertirt. Ganz gleich gekleidet, weiß, mit blaugelben Schärpen (den schwedischen Nationalfarben), treten die vier blonden Damen auf, stellen sich dicht neben einander in Eine Linie und singen auswendig ihre vierstimmigen Lieder. Ohne daß ein Accord oder auch nur ein Ton auf dem Clavier angeschlagen oder das unscheinbarste Zeichen zum Anfang gegeben würde, beginnen sie vollkommen gleichzeitig, haarscharf mit der reinsten Intonation. Schon nach wenigen Tacten schwelgt der Hörer in dem doppelten Behagen von Wohlklang und Sicherheit und horcht unermüdlich diesem unübertrefflichen, bis in die leisesten Regungen des Athmens und Aussprechens harmonischen Zusammenklang. Wundervoll ist das gleichmäßige Anschwellen und Absterben des Tones, wobei man nicht etwa an ein Kokettiren mit diesem Effect denken darf. Im Gegentheile haben diese Productionen gar keinen virtuosenhaften, sondern rein künstlerischen Charakter und machen gerade durch die Anspruchslosigkeit und den bescheidenen Ernst der Sängerinnen einen so gewinnenden Eindruck. Wie wohlthuend ist vollends dem vielgequälten modernen Ohr dieses Singen in durchaus reinen Intervallen! Es klingt manchmal, als wenn eine reingestimmte Physharmonika in schönem vierstimmigen Accorde anspräche. Die Schwedinnen üben nur mit Zuhilfenahme der Stimmgabel, und da sie das in praxi öfter übel- als „wohltemperirte" Clavier meiden, erzielen sie, feinhörig wie sie sind, stets die klare, scharfe Süßigkeit reiner Intervalle. Man hat diese Gesangsproductionen oft mit J. Becker's „Florentiner Quartett" verglichen, und die Analogie liegt nahe. Aber das Ausströmen des Gesanges aus der Menschenbrust steht an Unmittelbarkeit und Innigkeit der Tongebung doch noch hoch über dem Instrumentenspiel, und darum übt auch dieser einheitliche Vortrag von vier Frauenstimmen einen noch stärkern eigenthümlichern Klangreiz, als das beste Streichquartett. Keine der vier Stimmen besticht für sich durch besondere Schönheit, doch hat der erste Sopran etwas von der sympathischen Weichheit, dem „schwedischen" Flötentone, der an die Lind erinnert, während der zweite

Alt bei etwas rauherer Klangfarbe durch Kraft und fabelhafte Tiefe excellirt. Indem diese Altstimme, von der wir das tiefe C und H anschlagen hörten, fast die Rolle eines Cellos übernimmt, vermag das Damenquartett seinen vierstimmigen Satz etwas weiter als gewöhnlich auseinanderzuhalten und ein größeres Feld zu cultiviren. Nach der langen Alleinherrschaft der Männerquartette, welche das gemischte Vocalquartett leider fast gänzlich verdrängt haben, ist ein Frauenquartett eine ganz neue, überraschende Erscheinung: es existirt auch keine Literatur dafür. Die Damen Hilda Wideberg, Amy Aberg, Maria Petersjohn und Wilhelmina Söderlund sind überhaupt das erste Frauenquartett, das sich in Europa producirt; sie singen transponirte Männerquartette, theils Volkslieder, theils moderne Compositionen von Lindblad, Södermann und Anderen, in welchen die Nationalfärbung stark vorschlägt. Diese Lieder wirken in so trefflicher Ausführung sehr anregend durch ihren die formale Schönheit stark überwiegenden charakteristischen Ausdruck. Bei mancher Herbigkeit, ja Härte der Melodie und Rhythmik leuchtet doch viel gemüthvolle Zartheit und gesunder Humor aus diesen Gesängen. Das „Hochzeitslied" insbesondere ist ein Liebling des Publicums geworden und darf in keinem Concert der Schwedinnen fehlen.

Im kleinen Musikvereinssaale haben die „Musikalisch-artistischen Weihnachtsvorstellungen" der russischen Componistin Fräulein Ella Adaïewsky begonnen. Auf einem viel zu niedrigen Podium (der untere Theil der Bilder ist nur für die ganz vorne Sitzenden sichtbar) erhebt sich eine kleine verdeckte Bühne. Der Vorhang theilt sich von Zeit zu Zeit und läßt nacheinander eine Reihe von Transparentbildern sehen, ungefähr in der Breite des mittleren Bühnendrittheils. Dazu wird hinter den Gemälden Musik gemacht. Ueber die ästhetische Fehlerhaftigkeit einer solchen Verkoppelung von Musik und Gemälden ist kaum mehr nöthig zu sprechen, es ist der blanke Dilettantismus. Otto Jahn hat bekanntlich eine Aufführung von Beethoven's Pastoral-Symphonie „mit Decorationen und lebenden Bildern" scharf kritisirt und als eine Versündigung an Beethoven's Meisterwerk gebrandmarkt. Nun, gegenüber der „Weihnachts-Cantate" von Fräulein Adaïewsky braucht man nicht so wehleidig zu sein. Es ist eine Damenarbeit ohne jegliche Kraft und Originalität, insbesondere von einer rhythmischen Lahmheit, welche alsbald einschläfernd wirkt. Eine einzige ganz einfache Nummer in langsamem Dreiviertel-Tact (Chor der Hirtenknaben) wirkte durch hübschen Klang und einen Hauch von Empfindung; wo aber die Aufgabe complicirter wird und musikalische Prätensionen erhebt, wie in dem großen Schlußchor, da liegt der Bankerott zu Tage. Ueber den Kunstwerth der vorgeführten Bilder (von denen namentlich die der Eisenmenger'schen Schüler: Ambros, Wieser und Schlimarzik gefielen) erlaube ich mir kein Urtheil, höchstens die Bemerkung, daß ihr Zusammenhang mit den betreffenden Musikstücken ein äußerst lockerer ist. Vom Standpunkte der Unterhaltung, dem einzig berechtigten bei solchem Kunstmischmasch, scheint es mir, daß für Auge und Ohr doch viel mehr geboten werden könnte. Ich erinnere mich einer Aufführung von Mendelssohn's „Paulus" in Düsseldorf, wo die besten Künstler, Oswald Achenbach an der Spitze, die Decorationen dazu gemalt und die „lebenden Bilder" arrangirt hatten. Da genoß man wenigstens zu trefflicher Musik eine unvergleichliche Augenweide an der Plastik dieser lebenden Bilder, welche die Hauptmomente des Oratoriums prachtvoll versinnlichten. In den Weihnachts-Productionen von Fräulein Adaïewsky vermag ich nicht viel mehr zu sehen, als eine Art nobeln Krippenspiels für erwachsene Dilettanten. Und da gestehe ich unverblümt, daß ich in dem gemeinen Krippenspiel mit seinen ernsthaft-drolligen Figuren, mit seiner dramatischen Einfalt und seinem naiven kleinen Publicum mehr echte Poesie, mehr Wahrheit und seligen Kinderglauben wiederfinde, als in den vornehmen „musikalisch-artistischen Weihnachtsvorstellungen" des Musikvereins.

Eduard Hanslick.

Politische Rundschau.

Berlin, den 15. December.

Neigten wir Deutsche zur chauvinistischen Phrase, wahrlich, wir hätten jetzt vollen Grund, unsere Hauptstadt für den „Mittelpunkt des civilisirten Europa's" zu betrachten. Unsere Staatsmänner, unser Parlament und unsere politischen Processe — denn nur als solche betrachtet hat die Arnim-Affaire noch ein größeres Interesse — beschäftigen die ganze Welt.

Der Name und die Gestalt des Fürsten Reichskanzlers gingen aus alledem, was sich bei uns abgespielt, nur mit strahlenderer Aureole umgeben, hervor. Sein Können und Vollbringen ist es, um das uns die andern Völker zunächst beneiden, und von dem und jenem Monarchen flüstert man sich den schmerzlich bewegten Ausruf zu: „Wer schafft mir einen Bismarck für meine Länder?" Was vor Allem diesem Staatsmanne das besondere Gepräge verleiht, ist sein nüchterner, stets nur auf das praktisch Erreichbare gerichteter Sinn, ist seine Geistesfreiheit, die ihn alle Voreingenommenheiten der Erziehung und der Ueberlieferung abstreifen läßt, und seine unendlich hochanzuschlagende Gabe, Allem, was er thun oder lassen mag, instinctiv die intimsten Interessen der deutschen Volksseele zu Grunde zu legen.

Sein Auftreten den Elsaß-Lothringischen Ansprüchen im Reichstage gegenüber entsprach denn auch vollkommen der Wandlung, welche sich im Gemüthe der Nation, was das fernere Verhalten des Reichs zu den Reichslanden anbelangt, vollzogen hatte. Wir sind deshalb im Stande gewesen, schon in unserer letzten Rundschau vom 15. November, vierzehn Tage ehe der Reichskanzler das Wort im Parlamente ergriff, fast Satz für Satz unser Verhältniß zu dem wiedererrungenen Gebiete so zu bezeichnen, wie es später der leitende Staatsmann gethan. Der Grundzug der Bismarck'schen Rede, welche consequent und ehern die Reichslande als das charakterisirte, was sie im Grunde sind, eine „eroberte Provinz", lag in dem bezeichnenden Voranstellen des Reiches und seiner Interessen, als der allein leitenden Motoren deutscher Politik. Ist man erst bei diesem Gedankengange angelangt, der allerdings mit der nebelnden und schwebelnden „deutschen Bruder-Theorie" gewaltig aufräumt, so schwingt man sich vielleicht noch, so lange es Zeit ist, zu der andern Idee auf, welche ein eminent praktisches Ziel verfolgt und bisher nur auf Grund einer Denkschrift in kleinerem Kreise bekannt war: Nach Annahme des Axioms, daß der Grund und Boden der Reichslande durchaus deutsch, die Bevölkerung zumeist verwälscht sei, möchte es sich empfehlen, aus Reichsmitteln oder aus anderen Fonds, den Ankauf aller solcher Grundstücke, zunächst namentlich in und bei Metz, im Großen zu betreiben, deren Besitzer sich als Franzosen fühlen und welche nur durch die Unmöglichkeit, sich des Besitzes zu gutem Preise zu entäußern, im Lande gehalten werden. Diesen Leuten, welche doch nie gute Staatsbürger im deutschen Sinne zu werden vermögen, wäre mithin die Rückkehr nach Frankreich, selbst mit Geldopfern von deutscher Seite, ge-

bührend zu erleichtern. Nach dem alsdann freiwerdenden Grundbesitz aber hätte man den Strom der Auswanderung zu leiten, der sich leider in so reichem Maße noch immer aus Pommern, Preußen, Schlesien und auch aus Baden und Württemberg nach Nordamerika, Brasilien und Australien ergießt. Da blieben dem Vaterlande vortreffliche Kräfte erhalten und wir bekämen eine Grenzbevölkerung, deren Reichstreue und Zuverlässigkeit nichts zu wünschen übrig ließe. Natürlich müßte das in Anwendung zu bringende Colonisationssystem den Ueberfiedelnden solche materielle Vortheile bieten, daß sie die verlockenden Aussichten der überseeischen Zukunft leicht in den Hintergrund drängen. Mir scheint in dieser Entwickelung ein fruchtbarer Gedanke zu schlummern, der wol eine Prüfung verdiente.

An die schlagenden, so manche Illusion kräftig zerstörenden Auslassungen des Reichskanzlers über das Verhältniß zu Elsaß und Lothringen, dem, so lange es widerwillig bleibt, kaum eine andere Stelle angewiesen werden mag, als die eines „Glacis" für die beiden Reichsfestungen Metz und Straßburg, an diese Bismarckischen Ausführungen schlossen sich fast unmittelbar die unqualificirbaren Angriffe der Centrumspartei gegen die auswärtige Politik des Reiches, Angriffe, die in jedem Patrioten nur die Gefühle „des Abscheues und der Verachtung" wachzurufen vermochten. Der Cynismus, mit welcher die Vertreter von Tausenden deutscher Männer Beschönigungen für den Meuchelmord in offener Parlamentssitzung auszusprechen wagten, übersteigt Alles, was sonst die Parteileidenschaft erklärlich erscheinen läßt. Dem Opfer gegenüber den Mörder gewissermaßen in Schutz zu nehmen, seine Blutthat als ein Factum zu entschuldigen, an dem der Bedrohte selbst mit Schuld getragen, ist sicherlich eine Specialität, um welche die Fraction des Centrums nicht zu beneiden ist. Dagegen verschwindet selbst der kleine Landesverrath, den der römische Redner übte, als er den deutschen Staatsmann beschuldigte, insgeheim einen Krieg gegen Frankreich zu planen; dagegen verschwindet auch der nicht minder unpatriotische Versuch, zwischen Deutschland und seinem russischen Bundesgenossen die Drachensaat der Zwietracht auszustreuen. In einem englischen Parlamente wäre ein solches Vergehen der Opposition geradezu unerhört gewesen. Hier hätte der Gegner der Regierung dem leitenden Staatsmanne niemals den Ausdruck des aufrichtigsten Bedauerns vorenthalten und nie hätte man gewagt, dem Angeschossenen selbst die moralische Verantwortlichkeit zuzuschieben, wie dies auf deutschem Boden gewagt werden konnte. Glücklicherweise ist Bismarck Mannes genug, um solche Unverschämtheit im Angesicht des ganzen Landes gebührend zu brandmarken, und so gerechtfertigt vielleicht, vom parlamentarischen Standpunkte aus, der Ordnungsruf sein mochte, den Präsident Forckenbeck gegen Lasker in Anwendung brachte, als er dem giftgeschwollenen Römlinge das Stigma des „Vaterlands-Verrathes" entgegenschleuderte, so bleibt doch dieser Ausruf des Volksvertreters gerade in jenem Momente eine patriotische That, welche die sonst für unser Volksbewußtsein so wenig ehrenvolle Scene in würdiger und dem großen Manne schallende Genugthuung bietender Weise zum Abschluß brachte.

So mächtigen Wiederhall indeß auch die Sitzungen des Reichsrathes in Deutschland selbst, wie im übrigen Europa fanden, so wurden sie doch in mehr als einer Beziehung verdunkelt durch die den Meisten unerwarteten Dimensionen, welche der Proceß gegen den Grafen Arnim annahm; obwohl auch in dieser Angelegenheit es der Reichskanzler wiederum war, dem die wohlverdiente Glanzrolle zufiel und der mit einem Schlage seinen Verkleinerern gegenüber auf das Ueberraschendste gerechtfertigt dastand. Dennoch darf ein kleines Vorspiel nicht übergangen werden, welches die diplomatischen Enthüllungen dieses Processes im Parlamente selbst einleitete. Ich meine die Erwähnung der Meglia'schen Aeußerung: „Der Kirche kann nur noch die Revolution helfen". Der württembergische Legationsrath von Bauer-Breitenfeld, gegenwärtig Geschäftsträger in Wien, hatte im Jahre 1868 seinem damaligen Ministerpräsidenten von Varnbüler diese Aeußerung des päpstlichen Nuntius als den Succus eines Gespräches übermittelt, den er selbst im Uebrigen in seiner Tragweite nicht zu

erfassen vermochte. Anders Herr von Varnbüler, welcher sofort jene Mittheilung für wichtig genug hielt, um sie in einem Rundschreiben an die damaligen Vertreter Württemberg's im Auslande diesen zur Kenntniß zu bringen und sie zu ermächtigen, gelegentlich Gebrauch von dieser Aeußerung des römischen Diplomaten zu machen. Auf diesem Wege erfuhr Fürst Bismarck das Geständniß Meglia's, um es zu so gelegener Stunde zu verwerthen. Es ist wol keinem Zweifel unterworfen, daß Herr von Varnbüler, der sich seit geraumer Zeit der Reichspolitik so rückhaltlos angeschlossen, zu dem Gebrauch, den er von der in amtlicher Stellung erlangten Kenntniß der Meglia'schen Indiscretion gemacht hatte, von seinem Nachfolger im Amte, Herrn von Mittnacht, gebührend ermächtigt worden war.

Hatte man in dieser Revolutions-Beschwörung einen der geheimen Motoren vor sich, welche den verhängnißvollen deutsch-französischen Krieg entfesseln halfen, so breitete die Affaire Arnim ein ganzes diplomatisches Arsenal vor den Augen des erstaunten Europa aus, dessen Inhalt sich lediglich auf die Consequenzen jenes unglücklichen französischen Feldzuges bezog. Der Rechtsstreit verschwand fast ganz vor dem erdrückenden historischen Material, welches hierbei zu Tage trat und dessen Veröffentlichung gerade wieder nur dazu angethan war, den Ruhmeskranz des deutschen Staatsmannes blendender zu gestalten. Alle diese geheimen und geheimsten Actenstücke waren sicherlich nicht in der Voraussicht geschrieben, einmal publicirt zu werden. Man kennt ja hinlänglich die Ansicht des Fürsten Bismarck über den Hocuspocus der parlamentarisch-zugestutzten Grün-, Roth-, Gelb- und Blaubücher. Und siehe da, gerade der Staatsmann, der bisher am Eifersüchtigsten darüber gewacht, daß ihm Unberufene nicht in den diplomatischen Küchenzettel schauen, den er tagtäglich neu entwirft, er gerade hat das Licht der Oeffentlichkeit am Allerwenigsten zu scheuen und alle die Legenden, welche von Bismarck's geheimen Plänen, macchiavellistischen Absichten und wahrhaft teuflischen Complotten gegen die Ruhe und Sicherheit anderer Staaten bei den Feinden des deutschen Reiches so zahlreich im Schwange gingen, erwiesen sich als trügerische Seifenblasen, denn von alledem war in dem zielbewußten Streben des Kanzlers keine Spur zu finden.

Vielmehr geht aus den veröffentlichten Erlassen und Berichten zur Genüge für Alle hervor, die es nicht schon wußten, daß der principielle Gegensatz in der Auffassung französischer Dinge, bei Bismarck in der eminent deutsch-nationalen Interessen-Politik, bei Arnim in einer hochtorystischen, exclusiv monarchischen Tendenz seinen Ursprung hatte. Alle Arnim'schen Berichte, welche das Ueberhandnehmen der republikanischen Idee in Frankreich so grell hinstellen, sind augenscheinlich stets mit dem Hintergedanken geschrieben, daß diese Vorspiegelung des rothen Gespenstes das sicherste Mittel sei, um den Souverain gegen die Ansicht des leitenden Staatsmannes einzunehmen, welcher in einer Einbürgerung republikanischer Zustände in Frankreich zugleich die Verurtheilung dieses Landes zur ewigen Bündnißlosigkeit erblickte. Es gab und giebt vielleicht noch heut Staatsmänner, die dasselbe negative Resultat, welches Fürst Bismarck von einer Verurtheilung Frankreichs zur Republik erwartet, von der Wiederaufrichtung eines jesuitisch-legitimistischen Königthums daselbst erhoffen. Diese Politiker meinen, daß das verdummende Regiment eines solchen „Roy", von des al Gesù-Gnaden, für Frankreich moralisch viel verderblicher werden müsse, als die republikanische ernste Regenerationsarbeit, wie sie unter Thiers angestrebt wurde. Sie meinen, daß ein jesuitisches Regiment in Frankreich dem deutschen Reiche nicht nur das feste Bündniß Italiens, sondern auch die stetige moralische Unterstützung des gesammten liberalen Europa eintragen müsse. Sie meinen endlich, daß ein Bourbon auf dem Throne seiner Väter, trotz seiner monarchischen Alliance-Fähigkeit, zu einer Action unfähiger sein werde als jedes republikanische Regiment, weil unter ihm die ganze republikanische Partei wieder in geschlossenen Reihen als inneres Oppositions-Element thätig werden würde. Aber von dieser vorurtheilsfreien Auffassung findet sich bei Graf Arnim nicht die leiseste Spur. Er ist lediglich antirepublikanisch in

Frankreich, weil er auf die strengmonarchischen Gesinnungen speculirt, welche er bei seinem Monarchen voraussetzt. Daß diese Speculation fehlschlagen mußte, wie sie in der That fehlschlug, dies vorauszusehen, gestattete die Eitelkeit des Grafen nicht. Dennoch kann es ihm nicht an Warnungsrufen gefehlt haben. Ist es doch ein öffentlich Geheimniß, daß der deutsche Kaiser mehrmals seiner tiefen Verstimmung Ausdruck gegeben, sich derart in einem von ihm stets mit Auszeichnung behandelten Staatsbeamten getäuscht zu sehen. Im Uebrigen ist das Beispiel der französischen Republik für Europa zu wenig verlockend, wie dies der Reichskanzler mit so großer Berechtigung hervorgehoben, als daß ihre Existenz jene propagandistische Wirkung hätte haben können, vor welcher der Exbotschafter sich den Anschein gab, sich so überaus zu „gruseln". Andererseits ist die Gefahr nicht so gar groß, daß fortan in Frankreich die monarchische Strömung die Oberhand gewinnen könne, weil Bismarck es für das deutsche Interesse hält, jenseits der Vogesen die Republik zu begünstigen. Und wenn selbst der Proceß Arnim wirklich die Errichtung eines klerikalen Königthums „par dépit" zur Folge hätte, so könnte man deutscherseits wahrscheinlich in den oben angeführten Gründen, welche die Vortheile einer monarchischen Restauration für uns beleuchten, ohne Zweifel einen Ersatz für den Verlust finden, den man uns durch das Aufgeben des königlosen Zustandes würde bereiten wollen.

Daß man in Oesterreich dem Gange dieser Verhandlungen mit ganz besonderer Aufmerksamkeit folgt, erklärt sich nicht blos aus dem natürlichen und anerkannten Sensationsbedürfniß seiner tonangebenden Presse. Hatten doch einige der hervorragendsten Wiener Organe in nicht mißzudeutender Weise Partei ergriffen, ehe noch selbst die Anklageschrift in ihren Einzelheiten bekannt war. Ein österreichisches Blatt hatte zuerst jenes „Promemoria" publicirt, das in Berlin als eine öffentliche Herausforderung des Reichskanzlers aufgefaßt werden mußte. Und so kam es, daß während sich in Wien im Verlauf des Processes eine immer schärfere Reaction zu Ungunsten des eben noch auf das Piedestal erhobenen Grafen accentuirte, das Interesse an der Affaire ein so allgemeines und dringendes wurde, daß man der Theilnahme an den heimischen Angelegenheiten sich fast gänzlich enthielt. Und doch war auch in Oesterreich-Ungarn, diesseits wie jenseits der Leitha, die parlamentarische Arbeit im vollsten Gange.

In Cisleithanien namentlich traten kurz vor der Eröffnung der Budgetberathung und noch in deren Verlaufe die üblen Nachwehen der Börsenkrisis des Vorjahres, sofern sie sich auf Handel und Industrie verschlagen hatten, drohender als je in den Vordergrund. Namentlich waren es die metallurgischen Industrien, welche einen kläglichen Jammerruf erhoben, und der alte volkswirthschaftliche Schulstreit, ob Staatshilfe, ob Selbsthilfe schien einen Augenblick lang im österreichischen Reichsrathe ausgefochten werden zu sollen. Allein man kam von beiden Seiten über die Anfangsgründe in diesem Principienkampfe nicht hinaus, wenngleich die definitive Entscheidung auf diesem Gebiete nicht zu Gunsten der Staatshilfe ausfiel, die allerdings auch in seltsamster Weise von den Interessenten für ihre Privatzwecke angerufen worden war. Die ganze Art der parlamentarischen Behandlung dieser so einschneidenden Frage war im Uebrigen sehr wenig geeignet, bei den gebildeten Kreisen den Respect zu erhöhen, in welchem die Volksvertretung, die ja gerade kraft der österreichischen Verfassung in ganz bestimmtem Sinne eine „Interessen-Vertretung" darstellt, bei der Bevölkerung stehen muß. Es sei hier nur das Phänomen an sich constatirt. Eine Billigung dieses Gefühls der — nennen wir es der: Ermüdung, liegt uns fern. Allerdings war auch der Gang der Budgetdebatte kaum dazu angethan, die Freunde einer wahrhaft parlamentarischen Regierung zu befriedigen. Namentlich schien die Behandlung des Cultus- und Unterrichts-Ministeriums nicht eben der Art, angenehme Empfindungen zu erwecken. Von Seiten der Verfassungspartei traten freilich Redner genug auf, um dem Minister das reiche Capitel seiner Begehungs- und Unterlassungssünden vorzuhalten, aber es geschah dies fast in allen Fällen ohne jede nachhaltige Kraft und augenscheinlich von vornherein

mit dem Bewußtsein, daß mit all' diesen Reden doch nichts erreicht werde. Der Minister mußte sich nacherzählen lassen, daß er der Beust'schen Theorie von der Politik der freien Hand und jener Andrassy's von der Politik der „gebundenen Marschroute" auf confessionellem Gebiet noch die Theorie „der gebundenen Hände" hinzugefügt habe, und Herr Dr. Stremayr hielt die Wahrheit dieser Methode so sehr über allem Zweifel erhaben, daß er auch nicht ein Wort der Ableugnung vorzubringen wagte. Während man auf diesem, wie auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete vergebens auf Staatshilfe wartet, soll sie, wie es den Anschein hat, demnächst auf handelspolitischem Felde den Interessenten nicht vorenthalten bleiben. In ganz Oesterreich ist in diesem Momente eine weit verästelte schutzzöllnerische Propaganda um so lebhafter thätig, je aufrichtiger die Regierung und namentlich der Finanzminister, Baron Depretis, Miene macht, jene freihändlerischen „Ketzereien" abzuschwören, denen er noch beim Abschluß der jetzt zu Ende gehenden Handelsverträge mit den fremden Mächten gehuldigt hatte. Nachgerade sieht man fast in allen Regionen Oesterreichs in der Tariferhöhung, im Ausschluß der fremdländischen Concurrenz, das geeignetste Mittel, Handel und Wandel wieder zur Prosperität zu bringen; wozu noch die Fabrikantenwelt die inbrünstige Bitte um Erhöhung des fatalen Silber-Agio fügt, ohne dessen Schutz die österreichischen Industriellen nicht mit Gewinn arbeiten zu können behaupten.

Anders in Ungarn, wo man, da dort bei weitem mehr Industrieproducte consumirt als hervorgebracht werden, naturgemäß freihändlerischen Anschauungen huldigt. Nun hängt aber der Abschluß neuer Handelsverträge Oesterreich-Ungarns mit fremden Staaten von dem vorgängigen Abschluß eines Zoll- und Handelsbündnisses beider Reichshälften ab, da der bestehende ebenfalls seinem Ablaufe entgegengeht. Bei der Schroffheit, mit der sich sonach diesseits und jenseits der Leitha schutzzöllnerische Strebungen und freihändlerische Tendenzen gegenüberstehen, ist aber die Festsetzung des gemeinsamen Generalzolltarifs keine leichte Sache. Man wird daher wohlthun, da namentlich auch Deutschlands Handelsinteressen mit dem Ausgang dieses Principienstreites auf's Engste verquickt sind, den Peripetien, welche sich vorbereiten, wachsamen Auges zu folgen. Daß es im Uebrigen in Ungarn, trotz der verzweifelten Finanzlage und der stark geschwächten Steuerkraft dem Finanzminister Ghyczy gelungen ist, dem Parlament ein Vertrauensvotum abzuringen, wird jeden aufrichtigen Freund Ungarns nur freudig berühren. Seltsamer Weise zeigt man sich in Pest weniger angenehm berührt von der im österreichischen Reichsrathe angekündigten Errichtung einer deutschen Universität im äußersten Osten der Monarchie, in der Hauptstadt der Bukowina, in Czernowitz.

Leicht möglich, daß man auch in Rußland nicht umhin können wird, zu dieser neuen deutschen Hochschule an der Landesgrenze gebührend Stellung zu nehmen. Jedenfalls hat man aber in St. Petersburg für den Augenblick andere Sorgen. Es liegt der kaiserlich-russischen Regierung eingestandenermaßen unendlich viel an dem weiteren Ausbau des auf der Brüsseler internationalen Kriegsrechts-Conferenz gewonnenen Materials. In zwei verschiedenen Rundschreiben, von denen das eine vom 26. September, das andere vom 28. October datirt, hat die russische Regierung bei den anderen Mächten die Nutzbarmachung des auf dem Brüsseler Congresse gewonnenen humanitären Materials urgirt. Eine zweite in St. Petersburg zusammentretende Conferenz, welche für das kommende Frühjahr in Aussicht genommen wurde, soll durch militärisch und staatsrechtlich gebildete Fachmänner jene Punkte, über welche ein allgemeines Einvernehmen erzielt wurde, in eine international bindende Form gießen. Fürst Gortschakow konnte sich bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin persönlich davon überzeugen, wie sehr die deutsche Reichsregierung geneigt sei, den Wünschen des Kaisers Alexander entgegenzukommen und Vorschub zu leisten. Konnte doch die neue Landsturm-Vorlage für das deutsche Reich mit gutem Fug als eine Berücksichtigung der kaiserlich russischen Ideen auf diesem Gebiete angeführt werden, wenn auch der Kern dieses Gesetzes wesentlich aus früherer Zeit datirt. Das Ein-

vernehmen des Fürsten Gortschakow mit Fürst Bismarck war in allen schwebenden Fragen von einigem Belange ein ausnahmsloses und so kam es, daß Angesichts dieser eminenten Friedensbürgschaft der deutsche Kanzler im Reichstage das Verhältniß der Cabinette von Berlin und St. Petersburg als „thurmhoch" über den niedrigen Begeiferungen stehend erklären konnte, welche von ultramontaner Seite versucht worden waren.

Von allen übrigen Staaten war Oesterreich-Ungarn der erste, welcher die russische Anfrage in günstigem Sinne beantwortete. Graf Andrassy entwickelte in einer längeren Depesche, daß das österreichisch-ungarische Gouvernement durchaus geneigt sei, die letzte Fassung der in Brüssel zu Stande gekommenen Verabredungen als Grundlage für weitere Vereinbarungen zu betrachten. Zwar habe der gemeinsame Kriegsminister gegen einzelne Punkte Ausstellungen erhoben, doch seien dieselben durchaus nicht principieller Natur. Die gemeinsame Regierung hätte inzwischen Abschriften der brüsseler Beschlüsse auch an die cisleithanische, wie an die ungarische Regierung gelangen lassen und dieselben verfassungsmäßig zu Rückäußerungen aufgefordert, denen man annoch entgegensehe. Schließlich habe man sich noch darüber schlüssig zu machen, ob das eventuelle Ergebniß der bevorstehenden Petersburger Conferenzen als ein Act aufzufassen sei, welcher der Bestätigung durch die resp. Volksvertretungen bedürfe, oder ob eine Form des einfachen Conventions-Austausches gewählt werden solle, welche die parlamentarische Behandlung unnöthig mache. Jedenfalls aber sei Oesterreich-Ungarn gerne bereit, dem Rufe des Petersburger Cabinets zu folgen.

Bei weitem weniger willig, als die beiden großen Centralmächte Europa's erwiesen sich der russischen Einladung gegenüber die kleineren Staaten, wie Holland, die Schweiz, Dänemark, Schweden und Norwegen, selbst Belgien. Hier suchte man die Auskunft, welche von Petersburg erbeten worden war, unter allerhand Vorwänden zu verweigern, weil man der Ueberzeugung lebte, daß der Nachdruck, welchen der russische erste Vorschlag auf die Beschränkung des Kampfes in künftigen Kriegen, auf die großen stehenden Heere gelegt hatte, immer zu sehr geeignet sei, die Vertheidigungs-Fähigkeit der Kleinstaaten zu vermindern. Indeß wagte doch keines dieser Cabinete eine definitiv ablehnende Antwort zu ertheilen, wiewol eine gewisse Verlockung hierzu in der wenig günstigen Haltung liegen mochte, welche Frankreich und vor Allem England dagegen offen zur Schau trug. Schließlich ist an der Fügsamkeit der Regierungen vom Haag, von Bern, von Kopenhagen u. s. w. kaum zu zweifeln, wenn auch ihre fernere Betheiligung an den Berathungen nur aus Deferenz für den persönlichen Wunsch des Kaisers Alexander hergeleitet werden mag.

Aber in England ist dies etwas Anderes. Die britischen Staatsmänner wollen absolut keine bindende internationale Verpflichtung, am Allerwenigsten aber auf militärischem Gebiete, übernehmen. Alle Versuche des Grafen Schuwalow, die Theilnahme des Cabinets von St. James, wenigstens an dem rein humanitairen Part des Conferenz-Materials zu erreichen, wollten bisher nicht verfangen, wogegen beispielsweise überseeische Staaten, wie die gleichfalls nach Petersburg geladenen Regierungen von Washington, Rio, Valparaiso, Montevideo u. s. w. von einer principiellen Abneigung bisher noch nichts verlauten ließen. Während man aber in London, was diesen einen Punkt anbelangt, sich wenig geneigt zeigte, sich dem ostmächtlichen Concert anzuschließen, gab es eine andere Frage, in der man dort die Isolirung einigermaßen unbequem empfand, in die man hinein gerathen war. Der englische Einfluß war in der Türkei lange Jahre hindurch allein maßgebend gewesen und hatte erst in neuester Zeit, als das Verhältniß des Divans zum Wiener Cabinet und dem ihm eng verbundenen russischen Gouvernement kühler geworden, die alte Stellung einigermaßen wieder erlangt. Man hatte daher durch den britischen Botschafter in Konstantinopel den Sultan nur in dem Widerstande bestärken lassen, den dieser in der rumänischen Handels-Conventionsfrage gegenüber der sogenannten „identischen Erklärung" der drei Ostmächte festgehalten. Als aber entgegen den englischen Erwartungen Oesterreich-Ungarn sich um den Einspruch der Pforte nicht

kümmerte, sondern flottweg seine Verhandlungen mit Bucharest einleitete, sah Lord Derby, daß es Englands Einfluß nutzlos compromittiren heiße, wenn man weiter in dieser abseits schmollenden Stellung verharre. Das Foreign office erklärte, daß es in das europäische Vertragswerk von 1856 und 1858 ungern eine Lücke gebrochen sehe und daß es daher all' seinen Einfluß in Konstantinopel aufbieten wolle, um eine rechtliche Ordnung der Controverse herbeizuführen. Man nahm daher den anfänglich schon von Wien aus gemachten Vorschlag wieder auf, die Pforte solle durch einen Berat oder Ferman, auch ohne vorherige Anfrage aus Bucharest, erklären, daß sie im Vollgefühl ihrer Suzeränetätsrechte der rumänischen Regierung den Abschluß von Zoll- und Handels-Abmachungen gestatte. Die Frage ist nur, ob man in Bucharest geneigt sein werde, diesen Ferman anzunehmen, und derselbe ein Recht verleiht, das man dort aus eigener Machtvollkommenheit zu besitzen behauptet. Hier dürfte jedenfalls der dämpfende Einfluß der drei verbündeten Ostmächte in Anspruch genommen werden. Immerhin beruht es auf falscher Information, wenn man diese Schwenkung der britischen Politik auf eigennützige Absichten zurückführt. England kann nicht im Sinne haben, in der Folge ebenfalls directe Handels-Conventionen mit den Donaufürstenthümern abzuschließen, weil sich der englische Handelsvertrag mit der Pforte nicht blos, wie der österreichische, auf die türkischen Provinzen, sondern auch auf die christlichen Vasallenstaaten bezieht.

In Frankreich sucht Herzog Decazes in diesen beiden Fragen bezüglich der Petersburger Conferenz und der orientalischen Dinge möglichst geschickt zu laviren, immer aber freilich jetzt mit einer unverkennbaren Neigung, sich England und nicht Rußland verbindlich zu zeigen. Eine natürliche Erscheinung, nachdem seine Annäherungsversuche an letztere Macht in Petersburg auf so steinigtes Erdreich gefallen. Im Uebrigen hat der Zusammentritt der Nationalversammlung und die Botschaft des Präsidenten, die man sich gescheut hat, vom 2. December zu datiren, die Situation dieses Landes in nichts geändert. Einen Moment lang hatte es den Anschein, als sollte der vielgesuchte Stein der Weisen, die Fusion des rechten und linken Centrums, gefunden werden. Aber diese Hoffnung verflüchtigte sich schnell genug wieder, als in Folge der Enthüllungen des Arnim-Processes die royalistische Strömung, als die von Bismarck mehr perhorrescirte, momentan wieder Oberwasser erhielt. Käme jene Fusion dennoch zu Stande, so würde ihr bald genug eine Coalition gegenüberstehen, bei welcher sich in bunter Reihe Gambetta, Belcastel, Rouher und Barodet die Hände reichen würden; weil ein der Fusion entsprechendes Cabinet die Hoffnungen aller vier durch diese Herren repräsentirten Schattirungen durchkreuzen müßte. Das geistreichste Volk der Welt hat es glücklich dahin gebracht, daß seine Politik die langweiligste von der Welt geworden. Vielleicht, daß demnächst schon in den endlosen Schwall von Verfassungsfragen, um den sich Alles in Paris dreht, das immer drohender auftretende Gespenst des Deficits einige heitere Abwechslung bringt.

Unterdessen dauern die Kämpfe und Krämpfe in Spanien fort. In neuester Zeit waren es wieder einmal die Karlisten, welche einen Sieg zu verkünden hatten. Im Grunde genommen ist man ziemlich blasirt geworden, was die spanischen Schlachtenbulletins anbelangt. Marschall Serrano hat übrigens alle Mühe, sich der immer stärker auftretenden alphonsistischen Propaganda zu erwehren. An den Sohn Isabellens klammern sich mehr und mehr die Hoffnungen der spanischen Patrioten. Wenn man sicher wäre, daß er entgegen sonstigen bourbonischen Gewohnheiten, zu vergessen vermöchte — wer weiß, er säße lange schon wieder auf dem Throne seiner Mutter.

Die Italiener dagegen ergehen sich in freudigen Ergüssen darüber, daß der Abberufung des officiösen englischen Vertreters beim heiligen Stuhl so schnell die gänzliche Streichung des Postens eines deutschen Botschafters beim Papst, auf Fürst Bismarck's Antrag, gefolgt ist. Auch die aus den Arnim'schen Documenten ersichtlich gewordene Gewißheit, daß sie in einem Kriege mit Frankreich immerdar auf die Unterstützung Deutschlands zu rechnen haben würden, mag ihr patriotisches Hochge-

fühl zu erhöhen geeignet sein. Aber immerhin reicht dies nicht aus, um sie aus der zweifelhaften Haltung herauszudrängen, welche die italienischen Staatsmänner in allen kirchenpolitischen Fragen der Kurie gegenüber festhalten. Und selbst in der neuesten, unter Inspiration des Ministerpräsidenten Minghetti geschriebenen, Entgegnungsbroschüre auf die jüngsten Anklagen des französischen Bischofs von Orleans wagt man bei aller Schärfe gegen den Prälaten nicht den mindesten Ausflug auf das principielle Gebiet. Bezeichnend bleibt es immerhin, daß das Cabinet des Quirinal, dem Franzosen, Msgr. Dupanloup, nur einen Franzosen, Herrn Erdan, ehemaligen Geistlichen und gegenwärtig activen Publicisten, entgegenzustellen wußte.

In den südöstlich gelegenen Ländern Europas tritt nur das kleine Serbien bei unserer diesmaligen Rundschau durch den plötzlich, aber nicht unvorbereitet in Belgrad zu Tage getretenen Ministerwechsel in den Vordergrund. Der Umschwung ist nur erwähnenswerth, weil der Sturz des Ministeriums Marinovich nichts ist, als eine gegen den österreichischen Einfluß gerichtete Kundgebung der Nationalen. Die großserbischen Träumer vermissen die praktisch greifbaren Ergebnisse des guten Einvernehmens mit Wien, das Marinovich vor Allem im Auge gehabt. Dies Einvernehmen hatte allerdings nicht hingereicht, um von der Pforte die Räumung der Veste Kleinzcoornik, einer auf serbischem Gebiet belegenen türkischen Enclave von geringer strategischer Wichtigkeit, zu erlangen. Das neue Ministerium hat eingestandenermaßen Mitglieder der Omladina in den Rath des Fürsten Milàn gebracht, so daß man sich, wenn auf nichts Schlimmeres, auf die Erneuerung der großserbischen Agitation innerhalb des ungarischen Grenzgebietes gefaßt machen muß.

Die neueste Botschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, des Generals Grant, drängt dieses Staatsmannes Lieblingsfrage, die Kubanische, auf's Neue in den Vordergrund. Dennoch hat man schwerlich Ursache, ernstere Consequenzen der schlecht verhehlten Annexionslust des Präsidenten zu erwarten. Die gegnerischen Parteien in den Vereinigten Staaten, welche so große Aussicht haben, den abermaligen Sieg eines republikanischen Candidaten für die Präsidentschaft zu verhindern, theilen sehr wenig die Stimmung des Generals Grant in Bezug auf Kuba und dessen gewaltsame Pacificirung, beziehungsweise Befreiung vom „spanischen Joche", wie die geheiligte Formel lautet. Und so dürfte kaum zu erwarten sein, daß noch unter Grant's Präsidentschaft die Perle der Antillen dem Sternenbanner als neuer Stern hinzugefügt werden könne.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Erster Jahrgang. Heft 5. Februar 1875.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Athen
Karl Wilberg.

Bern
Huber & Comp.

Brüssel
C. Muquardt's Hofbuchh.

Christiania
Albert Cammermeyer.

Jedo
H. Ahrens & Comp.

Kopenhagen
Wilh. Prior's Buchh.

London
Trübner & Comp.

Mailand
Ulrico Hoepli.

Stockholm
Samson & Wallin.

Moskau
Edmund Kunth.

New-York
E. Steiger.

New-York
Stechert & Wolff.

Paris
Sandoz & Fischbacher.

Wien
Faesy & Frick.

Petersburg
Carl Ricker.

Rio de Janeiro
E. & H. Laemmert.

Rom
Loescher & Comp.

Rotterdam
van Hengel & Eeltjes.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	**Wilhelmine von Hillern**, Die Geier-Wally. Eine Geſchichte aus den Tyroler Alpen. (Schluß.)	167
II.	**H. Hettner**, Petrarca und Boccaccio als Begründer der italieniſchen Renaiſſancebildung	228
III.	**Georg Schweinfurth**, Ueber die Art des Reiſens in Afrika	245
IV.	**Georg Brandes**, Ferdinand Laſſalle vor der Agitation	276
V.	**Heinrich Laube**, Shakeſpeare-Splitter	289
VI.	**Friedrich Kreyſſig**, Literariſche Rundſchau	295
VII.	**Karl Frenzel**, Berliner Chronik. Die Theater. — Ludwig Deſſoir. — Neue „Buch"-Dramen	303
VIII.	**Eduard Hanslick**, Wiener Chronik. Opern und Concerte . .	310
IX.	**Joſef Bayer**, Das Wiener Burgtheater. Wilbrandt's „Arria und Meſſalina"	320
X.	Politiſche Rundſchau	326

Die Geier-Wally.

(Schluß.)

IX.

In der Einöde.

Wieder wehten Frühlingslüfte über die Erde. In rauschenden Bergwassern floß der schmelzende Schnee ab, schüchtern, fast mißtrauisch lugten die ersten Alpenpflanzen nach der Sonne aus, ob's ihr wohl Ernst sei mit ihrem Scheinen und man sich weiter heraus wagen dürfe? Hier und da lagen noch einzelne Schneeflecke herum wie beim Abbetten vergessene Leintücher. In den immergrünen Zirben- und Fichtenhainen lüfteten die Vögel die Flügel, hielten zwitschernde Berathungen und stimmten die kleinen Kehlen zum allgemeinen Jubelgesang.

Von den Fernern donnerten die Lawinen in die Thäler nieder und unter den furchtbaren beweglich gewordenen Massen knirschte Mauer- und Balkenwerk, Baum und Strauch zusammen. Es war ein Drängen und Ringen, ein Donnern und Säuseln — ein Drohen und Locken, ein Bangen und Hoffen in Höhen und Tiefen und der ewig wagende vorwitzige Mensch machte sich auch auf aus der langen Winterruh, streckte die Fühler aus und begann mit dem Alpstock die Berge auszutasten, wo in den lockern Schnee der Fuß zu setzen sei.

Nur Rosen lag noch in die Schatten seiner engen himmelhohen Wände gehüllt wie ein Langschläfer unter der weißen Decke. Vor der Thür des Rosenerhofs stand Leander und fütterte Hansel mit einer großen Maus, die er für ihn gefangen. Hansel war Leander's Liebling geworden von der Stund an, wo es herauskam, daß er Wally gehörte, und es ging dem Thier gar gut bei den Rosenern.

Da kam Benedict mit dem Bergstock nach Hause. Er hatte den Weg auf Murzoll ausgekundschaftet und mehrmals zwischen Leben und Tod geschwebt. Sein Blick war unstät, sein ganzes Wesen aufgeregt und finster.

„Nun?" fragte Leander mit ängstlicher Spannung — „wie ist's?"

„Der Weg ist zur Noth gehbar; wenn ich sie führ', kann sie's riskiren."

„Geh', Benedict, thu' das nit, laff' sie nit da 'nauf — I bitt Dich drum."

„Was die will — das will sie!" sagte Benedict finster.

„Sag' ihr, der Berg sei nit gehbar, dann laßt sie's von selber bleiben."

„Zu was die Lügerei! Sie ändert ihren Sinn doch nit, wenn sie noch so lang' hier bleibt, und Du hast so nix zu hoffen, sie hat Dir's oft g'nug g'sagt. So ein Gelbschnabel taugt nit für ein Mädel wie die Wally! Jetzt gieb Dich z'frieden." Er ging in's Haus. Leander traten die Thränen in die Augen vor Zorn und Schmerz.

Wally kam mit der Heugabel aus dem Stall Benedict entgegen.

„Wally," sagte der, „wenn's sein muß, so will I Di 'naufführen, I hab' den Weg ausg'funden, aber g'fährlich ist's noch immer."

„I dank' schön, Benedict," sagte Wally, „so woll'n wir morgen gehen." Sie hing die Heugabel auf und ging in die Küche. Benedict stampfte mit dem Fuß und stellte den Alpstock in die Ecke. Eine Weile besann er sich, dann ließ es ihn nicht ruhen — er folgte ihr.

Wally hatte den Rock aufgeschürzt und wollte die Küche scheuern.

„Wally — laß doch das, I möcht' mit Dir reden."

„I kann nit, Benedict, schau, I muß die Kuchel putzen. Wenn I morgen fortgeh, muß 's ganze Haus sauber sein. I will kei Schlamperei z'rücklassen."

„Du hast ja mehr g'arbeit't bei uns als 'gessen und 'trunken. Laß es jetzt gut sein, 's Haus is doch sauber — und wenn Du fort bist — ist Alles Eins." Er kaute an einem Stück Holz und spuckte dann die abgebissenen Splitter aus. Wally sah die furchtbare Aufregung, in der er war. Sie hielt mit der Arbeit inne, um ihn anzuhören.

„Wally," sagte er, „überleg' Dir's doch noch einmal, ob Du nit Einen von uns nehmen willst. Schau, Du hätt'st doch nit nöthig, daß D' so stolz bist, Du bist so im Verschrei, daß schon eine große Lieb' dazu g'hört, bis Einer Dich nimmt."

Wally nickte vollkommen einverstanden mit dem Kopf.

„No, siehst, wir Rosener, wir sind Leut', die überall anklopfen dürfen, wo jed's Madel froh ist, wenn's so Ein' kriegt. Du hast die Wahl zwischen zwei von uns Brüder — und schlagst so ein Glück aus! Schau' Wally, das könnt Dich doch einmal reuen!"

„Benedict, Du meinst's gut und I hab' Dich und den Leander so gern, wie man nur einen Menschen gern haben kann, aber nit zum Heirathen. Und I heirath' halt Kein', den I nit als Mann gern hab'n könnt, und daß Du's nur weißt, I hab einmal Ein' g'sehn, den bring' I nit aus'm Kopf und solang I den im Kopf hab', kann I kein' Andern nehmen."

Benedict wurde bleich.

„Schau, I sag' Dir das, damit D' endlich Ruh kriegst und Dich nit weiter plagst mit dem Gedanken an mich. Glaub's nur, Benedict, I weiß, was D' für mich 'than hast, Du und Ihr Alle. Ihr habt mich vom Tod errettet, habt mich g'schützt, wie mich der Vater mit G'walt hat holen lassen woll'n und 's war gar schön, wie Du mich und Dein Hausrecht vertheidigt hast. I wär' ja ein glücklichs Madel, wann I Dich lieb hab'n und den Andern ver-

gessen könnt' — I bin Dir g'wiß dankbar und wenn's Dir was helfen könnt', ließ I's Leben für Dich, — aber sag's selber, was hätt'st an einer Frau, die 'n Andern gern hat? Das wär' wahrhaftig ein schlechter Dank für 'n Mann, wie Du bist!"

„Ja!" sagte Benedict heiser und wischte sich die Stirn.

„Gelt, jetzt siehst ein, daß I weg muß, daß es so nit fortgehen kann?"

„Ja!" sagte er wieder und ging aus der Küche.

Wally sah ihm nach, wie er so bewegt dahinschritt, der brave, stolze Mann, der ihr Alles geboten, was — wie er in seiner ungeschlachten Art selbst gesagt — jedes andere Mädel glücklich gemacht hätte. Und sie begriff sich selbst nicht, daß sie den Mann, der so viel für sie gethan, nicht lieber haben konnte als den Fremden, der nicht einmal an sie dachte. Aber es war nun doch einmal so! Gegen den Joseph kam eben doch Keiner auf an Kraft und Herrlichkeit, und sie sah ihn immer vor sich, wie er das blutige Fell des Bären von der Schulter warf und erzählte, wie er mit dem Unthier gerungen, und wie sie ihn Alle umstanden und bewunderten, ihn den Einzigen, den Schönen, den Gewaltigen. Und wie er ihren Vater bezwungen, den starken Mann, der ihr bis dahin immer so unbezwinglich und schrecklich erschienen war. Und wie er dann so gut, so lieb mit ihm geredet, trotz des Vaters Feindseligkeit. Nein, gegen den Joseph kam Keiner auf. Sie ging wieder an ihre Arbeit. „Wenn's der Joseph wüßt', was I Alles für ihn hingeb'!" dachte sie und schaute zu, wie der Benedict draußen vor dem Fenster mit einem rothen Kopf in den Leander hineinredete und wie Leander weinte.

Der alte Stromminger hatte anfangs getobt und geflucht gegen sein aufrührerisches Kind, und selbst dem guten Caplan von Heiligkreuz war es nicht gelungen, ihn zu besänftigen. Als es endlich ruchbar ward, daß sich Wally auf Rosen verborgen halte, schickte er Leute, sie zu holen. Aber die „Klötze von Rosen" schob Keiner so leicht auf ihrem eigenen Grund und Boden vom Fleck, und sie vertheidigten ritterlich den altgeheiligten Burgfrieden der Rosener Höfe.

Als aber Wally sah, daß die Brüder eine Leidenschaft für sie faßten, da vertraute sie sich dem ruhigen besonnenen Nicodemus, und der sah ein, was hier Noth that. Er ging zum Stromminger, und seiner klugen Beredtsamkeit gelang es, ihn so weit zu bringen, daß er endlich den Gedanken, Wally einzusperren, aufgab und sich damit begnügte, sie für immer zu verbannen. Im Sommer sollte sie wieder auf Murzoll das Vieh hüten, „weil das doch das Einzige sei, wozu man sie brauchen könne." Im Winter möge sie sich einen Dienst suchen, wo sie wolle, nur dürfe sie nicht in die Heimath zurück.

Als Nicodem mit diesem Bescheid zurückkam, bestand sie darauf, augenblicklich zu gehen und auf dem Ferner die Heerde zu erwarten, und nur der Machtspruch Nicodem's brachte sie dahin, daß sie wenigstens wartete, bis Benedict zuvor untersuchte, ob der Berg schon gehbar sei.

So kam die Stunde, wo Wally abermals vor den Frühlingslüften herfliehen mußte auf die Berge, in die Einöde. Es war ein schwerer Abschied, den sie von den Brüdern und der guten Mariann nahm. Sie waren ihr lieb geworden, die braven Leute, die so viel an ihr gethan.

Benedict ging mit ihr hinauf, das ließ er sich nicht nehmen. „Du warst uns solang anvertraut — wir wollen Dich wenigstens mit heiler Haut wieder abliefern. Was dann mit Dir g'schieht, das können wir leider Gottes nit hindern!"

Es war ein Schreckensweg, den sie mitten durch die Frühlingsumwälzung zu machen hatten, und Benedict, weit und breit als der kühnste und sicherste Führer bekannt, sagte selbst, so schlimm sei noch keine Bergfahrt gewesen. Sie sprachen wenig, denn sie waren in einem beständigen athemlosen Ringen um's Leben und konnten nicht rechts noch links schauen. Es war eine schwere Arbeit. Endlich, nachdem sie einen halben Tag mit Schnee und Eis und Geklüft gekämpft, waren sie oben.

Da stand sie noch, die alte Hütte, etwas zerfallener als vorher, und Lasten von Schnee lagen auf dem Dach und rings um sie her.

„Da willst D' also hausen — da! Lieber als bei uns unten im sichern Heimwesen als Rosenbäuerin ein rechtes Leben zu führen und eine ang'sehene Frau z' werden?!"

„I kann nit anders, Benedict!" sagte Wally leise und blickte schwermüthig auf die verschneite unwirthliche Hütte hin. „I glaub', die Berggeister haben mich in Bann 'than, daß I immer wieder zu ihnen z'rück muß und im Thal nimmer heimisch werden kann!"

„Man könnt's fast glauben! 's ist was eigen's mit Dir. Du bist ganz anders als andere Madeln, und man muß Dich auch ganz anders lieb hab'n, viel, viel lieber, und doch ist's, als g'hörtest nit zu uns und als trieb Dich ein böser Geist um!"

Er warf den Packen mit Lebensmitteln, die er für Wally mit hatte, hin und begann, ihr den Schnee von der Thür zu schaffen, daß sie in die Hütte konnte.

„Benedict," sagte Wally leise, als könnten sie's hören, „glaubst Du an die seligen Fräulein?"

Benedict schaute nachdenklich vor sich nieder und zuckte die Achseln. „Was kann man da sagen! I hab' noch keine g'sehn — aber 's giebt Leut', die lassen sich drauf todtschlagen!"

„I hab' au nie dran 'glaubt — aber wie I vorig's Jahr da 'rauf komme bin, da hab' I 'n Traum g'habt, so lebendig, daß ma fast meine könnt', 's wär' gar kei Traum g'wesen — und seitdem muß I immer bei allem, was mir g'schieht, an die seligen Fräulein denken."

„Was war denn das für a Traum?"

„Weißt, der, den I gern hab', ist auch ein Gamsjager und wegen ihm hat mich ja der Vater da 'rauf g'schickt vorig's Jahr und in der ersten Stund', wo I oben war, traumt's mir, die seligen Fräulein und der Murzoll thäten mir drohen, wenn I von dem Bursch nit ließ, so stürzten's mich in'n Abgrund!" Und sie erzählte Benedict ausführlich den ganzen Traum. Der schüttelte den Kopf und wurde ganz schwermüthig: „Wally, an Deiner Stell' hätt' I Angst!"

Wally warf den Kopf zurück: „Ach was, Du schießt ja auch Gamsen, trotz die seligen Fräulein. Ma muß sich nur nit schrecken lassen. I bin seitdem

schon über viel Abgründ' wegg'sprunge, I hab's wohl g'spürt, daß mich was 'nunterreißen will, aber I hab' mich festg'halten und bin Meister blieben."

Sie hob ihre starken braunen Arme herausfordernd empor: „So lang I die zwei Arm' hab', brauch' I mi vor nix z'fürchten!"

Dem Benedict gefiel das nicht. Er hatte auf seinen einsamen Wanderungen über den furchtbaren Similaun und Wildspitzgletscher einen Hang zum Grübeln angenommen und dachte Manchem tiefer nach, als andere Menschen: „Gieb Acht, Wally! Wer zu hoch 'naus will, der stoßt leicht mit 'm Kopf oben an und das leiden die da droben nit und stoßen ihn 'runter!"

Sie schwieg.

„'s ist z'früh, daß Du da 'rauf gehst —" begann er wieder, „das haltet ja kein Mensch aus!"

„O, wie I abi bin vorigen Herbst, war's noch ärger," meinte Wally.

Sie traten in die Hütte.

„Wem nit z'rathen ist, dem ist nit z'helfen. Aber wenn Dir's Der amal nit lohnt, was Du Alles für ihn durchmachst, dann verdient er, daß man ihm 'n Kragen umdreht!"

„Wenn er's wüßt', er thät's mir g'wiß lohne!" sagte Wally und blickte erröthend vor sich nieder.

„Er weiß es nit amal?" fragte Benedict erstaunt.

„Nein, er kennt mi kaum!"

„No, nacher verzeih Dir's Gott, daß Du Dei Herz so an 'n fremden Menschen hängst — und die, die Dich lieb haben und Dich g'hegt und 'pflegt haben, von Dir stoßt! Weißt, das kann kei' Lieb' sein, das ist Eigensinn!"

Wally schwieg. Auch Benedict sagte nichts mehr. Er that wie das Jahr zuvor der alte Klettenmaier gethan hatte. Er richtete Wally, so gut es ging, die Hütte ein und trug ihr Holz im Vorrath. Dann reichte er ihr die Hand zum Abschied: „B'hüt' Dich Gott da droben! Und wenn I Dir noch was sagen dürft', so wär's das: wach' über Dich und bet', daß D' nit böse Mächt' verfallst!"

Wally zog es das Herz zusammen, als sein Auge so tief traurig auf ihr ruhte. Ihr war wirklich, als fühlte sie die bösen Mächte um sich herwallen, und fast unbewußt hielt sie den Beschützer, der bisher so treu über sie gewacht, bei der Hand und geleitete ihn ein Stück Weges, als fürchte sie sich, allein zu bleiben.

„Kehr' jetzt um! Da wird der Weg schlecht; I dank' Dir für's G'leit!" sagte Benedict und trennte sich von ihr.

„So leb' wohl und komm' gut heim!" rief ihm Wally nach.

Er sah sich nicht mehr um. Sie kehrte nach der Hütte zurück und war wieder allein mit ihrem Geier und ihren Berggeistern. — Aber die Geister schienen versöhnt. Freundlich lächelte Murzoll im Frühlingssonnenglanz dem wiedergekehrten Kind entgegen. Und Wally fand sich in der hochgewaltigen Umgebung nicht mehr fremd, wie früher. Jede Falte auf der Stirn Murzoll's war ihr vertraut. Sie kannte jetzt sein Lächeln und sein Grollen, es schreckte sie nicht mehr, wenn düstre Wolken seine Stirn umlagerten, oder wenn er im Zorn

Lawinen in die Tiefe hinabwälzte, sie fühlte sich geborgen an seiner rauhen Brust und sein Sturmesathem wehte ihr die Last vom Herzen, die sie wieder aus der Tiefe mit herauf gebracht. Denn im Sturm liegt eine heilende Kraft, er kühlt das Blut, er trägt die Seele auf seinen rauschenden Schwingen weit fort über alle die Steine und Dornen, zwischen denen sie sich ängstlich flatternd verfangen. Wenn ein Kind sich weh gethan und weint, so blasen wir ihm die schlimme Stelle, sprechen das „Heile, heile" dazu und das Kind lächelt uns wieder an. So blies Vater Murzoll dem wiedergekehrten Kinde den dumpfen Schmerz weg, der es bedrückte, und sie blickte leuchtenden Auges und gehobenen Herzens in die weite Welt hinaus und — hoffte und harrte.

So vergingen wieder Wochen und Monate. Die Juli-Sonne brannte bereits mit solcher Kraft, daß der Berg völlig ausgeapert, das heißt der leichtere Winterschnee abgeschmolzen war bis zu den Grenzen des ewigen Schnee's, wo Wally hauste. Dann und wann kam einer der Rofener Brüder herauf und fragte, ob sie ihren Sinn noch nicht geändert. Doch kam dies nur selten vor und störte Wally's Einsamkeit nur auf wenige Viertelstunden.

Eines Tages stachen die Sonnenstrahlen so ungewöhnlich scharf herab, daß es Wally war, als ginge sie zwischen glühenden Nadeln hin. Wenn die Sonne „sticht", näht sie Wolken zusammen und bald, etwa um Mittagszeit, hatte sie auch ein dichtes Wolkenzelt um sich her zusammengezogen, hinter dem sie selbst verschwand, und eine bleierne Dämmerung legte sich schwer über die Erde. Eine seltsame Unruhe ergriff die kleine Herde, dann und wann zuckte es leuchtend auf in dem grauen Luftchaos, wie wenn ein Schlafender mit den Wimpern zuckt — und riesige schwarze Trauerschleier umwallten das Haupt Murzoll's. Hin und wieder zerrissen sie und gaben noch einen schwachen Durchblick in die Ferne frei, aber emsig woben sich an der dünnen Stelle neue Schleier, bis Alles zu war, als gäbe es zwischen Erde und Himmel keinen leeren Raum mehr.

Wally wußte wohl, was das zu bedeuten habe, sie hatte schon manches schwere Wetter hier Oben erlebt. Sie trieb die Herde zusammen unter einen Felsvorsprung, den sie selbst im Laufe der Zeit als Nothpferch hergerichtet hatte. Aber eine junge Geis hatte sich zu weit verstiegen, Wally mußte gehen, sie zu suchen. Noch kein Wetter war mit solcher Schnelligkeit herangekommen. Schon begann es rund um den Berg dumpf zu murren. Brausend fegte die Windsbraut heran und warf einzelne schwere Hagelkörner nieder. Jetzt handelte es sich noch um Minuten und das Zicklein war nirgend zu sehen. Wally löschte ihr Herdfeuer und trat hinaus in den Kampf der Elemente wie eine heldenmüthige Königin unter die Schaaren ihrer aufrührerischen Unterthanen. Und königlich sah sie aus, ohne es zu wissen und zu wollen. Sie hatte ein kleines kupfernes Milchkesselchen gegen den Hagel wie einen Helm auf den Kopf gestülpt und wie ein Mantel hing eine dicke Pferdedecke von ihren Schultern nieder. So, den Hirtenstab mit dem eisernen Haken statt der Lanze in der Hand, warf sie sich dem Sturm entgegen und kämpfte sich durch bis auf eine Felszacke, wo sie nach dem verlorenen Thier ausschauen konnte. Aber es war unmöglich, in dem Nebel etwas zu erkennen. Wally stieg weiter und weiter bis auf den Weg, der vom Hochjoch hinüber in's Schnalserthal führt. Und da tief unten in der

Schlucht hing das Zicklein am jähen Abhang und zitterte vor Angst und krümmte sich unter den Schlägen der schweren Eiskörner. Und das hilflose Thier dauerte sie — sie mußte sich seiner erbarmen. Immer dichter prasselte der Hagel auf sie herab und peitschte ihr Sturm und Regen in's Gesicht, immer näher schwoll es heran, wie das Wogendonnern einer nahenden Sündfluth — aber es focht sie nicht an, das stumme Hilfeflehen des geängstigten Thieres übertönte das Tosen, und ohne sich zu besinnen, klomm sie hinab in die neblige Tiefe. Mit unsäglicher Mühe erreichte sie auf dem schlüpfrigen Pfad das Thier soweit, daß sie es mit ihrem Krummstab fassen und zu sich heranziehen konnte, dann warf sie es über die Schulter und stieg wieder mit Händen und Füßen kletternd empor. Da — war es, als schösse ein Feuerstrom vom Zenith in die Schlucht hernieder, krachend splitterte unter ihr in der Tiefe eine Fichte und, als brüllten Himmel und Erde zugleich, ein Knattern von Oben, ein Brausen, ein Donnern stürzender Bäche und Blöcke von Unten, daß der einsamen Pilgerin, die da an dem dröhnenden Felsen hing, war, als drehe sich die Welt in wilder Auflösung um sie her. Wie betäubt schwang sie sich endlich auf den sichern Rand des Saumpfades empor, sie mußte einen Augenblick Athem schöpfen und die Nässe aus den Augen wischen, denn sie konnte fast nichts mehr sehen und dazu zappelte das Zicklein auf ihrer Schulter, daß sie's binden mußte, um es weiter tragen zu können. Schlag auf Schlag krachte indessen über ihr, unter ihr, und als sei der Himmel ein leckes Gefäß voll Feuer, so troffen die Blitze in feurigen Güssen nieder. Da — was war das — eine Menschenstimme! Ein Hilferuf klang ganz deutlich durch das Brausen und Tosen. Wally, die nicht gezittert hatte vor der Wuth des Orkans und des Donners — jetzt — erbebte sie. Eine Menschenstimme — jetzt! — hier Oben bei ihr in dem furchtbaren Aufruhr der Natur, im Chaos! Das erschreckte sie mehr als das Toben der Elemente. Sie lauschte mit gespanntem Athem, woher der Ruf komme und ob sie sich nicht getäuscht. Da rief es wieder und zwar ganz dicht hinter ihr: „He Du dort — hilf mir doch!" Und aus dem Nebel und Regen tauchte eine Gestalt auf, die eine zweite Gestalt zu schleppen schien. Wally stand wie erstarrt, was war das für ein Gesicht? Die brennenden Augen, der schwarze Schnurrbart, die feingebogene Nase, sie schaute und schaute und war unfähig, ein Glied zu rühren vor seligem Schreck — es war ja der Sct. Georg — der Bärenjoseph.

Aber auch er war über Wally erschrocken, als sie sich umwandte, nur aus einem andern Grund, als sie über ihn. „Jesus Maria, — 's ist ein Mädel?" sagte er fast scheu — und betrachtete Wally voll Staunen. Als er sie von rückwärts gesehen, hatte er wegen ihrer Größe geglaubt, es sei ein Hirt — jetzt hatte er ein Mädchen vor sich. Und wie sie so vor ihm stand, den langen Mantel in starren Falten um sich geworfen, das Haupt kriegerisch gegen den Hagel behelmt, die dunkeln Haare aufgelöst und triefend um das Gesicht hängend, den Krummstab in der Hand und auf der breiten Schulter das Zicklein, die großen Augen flammend auf ihn geheftet, da ward ihm einen Augenblick unheimlich, als habe er etwas Uebernatürliches vor sich. In seinem ganzen Leben hatte er noch kein so gewaltiges Frauenbild gesehen, und er brauchte eine Weile, bis er sich mit ihr zurecht fand.

„Ach," sagte er, endlich begreifend, „Du bist am End' die Geier-Wally vom Stromminger?!"

„Ja, die bin I!" erwiderte das Mädchen athemlos.

„Ah so! ja, da sollt' I eigentlich nix mit Dir z'schaffen hab'n!"

„Warum nit?" frug Wally erbleichend, und ein Blitz zuckte gerade auf sie nieder, daß ihr kupferner Helm roth aufleuchtete.

Joseph mußte innehalten, so schmetternd war der Schlag, der ihm folgte, und mit neuer Wuth prasselte ein Hagelschauer herab. Joseph schaute verlegen auf das Mädchen, sie stand unbeweglich, indeß die Eisstücke Beulen in das leichte Kesselchen auf ihrem Kopf schlugen. Joseph beugte sich über die leblose Gestalt, die er trug.

„Weißt, I bin halt seit der G'schicht in Sölden mit Dei'm Vater im Verschmach, und die Leut' sagen, mit Dir sei's auch nit zum Auskommen. Aber das arme Madel kann halt nimmer weiter, 's ist a Blitz neben ihr eing'schlagen und hat's umg'worfen, und sie ist ganz von sich! Geh', führ' uns in Dei' Hütt'n, daß die Dirn ausruhen kann, bis 's Unwetter vorbei is — nachher geh'n wir glei' wieder — und 's soll auch g'wiß nimmer vorkommen!"

Wally sah ihn auf diese Rede seltsam an — halb trotzig, halb schmerzlich. Ihre Lippen zuckten, als wolle sie heftig etwas erwiedern, aber sie bezwang sich, und nach einem kurzen stillen Kampfe sagte sie nur: „Komm!" und schritt ihm voran. Nach einer Weile blieb sie stehen und fragte: „Wer ist die Dirn'?"

„'s ist eine arme Magd aus'm Vintschgau und kommt in's Lamm nach Zwieselstein. Mei Mutter is g'storben, und da hab' I 'nüber müssen in's Vintschgau, wo sie z'Haus war, wegen der Erbschaft, und weil wir g'rad einen Weg g'habt haben — hab' I's Madel mit 'rüber g'nommen!" antwortete Joseph ausweichend.

„Dei' Mutter ist g'storben? O du armer Joseph —" rief Wally theilnehmend.

„Ja — das war ein harter Schlag!" sagte Joseph tieftraurig: „das gute Müaterl!"

Wally sah, daß es ihm weh that, davon zu reden und schwieg. Sie sprachen nichts mehr, bis sie die Hütte erreichten.

„Das ist ein böses Loch!" sagte Joseph, als er sich beim Eintreten trotz des Bückens die Stirn anstieß: „Da g'hört schon was dazu, sei' Kind in so'n Hundsstall z'stecken! No Du hast's ihm freilich darnach g'macht."

„So — weißt Du das?" fuhr jetzt Wally bitter auf, während sie ihr Zicklein losband und in einer Ecke absetzte. Dann schüttelte sie ihr Lager zurecht und half Joseph die Fremde daraufzulegen. Ihre Hände zitterten dabei.

„No," fuhr Joseph harmlos fort: „Das weiß Jeder, daß D' so wild bist wie Dei' Vater und daß D' den Gellner-Vincenz beinah todtg'schlagen hätt'st und Deim Vater d' Scheuer an'zünd't im Zorn! I mein halt, wenn's D' jetzt schon so anfangst, kannst's noch weit bringen!"

„Weißt Du warum I den Vincenz g'schlagen hab' und d' Scheuer an'zünd't?" frug Wally mit bebender Stimme: „Weißt, warum I da heroben bin in dem Hundsstall, wie Du's g'heißen hast? Weißt's?" Und sie zer-

brach mit den Händen einen starken Ast über dem Knie, daß das Holz krachend splitterte, und Joseph unwillkürlich ihre Kraft bewunderte.

„Nein," sagte er, „woher soll I's wissen?"

„No wenns Du's nit weißt, so red' auch nit!" grollte sie leise und machte Feuer, um für die Kranke Milch zu wärmen.

„So sag's mir, wenns D' meinst, I thu' Dir Unrecht!"

Da schlug Wally plötzlich wieder jene gellende bittere Lache auf, die ihr eigen war, wenn ihr heimlich das Herz blutete. „Dir — Dir soll I's sagen?!" rief sie. „Ja — Du wärst mir g'rad der Rechte, dem I's saget!" Und sie spülte mit fieberhaftem Eifer ein Kesselchen, goß die Milch hinein und hing es über das prasselnde Feuer.

Joseph fühlte nicht den Schmerz heraus, der in diesem Hohn lag — er fühlte nur den Hohn und wandte sich verdrossen von ihr ab: „Mit Dir ist nit z'reden, da hab'n die Leut' schon recht!" Von nun an beschäftigte er sich nur noch mit der Kranken.

Auch Wally schwieg und blickte nur dann und wann, während sie herumhantirte, verstohlen auf Joseph, der übergossen von dem rothen Feuerschein auf einem Schemel unweit des Lagers saß. Wie ein paar Kohlen glühten seine Augen im Wiederschein der Flammen, die bald schwächer, bald heller aufleuchteten und das schöne, strenge Gesicht des Jägers wunderbar wechselnd verklärten, daß es bald düster, bald freundlich erschien.

Da fiel Wally plötzlich ihr Traum der ersten Nacht hier oben ein. „Wenn ihn die seligen Fräulein so sehen könnten, sie müßten an ihm vergehen wie Schnee am Feuer!" so etwas mochte sie wohl denken und ihr war, als könnte sie, wie man vom Herzen sagt, auch den Blick nur blutend von ihm losreißen, und es fielen ihr wirklich ein paar heiße Tropfen vom Auge, als sie sich abwandte, zwar keine Blutstropfen, aber sie thaten nicht minder weh.

Die Fremde kam jetzt zur Besinnung und frug erstaunt: „Was ist denn?"

„Sei nur ruhig, Afra," sagte Joseph, „weißt, der Blitz hat Di fast derschlagen, und da hat uns die Stromminger Wally in ihr Hütt'n g'führt."

„Jesus Maria! bei der Geier-Wally sind wir?" sagte das Mädchen erschrocken.

„Sei staad," tröstete sie Joseph, „sobald D' Dich erholt hast, geh'n wir wieder!"

„Also bis in's Vintschgau 'nüber hast' schon von mir g'hört? Da trink Eins auf den Schreck," sagte Wally ruhig mit einem Anflug gutmüthigen Spottes und reichte ihr die warme Milch mit etwas Branntwein gemischt. Joseph war aufgestanden, um Wally mit dem Getränk an das Bett zu lassen. Afra versuchte, sich aufzusetzen, aber es ging nicht, und Wally griff rasch zu und richtete sie auf, sie hielt sie im Arme wie ein Kind und gab ihr mit der andern Hand zu trinken. Afra that einen durstigen Zug aus der Holzschale, aber sie war so schwach, daß ihr Kopf auf Wally's Schulter sank, nachdem sie getrunken. Wally winkte Joseph, ihr die Schale abzunehmen und blieb so geduldig sitzen, um die Kranke nicht zu stören.

Joseph betrachtete sie nachdenklich, wie sie so auf dem Bettrand saß, das

Mädchen im Arm: „Ein schön's Dirnd'l bist" — sagte er ehrlich — „nur schad' daß D' so schiech bist!"

Eine leise Röthe überflog Wally's Gesicht bei diesen Worten.

„Aber Dir schlagt amol Dei Herz!" sagte Afra, „I spür's an Deiner Achsel." Und sie hob jetzt etwas kräftiger den Kopf und sah ihr in das schöne, luftgebräunte Gesicht und die großen Augen. Wally betrachtete jetzt auch das Mädchen aufmerksamer. Sie sah, daß sie liebliche Züge, seelenvolle blaue Augen und blondes Haar hatte, wie von Seide gesponnen, und ein eigenthümlich banges widerwilliges Gefühl beschlich sie dabei. Sie sah auf Joseph, stand auf und fing wieder an herumzuhantiren.

„Ist denn des auch g'wiß die Geier-Wally?" fragte jetzt Afra ihren Führer, als könne sie es nicht begreifen, daß die verschriene Geier-Wally so gut sein sollte.

„Man sollt's nit meinen, aber sie sagt ja selber, sie sei's!" erwiederte Joseph halblaut.

„Und I will Dir's glei beweisen, daß I's bin," rief Wally mit aufwallendem Stolz, öffnete die Thür und rief hinaus: „Hansl — Hansl, wo bist?" Ein greller Schrei antwortete ihr und sogleich kam Hansl vom Dach herabgebraust und zur Thür herein.

„Jesus, was ist das?" schrie Afra, sich bekreuzigend, aber Joseph stellte sich vor sie, um sie zu schützen.

„Das ist der Geier, den I als Kind aus'm Nest g'nommen hab' — drüben an der Burgsteinwand. Von dem hab' I ja mein' Namen — die Geier-Wally!" Und ihr Auge hing so stolz an dem Vogel, wie das eines Soldaten an der eroberten Fahne: „Da schaust, so hab' I mir'n 'zähmt, daß I ihn frei 'rumfliegen lassen kann und er fliegt mir doch nit fort!" Sie setzte ihn sich auf die Schulter und entfaltete seine Schwingen, damit Joseph sähe, daß sie nicht beschnitten waren.

„Das ist ein Staatskerl," sagte Joseph, und sein Jägerauge hing feindlich lüstern an der stattlichen Beute, die kein Jäger dem andern, geschweige denn einem Mädel gönnt! Es mußte etwas in diesem Blick liegen, das den Geier reizte, denn er stieß ein eigenthümliches Pfeifen aus, bog den Hals vor und sträubte die Federn gegen Joseph.

Wally fühlte die ungewohnte Bewegung auf ihrer Schulter und suchte den Geier mit Streicheln zu beschwichtigen. „No Hansl, was fallt dir denn ein, bist doch sonst nit so!"

„Aha, Kerl — gelt, merkst 'n Jaga," lachte Joseph herausfordernd und griff übermüthig nach dem Vogel, als wolle er ihn von Wally's Schulter reißen. Da entfaltete das gereizte Thier plötzlich seine Kraft, breitete die Schwingen aus, rauschte zur Decke auf und stieß mit seiner ganzen Macht auf den Feind nieder. Ein Schrei des Entsetzens entrang sich Wally's Lippen, Afra flüchtete sich in eine Ecke, die enge Hütte war fast ausgefüllt von dem brausenden Ungethüm, das auf keinen Ruf seiner Herrin mehr hörte, mit dem furchtbaren Schnabel immer wieder auf Joseph eindrang und ihm die Fänge in die Hüfte zu schlagen versuchte. Es war nichts mehr als ein Knäuel von kämpfen-

den Fäusten und Fittigen, daß die Federn stoben und die Wände roth wurden, wo Joseph's blutige Hände sie berührten. „Mein Messer, wenn I nur mein Messer 'rausbringen könnt'," schrie Joseph.

Wally riß die Thür auf: „Hinaus, Joseph, in's Freie — in dem engen Loch kannst ihm ja nit auskommen."

Aber der „Bären-Joseph" lief nicht vor einem Geier davon. „Der Teufel soll mich holen, wenn I vom Fleck geh'!" stöhnte er. Noch einen Augenblick schwankte der Kampf. Da bekam Joseph, das Gesicht an die Wand gedrückt, mit den eisernen Fäusten den Geier bei den Fängen zu packen und zwang nun das sträubende Thier mit Riesenkraft wie in einer Falle nieder, während es ihm mit dem Schnabel Hände und Arme zerhackte. „Jetzt mein Messer, zieh' mir's Messer 'raus — I hab' ja kein' Hand frei," rief er Wally zu.

Aber Wally nützte den Augenblick anders, sprang bei und warf dem Geier ein dickes Tuch über den Kopf. Nun war es ihr auch ein Leichtes, ihm mit einem Strick die Füße zusammen zu binden und so war er unschädlich gemacht. Joseph warf ihn zur Erde. Ohnmächtig zuckend zerarbeitete sich das stolze Thier in dem Tuche am Boden und Joseph ging hin und lud seine Flinte.

„Was machst D' da?" frug Wally erstaunt.

„I lad' mei Bixen," sagte er und biß die Zähne zusammen vor Schmerz an seinen zerhackten Händen. Als er geladen, nahm er den gefesselten Vogel vom Boden auf und warf ihn vor die Hütte, hinaus in's Freie, dann stellte er sich unweit davon auf, legte an und sagte leise, gebieterisch zu Wally: „Jetzt bind' ihn los."

„Was soll I?" fragte Wally, die nicht recht zu hören glaubte.

„Fliegen sollst D' 'n lassen!"

„Zu was?"

„Daß I 'n schießen kann — weißt nit, daß a rechter Jaga kein Wild anders als im Sprung oder im Flug schießt?"

„Ja, um Gotteswillen!" schrie Wally, „Du wirst mir doch mein' Hansl nit derschießen woll'n!"

Joseph sah sie nun seinerseits verwundert an: „Soll I den bissigen Ruach etwa leben lassen?"

„Joseph —" rief Wally und trat entschlossen vor ihn hin: „Lass' mir mein' Hansl ung'schoren! I hab' den Vogel seine Alten ab'kämpft mit Lebensg'fahr, hab'n vom Nest auf'zogen, kein Mensch mag mi', als des Viech — 's is mei' Einzig's, was I hab' auf der Welt — dem Hansl darfst nix thun!"

„So," sagte Joseph scharf und bitter, „der Satan hat mir beinah d' Augen ausg'hackt und I soll'm nix thun?"

„Er hat Di' halt nit kennt! Was kann denn der Vogel derfür, daß er nit g'scheidter is — Du wirst Di' doch nit rächen woll'n an so 'n unvernünftigen Thier."

Joseph stampfte mit dem Fuß. „Jetzt bind'n auf, daß er flieg'n kann, oder I schieß'n so z'sammen." Er legte die Büchse an.

Da stieg Wally das heiße Blut zu Kopf und sie vergaß Alles um ihren Schützling. „Des woll'n wir doch sehen," rief sie in flammendem Zorn, „ob

Du Dich vergreifen wirst an mein'm Eigenthum. Thu' die Bix'n weg! Der Vogel g'hört mir! Hörst's? Mir g'hört er! Und I laß ihm nix g'schehen, 's mag kommen, was will. Weg mit der Bix'n — oder Du sollst mich kenne lerne!" Und sie schlug ihm mit einem raschen Griff die Flinte aus der Hand, daß der Schuß sich krachend gegen die Felswand entlud.

Es lag etwas in ihrer Haltung, was den gewaltigen Burschen, den Bärenjäger, bezwang, daß er scheinbar ruhig den Stutzen aufnahm und mit bitterem Hohn sagte: „Meintswegen! I will Dir Dein krummschnableten Schatz lassen — 's ist vielleicht doch der Einzige, den D' kriegst in Dei'm Leben —! Du — Du bist halt die Geier-Wally!"

Und ohne sie weiter eines Blickes zu würdigen, riß er sein Taschentuch in Streifen und versuchte sich die zerfleischten Hände damit zu verbinden. Wally sprang herbei und wollte ihm helfen, jetzt erst sah sie, wie schlimm die Wunden waren und ihr war, als blute ihr eigenes Herz bei dem Anblick: „O Jesus, Bua, was hast für Händ'," schrie sie auf, „komm, I will Dir's abwaschen und richten."

Aber Joseph schob sie bei Seite: „Laß —! Die Afra kann's machen!"

Er trat in die Hütte. Wally überkam eine tödtliche Angst. Sie fühlte plötzlich, daß sie sich ihn zu Feind gemacht, vielleicht für immer, und ihr war, als müsse sie sterben bei diesem Gedanken. Wie gebrochen ging sie ihm nach und ihre Augen verfolgten mit einer Art von eifersüchtigem Haß die Fremde, während sie Joseph verband.

„Joseph," sagte Wally mit erstickter Stimme, „Du mußt nit meinen, I machet mir nix aus Deine Wunden, weil I Dich den Hansl nit hab' derschießen lass'n. Schau, wär'n s' da dervon heil word'n — so hätt'st wegen meiner 'n Hansel und mi derzu derschießen könne — aber so hätt's ja doch nix g'holfen."

„'s is schon gut, Du brauchst Di nit z' entschuldige," sagte Joseph abwehrend. „Afra," frug er das Mädchen, „kannst jetzt weiter?"

„Ja," sagte diese.

„So mach' Di fertig, wir woll'n geh'n!"

Wally entfärbte sich. „Joseph — magst nit noch a wenig ausruhen — I hab' Dir ja noch gar kein Imbiß 'geb'n! I will Dir noch g'schwind was koch'n — oder magst 'n Schluck Milli?"

„I dank Dir für Alles — I will jetzt mach'n, daß I z'Haus kumm vor Nacht. 's regnet ja nimmer und die Afra kann wieder lauf'n."

Damit half er der Dirn sich fertig machen, hing die Büchse über die Schulter und nahm den Alpstock zur Hand.

Da hob Wally eine der Federn auf, die Hansel im Kampfe verloren und steckte sie Joseph auf den Hut: „Die Feder mußt' tragen, Joseph; Du darfst sie tragen, denn Du hast ja den Geier 'zwunge und er wär' ja Dei Jagdbeut', wenn's D'n mir nit g'schenkt hätt'st."

Aber Joseph nahm die Feder vom Hut: „Du magst's gut meine — aber die Feder trag I nit — I bin nit g'wohnt, mei Beut' mit Mädeln z'theilen!"

„So nimm den Geier ganz mit, I schenk' ihn Dir, aber I bitt' Dich nur, lass'n leben!" stieß Wally athemlos heraus.

Joseph sah sie verwundert an. „Was fallt Dir denn ein! I werd' Dir nix nehme, wodran Dir Dei Herz so hangt. Vielleicht fang' I amal an lebendigen Bären, den bring I Dir noch dazu, daß die G'sellschaft vollständig wird! Aber bis dahin siechst mi nimmer, 's könnt' mir doch amal passiren, daß I den Vogel derschießet, wann I'n wo treffet — da will I's Revier lieber meiden! B'hüat Gott und Dank für's Obdach!"

Damit schritt er stolz und ruhig aus der Hütte.

Da bückte sich Afra und hob die von Joseph weggeworfene Feder auf. „Schenk' mir die Feder," sagte sie, „I will's in mei Betbüchel legen und so oft I's sieh, a Vaterunser für Dich beten!"

„Wegen meiner!" sagte Wally dumpf, sie hatte kaum gehört, was Afra sprach. Es pochte und hämmerte in ihrer Brust und sauste in ihren Ohren, als tose noch das Unwetter um sie her. Sie ging den Dahinschreitenden nach vor die Hütte. Das Unwetter hatte sich verzogen, die schwarzen Wolkenschleier hingen zerfetzt herab und durch die Risse schimmerte die feucht verschwommene Ferne. Nur dumpf grollte der abziehende Donnergott nach und verrauschend stürzte das Wasser in den Runsen zur Tiefe, sonst aber war Alles still und ruhig rings umher und ein weißes Leichentuch von Schnee und Eiskörnern hatte sich über den Berg gebreitet.

Wally stand regungslos, die Hände auf die Brust gepreßt. „Er kann sich's ja nit denken, wie arm Eins sein muß, wenn's sei Herz an so'n Vogel hängt!" sagte sie zu sich selbst. Dann kniete sie nieder und band das halb erstarrte Thier los, das schwankend auf ihren Arm klomm und sie verständig anschaute, als wolle es sie um Verzeihung bitten. „Ja, schau mi nur an," schluchzte sie, „o Hansl, Hansl — was hast mir 'than!"

Sie setzte sich auf die Stufen ihrer Hütte, ließ Hansl zur Erde und weinte so recht aus Herzensgrund, bis sie's satt bekam, sich selbst schluchzen zu hören. Sie blickte hinauf, wo eine hohe Schneewand senkrecht hinter ihr emporstieg, hinunter, wo rechts und links in den überschneiten Mulden der Tod sein kaltes Nest bereitet hatte, hinaus in die graue Ferne, wo lange Regenstreifen vom Himmel zur Erde niederhingen, und plötzlich fühlte sie es wieder, ganz und schwer, wie am ersten Tag, daß sie in der Einöde war — und blieb!

X.

Die Höchstbäuerin.

Wieder war ein Jahr vergangen, ein schweres Jahr für Wally, denn als der einsame Sommer in der Wildniß vorüber war und Stromminger die Heerde holen ließ, stieg Wally auf der andern Seite des Ferners hinab in das Schnalserthal, wo sie ganz fremd war, und suchte sich da einen Dienst. Zu den Rosenern wollte sie nicht wieder zurück, da sie ihr Werben abweisen mußte. Es wurde ihr hier ebenso schwer mit dem Geier ein Unterkommen zu finden, wie drüben im Oetzthal, und sie verzichtete endlich auf jeden Lohn, nur damit Hansel mit

aufgenommen wurde. Natürlich war ihr Loos ein trauriges, sie wurde um dieser „Narrheit" — wie sie's nannten — willen herumgestoßen und verächtlich behandelt von den Frauen und mußte sich oft mit Gewalt gegen die gemeine Zudringlichkeit der Männer wehren, die hier wie überall Gefallen an der schönen Dirn fanden. Dennoch ertrug sie das Alles standhaft, denn sie war zu stolz, um unter einer Last zu ächzen und zu wehklagen, die sie freiwillig auf sich genommen.

Aber sie wurde hart und immer härter dabei, gerade das, wovor der gute Caplan sie gewarnt. Die Geister aller gemordeten Freuden ihres jungen Lebens gingen in ihr um und schrien nach Rache. In dem kurzen Mai des Lebens sind drei verlorene Jahre viel. Andere junge Mädchen weinen und klagen um einen verlorenen Tanz! Wally trauerte nicht um all die versäumten Tänze, um all die tausenderlei Vergnügungen ihres Alters, sie trauerte nur um die versäumte Liebe, und das Gemüth, das kein Sonnenstrahl des Glücks beschienen, wurde herb und hart, wie die Frucht, die nur im Schatten gereift ist.

So stieg sie wieder zur Frühjahrszeit auf den Ferner. Es war ein rauhes Frühjahr und ein stürmischer Sommer, wo Regen, Schnee und Hagel mit einander abwechselten, daß Wally's Kleider oft Tagelang nicht mehr trocken wurden und sie ganze Wochen hindurch in einem undurchdringlichen Chaos nasser Wolken athmete, in dem es nimmer Licht werden wollte, wie vor dem ersten Schöpfungstag.

In Wally's Brust malte sich das große Chaos im Kleinen, Grau in Grau. Die ganze Welt war nur noch ein trüber, finsterer Traum, wie dies Nebeltreiben um sie her — und der Gott kam nicht, der da sprach „es werde Licht!"

Eines Tages aber, nach endlosen Wochen der Finsterniß, sprach er dennoch sein mächtiges Schöpfungswort und der erste Lichtstrahl schoß wieder durch die Wolken und vertheilte sie, und allmälig schied sich aus dem Chaos eine schöne geordnete Welt aus, mit Bergen und Thälern, Feldern, Wäldern und Seen, und das Alles lag plötzlich fertig vor Wally da und ihr war, als wäre auch sie erst neu zum Leben erweckt, wie einst die Stammmutter der Menschheit, daß sie sich dieser Welt mitfreue, die Gott so schön geschaffen, daß er sie sich nicht allein gönnte, sondern sich noch Wesen dazu schuf, sie mitzugenießen!

Sollte es denn wirklich auf dieser schönen Welt kein Glück geben? Und warum hatte Gott sie, die arme Eva, da herauf gesetzt in die Einöde, daß der, für den sie geboren war, sie nicht finden mochte? „O hinunter, hinunter, 's ist genug hier Oben!" schrie es plötzlich in ihr auf und wild brach mit einemmal die Lust zu leben, zu lieben, zu genießen in ihr hervor, daß sie die Arme sehnsüchtig ausbreitete nach der sonnigen lachenden Welt da unten!

„Wally, Du sollst abi komme, gleich — der Vater is g'storben!" Der Hirtenbub stand vor ihr.

Wally starrte ihn wie träumend an.

War es ein Spuck ihres eigenen Herzens, das eben erst so aufrührerisch nach Glück geschrien? Sie faßte den Buben bei den Schultern, als wolle sie fühlen, ob es etwas Wirkliches, kein Trug sei!

Er wiederholte die Botschaft: „Das Uebel an seinem Fuß ist immer schlimmer worden. Der Brand ist derzukommen und heut Morgen war er todt! Jetzt bist Du Herr auf'm Höchsthof und der Klettenmaier laßt Dich grüßen."

So war es wahr, wirklich! Der Erlöser, der Friedens- und Freiheitsbringer stand leibhaftig vor ihr! Darum hatte Gott ihr die Welt so schön gezeigt, als wollte er ihr vorhersagen: „sieh, das ist jetzt Dein! Komm herab und nimm, was ich Dir bescheert!"

Und sie ging still nach ihrer Hütte und schloß sich ein. Dort kniete sie nieder, dankte und betete — betete seit langer Zeit zum erstenmal wieder inbrünstig aus tiefster Seele, und heiße Thränen um den Vater, der nun dahingegangen, ohne daß sie ihn je kindlich lieben gedurft und gekonnt, quollen aus dem erlösten, versöhnten Herzen hervor!

Dann stieg sie nieder in die Heimath, die ihr nun endlich wieder Heimath war, wo ihr Fuß wieder auf eigenen Grund und Boden trat. Der Klettenmaier stand vor dem Thor und schwenkte jauchzend die Mütze, als sie ankam. Die Magd, die vor zwei Jahren so grob gegen Wally gewesen, brachte ihr heulend und unterwürfig die Schlüssel und unter der Zimmerthür empfing sie Vincenz.

„Wally," begann er, „Du hast mich gar schlecht behandelt, aber —"

Wally unterbrach ihn ruhig, aber streng: „Vincenz, hab I Dir Unrecht 'than, so mag mich Gott dafür strafen, wie's ihm g'fallt. I kann's nit bereuen und nit gut machen, und I verlang auch nit von Dir, daß Du's mir verzeihst! Jetzt kennst meine Meinung und jetzt bitt' I, laß mi allein!"

Und ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, ging sie zur Leiche ihres Vaters hinein und schloß die Thür. Thränenlos stand sie da. Sie hatte weinen gekonnt um den verklärten Vater, der die irdische Hülle abgestreift hatte; aber vor der irdischen Hülle, die mit plumper Faust sie selbst und ihr Leben verpfuscht, die sie geschlagen und getreten hatte, vergoß sie keine Thräne, war sie wie von Stein!

Sie betete ruhig ein Vaterunser, sie kniete nicht dabei nieder. Wie sie vor dem lebenden Vater gestanden, regungslos, in sich zusammengefaßt, so stand sie auch vor dem todten, nur jetzt ohne Groll, versöhnt durch den Tod.

Dann ging sie in die Küche, um Alles für den Imbiß zu rüsten, wenn „z'Nacht" die Nachbarn zum Beten und zur Todtenwacht kommen. Da gab es alle Hände voll zu thun und als es Mitternacht war, füllte sich die Stube so mit Betern, daß Wally kaum genug zu essen und zu trinken herschaffen konnte; denn je reicher ein Bauer ist, desto mehr Nachbarn finden sich zum Wachen und Beten ein.

Wally sah das Alles mit stillem Widerwillen mit an. Da lag ein todter Mann — und sie aßen und tranken wie die Fliegen dabei. Das dumpfe Summen und Treiben um sie her war ihr so ungewohnt auf die erhabene Stille ihrer Berge und kam ihr so klein und elend vor, daß sie sich unwillkürlich wieder hinwegwünschte auf ihre Höhen.

Stumm und kalt schritt sie zwischen den heulenden, essenden und trinkenden Leuten hindurch und man fand, sie sähe ihrem todten Vater recht ähnlich. Am dritten Tag war das Begräbniß. Von allen Ortschaften nah und fern kamen

die Leute herbei, theils um dem gefürchteten und angesehenen Höchstbauern die letzte Ehre zu erweisen, theils um sich bei der bösen Geier-Wally, die nun doch Herrin der großen Stromminger'schen Besitzungen geworden, „wohl dran zu machen". Denn war sie auch bisher eine „Mordbrennerin" und ein „Thunitgut" gewesen — jetzt war sie die reichste Bäuerin im Gebirg und das änderte Alles!

Wally fühlte diesen Umschlag wohl und wußte auch, woher er kam. Als nach dem Begräbniß dieselben Leute, die sie vor einem Jahr, da sie hungernd und frierend um einen Dienst bat, mit Schimpf und Schande von der Thür gewiesen, jetzt mit krummem Buckel und grinsend vor ihr standen — da wandte sie sich mit Ekel ab — und von der Stunde an verachtete sie die Menschen!

Auch der Caplan von Heiligkreuz und die Rosener waren gekommen. Jetzt war der Augenblick da, wo sie ihnen wenigstens äußerlich vergelten konnte, was sie ihr Gutes gethan, da sie arm und verlassen gewesen, und sie zeichnete sie vor allen Andern aus und hielt sich allein zu ihnen.

Als der Leichenschmaus vorüber war und die Leute sich endlich zerstreut hatten, da blieb der Caplan von Heiligkreuz noch ein wenig bei ihr und sprach manches gute Wort: „Du bist jetzt eine Herrin über vieles Gesind", sagte er, „aber bedenke, daß, wer sich nicht selbst zu beherrschen weiß, auch niemand Andern beherrschen wird! Es ist ein uralt Wort: „Wer nicht gehorchen kann, der kann nicht befehlen". Lerne gehorchen, mein Kind, damit Du befehlen kannst!"

„Aber, Hochwürdiggnaden, wem soll I. denn g'horchen, 's ist ja Niemand mehr da, der mir was z'sagen hätt'?"

„Gott!"

Wally schwieg.

„Da," sagte der Caplan und zog etwas aus der Tasche seines weiten Rockes. „Schau, das hab' ich schon lang für Dich bestimmt, seit Du damals bei mir warst; aber auf Deinen Wanderungen hättest Du's doch nicht mit Dir nehmen können." Er nahm aus einer Schachtel ein sauber geschnitztes Heiligenfigürchen mit einem Postamentchen von Holz.

„Schau, das ist Deine Schutzpatronin, die heilige Walburga. Weißt Du noch, was ich Dir sagte vom harten und weichen Holz, und vom lieben Gott, der aus einem knorrigen Stock eine Heilige schnitzen kann?"

„Ja, ja," sagte Wally.

„Nun siehst Du, damit Du's nicht vergißest, hab' ich Dir von Sölden so ein Figürchen kommen lassen, das häng über Deinem Bett auf und bete fleißig davor, das wird Dir gut thun."

„I dank schön, Hochwürden," sagte Wally sichtlich erfreut und nahm das zerbrechliche Dingelchen behutsam in die harten Hände. „I will g'wiß immer dran denken, wenn I's anschau, was Sie ihm für eine sinnreiche Auslegung 'geben hab'n! Also so hat die heilige Walburga ausg'schaut! — O das muß ein gar lieb's schön's Mensch g'wesen sein! Ja, wer so fromm und brav wär, wie Die!"

Und als der Klettenmaier über den Hof auf sie zukam, hielt sie ihm das

Figürchen entgegen und rief: „Schau, Klettenmaier, was I kriegt hab': die heilige Walburga, meine Schutzpatronin! Dafür schick'n wir aber 'm Herrn Caplan das erste schöne Lammpel, das wir ziehen, zum G'schenk."

Der gute Caplan legte zwar lebhafte Verwahrung ein gegen diese Art von Gegengabe, aber Wally ließ es sich in ihrer Freude nicht nehmen.

Als der Caplan fort war, ging Wally in ihre Kammer und nagelte die Schnitzerei zu den Heiligenbildern über ihrem Bett auf und rings darumher wie einen Kranz die Kartenblättchen der alten Luckard. — Dann ging sie zu sehen, was es in Haus und Hof etwa zu thun gäbe.

„Hansel," rief sie im Vorbeigehen dem Geier zu, der auf dem Holzschuppen saß, „jetzt sind wir da Meister!" Und das Gefühl der Herrschaft durchdrang sie nach der langen Knechtung, wie berauschender Wein, in durstigen Zügen getrunken, dem Verschmachtenden die Adern schwellt!

Auf dem Hof hatte sich das durch Vincenz gedungene Gesind versammelt und Vincenz selbst war mitten darunter. Er war hager und gelblich-blaß geworden und am Hinterkopf hatte er in dem dichten schwarzen Haar eine kahle Stelle wie eine Tonsur. Die funkelnden Augen lagen tief in ihren Höhlen, wie Wolfsaugen, die aus einem Felsspalt heraus auf Beute lauern.

„Was giebt's?" frug Wally und blieb stehen.

Die einst so grobe Oberdirn näherte sich ihr in scheuer Unterwürfigkeit. „Wir hab'n Dich nur frag'n woll'n, ob D' uns jetzt fortschickst, — weil wir so bös gegen Dich war'n, wie der Stromminger noch g'lebt hat? Weißt, wir hab'n halt thun müss'n, wie er's g'wollt hat."

„Ös habts Euer' Schuldigkeit 'than," sagte Wally ruhig. „I schick Kein' fort, ehvor I nit g'funden hab', daß er unehrlich oder im Dienst schlecht ist, und wenn Ös kein' so krummen Buckel vor mir machtet — thätet Ös mir besser g'fallen! Geht's an Euer Arbeit, daß I sieh, was Ös schafft's — das ist g'scheidter, als die Faxen!"

Die Leute entfernten sich. Vincenz blieb stehen und seine Augen hafteten glühend an Wally. Sie drehte sich nach ihm um und streckte die Hand gegen ihn aus — „Nur Ein'n verbann' I von mei'm Grund und Boden, Dich Vincenz!" sagte sie.

„Wally!" schrie Vincenz auf, „das — das für Alles, was I für Dein' Vater 'than hab?"

„Was Du mei'm Vater als Verwalter g'holfen hast, so lang er lahm war, sollst ersetzt kriegen — I schenk' Dir die Matten, die an Dein'n Hof stoßen und Dein Gut rund machen, I denk, damit ist Deine Müh und Zeit bezahlt — und wenn's nit ist, so sag's, I will Dir nix schuldig bleiben — verlang, was D' magst — aber geh' mir aus die Augen!"

„I will nix, I mag nix als Dich, Wally — ohne Dich ist mir Alles Eins. Du hast mich beinah' umbracht, Du hast mich mißhandelt, so oft D' mich g'sehen hast — und — der Teufel soll's holen — I kann nit von Dir lassen! Schau, für Dich thät I Alles. Für Dich könnt' I'n Mord begehen — für Dich verkaufet I meiner Seelen Seligkeit — und Du willst mich mit a paar Matten abspeisen? Meinst, Du wirst mich so los? Biet' mir Alles, was

D' hast, Dei ganzes Eigenthum und das ganze Oetzthal dazu — I spuck Dir drauf, wenn D' mir Dich nit gibst — schau mich an: 's zehrt mir's Mark aus — I weiß nit, was das ist, aber für einen einzigen Kuß von Dir schenk' I Dir all mei Hab und Gut und will mei Lebtag hungern! Jetzt schick mir den Rechenmeister und laß mir noch einmal vorrechnen, mit wieviel Batzen und Graseln D' mich abfinden willst!" Und mit einem Blick wilden bittersten Hohns ließ er die erstaunte Wally stehen und verließ den Hof. —

Ihr graute vor ihm. So hatte sie ihn nie gesehen — sie hatte einen Blick in die Tiefe einer unberechenbaren Leidenschaft gethan und sie schwankte zwischen Abscheu und Mitleid.

„Was hab' I denn an mir," dachte Wally, „daß die Buben alle so närrisch mit mir sind?" Ach, und nur der Eine kam nicht, der Einzige, den sie haben wollte — verschmähte sie. Und wie — wenn er sich gar am Ende verheirathete unter der Zeit? Der Athem stockte ihr bei dem Gedanken. Sie dachte wieder an jene Fremde, die er damals mit über das Hochjoch gebracht. Doch nein — das war ja eine Magd!

Aber es mußte bald etwas geschehen! Sie war jetzt reich und angesehen, sie durfte ihm jetzt schon eher einen Schritt entgegen thun! Dennoch sträubte sich ihr jungfräulicher Stolz gegen den Gedanken und „Zuwarten — immer Zuwarten!" war Alles, was ihr übrig blieb. —

Ruhelos trieb es sie in Haus und Feld um. Woche um Woche verstrich und sie konnte sich nicht eingewöhnen. Es zeigte sich bald, daß sie für das Dorfleben verdorben war. Sie war und blieb das Kind Murzoll's, die wilde Wally. Sie verhöhnte unbarmherzig, was ihr kleinlich und albern erschien, sie band sich an keine Tagesordnung, an keinen Brauch, kein Herkommen. Sie scheute Niemanden. Was Furcht sei, das hatte sie verlernt droben auf dem Ferner; die eiserne Stirn, die sie dort oben den Schrecken der Elemente geboten, trug sie auch dem kleinen Leben hier unten entgegen. Gewaltig an Leib und Seele stand sie da mitten unter den Dörflern, wie eine Gestalt aus einer andern Welt. Ein Fremdling geworden in dem bäuerlichen Treiben, wie alles Fremdartige feindselig angestaunt von den Bauern, die es aber doch nicht wagten, der großen Höchstbäuerin zu nahe zu treten. Aber das Mädchen fühlte die Feindseligkeit wohl heraus und auch die Feigheit, die sie hinterrücks anfeindete und ihr in's Gesicht freundlich that. „I hab' nach Niemand nix z' fragen," wurde ihr trotziger Wahlspruch und so that sie, wozu das wilde Herz sie trieb. War es ihr drum, so arbeitete sie tagelang wie ein Knecht, um das lässige Gesind anzufeuern, kam Einer mit etwas nicht zu Streich, so riß sie es ihm ungeduldig aus der Hand und machte es selbst. — Dann träumte sie tagelang melancholisch hin, oder sie streifte in den Bergen umher, daß die Leute meinten, es sei nicht recht geheuer mit ihr. Während dessen thaten die Knechte und Mägde, was sie wollten, und die Bauern raunten sich schon schadenfroh zu, sie werde auf diese Art das ganze Anwesen zu Grunde gehen lassen.

Und während sie so gegen Brauch und Ordnung verstieß, war sie auf der andern Seite streng bis zur Härte in Dingen, mit denen es die Bauern gar nicht so genau nahmen. Erwischte sie einen Knecht auf Unehrlichkeit oder

falschem Spielen, so zeigte sie ihn beim Landgericht an. Mißhandelte Einer ein Thier, so packte sie ihn, außer sich vor Wuth, am Kragen und schüttelte ihn. Kam Einer Abends betrunken nach Haus, so ließ sie ihn zu Schimpf und Schande vor die Thür sperren und die Nacht draußen zubringen, es mochte regnen oder schneien. Erwischte sie eine Dirn auf Liederlichkeit, so jagte sie sie noch in derselben Stunde aus dem Haus. Denn ihr Sinn war rein und keusch geblieben, wie der Gletscher, auf dem sie so lange einsam gehaust. All das Geliebel und Geflüster und Einandernachschleichen und „Fensterln" um sie her erfüllte sie mit Abscheu.

Das Alles brachte sie in den Ruf schonungsloser Härte und machte sie so gefürchtet, wie es einst ihr Vater war.

Trotzdem war's, als habe gerade sie's den Buben angethan. Nicht nur ihren Reichthum, nein sie, sie selbst in ihrer ganzen Seltsamkeit begehrten die Burschе. Wenn sie so vor ihnen stand, so groß, als stünde sie auf einer Erhöhung, so schlank und doch so fest und stolz gebaut, daß die hochgewölbte Brust fast das knappe Mieder zersprengte, wenn sie den nervigen Arm, so nervig wie der Arm eines Jünglings, drohend gegen sie aufhob und ein Blitz des Spottes herausfordernd aus den mächtigen schwarzen Augen flammte, dann ergriff die Burschen eine Liebes- und Kampfeswuth, daß sie auf Leben und Tod mit ihr rangen, um einen einzigen Kuß zu erlangen. Dann aber, weh' ihnen! Denn sie waren nicht stark genug, dies Weib zu zwingen, mit Spott und Schande zogen sie ab und der mußte erst kommen, der es mit ihr aufnehmen konnte — ob er je kam? Genug, sie wartete auf ihn!

„Wer mir nachsagen kann, daß I ihm a Bußl 'geben hab, den heirath I, — wer aber nit amol so stark is, daß er mir das Bußl mit G'walt abnimmt, für den ist die Höchstbäuerin nit g'wachsen" — sagte sie eines Tages im Uebermuth und bald war das Wort in der ganzen Gegend herum und die Burschen von Nah und Fern zogen herbei, ihr Glück zu versuchen und sie beim Wort zu nehmen. Es wurde förmlich zur Ehrensache, um die wilde Wally zu werben, wie jedes Wagestück eine Ehrensache für den wehrhaften Mann ist.

Bald war kein heirathsfähiger Sohn im ganzen Oetz- und Gurgler- und Schnalserthal, der nicht versucht hätte, Wally zu erobern und ihr den Kuß abzuringen, den noch Keiner gewonnen. Und sie freute sich des wilden Spiels und ihrer gewaltigen Kraft, sie wußte, daß von ihr gesprochen wurde weit und breit und daß der Joseph immer von ihr hören würde, und sie meinte, nun müsse er es doch endlich der Mühe werth finden zu kommen und den Preis davon zu tragen, und wär's auch nur, wie er einst dem Bären nachgegangen, um seine Macht zu erproben. Wenn er nur da war, dachte sie — warum sollte er sie nicht lieb gewinnen, wie alle Andern, wenn sie noch dazu recht gut und „g'schmach" mit ihm war? Aber er kam nicht. Statt seiner kam eines Tages der Venter Bot herüber in den „Hirsch", der dicht an den Strominger'schen Gemüsgarten stieß. Wally, die eben darin jätete, hörte Joseph's Namen nennen und horchte hinter dem Zaun auf des Boten Erzählung.

Der Joseph Hagenbacher kehre, seit seine Mutter gestorben sei, öfters im Lamm in Zwieselstein ein, berichtete der Bote, und man munkle etwas von

einer Liebschaft mit der hübschen Afra, der Schenkdirn im Lamm. Gestern sei er denn auch wieder dort gewesen und habe mit der Afra allein am Wirthstisch gesessen, während die Wirthin in der Küche war. Da sei plötzlich der Stier ausgebrochen und wie eine Windsbraut durch's Dorf gerannt. Es habe sich ihm eine Horniß in's Ohr gesetzt gehabt. Alles flüchtet in die Häuser und schließt die Thüren, auch der Lammwirth will eben zumachen, da sieht er, daß sein Jüngstes, ein fünfjähriges Dirnl, auf der Gasse liegt. Es kam nicht auf, denn die Kinder haben Post gespielt und das Kleine war an einem schweren Schubkarren angespannt, als der Schreckensschrei vor dem Stier her ertönt; die andern Kinder laufen fort, aber das Lieserl kann nicht mit dem schweren Karren so schnell vom Fleck, es fällt und verwickelt sich in die Stricke — so liegt's mitten auf dem Weg und das Unthier schnaubt mit gesenkten Hörnern heran. Da ist keine Zeit mehr, das Kind loszumachen oder mitsammt dem Karren wegzuschleppen, der Stier ist da, — der Lammwirth und die Afra schreien, daß man's durch's ganze Dorf hört — aber da — da ist auch schon der Joseph und stößt der Bestie eine Heugabel in die Seite. Der Stier brüllt auf und wirft sich auf den Joseph — jetzt schreit Alles zu den Fenstern heraus um Hilfe — aber Keiner hilft ihm. Joseph packt den Stier bei den Hörnern und drängt ihn mit Riesenkraft ein, zwei Schritte zurück. Der Stier ringt mit ihm. Indessen hat der Lammwirth Zeit gehabt, das Kind zu holen, aber nun handelt sich's um den Joseph, den Alle im Stich lassen. Die Afra ringt die Hände und schreit um Hilfe, der Stier drückt den Joseph mit den Hörnern zu Boden und will ihn zermalmen, aber der stößt ihm von unten das Messer in den Hals, daß das Blut über ihn wegspritzt. Jetzt bäumt sich das Thier und hebt ihn mit auf, denn Joseph hält mit den Händen die Hörner fest, der Stier rast eine Strecke mit ihm fort, ihn halb in der Luft, halb auf der Erde mitschleifend. Joseph läßt nicht los, er will ihn wieder zum Stehen bringen. Der Stier blutet aus fünf Wunden, er wird allmälig schwächer, Joseph faßt ein paar Mal Fuß, aber immer gewinnt der Stier wieder die Uebermacht und reißt ihn in verzweifelten Sätzen mit sich fort. Jetzt haben sich auch die Bauern ermannt, Joseph zu helfen und kommen nach, der Lammwirth voran, mit Heugabeln und Messern. Aber wie der Stier den Lärm hinter sich hört, senkt er die Hörner wieder und wirft sich mit Joseph gegen ein geschlossenes Scheunenthor, daß man meint, Joseph müsse zerquetscht sein; das Thor weicht und springt auf unter dem Stoß, der Stier stürzt in die Scheune und wühlt sich in der Todesangst zwischen Leitern, Wagen und Pflügen ein, daß Alles übereinanderfällt. Aber Joseph hat sich am Gebälk darüber weg in die Höhe geschwungen und schlägt die Thür zu, damit das wüthende Thier nicht noch einmal hinaus kommt, man hört ihn von Innen die Thür verrammeln. Er ist mit dem Unthier eingeschlossen in dem engen Raum, und die draußen stehen da und können nichts machen. Das ist ein Stampfen und Stürzen, ein Stöhnen und Brüllen da drin, daß es den Leuten grauft beim Anhören. Endlich wird's still. Nach einer bangen Weile wird die Thür aufgemacht und der Joseph kommt taumelnd heraus, ganz in Blut und Schweiß gebadet. Sie meinen, der Stier sei todt,

aber der Joseph meint, es sei doch schad um das schöne Thier, die Wunden könnten wieder heilen, sie gingen nicht in's Leben.

In der Scheuer sieht es wüst aus, Alles durcheinander, zertreten und zertrümmert, aber der Stier liegt an allen Vieren geschnürt und gefesselt am Boden. Er liegt regungslos auf der Seite und schnauft und lechzt, wie ein Kalb auf dem Metzgerwagen. Der Joseph hatte das Thier lebend gebändigt und noch dazu ganz allein! Das machte ihm Keiner nach!

Als sie mit Joseph in's Lamm zurückkamen, da fiel ihm die Afra vor allen Leuten heulend und schreiend um den Hals und die Lammwirthin brachte ihm das Lieserl auf dem Arm und sie wollten ihn tractiren mit dem Besten, was das Haus vermag — aber dem Joseph war's nicht mehr um's Lustigmachen. Er trank einen Schoppen für den ärgsten Durst und ging heim. Das ganze Dorf war voll von dem Joseph und es war eine große Sauferei ihm zu Ehren bis in die Nacht hinein.

So erzählte der Venter Bot und es war wieder ein Lebens und Aufhebens von dem Joseph Hagenbacher und die Leute wunderten sich, daß er nie auf hier komme. Die Höchstbäuerin habe doch so viele Freier, nur der Joseph schiene Nichts von ihr wissen zu wollen. —

Wally verließ den Zaun, die Worte trieben ihr die Schamröthe in die Stirn: also sogar die Leute sprachen schon davon, daß der Joseph sie verschmähe?! Und der Afra ging er nach? Das war dieselbe, die er voriges Jahr mit über den Ferner gebracht, für die er damals schon so besorgt war!

Sie setzte sich auf einen Stein nieder und verhüllte das Gesicht mit beiden Händen. Ein Sturm tobte in ihrem Innern. Liebe, Bewunderung, Eifersucht! Ihr Herz war wie zerrissen. Sie liebte ihn, — liebte ihn wie noch nie, als habe der rasche Athemzug, mit dem sie die Erzählung seiner That begleitet, den glimmenden Brand zur hellen Lohe angefacht. Das, das hatte er wieder vollbracht — aber sie hatte kein Theil daran — für den Brodherrn der Afra hatte er's vollbracht — der Afra zu Liebe! War es denn möglich? Mußte sie einer Magd weichen, sie die Höchstbäuerin? War sie nicht die reichste und, wie ihr alle Buben sagten, die schönste Dirn im Land? War Einer weit und breit, der's mit ihr an Kraft und Rüstigkeit aufnehmen konnte, war sie nicht die Einzige Seinesgleichen — und sie sollten nicht zusammenkommen? Es gab nur den Einen Joseph auf der Welt, und er sollte nicht ihr gehören? An die Afra, an so eine armselige hergelaufene Dirn sollte er sich wegwerfen? Nein, das konnte nicht sein, das war unmöglich! Warum sollt' er auch nicht manchmal im Lamm einkehren, ohne daß es um der Afra willen sein mußte? Er streifte ja so viel auf der Jagd herum und das Lamm liegt gerade am Zwieselstein, wo alle Wege sich kreuzen! „O Joseph, Joseph — komm!" stöhnte sie laut auf und warf sich mit dem Gesicht zur Erde, als wolle sie die Gluth in den thauigen Krautblättern kühlen. Dann fiel ihr wieder ein, daß der Bot gesagt, die Afra sei Joseph um den Hals gefallen nach seiner Rückkehr. Es schüttelte sie bei dem Gedanken. Und da kam es ihr plötzlich in den Sinn, wie das wäre, wenn sie sein Weib wäre und ihn, wenn er müde, zerschunden und blutend von solch einer That nach Haus käme, in ihren Armen empfangen

und erquicken dürfte mit jeder Labung. Wie sie ihm die heiße Stirn waschen und die Wunden verbinden und ihn an ihrem Herzen ausruhen lassen wollte, bis er einschliefe unter ihren Liebkosungen! Nie noch hatte sie so etwas gedacht, aber wie ihr das Alles jetzt so einfiel, da erbebte sie unter einem niegekannten Gefühl, wie die aufgebrochene Blume erzittert, wenn sie die Knospenhülle sprengt.

In diesem Augenblicke war sie zum Weibe gereift, aber wild und ungestüm, wie Alles in ihr war, so regte das, was sie zum Weibe machte, alle verborgen schlummernden feindlichen Kräfte in ihr zum Kampf gegen sich auf und es erhob sich ein furchtbarer Aufruhr in ihrem Innern.

Der Abendwind strich kalt über sie hin, sie fühlte es nicht, es wurde Nacht und die ewig ruhigen Sterne schauten mit verwunderten Blicken auf die zuckende Gestalt herab, die da im Nachtthau auf dem Boden lag und sich das Haar zerwühlte. —

„Die Bäuerin ist heut Nacht wieder amol nit z'Haus g'west," raunte am andern Morgen die Oberdirn dem übrigen Gesinde zu. „Was die nur treibt in der Nacht?" Und sie steckten Alle die Köpfe zusammen und flüsterten untereinander.

Aber wie Spreu im Wind stieben sie auseinander, denn Wally kam vom Gemüsegarten her auf den Hof zu. Sie war blaß und sah so stolz und herrisch drein, wie noch nie. Und so blieb es auch. Von dem Tag an war sie wie verwandelt, ungerecht, launenhaft, reizbar, daß Keiner sich mehr mit ihr zu reden traute als der Klettenmaier, der noch immer mehr bei ihr galt, als die Andern. Und dabei schlug ihr die Hoffahrt überall zum Dach hinaus, denn ihr drittes Wort war: „die Höchstbäuerin!" Für „die Höchstbäuerin" war nichts gut genug — „die Höchstbäuerin" brauchte sich Das oder Jenes nicht gefallen zu lassen, „die Höchstbäuerin" durfte sich erlauben, was kein Anderer durfte — und dergleichen Aergerniß mehr!

Alle Tage zog sie sich an, als wär's Sonntag, und ließ sich neue Kleider machen, ja sogar ein ganz silbernes „G'schnür" ließ sie sich von Imst kommen mit allerlei Gehäng in Filigranarbeit, so schwer und kostbar, wie noch keins im Oetzthal gesehen worden. Und an der Frohnleichnamsprocession legte sie die Trauer um den Vater ab und strotzte so von Silber und Sammt und Seide, daß die Leute gar nicht beten konnten, sondern sie immer anschauen mußten. Es war das erste Mal, daß sie eine Procession mitmachte, denn was sie eigentlich für eine Christin sei, wußte überhaupt kein Mensch, und es war klar, daß sie nur mitging, um ihre neuen Kleider und ihr G'schnür zu zeigen, weil da die meisten Leute von den Ortschaften bis hinauf nach Vent und hinunter nach Zwieselstein zusammen kamen.

Das rauschte und klingelte, wenn sie niederkniete, vor lauter Steifigkeit und Falten und silbernem Gebimmel und prahlte: „seht, das kann nur die Höchstbäuerin!"

Da, als das letzte Evangelium gelesen wurde, kam eine kleine Unordnung in den Zug und es traf sich, daß Leute, die hinter ihr gewesen, nun vor ihr gingen. Es war die Lammwirthin von Zwieselstein und neben ihr die hübsche schlanke Afra. Sie sah sich nach Wally um und nickte ihr zu. Dann blickte

sie nach Joseph, der weiter hinten bei den Mannsen ging, so schien es wenigstens Wally. Die Afra sah so lieblich aus in dem Augenblick, daß Wally vor Eifersucht ganz vergaß, ihren Gruß zu erwidern. Jetzt hörte sie, wie die Afra zu ihrer Nachbarin sagte: „Seht, Lammwirthin, die da hinter uns, das ist die Geier-Wally, die den Joseph von ihrem Geier so zerfleischen lassen hat. Jetzt nimmt die mir nit amal d' Zeit ab — und I hab' doch so viel Vaterunser für sie bet't!"

„Die Müh' hätt'st Dir sparen können," fiel jetzt Wally in das Gespräch ein, „für mich braucht Niemand z'beten — des kann I schon selber!"

„Aber mir scheint — Du thust's nit!" gab Afra zurück.

„I hab's auch nit so nöthig, wie andre Leut'! I hab' mei Sach' und brauch'n lieben Gott nit um so viel z'bitten wie eine arme Magd, die um jeden Schuhbändel, den sie braucht, ein Vaterunser beten muß."

Jetzt stieg auch der Afra die Zornesröthe in's Gesicht. „O, ein Schuhbändel, um den man bet't hat, kann Ei'm mehr Glück bringe — als ein silbernes G'schnür, das man gottlos tragt!"

„Ja, ja," mischte sich die Lammwirthin in's Gespräch, — „da hat die Afra ganz Recht!"

„Sticht Euch mein silbern's G'schnür in d'Augen, so geht's hinter mir, nacher braucht Ihr's nit zu sehen — 's schickt sich eh nit, daß die Höchstbäuerin hinter einer Magd herlauft."

„'s könnt Dir gar nix schaden, wenn Du in der Afra ihre Fußstapfen treten thätst, daß Du's nur weißt!" warf die Lammwirthin zurück.

„Schämt Euch, Lammwirthin, daß Ihr Euch so g'mein macht mit Eurer Magd!" rief Wally mit blitzenden Augen. „Wer nix auf sich halt't — auf den halten Andre auch nix!"

„O, o — a Magd ist doch auch noch a Mensch!" sagte Afra, am ganzen Leibe zitternd. „Der seidene Rock wird's wol vor'm lieben Gott nit ausmachen, der sieht doch, was d'runter ist — ein gut's oder ein schlecht's Herz!"

„Ja, freilich!" rief Wally mit ausbrechendem Haß; „so ein gut's Herz, wie Du, kann nit Jeder hab'n — b'sonders für die Buben. Pfui Teufel!"

„Wally!" schrie Afra auf, und Thränen stürzten ihr aus den Augen. Aber sie mußte schweigen, denn in dem Augenblick war die Kirche wieder erreicht, der letzte Segen wurde ertheilt und der Zug löste sich auf. Da schoß Wally an der Afra vorbei wie eine Königin, daß die sich an der Lammwirthin halten mußte, sie hätte sie fast umgerannt, und Alle sahen ihr nach. Die Mannsen meinten, ein schöneres Mensch geb's in Tyrol nicht, aber die Weibsen vergingen vor Neid.

„Die schaut jetzt anders aus, als droben auf'm Hochjoch, wo sie in einer Hundshütten g'hauft hat, nit 'kammbelt und nit 'zöpft wie a Wilde!" sagte der Joseph, der nicht weit davon stand, und sah ihr mit großen Augen nach. Dann winkte er der Afra Adjes zu und trat aus dem Zug aus; er wollte noch vor Mittag wieder heim.

Die Afra aber eilte Wally nach. Ihre hübschen blauen Augen sprühten unter Thränen, wie wenn man Wasser in's Feuer schüttet, sie war ganz außer

sich und die Lammwirthin mit ihr. Sie erreichten Wally am Wirthshaus. Auch Wally war in der furchtbarsten Aufregung. Sie hatte den liebevollen vertraulichen Gruß gesehen, den Joseph der Afra zugenickt, und ihr — ihr hatte er, wie sie glaubte, keinen Blick gegönnt — und jetzt war er fort und alle ihre Hoffnungen, die sie auf den heutigen Tag gesetzt, betrogen. Diese Afra! — auf sie hatte sich ihr ganzer Zorn geworfen, sie hätte sie zertreten mögen! Und nun stand die Afra vor ihr und hemmte ihren Schritt und redete sie zornig herausfordernd an — sie — die niedere Dirn!

„Höchstbäuerin," stieß Afra athemlos heraus, „Du hast da was g'sagt, das kann I nit auf mir sitzen lassen, denn das geht mir an die Ehr' — was soll das heißen von dem guten Herzen für die Buben? Das will I wissen, was da dahinter steckt!"

„Willst mit der Höchstbäuerin anbinden?" rief Wally laut und ihr funkelnder Blick traf das Mädchen so recht von oben herunter. „Meinst, I laß mi mit so Einer auf Streit ein, wie Du bist?"

„Mit so Einer?" schrie das Mädchen, „was für Eine bin I denn? I bin ein arm's Mädel und hab' Niemand g'habt, der für mich g'sorgt hat — aber I hab' doch noch Niemand nix z'Leid 'than und Niemand kein Haus anzünd' — I brauch mir von Dir nix g'fallen z'lassen, weißt!"

Wally bäumte sich auf, wie von einer Schlange gestochen. „Eine Dirn bist — eine schamlose Dirn, die sich den Buben vor allen Leuten an'n Hals wirft!" schrie sie, sich und Alles vergessend, daß die Leute sich um sie versammelten.

„Was — wem — hätt' I mich an'n Hals g'worfen?" stammelte das Mädchen erbleichend.

„Soll I Dir's sagen? Soll I?"

„Ja, sag's nur, I hab' mei gut's G'wissen und die Lammwirthin kann bezeugen, daß's nit wahr is!"

„So! Ist's nit wahr, daß Du Dich dem Joseph vor zwei Jahr, wo D' ihn kaum 'kennt hast, an Hals g'hängt hast, daß er Dich hat über's Hochjoch mitschleppen und Dich 'n halben Weg hat tragen müßen, weil D' Dich g'stellt hast, als könnt'st nit weiter? Ist's nit wahr, daß D' seitdem den Joseph nimmer loslaßt, daß er schon gar in's G'schrei mit Dir kommen ist? Ist's nit wahr, daß Du den Joseph andern Dirne willst wegnehmen, die ein besseres Recht auf ihn hätten und bessere Frauen für ihn wären, als so eine herg'laufene Magd? Ist's nit wahr, daß Du neulich bei der G'schicht mit dem Stier dem Joseph vor'm ganzen Dorf um'n Hals g'fallen bist, als wärst sei' verlobte Braut? Ist's etwa nit wahr?"

Afra schlug die Hände vor's Gesicht und weinte laut auf: „O Joseph, Joseph, daß I mir das g'fallen lassen muß!"

„Sei ruhig, Afra," tröstete sie die gutmüthige Lammwirthin; „sie hat sich selber verrathen, das ist nur die Wuth, daß der Joseph ihr nit nachlauft und sich nit d'Finger bei ihr verbrennen will, wie alle andern Mannsleut. O wär nur der Joseph da — der thät's ihr anders sagen!"

„Ja, das glaub' I schon, daß der sein' liebe Schatz nit im Stich ließ" —

und Wally lachte auf, so schneidend, so furchtbar grell, daß es von den Bergen widerhallte wie Wehgeschrei: „So ein Schatz, der sich Eim' gleich an den Hals wirft, ist freilich bequemer, als einer, den man sich erst erobern muß und bei dem's Eim' passiren könnt, daß man mit Schand' und Spott abziehen müßt! Mit so Einer bind't sogar der stolze Bärenjoseph lieber an, als mit der Geier-Wally!"

Jetzt trat der Lammwirth heran: „Hör' Du!" sagte er; „jetzt hab' I's g'nug! Das Mädel da ist ein braves Mädel, — mei Frau und I, wir stehen für sie ein — und wir lassen ihr nix g'scheh'n. Du nimmst z'rück, was Du g'sagt hast, I befehl' Dir's, verstehst mich?"

Wieder lachte Wally auf. „Lammwirth — hast Du schon in Dei'm Leben g'hört, daß der Geier sich vom Lamm commandiren laßt?"

Alles lachte über das Wortspiel, denn der Lammwirth war sprichwörtlich ein „Lamperl", weil er ein schwacher, gutmüthiger Mann war, der sich Alles gefallen ließ.

„Ja, Du verdienst Dein' Namen, Du Geier-Wally — Du!"

„Platz da," rief jetzt Wally — „I hab's g'nug mit Euch, das leere Stroh z'dreschen. Laßt mich nein!" Und sie wollte Afra unter der Thür zur Seite schieben.

Aber die Lammwirthin hielt Afra am Arm.

„Nein, Du brauchst der da kein Platz z'machen, geh' Du nur voran, Du bist nit schlechter wie Die!" und sie wollte sich mit Afra vor Wally zur Thür hineindrängen.

Da faßte Wally das Mädchen beim Mieder, hob es auf und warf es vor die Thür den Nächststehenden in die Arme: „Z'erst kommen die Bäuerinnen, nacher die Mägd!" Dann trat sie Allen voran in's Zimmer und setzte sich zu oberst an den Tisch.

Alles wieherte und klatschte in die Hände vor Vergnügen über den prächtigen Spaß. Die Afra weinte und schämte sich so, daß sie nicht mehr hineinwollte und Lammwirths gingen mit ihr nach Hause.

„Wart nur Afra — I schick ihr den Joseph, der soll ihr derfür thun!" tröstete sie die Lammwirthin auf dem Heimweg; aber Afra schüttelte den Kopf und meinte, das könne ihr Alles nichts helfen, beschimpft sei und bleibe sie doch.

„Ja, warum hast aber auch mit der bösen Strommingerin anbunden, der geht ja Jeder aus'm Weg, wann er kann," schalt gutmüthig der Lammwirth.

Indessen saß Wally drinnen und schaute durch das Fenster zu, wie die Afra mit Lammwirths fortging. Das Herz schlug ihr so, daß das silberne Behäng an ihrem Busen leise klirrte.

Wally wurde aufgefordert zu essen, die Nudelsuppe werde kalt; aber sie fand die Suppe schlecht und die Hammelsrippen so zäh wie Leder, warf einen Gulden auf den Tisch, ließ sich nicht herausgeben und rauschte an den erstaunten Bauern vorüber zur Thür hinaus.

Wie vor fünf Jahren nach der Firmelung riß sie sich, als sie heimkam, in ihrer Kammer die schönen Kleider vom Leibe und warf sie in die Truhe. Das silberne G'schnür mit der Filigranarbeit zertrat sie zu einem Klumpen.

Was hatte ihr der Staat geholfen?! Dem hatte sie ja doch nicht darin gefallen, dem sie gefallen wollte! Dann warf sie sich wie damals auf ihr Bett und haderte mit allen Heiligen. Ein schneidendes Weh wühlte wie mit Messern in ihrem Innern. Da fiel ihr Auge auf die geschnitzte Wallburga über ihr und da dachte sie, daß der Schmerz, den sie empfand, wohl das Messer des lieben Gottes sein könne, der nun an ihr herumschnitze, um die Heilige aus ihr zu machen, von der der Caplan gesagt. Aber warum sollte sie denn eine Heilige werden? — Sie wäre lieber eine glückliche Frau gewesen! Und das wäre so leicht gegangen und dazu hätte der liebe Gott auch gar nichts an ihr zu schnitzeln gebraucht — dazu wäre sie schon recht gewesen, wie sie war!

So grollte sie und bäumte sich auf gegen das Messer Gottes.

XI.

Endlich.

Seit jenem Tage war es gar nicht mehr mit Wally auszuhalten. Ganze Nächte trieb sie sich im Freien herum. Bei Tage war sie dann von einer Heftigkeit ohne Maß und Grenzen, arbeitete ruhelos von Früh bis Spät und verlangte, daß alle Andern es ihr nachthaten, was für die Meisten eine Unmöglichkeit war. Der Gellner-Vincenz durfte jetzt öfter einmal vorsprechen, er wußte immer, was es Neues gab im Thal — und Wally war auf einmal so auf Neuigkeiten erpicht. Wie das der Vincenz merkte, machte er es sich förmlich zur Aufgabe, landauf- und ab Alles auszukundschaften, um immer neuen Stoff für Wally zu haben. So gewöhnte sie sich allmälig dran, ihn wieder täglich zu sehen. Und der merkte bald, daß ihre Neugier immer mehr nach Sölden und Zwieselstein zuging, als wo anders, und klug wie er war, begriff er leicht den Zusammenhang. Er brachte allerhand Nachrichten von dem fortdauernden Verkehr zwischen Joseph und der Afra, die Wally sichtlich in die furchtbarste Aufregung versetzten. Aber er that, als merke er nichts und redete jetzt auch vorsichtigerweise nichts mehr von Liebe — das machte sie sicher und zutraulich. Aber ihn verzehrte die Eifersucht auf Joseph. Dieser Hagenbach war der Fluch seines Lebens. Da war kein Ruhm, den er nicht vorweg nahm, kein Heldenstück, in dem er ihm nicht zuvorkam, kein Preiskegeln oder -Schießen, in dem er nicht den Preis gewann — und nun nahm er ihm auch noch das Herz Wally's weg, das sich seinem hartnäckigen Werben doch vielleicht zugewendet hätte, wenn der Joseph nicht wäre! Warum schüttet unser Herrgott Alles auf Einen aus, während er Andere so karg hält? murrte Vincenz und quälte sich innerlich ab, wie die Wally. Hätten Beide ihren Schmerz und Groll zusammen gethan — man hätte das ganze Oetzthal damit verheeren können! —

Eines Abends, es war Heuernte, half Wally einen großen Heuwagen aufladen. Die Fuhre war fertig und nun sollte der große Querbaum hinaufgezogen werden, aber das Heu war so hoch gepackt, daß ihn die Knechte nicht hinaufbrachten. Wie sie ihn halb oben hatten, ließen sie ihn wieder rutschen und lachten und machten dummes Zeug. Da riß der Wally die Geduld. „'Runter, Ihr Tröpf!" befahl sie, stieg auf den Wagen und stieß die Knechte rechts

und links zur Seite. Dann zog sie den Strick an, wand den Baum auf, faßte ihn mit ihren beiden runden Armen beim Kopf und lüpfte ihn mit einem Ruck auf den Wagen. Ein Schrei der Verwunderung brach aus Aller Mund. Die Mägde lachten die Knechte aus, daß sie nicht gekonnt hatten, was ein Weibsbild konnte, und die Knechte kratzten sich hinter den Ohren und meinten, das gehe doch nicht mit rechten Dingen zu bei der Höchstbäuerin, und da müsse irgendwo der Teufel seine Hand mit drin haben!

Wally stand auf dem Wagen und schaute in die roth untergehende Sonne. Ein stolz-gesättigter Ausdruck lag in ihren Mienen. Sie ward es sich wieder in dem Augenblick so recht bewußt, daß sie ihres Gleichen nicht habe, und im Gefühl ihrer Kraft hätte sie die ganze Welt herausfordern mögen.

Da kam Vincenz und rief ihr zu: „Wally, Du schaust aus wie die Königin Potiphar auf'm Elephanten. Wenn der Joseph die Potiphar so g'sehen hätt, wär' er g'wiß nit so spröd g'wesen!"

Wally wurde dunkelroth bei diesen anzüglichen Worten und sprang vom Wagen herab: „Solche Späß' verbitt' I mir," sagte sie, als sie unten war.

„No, no," entschuldigte sich Vincenz, „'s war nit bös g'meint — Du bist so schön da droben g'standen, — da ist mir das so 'raus g'fahren; 's soll aber nimmer g'scheh'n."

Sie gingen still neben einander her.

„Was giebt's Neues in der Welt?" fragte endlich Wally ihrer Gewohnheit gemäß.

„Nit viel!" sagte Vincenz, „als daß es heißt, der Hagenbacher woll' am Peter und Paul mit der Magd, der Afra, zum Tanz gehen in Sölden. I weiß es vom Bot, der hat der Afra a paar neue Schuh aus Imst bringen müssen und a seidens Halstüchel und der Joseph hat's 'zahlt!" Wally biß die Lippen zusammen und sprach kein Wort, aber Vincenz sah wohl, was in ihr vorging.

„Weißt was?" sagte Vincenz. „Bei uns geht's ja auch hoch her am Peter und Paul und wenn die Höchstbäuerin dazu käm, das gäb a Fest, daß ma weit und breit davon hören sollt — geh amal mit mir zum Tanz."

Wally warf bitter den Kopf in den Nacken: „Mir wär's g'rad um's Tanzen!"

„Geh, Wally," drang Vincenz in sie, „thu's doch amal und wär's nur wegen die Leut'!"

„Nach dene frag' I viel!" lachte Wally verächtlich.

„Aber bedenk', die Leut' munkeln" er stockte. — Wally blieb stehen und schaute Vincenz durchbohrend an: „Was munkeln's?"

Vincenz erschrak über den Ausdruck in ihrem Gesicht. „I mein' nur, sie munkeln, Du hätt'st 'n g'heim'n Kummer. Die Oberdirn behauptet, Du wärst ganze Nächt' nit d'heim und gingst 'rum wie a kranks Hähndel. Und da meinen die Leut', Du hätt'st ja, was's Herz begehrt und Freier wie Sand am Meer — wenn's D' also noch nit z'frieden wärst, so müßt's ein Liebeskummer sein — und seit der G'schicht bei der Frohnleichnamsprocession" —

„No? Weiter?!" sprach Wally tonlos. —

„Seit der G'schicht reimen sich's halt die Leut' z'sammen, daß der Joseph der einzige Bua im Oetzthal ist, den D' möchtst — und der nit anbeiß'n will!"

Ein Blitz fuhr aus seinen Augen über Wally hin, als er das Wort aussprach; Wally war getroffen bis in's Mark. Sie mußte stehen bleiben und die Stirn an einen Baumstamm lehnen, so pochte ihr das Blut in den Schläfen. „Wenn das wahr ist, — wenn ma mir das nachsagt —" stöhnte sie, aber sie vollendete nicht, wie mit Nebelschleiern umwölkte sich ihr Denken.

Vincenz ließ ihr Zeit, zu Athem zu kommen; er wußte wohl, was das für sie war, denn er kannte ihren Stolz. Nach einer Weile sagte er: „Schau, deswegen mein I halt, Du sollst mit mir zum Tanz gehen, das wär's beste Mittel, die Leut' die Mäuler z'stopfen."

Wally richtete sich auf. „I geh' mit kei'm Buaben zum Tanz, den I nit heirathen will — das weißt!"

„I mein' halt, wenn I Du wär, I thät doch lieber den Gellner-Vincenz heirathen, als dem Hagenbacher z'Lieb an alte Jungfer werden!" stachelte Vincenz weiter.

Wally sah ihn mit neu erwachtem Widerwillen an. „Daß Du's nit müd' wirst, wo Du doch weißt, 's hilft Dir nix!"

„Wally, I frag' Dich jetzt zum letztenmal — kannst Dich gar nit an den Gedanken g'wöhne, daß D' mich zum Mann nimmst?"

„Nie — nie — eher sterben!" sagte Wally.

Vincenz' gelbes Gesicht bekam weiße Flecken auf den scharf hervortretenden Backenknochen, er sah fast dem Geier ähnlich, als er so seitlings auf Wally blickte, wie auf eine wehrlose Beute: „'s thut mir leid, Wally — aber I muß Dir was sagen, was I Dir lieber erspart hätt'. Du zwingst mich derzu! I hab' Dir ein Jahr Zeit g'lassen — jetzt muß es sein!" Er zog ein beschriebenes Blatt aus der Tasche: „Es wird in diesen Tagen ein Jahr, daß Dein Vater g'storben ist — und wenn Du mich nit heirath'st, so ist mit dem Jahr Dein Recht auf'm Höchsthof abg'laufen."

Wally sah ihn groß an.

Er entfaltete das Papier. „Da ist das Testament von Dei'm Vater, dadrin bestimmt er, daß, wenn Du mich ein Jahr nach seinem Tod nit nimmst, so g'hört der Höchsthof mit Allem, was drum und dran ist, mein, und Du bist auf's Pflichttheil g'setzt. Mit der stolzen Höchstbäuerin hat's dann ein End'! Bis jetzt weiß noch Niemand drum. Du kannst's Dir jetzt noch einmal überlegen — und I denk, Du giebst am End' doch lieber nach, als daß D' mich auf's Landg'richt gehen und das Testament vollstrecken laßt!"

Wally blieb stehen und maß Vincenz von oben herab mit einem einzigen kalten verächtlichen Blick, dann sagte sie vollkommen ruhig: „O du armseliger Tropf — also in dem Netz, hast g'meint, fangst die Geier-Wally? 's sieht Euch schon ähnlich, Dir und 'm Vater, aber Ihr habt mich alle Zwei nit kennt! Was liegt mir an Geld und Gut — das, was I möcht, kann I mir doch nit dafür kaufen und so frag I nix danach. Am Montag pack I mei Sach z'samm' und geh wieder fort, denn Dein Gast will I nit sein — kei Stund. — Wenn mir's auch weh thut um 'n Höchsthof, wo I auf d'Welt

kommen bin — I war als Höchstbäuerin auch nit glücklicher, als wo I's Vieh g'hütet hab — und fremd war I doch hier, wie dort. So ist's das Beste, I zieh fort aus der Gegend, so weit I kann!"

Sie wandte sich ruhig dem Haus zu. Da faßte den Vincenz ein wilder Schmerz. Er stürzte vor ihr nieder und umschlang ihre Knie: „So hab I's nit g'meint — fortgehen sollst nit, um Gotteswillen thu mir das nit an, was will I denn den Höchsthof — I hab' ja nur g'meint — ach mein Gott — ma probirt halt Alles!" Er hielt mit der einen Hand Wally fest, mit der andern führte er das Papier zum Mund und zerriß es mit den Zähnen: „Da, da, schau, da hast den Wisch — I will den Höchsthof nit, wenn Du nit drauf bleibst — da — da," er streute die Fetzen in den Wind. „I will nix, gar nix — nur thu mir das nit an, daß D' fortgehst!"

Wally sah ihn erstaunt an. „Du dauerst mich, Vincenz — aber I kann Dir doch nit helfen — so wenig — wie mir g'holfen wird! B'halt Du den Höchsthof und Alles, was dazu g'hört, der Vater hat ihn Dir vermacht — das bleibt so, wenn Du auch's Testament zerrissen hast — I will von Dir nix g'schenkt! — Mir ist's so schon verleidet hier — auf was soll I noch warten. Die Menschen taugen nit für mich und I nit für die Menschen. I pack mein Hansel auf und geh wieder auf die Berg — da g'hör I hin. Aber wenn I Dich um was bitten darf — verschweig's, bis I fort bin, daß der Höchsthof nimmer mir g'hört — denn schau — nix kann I weniger vertragen, als wenn sich d'Leut über mich lustig machen! Das — das macht mich rasend! Denk' an die Schadenfreud' und das G'spött, wenn die stolze Stromminger-Wally von ihrem Erb und Eigenthum abziehen müßt', wie a Magd — das könnt' I nit überleben. Laß mich wenigstens noch als Höchstbäuerin fortgehen!"

„Wally," schrie Vincenz, „wenn Du mir das wirklich anthust — so zieh' I mit! Das kannst mir nit wehren, daß I hingeh, wo Du hingehst — die Landstraßen sind frei — da kann drauf laufen, wer will!"

Wally sah ihn entsetzt an, wie er so vor ihr stand und fieberte, und ihr graute, als habe sich ein böser Geist an ihre Fersen geheftet: „Was soll da draus werden?" murmelte sie rathlos vor sich hin.

In dem Augenblick kam der Söldener Bot vom Haus her über die Matten gerade auf die Wally zu mit einem großen Buschen am Hütel und im Sonntagsrock wie ein Hochzeitbitter.

„Der lad't Dich zur Hochzeit vom Joseph und der Afra" — lachte Vincenz wild auf.

Wally's Fuß strauchelte über irgend etwas, sie griff nach Vincenz und der faßte sie rasch um den Leib und hielt sie.

Indeß kam der Bot heran und schwenkte den Hut vor Wally: „Grüß Gott, Höchstbäuerin! Der Joseph Hagenbach schickt mich und laßt Dich freundlich zum Tanz aufbieten am Peter- und Paulstag. Wenn's Dir recht wär', wollt' er um Mittag kommen und Dich abholen 'nüber in'n Hirschen. Du sollst mir Antwort sagen!"

Wenn sich in dem Augenblick für Wally der Himmel — für Vincenz die Hölle aufgethan hätte, — es wäre nicht anders gewesen!

Also war das Alles mit der Afra nicht wahr, er kam zu Wally — er kam nach fünf Jahren des Leids und der Qual — endlich, endlich! Das Wort war gesprochen — die Winde trugen es jauchzend weiter, die Lüfte hallten es wieder, die weißen Firnen lächelten dazu im Abendsonnenschein: der Bären-Joseph bot die Geier-Wally zum Tanz auf! — Die Leute auf dem Feld jauchzten, die Heuwagen schwankten, der Geier auf dem Dach schlug mit den Flügeln vor Freude — daß endlich zusammenkam, was zusammen gehörte!

Freude über alle Menschen: Das Geschlecht der Riesen erstehet wieder in dem Einen Paar!

Und gnadenreich lächelnd wie eine Königin unter der Myrthenkrone neigte Wally das schöne Haupt und sagte dem Boten fast schüchtern, daß sie Joseph erwarte!

Und Vincenz lehnte seitab an einem Baum, verzerrt, verblichen, stumm — ein Gespenst der Vergangenheit.

Wally streifte ihn mit einem mitleidigen Blick, jetzt war er ihr nicht mehr furchtbar — sie war gefeit, Niemand konnte ihr mehr etwas anhaben! Sie eilte nach Hause und die Leute schauten ihr verwundert nach, so selig war ihr Ausdruck. Aber es litt sie nicht zu Haus, sie nahm Geld mit und ging durch's Dorf wie eine glückspendende Fee. Sie trat in jede arme Hütte, sie theilte aus mit vollen Händen von dem, was sie mit Fug und Recht als ihr Pflichttheil betrachten konnte, denn den Höchsthof hatte sie unwiderruflich für Vincenz bestimmt — sie war doch noch reich genug, um dem Joseph und Allem um sie her ein herrlich Leben zu bereiten, denn ein Pflichttheil vom Stromminger'schen Erbe war noch immer ein Vermögen. Sie mußte Allen Gutes thun — sie konnte es ja nicht allein tragen, das niegekannte unermeßliche Glück.

Die zwei Tage bis zu Peter und Paul waren ein Märchen für das ganze Dorf.

Wer kannte die Geier-Wally wieder, die finstere, herbe, in der glückverklärten Jungfrau, die einherging, wie getragen von unsichtbaren Flügeln. Dieses Einen Sonnenstrahls nur hatte es bedurft, und die Blüthe, die hagelzerschlagene, frostgetödtete trieb wieder. Es war eine unerschöpfliche Kraft in dem unterdrückten Herzen, — eine Kraft der Liebe, wie des Hasses, der Freude wie des Schmerzes, der Hingebung wie des Trotzes. Ihre ganze Umgebung athmete auf, es war, als sei ein Bann von ihnen genommen, seit der finstere grollende Geist von Wally gewichen war, der Alle wie eine Wetterwolke bedrückt hatte.

„Wo ein Mensch so glücklich ist, wie I's bin, da soll sich Jeder mitfreuen können!" sagte sie, und es war bald offenkundig, daß die Wally so verwandelt war, weil sie der Joseph zum Tanz aufzog — was ja so viel war, wie eine Werbung. Warum sollte sie's auch leugnen, da es ja nun doch in wenig Tagen so weit war! Warum sollte sie verleugnen, daß sie ihn liebte, herzlich, über Alles, er verdiente es ja und er liebte sie ja wieder, sonst käme er nicht, sie zum Tanz zu holen. Es war ihr eine Wohlthat, daß sie zeigen durfte, wie ihr zu Muthe war. Und wo ihr ein Kind begegnete, da nahm sie's auf den Arm und erzählte ihm, am Peter und Paul da komme der Bärenjoseph, der den großen Bären umgebracht und Lammwirths Lieserl vom wilden Stier er-

rettet habe, und da sollten sie einmal die Augen aufthun, wie schön und groß der wäre — so einen Menschen hätten sie noch gar nie gesehen und so einen gäb es auch auf der weiten Welt nicht mehr! Und die Kinder waren ganz aufgeregt und spielten Bär- und Bärenjosephs den ganzen Tag. Und dann scherzte sie mit Hansel und drohte ihm: „Daß D' mir brav bist, wenn der Joseph kommt, das sag' I Dir, sonst giebt's was!" Und der Klettenmaier und die besten vom Gesind bekamen neue Festanzüge, die Leute wußten wohl warum, und Wally litt es, daß sie drauf herumredeten und wurde nicht böse. —

Und dann saß sie wieder still in ihrer Kammer und that stundenlang nichts als darüber nachdenken, wie das nur gekommen sei, daß der Joseph so plötzlich seinen Sinn geändert, und wie sie auch dachte und dachte, sie konnte es nicht ausdenken, das unverhoffte Glück, das so plötzlich, so reich, so voll über sie gekommen, und sie blickte jetzt nicht mehr feindselig, sondern freundlich zu ihren Heiligen auf und dankte ihnen, daß sie es nun doch noch so gut mit ihr gemacht hatten. Und wenn sie die Karten ansah, die über dem Bett aufgenagelt waren, dann lachte sie wohl: „No, was sagt ihr denn jetzt? Gelt, ihr habt halt doch nix g'wußt!" — und wie gebannte Geister, die kein befreiender Zauberspruch mehr an's Licht zieht, starrten die Geheimnisse der Zukunft sie unverständlich aus den stummen Zeichen an. Wäre die Luckard noch da gewesen, die hätte sehen können, was die Karten Wally antworteten — so aber waren sie ihr verstummt, wie eine Ziffernsprache, zu der sie den Schlüssel verloren. Wenn das die Luckard noch erlebt hätte, wie hätte die sich gefreut! Wally hätte sich hinlegen mögen und fortschlafen bis an Peter und Paul, damit ihr die Zeit nicht so lange wurde. Aber davon war keine Rede, sie konnte weder bei Tag noch bei Nacht ein Auge schließen vor Ungeduld, sie mußte immer rechnen: „Jetzt noch so viel Stunden, jetzt noch so viel!"

Endlich war der Tag da! Nach dem Essen ging Wally auf ihre Kammer zum Anziehen und wusch und kämmte sich ohne Ende. Wieder war sie Weib — Mädchen! Wieder stand sie vor dem Spiegel und schmückte sich und schaute, ob sie schön sei, ob sie dem Joseph gefallen werde. Und wieder hatte sie sich ein neues G'schnür kommen lassen, noch reicher als das erste, und Kopfnadeln von Filigran dazu, und die Schachtel stand vor ihr auf dem Tisch und sie nahm das „G'schmuck" heraus und nestelte sich's an's Mieder, und das feine Silber war so weiß wie ihre blendend weißen gefältelten Hemdärmel und klingelte wie lauter Hochzeitsglöckchen. Und durch die rosenrothen Persvorhängchen fiel ein gedämpfter rosenrother Schimmer herein und übergoß die prangende Gestalt mit einem zarten Hauch bräutlichen Erglühens. Und als sie fertig war, da nahm sie aus der Schachtel eine schwer mit Silber beschlagene Meerschaumpfeife, wie kein Bauer weit und breit eine hatte — ein wahres Prachtstück, aber sie wog es lange prüfend in der Hand, ob es wohl gut genug für Joseph sei. Und noch etwas zog sie hervor langsam, fast schüchtern, und sah nach der Thür, ob sie auch gut verriegelt sei: es war ein kleines rundes Schächtelchen und darin lag — ein Ring! Es durchschauerte sie, als sie ihn herausnahm und eine Thräne unaussprechlicher Freude und Dankbarkeit trat ihr in's Auge. Sie schloß den Ring in die gefalteten Hände und zum erstenmal seit langer Zeit

beugten sich ihre Knie und es zog sie nieder, über dem Ring zu beten, der den geliebten Mann an sie ketten sollte für ewig. Und sie hörte nicht mehr das stolze Rauschen des seidenen Rocks und das Geklingel der silbernen Anhängsel, sie betete heiß inbrünstig aufgelöst — sie drängte sich an das Herz Gottes mit dem Ungestüm eines dankbaren Kindes, dem der Vater eben seinen glühendsten Wunsch erfüllt hat. —

„Die Bäuerin wird heut nit fertig mit Anputzen," sagten draußen die Mägde, als Wally gar nicht zum Vorschein kam.

Schon zogen die Bauern dem Hirschen zu. Was Füße hatte und einen Sonntagskittel, das lief heute mit, denn das ganze Dorf war gespannt auf das große Ereigniß, wenn die Höchstbäuerin mit dem Hagenbacher zum Tanz ging. Die Straße wimmelte von Menschen und der Hirschwirth hatte diesmal was drangewendet und Musikanten von Imst kommen lassen.

Die Großmagd stand oben am Gaupenfenster und schaute aus auf den Weg, von wo der Joseph kommen mußte.

Wally stand fertig angethan in der Kammer, das Herz schlug ihr wie mit Hämmern, ihre Wangen glühten, ihre Hände waren eiskalt, sie preßte das weiße Sacktüchel, das sie säuberlich zusammengelegt in der Hand hielt, auf's Herz, es war das Brauttuch ihrer Mutter.

In der Tasche verborgen hatte sie die Pfeife und den Ring für Joseph. So wartete sie regungslos die Minuten ab und dies stille Warten, bei dem ihr fast der Athem ausging vor Ungeduld, war wohl die schwerste Aufgabe ihres Lebens.

„Sie kommen, — sie kommen!" schrie jetzt die Oberdirn herunter; „der Joseph und a Mass' andre Buaben, Zwieselsteiner und Söldener gehen mit und der Lammwirth von Zwieselstein — 's is a ganzer Zug!"

Alles auf dem Hof lief zusammen, man hörte schon den Lärm der Nahenden in Wally's Kammer. Jetzt trat Wally hinaus und Alles stieß ein Ah! der Bewunderung aus bei ihrem Anblick.

In demselben Moment erschien der Zug unter dem Hofthor, Joseph an der Spitze.

Sie ging ihm entgegen, sittig und doch mit der ganzen strahlenden Hoheit einer Braut, die stolz ist auf ihren Bräutigam — stolz, von einem solchen Mann erwählt zu sein.

„Joseph — bist da?!" sagte sie und ihre Stimme klang so weich und lieblich, wie sie nie gesprochen. — Und Joseph sah sie an mit einem seltsamen und fast scheuen Blick und schlug dann die Augen nieder. —

Wally stutzte — war es Absicht, oder Zufall? Joseph hatte den Spielhahn verkehrt aufgesetzt, wie es die Burschen machen, wenn sie Händel suchen. Heute war das aber gewiß nur aus Versehen geschehen!

Alles stand um sie her und beobachtete sie — ihr ward so beklommen, sie konnte nichts mehr sagen — und er schwieg auch. Sie schaute ihn an mit Augen voll feuchter Innigkeit, aber die seinen wichen ihr aus: „er war wohl in Verlegenheit, wie sie auch!"

„Komm," sagte er endlich und bot ihr die Hand. Sie legte die ihre hinein

und sie schritten still dem „Hirschen" zu. Die Fremden und das ganze Gesind schlossen sich im Zug mit an.

Wie es uns, wenn wir in die Sonne geschaut, oft im vollen Tageslicht ganz dunkel vor den Augen wird, so ward es jetzt plötzlich der Wally mitten in allem Glück ganz dunkel in der Seele — sie wußte gar nicht, was das war, sie war verwirrt und kannte sich nicht mehr aus. Es war Alles so ganz anders, als sie gedacht. —

Als sie in den Hirsch eintraten, empfing sie ein schmetternder Ländler und Wally hörte, wo sie mit Joseph durch die Reihen schritt, hinter sich sagen „kein schöneres Paar Menschen gäb's auf der ganzen Welt nicht".

Sie sah jetzt erst, wie viel Fremde mit Joseph gekommen waren und alle abgewiesenen Freier aus der Gegend waren dabei. Wally verglich sie im Stillen noch einmal mit Joseph und sie konnte sich mit Fug und Recht sagen, daß auch nicht Einer darunter war, der sich an Gestalt und Schönheit mit Joseph messen durfte — er war ein König unter den Bauern, ein Mensch ganz andern Schlags, als die Menschen natürlicher Größe, die da herumstanden. Und sie ließ einen Blick stillen Entzückens an der hohen Gestalt niedergleiten von der breiten Brust an bis hinab zu den schlanken weißen Knieen und Knöcheln. Wer ihn so sah, mußte doch begreifen, daß sie nur ihn und keinen Andern wollte.

Als sie aufschaute, begegnete ihr Blick zwei stechenden schwarzen Augen, die wie Dolche auf Joseph gerichtet waren, es war Vincenz, der unter der Menge eingekeilt stand — und nicht weit davon ein anderes trauriges Gesicht, — Benedict Klotz, der sie nachdenklich betrachtete. Als sie an ihm vorüberstrich, hielt sie Benedict ein wenig am Aermel zurück und flüsterte ihr zu: „Nimm Dich in Acht, Wally — sie führen was gegen Dich im Schild — I weiß nit was, aber mir schwant nix Gut's!"

Wally zuckte leichthin die Achseln. Wer konnte ihr was anhaben, wenn Joseph bei ihr war!

Die Reihen stellten sich zum Tanz auf, Wally und Joseph sollten vortanzen, man wollte sie miteinander tanzen sehen. Kein Paar war noch je mit so neidischen Augen betrachtet worden, wie diese zwei schmucken auserlesenen Gestalten.

Da aber ließ Joseph Wally los und trat fast feierlich vor sie hin: „Wally" — hub er ganz laut an und die Musik schwieg auf einen Wink des Lammwirths, der hinter ihnen stand: „I hoff doch, daß Du mir, ehvor wir tanzen, den Kuß geben wirst, den noch Keiner von Deine Freier erobert hat?!"

Wally erröthete und sie sagte leise: „Aber doch nit da, Joseph, vor alle Leut!"

„G'rad da vor alle Leut!" sagte Joseph nachdrücklich. —

Einen Augenblick kämpfte Wally zwischen Verlangen und holder Verlegenheit. Einen Mann zu küssen vor allen Leuten, das war für ihren keuschgewöhnten spröden Sinn eine schwere Ueberwindung. Aber da stand er vor ihr, der herzliebe Mann, der Augenblick — für den sie Jahre ihres Lebens, ja ihr Leben selbst freudig hingegeben — war da — und sie sollte ihn zurückweisen um der paar Zuschauer willen, die ihr ja nichts anhaben konnten, wenn sie ihren Bräutigam küßte. Sie hob das schöne Antlitz zu ihm auf und seine Augen

hafteten eine Secunde auf den blühenden schwellenden Lippen, die sich den seinen näherten, dann schob er sie mit einer unwillkürlichen Bewegung sanft von sich weg und sagte leise: „Nein, so nit! 's schießt kei rechter Jaga a Wild anders als im Sprung oder im Flug, das hab' I Dir schon amal g'sagt! Abkämpfen will I Dir den Kuß, g'schenkt will I ihn nit! Und wenn I a Mädel wär' wie Du — thät I mich auch nit so wohlfeil hergeben! Wehr' Dich, Wally, und mach mir's nit leichter, als Du's die Andern g'macht hast, sonst ist für mich kei Ehr' dabei!"

Eine flammende Röthe der Scham hatte sich über Wally's Gesicht ergossen. Sie hätte in die Erde sinken mögen! Hatte sie denn so ganz vergessen, was sie sich schuldig war, daß der Freier sie daran erinnern mußte, es wurde ihr förmlich roth vor den Augen — es war, als schlüge ihr eine Blutwelle über dem Kopf zusammen. Und sich in ihrer ganzen Größe aufrichtend, maß sie sich mit ihm flammenden Blicks: „'s ist recht," rief sie, „Du sollst's haben. — Du mußt auch wissen, wer die Geier-Wally ist. Sieh' zu, ob Du den Kuß jetzt kriegst!"

Ihr war zum Ersticken. Sie riß sich das Halstuch ab und stand da in ihrem silbergenestelten Sammtmieder und dem weißen Linnenhemd, daß Joseph's Augen mit Staunen auf dem wundervollen entblößten Hals hafteten: „Schön bist — so schön, als Du bös bist," murmelte er, und jetzt sprang er auf sie zu wie der Jäger auf ein Wild, dem er den G'nickfang geben will und schlang den starken Arm um ihren Nacken. Aber er kannte die Geier-Wally nicht. Mit einem gewaltigen Ruck war sie frei und ein schadenfrohes Gelächter von Allen, denen es einst auch nicht besser gegangen war, erscholl, das Joseph wüthend machte. Jetzt packte er das Mädchen mit Armen von Eisen um den Leib, aber sie gab ihm einen Stoß auf die Herzgrube, daß er aufschrie und zurückfuhr. Neues Gelächter! Mit diesem Stoß, dessen Wirkung sie kannte, hatte sie sich immer gegen Zudringlichkeiten gewehrt, denn diesen Stoß hielt Keiner aus. Joseph aber verbiß den Schmerz und mit verdoppeltem Grimm warf er sich nun auf das Mädchen, faßte sie mit beiden Händen bei den Armen und suchte so seinen Mund dem ihren zu nähern, aber im Nu bog sie sich seitwärts ab und nun entstand ein athemloses Ringen hin und her, auf und ab, eine schwüle Stille, nur zuweilen von einem Fluch Joseph's unterbrochen. Wie eine Schlange bog und wand sich das Mädchen in seinen Armen herüber und hinüber, daß er nie den Mund erreichen konnte. Es sah nicht mehr einem Liebeskampf — es sah einem Kampf auf Leben und Tod ähnlich. Dreimal hatte er sie zu Boden gedrückt, dreimal war sie wieder aufgeschnellt, er hob sie in seinen Armen empor, aber sie drehte sich immer so, daß er die Lippen nicht erreichte. Das feine Linnenhemd hing in Fetzen herab, das silberne G'schnür war in Stücke zerrissen. Plötzlich kam sie los und floh dem Ausgang zu, er holte sie ein und riß sie wie im Sturm an sich. Es war eine zornglühende Umarmung. Wie heißer Dampf umwallte sie sein Athem. Sie lag an seiner Brust, sie fühlte sein Herz gegen das ihre schlagen, da verließ sie ihre Kraft, sie brach in die Knie vor ihm und sagte wie vergehend vor Schmerz und Scham und Liebe: „Da hast D' mich!"

„Ah!" ein schwerer Seufzer brach aus Joseph's Brust. „Ihr habt's Alle g'sehen?" fragte er laut — bog sich nieder und drückte seinen Mund auf ihre heißen zitternden Lippen. Ein Hurrah erscholl jetzt aus Aller Mund. Dann hob er sie auf und fast besinnungslos sank sie ihm an die Brust.

„Halt!" sagte er streng und trat einen Schritt zurück; „mehr braucht's nit, 's ist g'nug an dem einen Kuß. Du hast's jetzt g'seh'n, daß I Dich zwingen kann — und weiter will I nix!"

Wally starrte ihn an, als begriffe sie ihn nicht — sie wurde ganz erdfahl: „Joseph" — stammelte sie, „warum bist denn kommen?"

„Hast D' Dir einbild't, I sei kommen, um Dich z'freien?" sagte er; „Du hast neulich auf der Procession vor alle Leut g'sagt, die Afra wär' mei Schatz, weil sie so leicht z'haben wär' — und der Bärenjoseph hätt' nit's Kurasch, daß er mit der Geier-Wally anbind't. Hast D' wirklich g'meint, daß a Kerl, der Ehr' im Leib' hat, so was auf sich und 'n braven Mädel sitzen laßt? I hab' Dir nur zeigen wollen, daß I's so gut mit Dir aufnehm' wie mit 'm Bären, oder sonst 'm Unthier, und den Kuß, den I Dir abg'nommen hab', den bring I der Afra als Sühnungskuß für das Unrecht, das D' ihr an'than hast! Jetzt merk Dir's für 'n andersmal, wann Dich der Uebermuth wieder sticht! I hoff', Du laßt Dir's jetzt vergehen, arme brave Mädeln öffentlich Spott und Schand' anz'thun — denn Du hast's jetzt amal selber g'spürt, wie's thut, wenn ma ausg'lacht wird!"

Ein schallendes Gelächter beschloß von allen Seiten Joseph's Rede. Der aber wehrte mißmuthig den Beifall ab: „Ihr habt's g'sehen, daß I Wort g'halten hab und jetzt will I noch nach Zwieselstein, die Afra beruhigen, denn das gute G'schöpfl hat g'weint, daß I der Höchstbäuerin 'n Schabernack anthun will! B'hüt Gott mitsammen!"

Er ging, aber Alles lief mit ihm, denn der Spaß war zu schön gewesen. Der Bärenjoseph, das war Einer! Der hatte der stolzen Höchstbäuerin einmal den Meister gezeigt!

„Das war ihr g'sund, der Stolzen!"

„Das g'schieht ihr recht!"

„Joseph, das ist Dein best's Stück'l!"

„Wenn das 'rum kommt, will sie Keiner mehr."

So lachten die abgewiesenen Freier im Chor um Joseph her und Alles drängte lustig plaudernd nach.

Der Tanzboden war leer — nur Zwei waren bei Wally zurückgeblieben: Vincenz und Benedict. Wally stand noch immer an derselben Stelle und regte sich nicht. Es war, als lebe sie nicht.

Vincenz beobachtete sie mit unterschlagenen Armen. Benedict trat zu ihr hin und faßte sie leise am Arm: „Wally — nimm Dir's nit so zu Herzen, — wir sind auch noch da und wollen Dir G'nugthuung verschaffen. Wally! red' doch — was soll'n wir thun — wir sind ja zu Allem bereit, sag' nur, was D' willst!"

Da regte sie sich und ihre großen Augen leuchteten geisterhaft in dem leichenfarbenen Gesicht auf. Sie öffnete und schloß ein paarmal die Lippen,

ein Wort wollte sich daraus hervorringen, aber es war, als fehle ihr der Athem dazu. Endlich, als stieße sie es aus ihrem tiefsten Leben heraus, mehr ein Schrei als ein Wort: „Todt will J'n haben!"

Benedict fuhr zurück: „Wally — Gott bewahr' Dich!"

Vincenz aber trat mit funkelnden Augen auf sie zu: „Wally, ist das Dein Ernst?"

„Mein blutiger Ernst!" Sie hob die Hand zum Schwur auf, die Hand war ganz starr und die Nägel bläulich, wie abgestorben. „Wer Den seiner Afra todt vor die Füß' legt — den heirath' J, so wahr J die Walburga Strommingerin bin!"

XII.

In der Nacht.

Durch das stille schlafende Haus des Höchsthofs ging ein seltsames gleichmäßiges Dröhnen unaufhörlich die ganze Nacht hindurch. Die Mägde fuhren wol zuweilen aus dem Schlaf auf und wußten nicht, was sie hörten, schliefen aber wieder drüber ein. Die Dielen krachten und die Balken waren in einem beständigen leisen Schwanken.

Es war Wally, die ohne Unterbrechung mit schwerem Schritt auf- und niederging und mit sich, mit dem Schicksal, mit der Vorsehung rang im Todeskampf ihres sterbenden Herzens. Zerrissen — die Kleider um sie her, zerschmettert auf dem Boden die holzgeschnitzte heilige Walburga, der Christus mit dem Kreuz, die Heiligenbilder — Alles in Trümmer zerschlagen — in ohnmächtiger Wuth.

Sie war halb entkleidet und das aufgelöste Haar hing ihr zerrauft auf die nackten Schultern nieder.

In dem Lichtstock qualmte ein rothleuchtender Spahn und in dem zitternden Schatten verzerrten sich die Züge des zerbrochenen Christuskopfs am Boden und schienen sich zu beleben. Sie blieb im Vorbeischreiten bei den Trümmern stehen: „Ja grinst' nur — Du hältst mich immer für Narren. Und Keiner von Euch! Götzenbilder seid's von Holz und Papier, die Keinem helfen können! Ös hört's kein Gebet und kein Fluch. Und die, die ihr vorstellt, stecken, Gott weiß wo, und lacheten uns aus, wenn sie's sehen könnten, wie wir vor einem Stück'l Holz knien!" Und sie stieß die Trümmer unter ihr Bett, um nicht im Gehen gehindert zu sein.

Da fiel in der Ferne ein Schuß.

Wally blieb stehen und horchte — Alles war still. Sie hatte sich wol getäuscht. Warum nahm ihr das Geräusch den Athem? Sie konnte doch nicht einmal sagen, ob es nur wirklich ein Schuß war? Wie der Blitz fuhr es ihr durch den Kopf: „Wenn in dem Augenblick der Vincenz den Joseph erschossen hätte!" Doch das war ja Unsinn, der Joseph war ja ruhig daheim — oder vielleicht gar in Zwieselstein bei seiner Afra! —

Sie schlug den Kopf an die Wand in namenloser Qual bei dem Gedanken, und Bilder stiegen vor ihrer Seele auf, die sie wahnsinnig machten! O, wär'

er nur todt, todt, daß sie das nicht mehr zu denken brauchte! Sie riß das Fenster auf, um Luft zu schöpfen.

Hansl, der auf einem Spalier vor dem Fenster geschlafen, erwachte und kam schlaftrunken herbeigeflattert. „O Du!" rief Wally, streckte ihm die Arme entgegen und preßte ihn an die Brust — er war ja ihr Alles, ihr Letztes auf der Welt.

Da — ein zweiter Schuß und diesmal deutlicher von der Richtung nach Zwieselstein her. Sie ließ den Geier los und fuhr sich mit der Hand nach dem Herzen, als habe sie der Schuß selbst getroffen. Warum nur dieses Erschrecken? Der unbedeutende Zufall hatte ihr plötzlich die ganze entsetzliche That, die sie gestern heraufbeschworen, vor die Seele geführt. Sie mußte immer wieder denken, wie es wäre, wenn der Schuß, den sie eben gehört, Joseph's Haupt zerschmettert hätte und eine wilde wahnsinnige Freude überkam sie. Nun gehörte er ihr, nun konnte er keine Andere mehr küssen. Und wie sie so darüber nachdachte, da war es ihr, als wäre es wirklich geschehen, sie sah ihn in seinem Blut am Boden, sie kniete bei ihm nieder, sie nahm sein Haupt auf ihren Schooß und küßte das bleiche Gesicht — das bleiche schöne Gesicht — sie sah es ganz deutlich vor sich! Aber da — da überkam sie plötzlich ein Mitleid mit dem armen todten Mann — ein heißes unaussprechliches Mitleid, — sie rief ihn an mit allen Namen der Liebe, sie schüttelte, sie rieb ihn, — umsonst, er wurde nicht mehr lebendig! Eine unnennbare Angst erfaßte sie. Nein, nein, das durfte nicht geschehen — er durfte nicht sterben — lieber sie selbst!

Es war, als habe ein Krampf ihr ganzes Herz zusammengeschnürt gehabt, daß kein menschlich warmes Blut mehr durch ihre Adern floß und als habe sich jetzt erst der Krampf gelöst und die warme Welle strömte wieder dem Herzen zu. Sie mußte hinaus, sie mußte sehen, ob Vincenz zu Hause sei — sie mußte ihn sprechen, noch vor Tag — sie mußte ihm sagen, daß das Gräßliche nicht geschehen dürfe — sie war wie im Fieber, alle Pulse schlugen ihr — sie hatte die That gewollt — begehrt — aber schon der Gedanke, daß sie geschehen sei, löschte ihren Zorn — und sie verzieh!

Sie warf ein Tuch über und eilte hinaus über den Hof, durch die Gärten dem Haus des Vincenz zu. Was würde er, was würden die Leute von ihr denken? Ach, das war ja ganz einerlei — was lag jetzt noch daran!

Sie erreichte das Haus. In Vincenz' Kammer zu ebener Erde brannte Licht — sie schlich sich heran, sie konnte durch das verschobene Vorhängchen hineinschauen — es nahm ihr fast den Athem — die Stube war leer, der Kienspahn tief heruntergebrannt. Sie ging um's Haus, die Thür war nicht verschlossen. Sie öffnete leise und trat hinein, Alles still — wie ausgestorben. Die Knechte und Mägde schliefen noch fest, sie schlich durch's ganze Haus, nichts rührte sich — Vincenz war fort! Eiseskälte durchrieselte Wally's Glieder. Sie ging in seine Schlafkammer, das Bett war verlegen, er mußte darin gelegen haben, aber bald wieder aufgestanden sein, — die Sonntagskleider hingen am Kleiderrechen, aber die Werktagskleider fehlten. Auch kein Hut war da. Sie suchte in der Wohnstube: der Nagel, wo sonst die Büchse hing, war leer. —

Wally stand da wie gelähmt. Sie wußte nicht, wie sie wieder zum Haus

hinaus kam. Vor der Thür mußte sie sich auf eine Bank setzen, ihre Füße trugen sie nicht weiter. Sie versuchte sich Trost zuzusprechen: Er war eben, unruhig wie er war, auf irgend ein nächtliches Wild gegangen — was sollte er denn dem Joseph thun, der schlief ruhig irgendwo — es schüttelte sie — auf einem weichen Pfühl und am Tage, wo Alles auf war, konnte ihm ja Niemand was thun.

Das war das böse Gewissen, das ihr solche Schrecken einjagte und sie begrub das Gesicht in den Händen: „Wally, Wally, was ist aus Dir 'worden!" Beschimpft, verhöhnt, erniedrigt vor den Menschen — und vor Gott eine Verbrecherin! Wo war Wasser genug, sie zu reinigen? Da unten, da brauste die Ache — die, ja die konnte Alles abwaschen — wenn sie sich in diese kalte Fluth hinabstürzte, — dann war Alles weggespült, — ihr Weh — und ihre Schuld — das ganze unselige Ding, das nur zu Schreck und Kampf geschaffen war — mit Eins vernichtet — vorbei! Ja, das war Erlösung — wozu sparte sie sich noch auf? In Stücke das unnütze Gehäus, das die Seele gefangen hielt in Banden der Schuld und des Schmerzes! Sie sprang auf — aber sie konnte nicht weiter, sie sank wieder auf die Bank zurück. Hing denn dies zertretene gestorbene Herz immer noch mit einem unsichtbaren Faden am Leben? Da — Gott sei gelobt — ein Schritt über den Rasen — da kam Vincenz! Jetzt konnte sie ja mit ihm reden — jetzt konnte noch Alles gut werden.

„Alle Heiligen!" schrie Vincenz auf, als sie ihm entgegentrat, — „da bist Du?" Er schaute sie an wie ein Gespenst. Wally sah in der Morgendämmerung, daß er bleich und verstört war; den Stutzen hatte er über der Schulter.

„Vincenz," sagte sie leise, „hast was g'schossen?"

„Ja!"

„Was denn?" sie schaute nach seiner Jagdtasche, sie war leer.

„Hochwild!" flüsterte er.

Wally erbebte. „Wo hast's?"

„In der Ach' liegt er!"

Wally faßte ihn am Arm, ihre Augen stierten ihn an wie im Irrsinn. „Wer?"

„Fragst noch?"

„Der Joseph?" schrie Wally auf und schlug taumelnd an die Wand. —

„'s war harte Arbeit!" sagte Vincenz und wischte sich die Stirn; „hab' selber nit g'meint, daß er mir so bald vor'n Schuß kommt. Weiß der Deufel, was Den so in der Nacht noch umetrieben hat. Hab' denkt, I wollt' mich früh aufmachen, daß I am Morgen gleich in Sölden wär', eh' er aufstünd — da lauft er mir schon beim ersten Schritt in d' Händ'. Aber 's war noch z'finster, die erste Kugel hat'n g'fehlt und die zweit' hat'n nur g'streift. Schwindlich muß's 'm aber doch wor'n sein, denn auf'm Steg hat er g'strauchelt und sich am G'länder g'hoben. Den Augenblick hab' I g'nutzt, bin von hint' auf'n g'sprungen und hab'n über's G'länder 'nunter g'stoßen!"

Aus Wally's Brust drang ein Stöhnen wie das Röcheln eines Sterbenden, und wie ein Geier, der sich auf seine Beute stürzt, warf sie sich plötzlich auf Vincenz und packte ihn mit beiden Händen am Hals: „Du lügst — Vincenz,

Du lügst — 's ist nit wahr, 's kann nit sein — sag', daß's nit wahr ist — oder I bring' Dich um."

„Bei meiner armen Seel'n, 's ist wahr! Hast g'meint, der Vincenz b'sinnt sich lang, wenn's was für Dich z'thun gibt?"

„O Mörder, feiger boshafter Meuchelmörder," schluchzte Wally auf und ihr ganzer Körper bebte: „So hinterrücks, so heimtückisch, so niederträchtig hab' I's nit g'wollt! Im ehrlichen Kampf, hab' I g'meint, sollt' er sterben. Verflucht seist in Zeit und Ewigkeit — verflucht und verworfen diesseits und jenseits! Was thu' I Dir nur? Mit Nägel und Zähn' sollt ma Dich zerreißen!"

„Also das ist mein Dank," knirschte Vincenz; „hast Du's mich nit g'heißen?"

„Und wenn I's Dich so g'heißen hätt' — so! — Hast Du's deswegen thun müssen?" fieberte Wally. „Ma sagt manchmal was im Zorn, was Ein' naher reut, — hätt'st nit warten könne, bis I zur B'sinnung komme wär' nach dem furchtbaren Schlag? Joseph — Joseph! bös bin I und wild, aber kei' Mörderin bin I nit. O hätt'st nur g'wartet, nur a paar Stund! Aber die Bosheit hat Dich trieben und Du hast's nit derwarten könne, bis D' sie hast auslassen dürft!"

„So recht, schieb jetzt nur Alles auf mich!" grollte Vincenz, „und hast doch Dein Theil Schuld so gut wie I!"

„Ja," sagte Wally, „I hab's und I werd's mit Dir büßen. Für uns zwei gibt's kei Erbarmen. Da heißt's Blut um Blut" — knirschte sie, faßte Vincenz am Kragen und riß ihn mit sich fort.

„Wally — laß ab von mir — was willst denn? Herrgott, ist das mei Dank? Erbarmen. Wally, Du erwürgst mich — wohin schleppst mich denn?"

„Wo wir zwei hin g'hören" — war die dumpfe Antwort und fort ging es, wie wenn ihn ein Sturmwind gefaßt hätte, die Anhöhe hinan bis zum Steg, wo's jäh in die Ache hinabgeht — wo die That geschehen war. „Da hinunter," war das einzige furchtbare Wort, das sie ihm in's Ohr donnerte, „wir Zwei — mit 'nander!"

„Jesus Maria!" schrie Vincenz entsetzt auf; „Du hast mir g'schworen, daß Du mei Weib wirst, wenn I die That thu', und jetzt willst mich umbringen?!"

Wally schlug wieder ihre schreckliche Hohnlache auf: „Du Narr, wenn I mich mit Dir da 'runter stürz' — sind wir zwei dann nit vereint auf ewig? Was? Willst Dich noch wehren um Dei Wolfsleben?" Und mit Riesenkraft umklammerte sie ihn und drängte ihn an das niedere Geländer, ihn mit sich hinabzureißen in die dämmergraue Untiefe.

„Hilfe!" schrie Vincenz unwillkürlich auf und —

„Hilfe!" tönte es schwach — geisterhaft, wie ein Echo, aus der Tiefe!

Wally stand wie versteinert und ließ von Vincenz ab. Was war das? War es ein Spuk? „Hast Du das g'hört?" frug sie den Vincenz.

„'s war das Echo!" stammelte der, und die Zähne schlugen ihm zusammen.

„Still! Noch einmal!"

„Hilfe!" klang es wieder wie ein Hauch aus dem Abgrund herauf!

„Alle guten Geister, das ist er — er lebt — er hängt wo — er ruft! Ja — I komm', Joseph, wart' Joseph — I komm'!" schmetterte sie mit Po-

saunenton in die Tiefe hinab und mit Posaunenstimme schrie sie die Schläfer heraus und flog durch's Dorf und schlug an alle Thüren. „Zu Hilf'! Zu Hilf'! — 's ist Einer verunglückt, rettet — helft, um Gottes Barmherzigkeit willen — 's geht um Leben und Tod!"

Und der Schreckensruf jagte die Leute aus den Betten, die Fenster wurden aufgerissen. „Was ist's, was soll's?"

„Der Joseph — der Hagenbach ist in 'n Abgrund g'stürzt" — schrie Wally — „Seil' — schafft Seil' her — schnell, nur schnell, 's kann schon z'spät sein — vielleicht ist's z'spät, bis wir dort sind!" —

Und wie der Wind flog sie Allen voran nach Hause und in die Scheuer und raffte zusammen, was da war an Stricken und knüpfte die Stücke zusammen mit zitternden Händen, aber wie sie auch knüpfte, Schnüre und Stränge und Seile, es war ja immer nicht genug, in die Tiefe hinab zu reichen, in der er lag — Gott weiß wo!

Indessen kamen die Männer gerannt, halb noch ungläubig, halb entsetzt ob der schrecklichen Kunde und brachten Stricke und Haken geschleppt und Laternen, denn es war, als wolle es heute nicht Tag werden und es war ein Fragen und Rufen, eine Rathlosigkeit, denn seit Menschengedenken war hier oben Niemand verunglückt und sie waren hier auf der breiten Hochebene nicht vorgesehen mit Rettungswerkzeugen wie an andern Orten, wo schwindelnde Felspfade und tückische Klüfte und Spalten alljährlich ihr Opfer fordern. So kamen sie zu der Unglücksstelle und banges Grausen ergriff die Kaltblütigsten, als sie sich über das Geländer bogen und hinabschauten in die grauverschwommene Tiefe, in der nichts zu sehen war als wallende Nebel, die über dem Wasser brauten. Vincenz war verschwunden, — es war öde und todtenstill weit und breit in Höhe und Tiefe. Wally schickte einen Juchschrei hinab, daß die Lüfte zitterten — Alles lauschte mit gespanntem Athem — keine Antwort.

„Joseph — wo bist?" rief sie nochmals mit einer Stimme, als habe der Angstschrei der ganzen gequälten, verzagenden Menschheit sich zusammengeballt in dem einen Ton, — Alles blieb still.

„Er antwortet nimmer — er ist todt," schluchzte Wally auf und warf sich verzweifelnd zu Boden, „jetzt ist Alles vorbei!"

„Vielleicht ist er nur von sich oder so schwach, daß er nimmer rufen kann," tröstete der alte Klettenmaier und raunte Wally in's Ohr: „Bäuerin, — denkt an die Leut'!"

Sie erhob sich und wischte sich das zerraufte Haar aus der Stirn. „Bindet die Strick z'sammen, steht nit so unschlüssig da — auf was wartet Ihr denn?" Die Männer sahen sich zweifelhaft an. „Probirt muß es werden, ob er nit z'finden wär'," sagte Klettenmaier.

Die Männer begannen kopfschüttelnd an den Seilen zu nesteln.

„Wer soll sich an dem Geknüpf 'nunterlassen?" „Wer?" sagte Wally und ihre dunkeln Augen leuchteten geisterhaft aus dem bleichen Gesicht; „I werd's thun!"

„Du, Wally — Du bist nit g'scheidt — das tragt kaum Ein'n, noch weniger Zwei." —

„Es braucht nur Ein'n z'tragen" — sagte Wally dumpf und griff mit zu, daß es schneller ging. „'s ist unmöglich, Wally — Du mußt ja Dich und ihn dran binden, wie sollst denn wieder 'rauf kommen?" meinten die Männer und ließen rathlos die Arme sinken; „da bleibt nix übrig, als man schickt in die Dörfer und laßt Seil' z'sammenholen —"

„Und derweil stürzt er vollends in die Tiefe, wenn ihn's Bewußtsein verlaßt und 's ist zu spät!" schrie Wally in Verzweiflung. „I wart's nit ab, bis die kommen — gebt her — wickelt das Geknüpf auf und zeigt, wie lang 's ist! Auseinander! Vorwärts —" Sie schüttelte das Gewirr von Strängen auseinander und prüfte seine Länge und Stärke und unwillkürlich griffen die Männer wieder zu, sie wickelten den mächtigen Knäuel auf und die Anstalten fingen an, zweckvoll und planmäßig zu werden. Die Männer traten an, die Kette zu bilden. „Langen könnt's am End' schon — aber 's tragt keine Zwei!" „Wenn's keine Zwei tragt, so laß I'n allein 'nauf ziehen. Wo er Platz zum Liegen hat, hab' I auch Platz zum Stehen. So wie I festen Fuß g'faßt hab', bind' I mir den Strick los und bind' ihn dran. Dann ziegt Ihr ihn 'nauf und I wart' so lang unten, bis 's Seil wieder kommt —"

„Das geht nit, allein kann man ihn nit 'raufbringen, denn wenn er schwach und von sich wär, thät er ja zerschlagen und zerschunden werden, wenn Niemand bei ihm ist, der'm hilft und ihn von der Felswand abhaltet!"

Wally stand wie vom Donner gerührt — daran hatte sie nicht gedacht. So sollte es doch noch scheitern — sie sollte ihn nicht erreichen, als vielleicht dort unten im kalten Bett der Ache! Zwei trug das Seil nicht, das sah sie selbst ein. „In Gottes Namen," sagte sie endlich und trotz des Fiebers, das sie schüttelte, stand sie jetzt da, würdevoll gefaßt und gebietend in ihrem festen Entschluß, gürtete sich das Seil um den Leib und nahm den Alpstock in die Hand. „So laßt mich 'nunter, daß I'n wenigstens such'! Wenn I'n find, so bleib' I so lang bei ihm und halt ihn, bis Ihr noch Strick z'sammen bracht habt und sie uns 'runter laßt. I wart's geduldig ab da drunten und wenn I Stunden lang zwischen Erd und Himmel hängen müßt, bis das Seil käm'!"

Da stürzte der alte Klettenmaier vor ihr auf die Knie: „Wally — Wally — thu's nit, sie sagen ja Alle, daß das Geknüpf nit sicher ist! Wenn's dann sein muß, so laß mi 'nunter, was liegt an mei'm alten Leben — wenn I au nix helfen kann, man sieht wenigstens, ob die Strick fest sind und reißen's, so bin's nur I, der 'nunterstürzt und nit Du!"

„Ja, Wally, hör' auf ihn," sagte ein Anderer, „er hat Recht, thu's uns nit an! Wart' noch, b'sinn Dich noch, bis Hilf von die Ortschaften kommt!"

Da hob Wally die Arme auf, daß Alles um sie auseinander wich: „Wie I noch a Kind war, hab' I mi nit b'sonne, den Geier aus'm Nest z'holen über'm Abgrund — und I sollt mi jetzt b'sinne, den Joseph z'holen? Sag mir Keiner mehr was, — I will — I muß zu ihm! Macht — tretet an — wickelt ab — haltet fest!" Und da war sie über das Geländer gesprungen und die Männer, welche die Kette bildeten, mußten sich mit allen Kräften stemmen, so jäh war der Ruck an dem Seil.

„Gott steh' uns bei!" bekreuzte sich Klettenmaier und rannte fort, als

wäre ihm bei Wally's letzten Worten etwas eingefallen. Alles starrte mit Entsetzen ihr nach, wie sie langsam tiefer sank in das Wolkenmeer hinein, bis es sie verschlungen hatte und sich über ihr schloß, vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Lautlos wie um ein Grab standen die Leute um die Stelle herum, wo sie verschwand. Das straff gespannte Seil allein gab noch Kunde von den Bewegungen der todesmuthigen Taucherin in dem Wolkenmeer — und alle Augen hafteten auf ihm, ob es reißt, ob es sie trägt. Und so oft wieder einer der rasch geschürzten Knoten abgewickelt ward, schlug jedes Herz banger: „Wird er halten?"

Und auf den Stirnen der die Kette bildenden Männer perlte der Schweiß und unwillkürlich prüften die Hände beim Abwickeln noch einmal den Knoten, an dem ein Menschenleben hing. — So schlich bleiern schwer Minute um Minute hin, als wäre auch die Zeit an ein Seil gebunden, das dunkle Mächte nicht los ließen. — Immer noch zieht und wuchtet das Seil, noch immer muß sie hängen, hat noch nicht festen Fuß gefaßt.

„Es geht zu End'," ruft der Letzte von der Kette, „es wird nit langen."

„Jesus Maria, steh' uns bei!" — riefen Alle durcheinander, „'s langt nit!"

Nur noch wenige Ellen sind übrig und immer noch kein Zeichen von unten, daß Wally das Ziel erreicht. Die Männer drängen sich zusammen, so dicht sie können, an den Abgrund, sie lassen nach von dem Seil, so viel noch möglich. — Wenn's nicht langte, wenn Alles umsonst wäre und sie müßten die arme Wally wieder heraufziehen, um noch einmal den Todesweg anzutreten! —

Da — da, läßt das Seil plötzlich nach, es wird schlaff, — ein furchtbarer Augenblick! Ist es gerissen oder hat seine Last Boden gefunden?

Die Weiber beten laut — die Kinder schreien. Die Männer fangen an, langsam aufzuwickeln, aber nur ein paar Hände — da widersteht das Seil! Es ist nicht gerissen, es hält, — Wally hat Fuß gefaßt! Und jetzt — horch! ein verhallender Ruf aus der Tiefe, — und aus allen Kehlen bricht noch angstzitternd die Antwort. Wieder wird das Seil schlaff, sie wickeln nach, das wiederholt sich ein paarmal, es scheint, Wally klimmt an der Felswand empor. Mittlerweile ist es Tag geworden, aber ein feiner kalter Regen rieselt herab und immer dichter wird das Nebelgemeng dort unten. Jetzt nimmt das Seil plötzlich eine schräge Richtung, es zerrt stark nach rechts, die Männer geben ihm nach und ziehen sich von der linken auf die rechte Seite des Stegs, Wally scheint immer höher zu steigen, sie müssen immer mehr aufwickeln. „Gott sei Dank," sagten Einige, „er muß nit so tief g'fallen sein — wenn er noch so weit oben liegt, kann er leben!" „Vielleicht sucht's 'n nur!" meinten Andere. Jetzt ein Ruck am Seil, dann ein plötzliches Nachlassen und ein markerschütternder Schrei.

„'s ist g'rissen!" kreischen die Leute.

Nein, es spannt sich wieder an — vielleicht war's ein Freudenschrei — vielleicht hat sie ihn gefunden! Die Weiber liegen auf den Knien, selbst die Männer beten, denn wenn sie auch alle die übermüthige „Höchstbäuerin" gehaßt hatten — für die opfermüthige Dirn, die da drunten im Chaos in Todesnoth schwebt, bangt Jeder, der ein Menschenherz in der Brust trägt. Wenn nur ein Sonnenstrahl durch den Nebel dringen wollte, nur einen Augenblick! Da

stehen sie Alle und schauen, und können nichts entdecken und müssen es der Zeit, der langsam schleichenden, überlassen, was sich enthüllen wird.

Das Seil steht, aber kein Ton dringt mehr von unten herauf. Ist es gerissen und hängt nur an einer Felszacke, während Wally schon zerschmettert in der Asche liegt? Warum kein Zeichen, kein Juchzer? Und noch Stunden können vergehen, ehe Hilfe von den Ortschaften kommt.

Niemand wagt ein Wort zu sprechen — Alles horcht mit gespanntem Athem. Da rennt der Klettenmaier herbei, rufend und winkend.

„Da schaut's, was I bring!" er trägt ein vollständiges Rettungsseil über der Schulter. „Unserm Herr Gott sei Dank! Wie sie von dem Geier g'sprochen hat, da ist mir eing'fallen, daß die Luckard selig das Seil aufg'hoben hat g'habt, wodran damals der Stromminger die Wally zum Geier 'nunterg'laßt hat — und da — da hab' I's richtig g'funden auf'm Speicher unter allem alten G'rümpel 'raus."

„Das ist a Fund!" „Klettenmaier, Dich schickt unser Herrgott!" riefen die Leute durcheinander. „Gott geb's, daß wir's noch brauchen," sagte der Dorfälteste und sah muthlos auf das Rettungswerkzeug; „sie gibt kein Zeichen mehr!"

„'s zupft am Seil," schrie der Vorderste von der Kette und zugleich tönte ein Ruf herauf, so nahe, daß man es verstehen konnte, wenn Alles still war: „Noch kei Seil da?"

„Ja, ja!" schallt es jubelnd aus Aller Mund. Ein eiserner Widerhaken wird als Anker an das Tau geknüpft, eine zweite Kette wird gebildet und nun wird es hinabgesenkt in die undurchdringlich verschleierte Tiefe. Der Dorfälteste commandirt, — denn das Aufziehen der beiden Seile muß streng zusammen gehen, damit Wally bei dem Verunglückten bleiben und ihn unterstützen kann. Nicht halb so tief, wie Wally zuerst gesunken war, geht das Seil nieder, da wird es schon von unten gefaßt und angehalten.

„Nachlassen," befiehlt der Aelteste, denn Wally muß ein paar Ellen frei haben, dem Joseph das Seil umzugürten. „Genug!" schallt das Commando und wie Soldaten auf dem Anstand stehen die Mannen und harren des Weiteren. Wieder ein paar Minuten Pause, sie muß die Schlinge sicher und bedacht machen, damit der vielleicht leblose Körper nicht so nah am Ziel wieder in den Abgrund stürzt.

„Knüpf's fest, Wally," keucht der Klettenmaier vor sich hin.

„Ja, Jesus, wenn sie'n nur gut anbind't," wiederholen die Leute.

Ein dreimaliger Ruck an beiden Seilen zugleich. „Aufziehen!" befiehlt der Aelteste und es ist, als zittre ihm die Stimme dabei.

Die Mannen beider Ketten stemmen die Füße fest in die Erde, an Schenkeln, Armen und Stirnen schwellen die Adern auf, weit hinübergebogen ziehen die nervigen Hände an und das Aufwinden der wuchtigen Lasten beginnt — eine furchtbare, verantwortungsvolle Arbeit — ein Nachlassen, und Alles ist verloren.

„Langsam!" mahnt der Aelteste: „Aufeinander schauen!"

Es ist ein feierlicher Augenblick. Selbst die Kinder wagen nicht, sich zu

rühren. Man hört nichts weit und breit, als das Stöhnen der schwer arbeitenden Männer.

Jetzt — jetzt kommt es durch den Nebel — deutlicher, immer deutlicher, — Wally taucht auf, mit einem Arm den leblosen Körper unterstützend, der in dem Rettungsseil hängt, mit dem andern Arm den Alpstock kraftvoll gegen die Felswand stemmend, um sich und ihn vor dem Zerschellen zu schützen. So gleichsam rudernd steigt sie aufwärts durch das Luftmeer. Und jetzt endlich sind sie da, nah am Rand — noch einen Ruck, und sie können gefaßt werden.

„Festhalten," — commandirt der Aelteste — jeder Athem stockt — der letzte Augenblick ist der schwerste, wenn noch in diesem Augenblick das Seil risse!

Aber nein, die Vordersten der Kette bücken sich, sie packen sie mit sicherem Griff, die Hintermänner halten fest an den Stricken.

„Auf!" stöhnt's aus dem Munde der Vorderen, sie werden herüber gehoben — da sind sie — auf festem Boden — und ein heulendes Freudengeschrei macht den gepreßten Herzen Luft. Wally ist stumm über dem leblosen Körper Josephs zusammengesunken. Sie hört nicht, sie sieht nicht, wie Alles sich um sie drängt und sie lobt und preist, — sie liegt mit dem Angesicht auf seiner Brust — ihre Kraft ist zu Ende.

XIII.

Zum Vater zurück.

In Wally's Kammer auf Wally's Bett liegt Joseph leblos ausgestreckt. Es ist ruhig und still um ihn her. Wally hat Alles hinausgeschickt, sie kniet vor dem Bett, hat das Gesicht in die gerungenen Hände versteckt und betet: „Herr Gott, mein Gott, erbarm' Dich, und laß ihn leben — nimm mir Alles — Alles, aber laß ihn leben! I will ja nix mehr von ihm, I will ihn ja meiden, I will ihn ja der Afra lassen — nur sterben soll er nit!" Und dann steht sie wieder auf und macht ihm frische Umschläge auf den Kopf, wo das Blut aus einer klaffenden Wunde rinnt, und auf die Brust, die der Fels zerrissen hat, und wirft sich über ihn hin, als wolle sie mit ihrem Leib die Pforten schließen, aus denen sein Leben entströmt. „O Du armer Bua — Du armer Bua — so zerschlagen — zerbrochen — o die Sünd, die Sünd! Wally, Wally, was hast da g'macht — hätt'st dir nit lieber selber's Messer in's Herz g'stoßen, — hätt'st'n nit lieber mit der Afra Hochzeit halten sehen, und wärst still hing'gangen und g'storben, als daß d'n jetzt daliegen hast, und mußt'n verenden sehen, wie a Vieh, was der Metzger schlecht 'troffen hat?"

So klagte sie laut hinaus, während sie ihn verband, und wühlte in ihrem Innern mit derselben Härte gegen sich selbst, mit der sie sich sonst an Andern gerächt. Hätte sie gekonnt, sie hätte mit ihren eigenen Händen ihr Herz zerfleischt in der wilden wahnsinnigen Reue, die sie erfaßte. Da ging leise die Thür auf. Wally sah sich erstaunt um, denn sie hatte verboten, daß man sie störe. Es war der Pfarrer von Heiligkreuz. Wally stand da wie vor ihrem Richter, bleich, bis in's Innerste erbebend.

„Gott sei gelobt!" rief der alte Herr, — „da ist er ja!" Er ging auf

das Bett zu und betrachtete und befühlte Joseph. „Du armer Tropf! Du bist übel zugerichtet!"

Wally biß die Zähne zusammen bei diesen Worten, um nicht laut aufzuschreien.

„Wie habt Ihr ihn wieder herauf gebracht?" frug der Pfarrer, aber Wally konnte nicht antworten.

„Nun, dem Herrn sei Dank, daß Er das Aergste verhütete in seiner Gnade," fuhr der alte Herr fort. „Vielleicht kommt er wieder auf und Du hast dann wenigstens keinen Mord auf dem Gewissen, wenngleich die Absicht vor dem ewigen Richter so schwer wiegt, wie die That!"

Wally wollte sprechen.

„Ich weiß Alles," sagte er streng; „der Vincenz war auf seiner Flucht bei mir und hat mir Alles gebeichtet, von Deiner Lieb und seiner Eifersucht. Ich habe ihm die Absolution verweigert und ihn in die päpstliche Armee geschickt, dort mag er sich durch gute Dienste für den heiligen Vater die göttliche Verzeihung erwerben, oder sein Verbrechen mit dem Tode büßen. — Was aber — soll ich mit Dir anfangen, Wally?" Er sah sie mit seinen klugen Augen durchdringend und traurig an.

Da schlug Wally beide Hände vor's Gesicht und schrie laut auf: „O Hochwürden — I bin so furchtbar g'straft, daß mich kein Mensch mehr ärger strafen kann. Da liegt, was mir das Liebste war auf der ganzen Welt, und stirbt — und I muß mir sagen, daß I selber Schuld dran bin! Kann's denn noch ein größer's Elend geben? Braucht's noch mehr?"

Der Geistliche nickte mit dem Kopfe: „So weit hast Du's also richtig gebracht — ein rohes Scheit Holz bist geworden, mit dem man die Leute todtschlägt! — Wie ich Dir's gesagt habe, so ist es gekommen, Du hast dem Messer Gottes nicht Macht über Dich gelassen, und nun verwirft Dich der Herr und läßt das harte Holz im Fegfeuer der Reue brennen!"

„Ja, Hochwürden, so ist's — aber I weiß a Wasser, was das Feuer löscht! Wenn der Joseph stirbt, dann spring I in die Ach' 'nunter. Dann ist Alles vorbei."

„O über die Thörin! Meinst, das sei ein Brand, den irdisches Wasser löschen könne? Meinst wirklich, Du kannst mit dem irdischen Leib auch die unsterbliche Seele ersäufen? Die würde in Flammenqual ewiger Reue lodern, und wenn alle Meere sich über Dich ergössen!"

„Was soll I denn thun?" sagte Wally dumpf; „was kann I denn thun, als sterben?"

„Leben und leiden, das ist mehr als sterben!"

Wally schüttelte den Kopf, ihre dunklen Augen starrten ohne Richtung vor sich hin. „I kann nit, — I spür's, — I kann nit leben, die seligen Fräulein stoßen mich 'nunter — 's ist ja Alles kommen, wie s' mir's im Traum an'droht haben: da liegt der Joseph zerschmettert und zerschlagen, und I muß ihm nach, das ist so b'schlossen, und das muß sich so begeben, dagegen kann kein Mensch!"

„Wally, Wally!" rief der Pfarrer und schlug entsetzt die Hände zusammen. „Was redest Du! Die seligen Fräulein? Was selige Fräulein! Um's Himmels

Willen, leben wir denn in der grauen Heidenzeit, wo die Menschen noch glaubten, böse Geister trieben ihr Spiel mit ihnen? Ich will Dir sagen, was die seligen Fräulein sind: Deine eigenen Leidenschaften sind es! Hättest Du Deine maßlose Wildheit bezähmen lernen, wäre der Joseph nicht in den Abgrund gestürzt worden. Das ist wohlfeil, die eigene Schuld auf den Einfluß feindlicher Mächte zu schieben. Dafür ist der wahre Gott zu uns gekommen, um uns erkennen zu lehren, daß wir das Böse in uns selbst tragen und es in uns bekämpfen müssen. Bezwingen wir uns selbst, so bezwingen wir auch die geheimnißvollen Mächte, welche selbst die Riesen der Vorzeit zum Untergang trieben, weil diese ihnen bei all ihrer Stärke keine sittliche Kraft entgegenzusetzen hatten. — Und mit sammt Deiner Stärke, Deiner Härte und Deinem Trotz bist Du doch nur ein armseliges, schwaches Ding, so lange Du nicht kannst, was jede schlichte, einfältige Magd des Herrn vollbringt, die in strenger Klosterzucht tagtäglich ihres Herzens liebste Wünsche auf Gottes Altar opfert und sich selig preist! Hättest Du nur einen Schimmer von solcher Größe in Dir, Du brauchtest Dich vor keinem „seligen Fräulein" mehr zu fürchten, und nicht Deine dummen Träume schrieben Dir Dein Schicksal vor, sondern Dein eigner klarer, bewußter Wille! Denk einmal drüber nach, ob das nicht fürnehmer wäre, und größer?"

Wally lehnte am Bettpfosten, es war als sei sie gehoben von einer neuerwachenden großen Erkenntniß. „Ja!" sprach sie kurz und bestimmt, und kreuzte die Arme über der hochwogenden Brust, — „Ihr habt Recht, Hochwürden — I versteh's, wie Ihr's meint, und will's probiren."

„Ich will's probiren" — wiederholte der alte Herr, „das hast Du mir schon einmal gesagt, aber nicht gehalten."

„Dasmal halt' I's, Hochwürden!" sagte Wally, und der Geistliche bewunderte im Stillen den Ausdruck, mit dem sie die wenigen Worte sprach.

„Welche Bürgschaft gibst Du mir dafür?" fragte er.

Da legte Wally die Hand auf Joseph's wunde Brust und aus ihren Augen quollen zwei große Thränen. — Kein gesprochenes Gelübde konnte mehr sagen. Der weise Priester schwieg jetzt, er wußte, mehr bedürfte es nicht! —

Der Verwundete drehte sich im Bett um und murmelte einige unverständliche Worte.

Wally machte ihm einen frischen Umschlag auf den Kopf, er öffnete die Augen halb, schloß sie aber gleich wieder und fiel in seinen todesähnlichen Schlummer zurück. „Wenn doch nur endlich der Physikus käm'!" sagte Wally und setzte sich auf einen Schemel neben dem Bett. „Wie viel Uhr mag's denn sein?" Der Pfarrer sah nach der Uhr: „Wann hast Du denn nach ihm geschickt?"

„Früh um Fünf."

„Dann kann er noch nicht da sein. Es ist erst zehn Uhr, und bis Sölden sind's doch drei Stunden."

„Erst zehn Uhr!" wiederholte Wally leise und den Geistlichen erbarmte es, wie sie so still dasaß, die Hände im Schooß gefaltet, während ihr vor Angst das Herz schlug, daß man es hören konnte.

Er beugte sich über den Kranken und befühlte ihm Kopf und Hände. „Ich

meine, Du könntest Dich beruhigen, Wally, der kommt mir nicht vor, wie ein Sterbender."

Wally saß unbeweglich und starrte vor sich hin: „Wenn der Physikus kommt und sagt, er könn' am Leben bleiben, dann wünsch' I mir auf dera Welt nix weiter."

„Das ist gut gedacht, Wally, das hör' ich gern!" lobte der Pfarrer. „Und nun, erzähl' mir auch, wie es mit Josephs Rettung gegangen ist — das kürzt uns die Zeit ab, bis der Arzt kommt."

„Da ist nit viel z' erzählen!" erwiderte Wally kurz.

„Nun, es ist immer eine schöne That, die den Männern von der Sonnenplatte alle Ehre macht!" meinte der Geistliche; „warst Du denn nicht dabei?"

„Freilich!"

„Nun, so sei doch nicht so einsilbig. Ich habe auf dem Herwege mit Niemandem gesprochen und weiß ja noch gar nichts. Wer hat ihn denn herauf geholt?"

„I!"

„Gott sei mir gnädig! Du Wally, Du selbst?" rief der alte Herr und schaute Wally starr vor Staunen an.

„Ja — I!"

„Aber wie hast Du das angefangen?"

„Sie haben mich am Seil 'nunter g'laßt und da hab' I'n g'funden zwischen 'n Felsen und 'n Zirbenstamm einklemmt. Wär' das Bäumel nit g'wesen, wär' er in die Ach' 'nunter g'stürzt und kei Mensch hätt'n mehr lebendig 'rauf bracht."

„Kind, das ist ja eine große That!" rief der alte Herr ganz außer sich.

„No ja," sagte sie ruhig, fast hart. „Wenn I'n hab' 'nunterschmeißen lassen, muß I'n doch auch wieder 'rauf holen."

„Du hast Recht, das ist nicht mehr als billig," sagte der Pfarrer, mit Mühe seine Bewegung unterdrückend. „Aber es ist nichts destoweniger eine That der Sühne, die einen Theil der Schuld von Deiner armen Seele nimmt."

„Das ist Alles nix!" sagte Wally kopfschüttelnd. „Wenn er stirbt, so hab' I'n doch umbracht."

„Das ist wahr, aber Du hast Leben für Leben hingegeben — hast das Deine eingesetzt, um das seine zu retten — damit hast Du gut gemacht, was Du verbrochen, soweit es in Deinen Kräften stand — den Ausgang müssen wir Gott überlassen!"

Ein tiefer Seufzer drang aus Wally's Brust, sie konnte den Trost nicht empfinden, der in den Worten des Priesters lag. „Den Ausgang müss'n wir Gott überlassen!" wiederholte sie aus gepreßtem Herzen.

Das Auge des Geistlichen ruhte mit Wohlgefallen auf ihr. Diese Seele konnte Gott nicht verwerfen, trotz ihrer schweren Mängel und Fehler. So alt er auch geworden — er hatte nicht ihresgleichen gefunden im Guten wie im Bösen. Er schaute auf den Kranken, der in der Bewußtlosigkeit trotzig die Faust ballte. Er zürnte ihm fast, daß er das herrlichste verschmähte, was die Erde einem Manne bieten kann: solch eine Liebe, daß er durch seine Sprödigkeit

ein Herz verhärtete, das so edel geschaffen, so großartiger Hingebung fähig war. „Du dummer Bauernbub!" brummte er unmuthig zwischen den Zähnen.

Wally sah ihn fragend an, sie hatte ihn nicht verstanden.

Da klopfte es an die Thür und zugleich trat auch der Physikus herein.

Wally zitterte so, daß sie sich am Bettpfosten halten mußte. Das war der Mann, an dessen Lippen für sie Erlösung und Verdammniß hing. Eine Menge Leute drängte sich mit herein, um zu hören, was er sagen würde, aber er wies sie kurz zurück. „Hier ist kein Ort für Neugierige, der Kranke muß die äußerste Ruhe haben!" sagte er streng und schloß die Thür. Er sprach überhaupt nicht viel. Als er dem Kranken die Kopfbinde abnahm, brummte er nur zwischen den Zähnen: „Da ist wieder ein Verbrechen im Spiel!"

Wally stand dabei bleich und starr, wie eine Bildsäule, der Pfarrer sah sie absichtlich nicht an, er fürchtete, sie aus der Fassung zu bringen. Die Untersuchung begann, banges Schweigen herrschte in dem kleinen Zimmer. Wally stand mit abgewandtem Gesicht am Fenster, während der Arzt den zerschundenen Körper untersuchte und die Sonde einführte. Sie hatte etwas vom Boden aufgehoben, hielt es zwischen den krampfhaft verschlungenen Händen und drückte wie zum Kuß die Lippen darauf, es war das dornenumwundene Haupt des Erlösers, den sie in der Nacht zertrümmerte. „Verzeih — verzeih," betete sie in bleicher zitternder Todesangst. „Erbarm' Dich meiner — I verdien's nit — aber laß Dein Erbarmen größer sein, als meine Schuld!" —

„Keine der Wunden ist tödtlich," sagte jetzt der Arzt in seiner trockenen Art; „der Kerl muß Knochen haben wie ein Mammuth."

Jetzt verließ Wally ihre Kraft. Die zu lang angespannte Sehne riß und laut aufschluchzend stürzte sie vor dem Bett auf die Knie und begrub das Gesicht in Joseph's Kissen. „O, Gott sei Dank! — Gott sei Dank!"

„Was hat denn Die?" frug der Arzt. Der Pfarrer gab ihm ein Zeichen, das er verstand.

„Nehmt Euch zusammen, Höchstbäuerin, und helft mir die Verbände anlegen," sagte er.

Sogleich sprang Wally auf, wischte die Thränen aus den Augen und griff hilfreich zu. Der Geistliche beobachtete sie mit heimlicher Freude, wie sie dem Arzt an die Hand ging, so geschickt und umsichtig, wie eine barmherzige Schwester. Sie zitterte nicht, weinte nicht mehr, es war ein ruhiges, stilles Walten, ein rechtes Walten der Liebe. Und eine Verklärung lag dabei auf ihrer Stirn, eine Verklärung im Schmerz, — daß der Pfarrer sie kaum wieder erkannte.

„Die wird noch — die wird!" sagte er glückselig zu sich selbst, wie der Gärtner, der eine aufgegebene Lieblingspflanze plötzlich neue Schößlinge treiben sieht. Als der Verband fertig war und der Arzt alles Weitere angeordnet, ging der Pfarrer mit ihm hinaus und Wally blieb allein bei Joseph. Sie setzte sich auf den Schemel neben dem Bett und stützte die Arme auf die Knie. Er athmete jetzt ruhig und gleichmäßig, seine Hand lag auf der Decke dicht neben ihr, sie hätte sie küssen können, ohne sich von der Stelle zu rühren. Aber sie that es nicht, ihr war, als dürfe sie nun keinen Finger mehr von ihm berühren. Wäre er sterbend oder todt dagelegen, sie hätte ihn mit Küssen bedeckt wie vor-

hin, wo sie ihn verloren glaubte — der Todte hätte ihr gehört — an den Lebenden aber hatte sie kein Recht! So war er ihr gestorben in dem Augenblick, wo der Arzt sagte, daß er leben würde, und sie begrub ihn mit Todesweh in ihrem Herzen, während sie die Botschaft seiner Auferstehung empfing wie eine Botschaft der Erlösung! So saß sie lange regungslos und ihr Auge haftete auf Joseph's schönem, bleichem Antlitz — sie litt, was ein Menschenherz leiden kann, aber sie litt geduldig. Sie seufzte nicht und klagte nicht, sie ballte nicht, wie früher, die Fäuste im Grimm ihres Schmerzes — sie hatte das Schwerste gelernt in dieser Stunde: sie hatte dulden gelernt. Was hätte sie denn noch für ein Recht gehabt, sie, die Schuldbeladene, sich zu beklagen — was verdiente sie denn Besseres? Wie hätte sie ihn denn noch für sich begehren dürfen — sie, die fast seine Mörderin geworden wäre — wie hätte sie noch das Auge zu ihm erheben gedurft? Nein, sie wollte sich nicht mehr beklagen: „Lieber Gott, laß mich's büßen, wie Du magst, — denn keine Straf' ist zu groß für so Eine, wie I bin!" betete sie und neigte das Antlitz demüthig auf die gerungenen Hände nieder.

Da ward die Thür aufgerissen und mit dem Schrei: „Joseph, mein Joseph!" stürzte ein Mädchen herein, an Wally vorbei und warf sich weinend über Joseph hin. Es war Afra. Wally war aufgesprungen, als hätte sie eine Schlange berührt — einen Augenblick dauerte der Kampf in ihr — der letzte, schwerste Kampf. Sie umfaßte sich gleichsam selbst mit den Armen, als wolle sie sich festhalten, um sich nicht auf das Mädchen zu stürzen und es von dem Bett — von Joseph wegzureißen. So stand sie eine Weile, während Afra heftig auf Joseph's Brust schluchzte, dann fielen ihr die Arme wie gelähmt herab und auf ihrer Stirn perlte kalter Schweiß. Was wollte sie denn? Die Afra war ja in ihrem Recht!

„Afra," sagte sie leise, „wenn Du den Joseph lieb hast, so sei still und ruhig und mach kei so G'schrei — der Doctor hat g'sagt, der Joseph müßt' Ruh' haben!"

„Wer kann da still sein, der a Herz im Leib hat und sieht den Buab'n so daliegen?" wehklagte Afra. „Du hast gut reden, Du kannst schon ruhig sein, Du hast'n nit so lieb, wie J'n hab'. Der Joseph ist mein Alles — wenn mir der Joseph stirbt, dann bin I ganz allein auf der Welt; o Joseph, lieber Joseph — wach' auf, schau mich an — nur einmal — sag' nur ein Wört'l —" und sie schüttelte ihn in ihren Armen.

Aus Joseph's Mund drang ein leises Stöhnen und er lallte ein paar unverständliche Worte.

Da trat Wally hinzu und faßte Afra fest, aber ruhig am Arm, in ihrem bleichen Gesicht zuckte keine Muskel.

„Jetzt will I Dir was sagen, Afra! Der Joseph ist da unter meiner Obhut und I bin verantwortlich dafür, daß Alles so g'schieht, wie's der Doctor gesagt hat, und das ist mein Haus, in dem Du da bist, und wenn Du nit thust, was I Dir sag', und dem Joseph Ruh laß't, wie's der Doctor will, so brauch I mei Hausrecht und schick' Dich vor die Thür, bis Du soweit zur

Vernunft kommen bist, daß Du die Pfleg' bei dem Joseph übernehmen kannst — nacher," die Stimme zitterte ihr — „nacher laß I'n Dir!"

„O Du bös Ding Du —" rief Afra leidenschaftlich, „zum Haus willst mich 'nauswerfen, weil I um den Joseph wein'? Meinst, 's haben alle Leut' so a hart's Herz wie Du, und könne bei so'me Elend dastehen wie a Stock? Laß mein' Arm' los! I hab' a besser's Recht an den Joseph, als Du, und wenn Du mich nit schreien hören magst, so heb' I mein Joseph auf und lass' mir'n heimtragen zu mir! Da darf I wenigstens weine, so viel I mag! I bin nur a arme Magd, — aber wenn I mei Lebtag dafür umsonst diene müßt, so will I'n lieber selber verpflegen, in mei'm Stübel, als daß I mir von Dir die Thür weisen laß — Du stolze Höchstbäuerin Du!"

Wally ließ Afra's Arm los, sie stand vor ihr mit dem bleichen Gesicht und dem Zug von Todesweh um den stummen Mund, daß Afra beschämt die Augen niederschlug, als ahne sie, daß sie ihr Unrecht gethan.

„Afra," sagte Wally, „Du brauchst nit so g'häßig gegen mich zu sein, I verdien's nit um Dich, denn für Dich hab I'n aus'n Abgrund geholt — nit für mich — und für Dich wird er leben, nit für mich! Schau' Afra, noch vor einer Stund' hätt' I Dich eher erwürgt, eh' I Dich an das Bett da gelassen hätt' — aber jetzt ist Alles 'brochen, was hart in mir war — mei Trotz und mei Stolz und — mei Herz!" hauchte sie vor sich hin. „Und so mach' I Dir freiwillig Platz, denn Dich hat er gern und von mir will er nix wissen. Du brauchst den kranken Buaben nit forttragen z'lassen. Bleib' Du ruhig mit ihm da — I geh' schon eh'! I wär' doch gange! Ös könnt's da auf'm Höchsthof sein, so lang ös möcht's — I werd' das mit Dem, dem er g'hört, seiner Zeit schon ausmachen. Und I werd' für Euch sorgen in Allem, denn ös seid's alle Zwei arm und könnt's nit heirathen, wenn ös nix habt's. Vielleicht segnet der Joseph dann später amal die Geier-Wally." —

„Wally, Wally!" rief Afra; „Jesus, was denkst nur? I bitt' Dich — o Joseph — Joseph! wenn I nur reden dürft'!"

„Laß's gut sein," wehrte Wally, — „sei still, dem Joseph z'Lieb — sei still! Laß mich jetzt ruhig gehen — und plag' mich nit. I muß fort — halt' mich nit auf! Aber eins bitt' I Dich, für Alles, was I Dir thu': pfleg' ihn gut. Gelt, Du versprichst mir's, daß I ruhig gehen kann?"

„Wally," bat Afra, „thu' mir das nit an, geh' nit! Jesus, was wird der Joseph sagen, wenn er erfährt, daß wir Dich aus Dei'm eignen Haus vertrieben hab'n?!"

„Spar' alle Wort, Afra," sagte Wally streng; „wenn I einmal was g'sagt hab', bleibt's dabei, da könnt' kommen, was wollt!"

Sie ging zur Truhe und nahm Kleider und Wäsche heraus, die schnürte sie zusammen in ein Bündel und warf es über die Schulter. Dann nahm sie aus einer Schachtel ein Päckchen Linnen: „Schau, Afra," sagte sie, „da ist alte feine Leinwand, die brauchst zum Verband, und da ist gröbere, die nimmst zur Charpie, die braucht der Doctor heut' Abend, wenn er wieder kommt. Schau, da hast' die Scheer, da mußt' so fingerlange Fleckeln schneiden. Mach's pünktlich, hörst? Und alle Viertelstund' mußt ihm'n frischen Umschlag auf'n Kopf

machen, daß's d' Hitzen 'rausziegt. Gelt, I kann mich drauf verlassen, daß D' nix versäumst? Denk', wenn J'n 'rauf g'holt hätt' aus'm Abgrund — und I müßt's erleben, daß Du — Du was versäumt hätt'st in der Pfleg' — da an sei'm Bett! — Und schaust, er soll alleweil hoch liegen mit'm Kopf, daß's Blut abi lauft — schütt'l ihm immer recht die Kissen auf. — Jetzt wird's wohl Alles sein — jetzt weiß I nix mehr. Ach Gott, Du wirst'n nit heben und nit legen können, wie I — Du hast die Kraft nit! Nimm Dir den Klettenmaier zu Hilf' — der meint's treu. Und so leg' J'n denn in Deine Händ'," — die Stimme versagte ihr, ihre Knie zitterten, sie vermochte kaum das Bündel zu halten, das sie trug, — einen letzten Blick warf sie nach dem Kranken hinüber: „B'hüt Gott!" Dann war sie zur Thür hinaus.

Draußen sprach der Pfarrer mit Klettenmaier.

Wally trat zu ihnen hin.

„Klettenmaier!" rief sie dem Knecht in's Ohr, „geh hinein und hilf der Afra den Joseph pflegen. Die Afra ist jetzt da an meiner Statt. Der Joseph bleibt auf'm Höchsthof und I geh fort. Ös sollt's Alle den Joseph als Höchstbauern betrachten und ihm folgen, als wenn J's wär', bis I wieder komm' und weh Euch, wenn er was z'klagen hätt'! Künd's dem G'sind' an!"

Der Klettenmaier hatte verstanden und schüttelte den Kopf, aber zu fragen traute er sich nicht. „Adies Bäuerin," sagte er, „kommt bald wieder!"

„Nie!" sagte Wally leise.

Klettenmaier ging in's Haus. Wally stand vor dem Pfarrer und hielt seinen prüfenden Blick aus. „Jetzt ist nix mehr mein eigen, wodran mir mein Herz hängt, als der Geier," sagte sie erschöpft, — „aber den gieb I nit her, — der muß mit mir. Komm Hansel," lockte sie den Vogel, der aufgedunsen und faul auf dem Spalier saß. Er kam schwerfällig zu ihr herangeflogen.

„Jetzt mußt wieder fliegen lernen, Hansel, 's geht wieder fort."

„Wally," sagte der Geistliche bekümmert, „was hast Du vor?"

„Hochwürden — I muß fort — die Afra ist drin! Gelt, das seht's ein, daß I da nit bleiben kann? I will ja Alles thun, I will zeitlebens nackt und bloß auf der Landstraß' wandern und ihm Alles lassen, Alles, — aber nur nit zusehn, wie er die Afra herzt — nur das nit — das kann I nit!" Sie biß die Zähne zusammen, um die neuaufquellenden Thränen zurück zu halten.

„Und Du willst ihm wirklich Haus und Hof abtreten? Weißt Du auch, was Du da thust, mein Kind?"

„Der Höchsthof g'hört nimmer mir, Hochwürden — seit gestern weiß I, daß er 'm Vincenz g'hört, wenn er 'n Anspruch drauf erhebt. Aber mein Vermögen, was I sonst noch hab' — soll dem Joseph g'hören. Wenn der Joseph wegen mir lahm wird und kann sei Brod nit mehr verdienen — ist's mei verfluchte Schuldigkeit, daß I für'n sorg'."

„Ist's möglich, wie?" rief der Geistliche, „Dein Vater hat Dich an Haus und Hof enterbt?"

„Was liegt mir noch an Haus und Hof? Das Haus, in das I g'hör, ist immer bereit!" sagte Wally.

„Kind!“ rief der Geistliche beunruhigt, „ich hoffe nicht, daß Du Dir ein Leides thun wirst?!“

„Nein, Hochwürden — jetzt nimmer! I sieh's jetzt ein, wie Recht ös in Allem habt's, und daß sich unser Herr Gott nix abtrotzen laßt. Vielleicht — wann er sieht, daß I ehrlich büß', erbarmt's ihn doch und er gönnt meiner armen Seel'n Frieden!“

„Nun die Stunde sei gesegnet, wie schwer sie auch war, die Deinen harten Sinn gebrochen hat! Jetzt, Wally, bist Du wahrhaft groß! Aber, wo gehst Du hin, mein Kind? Willst Du in ein barmherziges Stift, soll ich Dich zu den Carmeliterinnen bringen?“

„Nein, Hochwürden, das thut's der Geier-Wally nit an. I kann mich nit in Mauern und Zellen einsperren lassen — unter Gottes freiem Himmel, wie I g'lebt hab', will I sterben. — I thät meinen, durch so dicke Wänd' käm' unser Herrgott nit durch. I will büßen und beten wie in der Kirch', aber Felsen und Wolken muß I um mich hab'n und der Wind muß mir um die Ohren sausen, sonst halt I's nit aus! Gelt, das seht's ein?“

„Ja, Wally, das seh' ich ein und es wäre Thorheit, wollte ich Dir Zwang anthun, aber, wo ziehst Du hin?“

„I geh' wieder zu meinem Vater Murzoll z'rück, — da ist doch mei einzige Heimath!“

„Thu, was Du nicht lassen kannst,“ sagte der Pfarrer. „In Gottes Namen, mein Kind! Ich sehe Dich ruhig scheiden, denn wohin Du jetzt auch gehst, — Du gehst zum Vater zurück!“

XIV.

Gnadenbotschaft.

Hoch oben auf dem einsamen Ferner, bei dem steinernen Vater, sitzt wieder das ausgestoßene, einsame Menschenkind, als wäre es hierher gebannt, wie ein Theil des schwindelnden Felsens, von dem es hinabschaut auf die kleine Welt da unten, die keinen Raum hatte für das große fremde, in Wildniß und Gletscherstürmen gereifte Herz. Die Menschen haben es verjagt und verstoßen, und es hat sich erfüllt, was der Traum verheißen, daß der Berg es annahm an Kindesstatt. — Den Bergen gehört es; Stein und Eis sind seine Heimath — und dennoch kann es nicht selbst versteinern und das arme heiße Menschenherz verblutet sich schweigend hier Oben zwischen Stein und Eis!

Zweimal hat die glänzende Mondesscheibe zu- und wieder abgenommen seit dem Tag, da Wally hier die letzte Zuflucht gesucht. Keines Thalbewohners Antlitz hat sie gesehen. Nur der Pfarrer hatte den alten gebrechlichen Leib einmal zu ihr heraufgeschleppt und ihr berichtet, daß Joseph in der Genesung sei. Ferner, daß die Anzeige von Italien gekommen, Vincenz habe sich bald nach seiner Einkleidung erschossen und ihr sein ganzes Besitzthum vermacht. Da hatte sie die Hände über dem Knie gefaltet und leise gesagt: „Dem ist wohl, der hat's kurz g'macht“ — als beneide sie ihn.

„Aber was thust Du nun mit dem vielen Geld?“ hatte der Geistliche

gefragt, — „wer soll denn Deine unermeßlichen Besitzthümer verwalten? Zu Grunde darfst Du sie doch nicht gehen lassen."

„Geld und Gut wie Heu — und was hilft's mir — nit ein glückliches Stündel kann I mir damit kaufen. — Wenn noch a Zeit drüber hingange ist, daß I wieder an was denken mag, dann geh' I 'nunter nach Imst und mach's g'richtlich, daß mei Sach' dem Joseph g'hören soll. I b'halt nur so viel, daß I mir weiter unten am Berg a klein's Haus für'n Winter bauen kann, aber jetzt muß I noch Ruh' haben — jetzt kann I für nix sorgen. Verwaltet's mei Hab und Gut, Hochwürden, und sorgt's, daß das G'sind sei Sach' recht hat — und gebt die Armen, was sie brauchen; 's soll kei Armer mehr auf der Sonnenplatten sein von heut' an!"

So hatte sie kurz wie am Rande des Jenseits ihre zeitlichen Angelegenheiten geordnet; es blieb ihr nur noch zu harren, bis ihre Stunde komme — die Stunde der Erlösung.

Es war, als habe Gott ihr damals durch den Mund des Pfarrers gesagt: „Du darfst nicht zu mir kommen, als bis ich Dich selbst hole." Und nun wartete sie, bis er sie hole, aber wie lange — wie furchtbar lange konnte das dauern? Sie blickte auf ihren gewaltigen Körper — der war nicht angelegt auf ein frühes Ende und doch gab es für sie ja keine Hoffnung mehr, als den Tod! Sie sah es ein, daß sie ein Leben nicht gewaltsam enden dürfe, das der Buße geweiht sein sollte — aber sie dachte — helfen dürfe sie doch dem lieben Gott, sie aufzulösen, wann es ihm gefalle — und so that sie Alles, was auch den festesten Körper zerstören kann. Das war ja kein Selbstmord, wenn sie nur so viel Nahrung zu sich nahm, als nöthig, um nicht zu verhungern — Fasten gehörte ja zum Büßen — und wenn sie sich Tage und Nächte lang dem Sturm und Regen Preis gab, wo selbst der Geier sich in eine Felsspalte verkroch, daß allmälig Nässe, Frost und Mangel die gesunde Natur unterwühlten. Es war kein Selbstmord, wenn sie Felsen erklomm, die wohl nie ein menschlicher Fuß bestiegen — nur um dem lieben Gott die Gelegenheit zu geben, daß er sie hinabstürzen könne — wenn er wolle! Und sie sah mit einer Art grausamer Freude nach und nach den schönen Leib zerfallen, sie fühlte ihre Kraft erschlaffen — sie sank oft müde zusammen, wenn sie weit umher geirrt war, und wenn sie kletterte, zitterten ihr die Knie und das Athmen wurde ihr schwer. So saß sie eines Tages müde da, auf einer der höchsten Spitzen Murzolls. Um sie her ragten weiße Zacken und Blöcke von Eis übereinander empor, es sah aus wie ein Kirchhof im Winter, wo die beschneiten Grabsteine in Reihen nebeneinander stehen, von keiner Ranke, keiner Blume mehr verhüllt. Unmittelbar ihr zu Füßen das grünschimmernde Eismeer mit seinen erstarrten Wogen, das sich hinabzog bis zum Uebergang über das Joch. Tiefste Kirchhofsruhe lag über der regungslos erstarrten Welt hier oben. Traumhaft von mittäglichen Dunstschleiern umwoben lag die Ferne mit ihren unermeßlichen Gebirgszügen. Similaun, das braune Riesenhorn nebenan, ward umschmeichelt von einer kleinen, lichten Wolke, die sich kosend an ihn schmiegte, aufstieg, sich wieder senkte, um endlich an den scharfen Kanten des furchtbaren Felsens zu zerreißen, zu zerfließen.

Wally lag auf den Ellbogen gestützt und ihr Auge folgte mechanisch dem Treiben der kleinen Wolke. Die Mittagssonne stach herab auf ihren Scheitel, der Geier saß nicht weit von ihr, putzte sich gelangweilt das Gefieder und dehnte faul die Schwingen. Plötzlich ward er unruhig, drehte wie horchend den Kopf, machte einen langen Hals und flog kreischend ein Stück höher hinauf.

Wally erhob sich ein wenig, um zu sehen, was das Thier erschreckte. Da, mitten über das glatte, rissige Eismeer kam eine menschliche Gestalt daher, gerade auf den Felsen zu, wo Wally saß. — Wally erkannte die dunkeln Augen, den schwarzen Schnurrbart und sah das freundliche Grüßen und Winken und hörte den Jodler, den er heraufschickte — wie einst vor Jahren, da sie ihn von der Sonnenplatte herab mit dem Fremden durch die Schlucht ziehen sah — sie selbst noch ein hoffendes unschuldvolles Kind — noch nicht vom Vater verflucht und verstoßen — noch keine Brandstifterin — noch keine Mörderin. Wie eine ganze Gegend, von einem Blitz erleuchtet, plötzlich mit Höhen und Tiefen aus dem Dunkel tritt — so stand wie mit einem Schlage die Kette des Verhängnisses vor ihrer Seele und sie übersah mit Schaudern die ganze Tiefe ihres Falls.

Was war sie damals — und was war sie jetzt? Was suchte, der sie damals nicht gesucht, was suchte er jetzt bei der Gerichteten — bei der lebendig Todten?

Sie stierte hinab mit unaussprechlichem Entsetzen: „Herr Gott — er kommt" — schrie sie ganz laut und klammerte sich in Todesangst an den Felsen an, als wäre es die Hand ihres steinernen Vaters. „Joseph — bleib unten, — nit darauf — um Gottesbarmherzigkeit willen — kehr um — geh fort — I kann Dich nit sehen, I will Dich nit sehen —"; aber Joseph hatte im raschen Anlauf den Felsen genommen und stieg herauf zu ihr. Wally verbarg ihr Gesicht in dem Gestein und streckte abwehrend die Hände gegen den Andringenden aus: „Kann man denn nirgends allein sein auf dera Welt?" schrie sie, am ganzen Leibe zitternd. — „Hörst denn nit? Du sollst mich lassen. Mit mir kannst nix haben — I bin todt — so gut wie todt! O, kann I denn nit amal ruhig sterben?"

„Wally — Wally, bist denn vom Verstand?" rief Joseph und riß sie mit starken Armen vom Felsen los wie ein daran festgewachsenes Moos. „Schau mich an, Wally — um Gotteswillen, — warum willst mich denn nit sehen? I bin's ja, der Joseph, dem Du's Leben g'rettet hast, — so was thut ma doch nit für 'n Menschen, den ma nit mag!"

Er hielt sie in den Armen, sie war auf ein Knie gesunken, sie konnte weder vor noch zurück, sie konnte sich nicht wehren — sie war nicht mehr die Wally von einst, sie war matt und entkräftet. Wie ein Opferthier neigte sie das Haupt gebrochenen Blickes, als habe sie der letzte Streich getroffen.

„Jesus, Dirnl, wie siehst aus — als wollst sterben! Ist das noch die stolze Höchstbäuerin? Wally, — Wally — redt doch was — b'sinn Dich doch! — Das kommt davon, wenn ma lebt wie a Wilde. Da Oben könnt ma scho gar's Reden verlernen. — Du bist ja ganz hinfällig worden, komm, stütz Dich auf mich, I führ' Dich 'runter in Dei Hütt'n. I bin zwar g'rad au

noch kei Held, aber a bißel mehr Kräft' hab' I doch noch, wie Du. Komm — da Oben wird's eim' ja schwindlich — und I hab' gar viel mit Dir z'reden, Wally — gar viel!" Wally ließ sich fast willenlos Schritt für Schritt von ihm herabführen. Ohne zu sprechen leitete er ihren unsichern Schritt über das Eismeer und hinab der Hütte zu. Dort aber war gerade der Hirt, und so hielt er an und ließ das Mädchen auf eine Matte von Berggras niedergleiten. Sie saß da mit gefalteten Händen still und ergeben. Es war wohl so Gottes Wille, daß er ihr auch diese Prüfung noch schickte, und sie betete nur um Standhaftigkeit.

Joseph lagerte sich neben sie, stützte das Kinn auf die Hand und schaute ihr mit den glühenden Augen in das verhärmte Gesicht. „I hab viel an Dir gut z'machen, Wally," sagte er ernst — „und I wär schon lang komme, wenn mich der Doctor und der Pfarrer g'lassen hätt', aber sie haben g'sagt, 's könnt mich's Leben kosten, wenn I z' früh auf 'n Berg aufi stieg und da hab' I denkt, 's wär doch schad — denn — jetzt möcht I g'rad erst recht leben, Wally —" er faßte ihre Hand — „seit Du mir's Leben g'rettet hast! — denn wie I das g'hört hab, da hab I g'wußt, wie's um Dich steht — und so steht's um mich auch, Wally!" er streichelte ihr sanft die Hand.

Wally riß ihm im jähen Schreck die Hand weg, es versetzte ihr fast den Athem.

„Joseph, jetzt weiß I, wo D' 'naus willst! Du meinst jetzt, weil I Dir's Leben g'rettet hab', müßt D' mich aus Dankbarkeit gern haben und am End gar die Afra im Stich lassen! Joseph, das laß Dir nit beikommen, denn so wahr Gott im Himmel lebt — elend bin I und schlecht — aber so schlecht doch nit, daß I a Belohnung annehm', die I nit verdien' und mir a Herz schenken ließ, wie a Trinkgeld — a Herz, was I noch derzu einer Andern stehlen müßt. Nein, das thut die Geierwally doch nit — wie viel sie auch schon 'than hat! — Gottlob, daß es doch noch was Schlecht's giebt, zu dem I nit fähig wär'!" fügte sie leise wie für sich selbst hinzu. Und ihre ganze Kraft zusammen nehmend, stand sie auf und wollte der Hütte zugehen, wo der Hirt saß und sich ein Liedel pfiff. Aber Joseph hielt sie mit beiden Armen fest: „Wally — hör' mich doch erst an!"

„Nein, Joseph" — sagte sie mit bleichen Lippen, aber stolz aufgerichtet, — „kei Wort mehr — I dank Dir für Dein' guten Willen — aber Du hast mich halt doch nit kennt!"

„Wally, I sag Dir, daß D' mich anhör'n mußt — verstehst mich? Du mußt!" Er legte ihr die Hand auf die Schulter und sein Blick haftete so gebieterisch auf ihr, daß sie wie gebrochen in sich zusammensank.

„So red't," sagte sie erschöpft und setzte sich weit von ihm auf einen Stein.

„So ist's recht — jetzt seh I, daß Du auch folgen kannst," sagte er gutmüthig lächelnd.

Er streckte die schönen Glieder auf dem Rasen aus, den Tschopen, den er ausgezogen hatte, legte er sich unter den Ellbogen und stützte sich darauf. Sein warmer Athem streifte Wally beim Sprechen. Sie saß regungslos mit gesenktem

Blick, allmälig trieb der innere Kampf ihr eine dunklere Röthe in das Gesicht, aber äußerlich blieb sie ruhig, fast starr.

„Schau Wally — I will Dir g'rad Alles sagen, wie's ist," fuhr Joseph fort: „I hab Dich nie leiden mög'n, ob I Dich schon nit kennt hab. Sie haben so viel von Dir erzählt, wie herb und wild Du seist, und da hab I gar a schlechte Meinung von Dir g'habt und hab nie nix von Dir wissen g'möcht. Daß D' a schöne g'schmache Dirn bist, des hab I alleweil g'seh'n, aber I hab's nit seh'n wollen! So bin I Dir alleweil aus'm Weg 'gange, bis die G'schicht mit der Afra passirt ist, — aber das konnt' I Dir nit so hingehen lass'n! — Schau, was ma der Afra thut, das thut ma mir — und wenn der Afra a Leid's g'schieht, so schneidt's mir in's Herz, denn weißt — no — jetzt muß es halt doch 'raus, — mei Mutter wird mir's im Grab verzeihen: Die Afra ist mei Schwester!"

Wally zuckte zusammen und starrte ihn an wie im Traum. Er schwieg einen Augenblick und trocknete sich mit dem Hemdärmel die Stirn: „'s is nit recht, daß I's ausplausch, aber Du mußt's doch wissen und Du wirst's auch nit weiter sag'n. Mei Mutter hat mir's im Sterben anvertraut, daß sie, eh sie mein'n Vater kennt hat, drüben im Vintschgau das Kind g'habt hat, und I hab's ihr in d'Hand 'nein versprochen, daß I für das Mädel als Bruder sorgen will, deßwegen hab' I's Drüben g'holt und in's Lamm bracht, damit I's in der Näh' hab'. Aber wir G'schwister hab'n uns 's Wort gegeben, daß wir's g'heim halten und unser Mutter nit noch im Grab verunglimpfen lassen. — Gelt, das siehst ein, daß I mei Schwester nit ung'straft hab' kränken lassen können und für sie eing'standen bin, wenn ihr Eins z'nah treten ist?"

Wally saß da wie eine Bildsäule und rang nach Athem. Ihr war, als drehten sich alle Ferner und die ganze Welt um sie her. Jetzt ward ihr Alles klar — jetzt verstand sie auch, was Afra an Joseph's Bett gesprochen! Sie hielt sich mit beiden Händen den Kopf, als könne sie es nicht fassen. Wenn das so war, wie riesengroß wurde dann erst ihre Schuld! Nicht den herzlosen Mann, der sie um einer gemeinen Dirn willen beschimpft — den Bruder hätte sie tödten lassen, der nur seine Pflicht gegen die Schwester erfüllte, — einer armen Waise hätte sie die letzte Stütze im Leben genommen, um einer Wallung blinder Eifersucht willen? „Herr Gott, wenn das g'schehen wär!" sagte sie zu sich selbst. Ihr schwindelte, — sie begrub das Gesicht in den Händen und ein dumpfes Stöhnen drang aus ihrer Brust.

Joseph, der ihre Bewegung nicht beachtete, fuhr fort: „So is's komme, daß I mich im Lamm vor alle Leut' verschworen hab', I woll Dir Dein Hochmuth austreiben und Dir'n Schimpf anthun wie Du der Afra, und da hab'n wir den Streich mit anander ausg'heckt, der Afra zum Trotz, die 's nit hat haben woll'n. Und 's is auch Alles ganz gut 'gangen, aber wie wir mit einander g'rungen haben und Du an mein'm Herzen g'legen hast mit Deiner schönen lieben Brust und I Dich küßt hab', da war mir's, als hätt' I Feuer im Leib. I hab's nit Wort hab'n woll'n, weil I Dir solang Feind war — aber 's ist von Stund zu Stund ärger worden, und in der Nacht hab' I mei Kopfkissen im Schlaf an mich preßt und hab' g'meint, Du seist's,

und wie I dann aufg'wacht bin, da hab' I laut 'naus g'schrien nach Dir und bin aus'm Bett g'sprunge vor Jast und Hitz."

„Hör' auf, Du bringst mich um," wehrte Wally wie in Flammengluth getaucht. Aber er fuhr leidenschaftlich fort: „Dessentwegen hab' I mich noch in der Nacht aufg'macht und bin auf d'Sonnenplatten g'wandert. Daß I's nur g'rad sag' — I hab' Dir noch vor Tag woll'n an dei Fensterl klopfen — und hab' mir's voller Freuden ausdenkt, wie das schön wär', wann'st Dei verschlafen's G'sichtel zu'n Fenster außi stecken thät'st und I thät Dich bei'n Kopf nehmen und abbußeln und Dich um Verzeihung bitten tausend — tausend mal! — Und da — da fahrt mir a Kugel am Kopf vorbei und gleich d'rauf eine in d'Schulter und wie I strauchel, springt Einer von hint' auf mich und stürzt mich über's G'länder. Und I hab' schon g'meint, jetzt sei's mit der Lieb und mit Allem vorbei. Aber da bist Du komme, Du Engel von a Madel und hast Dich meiner erbarmt und mich wieder aufi g'holt und für mich g'sorgt, — o Wally!" Er warf sich vor Wally's Füße hin und legte ihr die gefalteten Hände in den Schooß: „Wally, I kann Dir nit so danken wie I möcht, — aber wenn ma alli Lieb von alle Menschen in der ganzen Welt z'samm' nähm', so gäb's noch nit so viel, als I Dich lieb hab!"

Jetzt brach Wally's mühsam behauptete Kraft — mit einem herzzerreißenden Schrei stieß sie Joseph von sich und warf sich in wilder Verzweiflung mit dem Angesicht zur Erde: „O, so glücklich hätt' I werden können — und jetzt ist Alles hin — Alles, Alles!"

„Wally — um Gotteswillen — I glaub wirklich Du bist irr! Was soll denn hin sein — wenn Du und I anand gern hab'n, so ist ja Alles gut!" —

„O Joseph, Joseph, Du weißt ja nit! — Mit uns zwei kann's nie was werd'n, o Du weißt nit, I bin verworfen und verurtheilt, I darf nie Dei Weib sein — tritt mich, schlag mich todt — I war's ja, die Dich hat da 'nunter werfen lassen!"

Joseph fuhr zurück vor dem furchtbaren Wort — er wußte noch immer nicht, ob Wally nicht im Irrsinn sprach. Er war aufgesprungen und blickte entsetzt auf Wally.

„Joseph," flüsterte Wally und umfaßte seine Knie: „I hab' Dich lieb g'habt, seit I Dich kenn und weg'n Dir hat mich mein Vater auf's Hochjoch g'schickt, wegen Dir hab' I ihm's Haus anzünd't, wegen Dir hab' I drei Jahr in der Einöd 'rumg'irrt und hab' g'hungert und g'froren und hab' lieber sterben wollen, als'n andern Mann heirathen. Und mit der Afra bin I blos so umgange aus Eifersucht, weil I g'meint hab', sie sei Dei Schatz und nehm' Dich mir weg! Und endlich kommst zu mir nach lange, lange Jahr, die I auf Dich g'wart't hab', ziehst mich zum Tanz auf wie a Bräutigam und I mein' schon gar, 's Herz zerspringt mir vor Freud und laß mich von Dir küssen wie eine Braut, aber Du — Du verhöhnst mich vor alle Leut — verhöhnst mich — für alle Lieb und Treu, mit der I auf Dich g'hofft hab' — für alle Trübsal, die I für Dich ausg'standen hab' — da hat sich's halt in's Gegentheil verkehrt und I hab' dem Vincenz g'sagt, er soll Dich umbringe."

Joseph schlug sich beide Hände vor's Gesicht: „Das ist gräßlich," sagte er leise.

„In der Nacht hab' I's dann bereut," sprach Wally weiter: „Und bin hingange und hab's wollen verhindern — aber da war's schon g'scheh'n. Und jetzt sag'st mir, daß D' mich lieb g'habt hättest, und Alles wär gut, wenn I mit reinem Gewissen vor Dir stehen könnt. Um das Alles hab' I mich bracht mit meiner blinden Wuth und Bosheit! O, I hab' g'meint, 's gäb kein größer's Leid, als das, was Du mir an'than hätt'st, das ist aber Alles nix gegen das, was I mir selber anthan hab', aber 's g'schieht mir ganz recht — 's g'schieht mir ganz recht!"

Es war lange still. Wally hatte die feuchte Stirn an Joseph's Knie gedrückt, ihr ganzer Körper wand sich in Todesqual. Eine bange Minute schlich über sie hin. Da griff ihr eine Hand unter das Kinn und hob ihr sanft das Gesicht in die Höhe, Joseph's große Augen schauten sie mit einem wunderbaren Ausdruck an: „Du arme Wally!" sagte er leise.

„Joseph, Joseph, sei nit so gut gegen mich!" bebte Wally auf, „nimm Dein' Stutzen und schieß mich z'samm' — I will Dir still halten und nit zucken und Dir danken für die Wohlthat!"

Da hob er sie vom Boden auf in seinen Armen, legte ihren Kopf an seine Brust, streichelte ihr das wirre Haar und küßte sie heiß, inbrünstig. „Und I hab Dich doch lieb!" rief er laut hinaus, daß es jubelnd von den öden Eiswänden wiederhallte.

Und Wally stand da, ihrer Sinne kaum mächtig, still, fast zusammenbrechend unter der Fluth von Glück, die über sie hinströmte.

„Joseph — ist das möglich — kannst mir verzeihen — kann mir der liebe Gott verzeihen?" flüsterte sie athemlos.

„Wally! Wer das Alles anhören und Dei vergrämt's G'sichtel anschauen — und Dir noch bös sein könnt — der hätt 'n Stein statt 'me Herzen dadrin! I bin a harter Kerl, aber I kann's nit!"

„O mei Herrgott," sagte Wally und Thränen stürzten ihr aus den Augen: „Wenn I denk, daß I das Herz hab' woll'n stillstehen mach'n —!" Sie rang verzweiflungsvoll die Hände: „O Du guter Bua — je besser und lieber Du mit mir bist, desto furchtbarer packt mich die Reu! O, I find nimmer Ruh auf Erden und im Himmel. Dei Magd will I sein, nit Dei Weib, — auf Deiner Schwell'n will I schlafen, nit an Deiner Seit', — arbeiten will I für Dich und Dir diene — und Dir thun, was I Dir an die Augen absch'n kann. — Und wannst D' mich schlagst, will I Dir d'Hand küssen, und wannst D' mich trittst, will I Deine Knie umfassen, — und bitten und betteln bis D' wieder gut bist! Und wann D' mir nix gönnst, als'n Hauch von Deim' Mund und 'n Blick und a Wort, so will I z'frieden sein — so ist's schon mehr, als I verdien'!"

„Und meinst, da dermit wär' I z'frieden?" sagte Joseph glühend, „meinst, I hätt' g'nug an 'me Hauch und 'me Blick? Meinst, I hielt's aus, daß Du draußen auf der Schwell'n lägst — und I drinn? Meinst, I machet nit's

Thür'l auf und holet Dich rein? Und meinst etwa — Du bliebst draußen, wenn I Dich 'rein rufet?"

Wally wollte sich von ihm losmachen, sie verbarg das erglühende Gesicht in den gerungenen Händen.

„Sei ruhig, liebe Seel'" — fuhr Joseph mit seiner schönen tiefen Stimme fort und zog sie auf seine Knie: „Sei ruhig, und nimm's freudig hin, wie's unser Herrgott Dir schickt — Du darfst's, denn Du hast ehrlich büßt. Plag Dich nimmer mit Vorwürf', denn, bei Gott, I hab' auch schwer an Dir g'fehlt und Dich furchtbar g'reizt, hab' Dir Dei lange Lieb und Treu mit Spott und Verachtung g'lohnt — da ist's kei Wunder, daß Dir die Geduld g'rissen ist — was kannst denn derfür — Du bist halt die Geierwally! Aber 's hat Dich ja gleich g'reut und Du hast mich wieder 'raufgeholt mit Todesverachtung, wo kei Mann 's Kurasch derzu g'habt hätt', und hast mich in Dei Stüb'l tragen lassen und in Dei Bett'l g'legt und hast mich 'pflegt, bis die dumme Afra kommen ist und Dich forttrieben hat, weil D' glaubt hast, sie sei d' Meinigte. Nacher bist gange und hast Dei ganz's Vermögen uns schenken wollen, daß I die Afra heirathen könnt, — hast g'meint! Und bist da 'rauf zog'n in die Einöd mit Dei'm schweren Kummer! O, Du arme Seel', seit D' mich kennst, hast nix als Herzeleid g'habt um mich, und I sollt' Dich nit lieb haben und wir sollten nit glücklich sein dürfen? Nein, Wally, und wenn Dir die ganz' Welt bös wär — I fraget nix danach, I nehm' Dich in 'n Arm und kei Mensch soll Dir was anhab'n!"

„So ist's wirklich wahr, Du willst mich aus meiner Noth und Schand an Dei Herz nehmen, an Dei gut's, groß's Herz? Du willst Dich nit scheuen vor der wilden Geierwally, die soviel Unheil ang'richtet hat?"

„I mich scheuen vor der Geierwally — I der Bärenjoseph? Nein, Du liebes Kind, und wann'st noch viel wilder wärst, als D' bist, I fürcht' Dich nit, I zwing Dich doch, das hab' I Dir schon amal g'sagt — damals im Haß — jetzt aber sag I's in der Lieb! Und wann I Dich auch nit zwäng und wann I wüßt, daß D' mi in die nächsten vierzehn Täg umbrächt'st, I ließ doch nit von Dir — I könnt' nit von Dir lassen! I bin hundertmal einer Gams nachg'stieg'n, wo I g'wußt hab', daß mi jeder Schritt 's Leben kosten kann — und hab's doch nit g'lass'n und Du, Du wunderherrliche Dirn, solltest mir nit so viel werth sein, wie a Gams? Schau, Wally — für a einzige Stund, in der Du so bist, wie heut, und mich so anschaust und Dich so an mich schmiegst, will I gern sterben!" Er preßte sie an sich, daß ihr der Athem verging: „Heut über vierzehn Tag bist Du mei Weib und dann wirst mi nimmer umbringe, — I weiß es, denn jetzt kenn I Dei Herz!"

Da sprang Wally auf und erhob die Arme zum Himmel: „O, Du großer grundgütiger Gott, I will Dich loben und preisen mei Leben lang, denn das ist mehr als a irdisches Glück, das ist die Gnadenbotschaft, die Du mir schickst!"

Es war Abend geworden — ein mildes Antlitz schaute von da Oben freundlich auf sie nieder — der volle Mond stand über dem Berg. Auf den Thälern lagen die Abendschatten — heute war es zu spät, noch hinabzusteigen. Sie

gingen in die Hütte, zündeten ein Feuer an und setzten sich an den Herd. Es war ein seliges Geplauder nach jahrelangem Schweigen. Auf dem Dach träumte der Geier, er baue sich ein Nest, — der Nachtwind brauste um die Hütte wie Harfenklang und durch das kleine Fenster herein blinkte ein Stern.

Am andern Morgen standen Wally und Joseph zur Heimkehr bereit vor der Thür der Hütte.

„B'hüt Gott, Vater Murzoll," sagte Wally und der erste Morgenstrahl ließ eine Thräne auf ihrer Wange erglänzen: „Jetzt komm I nimmer wieder zu Dir, da Unten ist jetzt mei Glück, aber I dank Dir doch, daß D' mir so lang a Heimath 'geben hast, wo I heimathlos war, — Und Du alte Hütten, Du bleibst jetzt leer stehen, aber wann I da drunt' bei mei'm herzlieben Mann im warmen Stübel sitz', so will I darauf denken an Dich, wie I da Oben die einsamen Nächt' unter Dei'm Dach g'froren und g'weint hab und will alle Zeit dankbar und demüthig bleiben!"

Sie wandte sich und legte ihren Arm in den Joseph's. „So komm, Joseph, daß wir noch vor Mittag bei unserm lieben Pfarrer in Heiligkreuz sind."

„Ja komm, I führ Dich heim, mein schönes Bräutel! — Da schaut's, Ihr seligen Fräulein, — da hab' I sie, und sie g'hört mir. — Euch und alle bösen Geister zum Trotz!"

Und er schickte einen Jodler hinaus in die blaue Ferne, der schmetterte wie eine Jubelhymne am Auferstehungstag.

„S' still," sagte Wally und legte ihm erschrocken die Hand auf den Mund: „Forder's nit 'raus!" Dann aber lächelte sie mit klarem Blick: „Ach nein! 's giebt ja keine seligen Fräulein und keine bösen Geister mehr — 's giebt nur Gott!" Sie drehte sich noch einmal um. Die schneeigen Gipfel der Ferner erglühten rings im Morgenschein. „Schön war's doch da Oben!" sagte sie zögernden Fußes.

„Thut's Dir leid, daß D' mit mir 'runter mußt?" frug Joseph.

„Und wenn D' mit mir abi stiegst in 'n tiefsten Schacht unter der Erden, wo kein Tagesschimmer 'neinschien, so ging I mit und thät nit fragen, noch klagen!" sagte sie und ihre Stimme klang so wunderbar weich, daß Joseph die Augen feucht wurden.

Da rauschte es vom Dach der Hütte herab. „O, mei Hans'l — Dich hätt' I fast vergessen," rief Wally. „Du —?" sagte sie lächelnd zu Joseph — „mit dem mußt Dich aber vertragen — ös seids jetzt Schicksalsbrüder: I hab' mir ja Dich vom Felsen g'holt wie ihn!"

So stiegen sie hinab. Es war ein kleiner Brautzug, kein Gepräng, als die goldenen Brautkronen, die die Strahlen der Morgensonne um ihr Haupt woben, — kein Gefolge als der Geier, der hoch in den Lüften über ihnen kreiste, aber ein schwer erkauftes, bewußtes, unaussprechliches Glück in der Brust.

* * *

Dort Oben auf der Sonnenplatte in schwindelnder Höhe, wo einst „die Hochlandwilde Maid verträumt herniedersah", wo sie sich später in den dämmernden Abgrund hinabließ, um den Geliebten zu retten, da ragt jetzt ein einsames

Kreuz in das Blau des Himmels. Die Gemeinde hat es gestiftet zur Erinnerung an die Geierwally und den Bärenjoseph, die Wohlthäter der ganzen Gegend!

Wally und Joseph sind früh gestorben, aber ihr Name lebt fort und wird gepriesen, soweit und so lang die Ache rauscht. Der Wanderer, der Abends spät durch die Schlucht zieht, wenn es den Segen läutet und die silberne Mondessichel über den Bergen steht, sieht wohl ein greises Paar dort Oben knien. Es ist die Afra und der Benedict Klotz, die oft von Rosen herüber kommen, bei dem Kreuz zu beten. Wally selbst hatte einst ihre Herzen zusammengeführt und sie segnen heut noch am Rande des Grabes ihr Andenken.

Unten in der Schlucht umwallen weiße Nebelgestalten den Wanderer und mahnen ihn an die seligen Fräulein. Von dem Kreuze herab weht es ihn an wie eine Klage aus längst verklungenen Heldensagen, daß auch das Gewaltige wie das Schwache dahinsinkt und vergehen muß, — doch der Gedanke mag ihn trösten: das Gewaltige kann sterben, aber nicht aussterben. Sei es im Strahlenpanzer der Nibelungen oder im groben Bauernkittel eines Bärenjoseph's und einer Geierwally — immer finden wir es wieder!

Petrarca und Boccaccio

als Begründer der italienischen Renaissancebildung.

Von

Professor H. Hettner.

Ein zwiefacher Lorbeerkranz umschlingt das Haupt Petrarca's und Boccaccio's. Unsterbliche Dichter, sind sie zugleich unsterbliche Männer der Wissenschaft.

Sie, die mit Dante den Ruhm theilen, die Begründer und Meister der neuen, volksthümlich italienischen Literatur zu sein, sind zugleich die begeisterten Wiedererwecker der lang vergessenen Alterthumsstudien, die Begründer und Bahnbrecher jener gewaltigen Geisteswandlung, die, weil sie mit den Schranken des Mittelalters brach und das Sinnen und Denken der Menschen wieder zu einem freieren und reineren Menschheitsideal zurückführte, von der Geschichte mit dem Ehrennamen des Humanismus bezeichnet und gefeiert wird.

Petrarca und Boccaccio haben nie den Drang gefühlt, sich über den Grund und das Wesen dieser denkwürdigen Doppelstellung Rechenschaft abzulegen. Als sie im Alter mit ihrem wissenschaftlichen Ruhm die Welt erfüllten, sahen sie auf ihre Dichtungen vornehm herab wie auf bedauerliche Jugendsünden. Und diese gewaltsame Scheidung der in sich einheitlichen Persönlichkeit ist bis auf den heutigen Tag in Geltung. Die Geschichtsschreiber der Dichtung halten sich ausschließlich an die dichterische Seite, die Geschichtsschreiber der Wissenschaft ausschließlich an die humanistische. Auch die Festreden, welche am 18. Juli dieses Jahres, bei der Feier der fünfhundertjährigen Wiederkehr des Todestages Petrarca's, in Padua und Avignon gehalten wurden, zerfielen wesentlich in diese zwei Gruppen; die einen sangen und sagten von Petrarca, dem großen Dichter, die anderen von Petrarca, dem großen Humanisten, und, wie es die politischen Stimmungen und Zustände Italiens nahelegten, von Petrarca, dem glühenden Patrioten. Selbst die Biographen Petrarca's und Boccaccio's begnügen sich mit der rein äußerlichen Nebeneinanderstellung der dichterischen und wissenschaftlichen Thätigkeit, ohne irgend zu fragen, wie beide Seiten miteinander zusammenhängen und inwieweit sie einander bedingen.

Und doch kann für Den, der sich die dichterische Eigenart Petrarca's und

Boccaccio's zu klarer Einsicht gebracht hat, kein Zweifel sein, daß sich ihre dichterischen Stimmungen und Ziele zu ihren humanistischen Zielen und Bestrebungen durchaus wie Ursache und Wirkung verhalten, und daß Petrarca und Boccaccio nimmer jene großen Humanisten geworden wären, wären sie nicht jene großen Dichter gewesen.

Es ist wichtig, diese innere Einheit und Zusammengehörigkeit der scheinbar weit auseinanderliegenden Richtungen scharf ins Auge zu fassen. Indem wir den Ursprung und die innere Entwicklungsnothwendigkeit der Begründer des Humanismus belauschen, belauschen wir den Ursprung der modernen Bildung, belauschen wir den Uebergang des Mittelalters in die neue Zeit.

Die ersten Anfänge der beginnenden neuen Zeit regen sich schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Nur unter langen und schweren Entwicklungskämpfen vollzog sich der Uebergang vom Mittelalter in die neue Geschichte. Die höchste Blüthe des Mittelalters und die Ursachen seines allmäligen Abwelkens liegen dicht beieinander. Von keiner geschichtlichen Epoche gilt so wie von dem Ende des 13. und von dem Anfange des 14. Jahrhunderts das tiefe Wort Ranke's: „Es ist zuweilen, als träten die Ideen, welche die Dinge bewegen, die geheimen Grundlagen des Lebens, einander sichtbar gegenüber."

In Innocenz III. (1198—1216) hatte die päpstliche Machtstellung ihren höchsten Gipfel erreicht. Die ekstatische Erregung, welche die Abenteuerlichkeit der Kreuzzüge in den Gemüthern zurückgelassen hatte, war eine schwärmerische Glaubensinbrunst, wie sie nie zuvor in der Welt gesehen worden. Zu derselben Zeit, da das Ritterthum sich in seinem strahlendsten Glanz entfaltete und das weltliche Epos und Minnelied seine köstlichsten Blüthen trieb, gründeten der heilige Franz von Assisi und der heilige Dominicus den Orden der Franciscaner und Dominicaner. Auf allen Märkten und Straßen predigten wandernde Bußprediger die Rückkehr zu dem Ideal entsagender Armuth und weltverachtender Askese. Es erhob sich die Scholastik, die ihren Beruf darin suchte, die überkommene Glaubenslehre sich durch denkende Erkenntniß zum eigensten selbsterrungenen Besitzthum zu vertiefen. Neben die Scholastik stellte sich die christliche Mystik, welche Goethe treffend die Scholastik des Herzens genannt hat. Mitten aus dieser tiefen religiösen Begeisterung heraus entstand die tief innerliche hymnische Franciscaner-Poesie, von welcher das unsterbliche Stabat mater und das gleich unsterbliche Dies irae, Dies illa so herrliches Zeugniß ablegen. Wolfram von Eschenbach dichtete sein Epos vom heiligen Gral. Und immer mächtiger entfaltete sich jener gewaltige Baustil, der in seinen ersten Anfängen schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts in der Abtei von St. Denis hervortrat und seitdem mit wunderbarster Raschheit sich in alle Länder der Christenheit, namentlich diesseits der Alpen, verbreitete, der Baustil der Gothik. Das zerknirschte Sehnen aus der Sündhaftigkeit des Fleisches in die reine Körperlosigkeit, aus dem irdischen Trübsal in die ungetrübte Seligkeit des Jenseits verkörpert sich in großartigster Monumentalität in Bauformen, welche die starre Masse der Mauer auf das möglichst geringste Maß zurückführen und mit dieser Aufhebung und Durchgeistigung alles blos Massenhaften die entscheidende Betonung der den Blick zwingend nach oben führenden Höhenrichtung verbinden. Im Innern die

ergreifende Poesie der unüberschaubar großen Raummassen, des pulsirend belebten Geflechtes der steil aufsteigenden Spitzbogenwölbung, der hochragenden, mystisch durchglühten Fenster; im kunstvollen Außenbau das unablässige Sichsteigern des kraftvollen Emporstrebens in den Strebepfeilern, in den zahllos aufwachsenden Spitzgiebeln und Spitzsäulen, in der steilen mächtigen Dachbildung, in den gewaltigen Thurmbauten, die, je weiter die Bewegung nach oben dringt, in ihren Formen und Verhältnissen nur immer kühner und schlanker und leichter werden und deren äußerste Spitze tief eindringlich in das Symbol des Kreuzes ausklingt.

Gleichwohl war in Italien bereits eine mächtige Gegenströmung vorhanden. Die Kämpfe zwischen dem Papst und dem Kaiser und zwischen dem Kaiser und den einzelnen Landeshoheiten, die Verfassungswirren des republikanischen Städtewesens, die Verbindlichkeiten und Schutzbedürfnisse des mächtig emporblühenden Handels hatten die Anregung zum emsigsten Studium des alten römischen Rechts gegeben. Auf der Universität zu Bologna, welche oft mehr als zehntausend Studenten zählte, bildete sich eine berühmte Juristenschule; und bald traten neben die Universität von Bologna die Universitäten von Padua und Neapel. An dem Studium des römischen Rechts wuchs und erstarkte das Studium der römischen Literatur und Geschichte, das in Italien sogar in den finsterſten Zeiten des Mittelalters niemals völlig erstorben war. Schon träumte Arnold von Brescia, welcher in begeisterter Sehnsucht nach den Zuständen des Urchristenthums das weltliche Besitzthum des Papstes bekämpfte, von Herstellung der alten römischen Republik in Rom. Man gewann wieder Sinn und Liebe für die altrömischen Oertlichkeiten und Kunstdenkmale. Die sogenannten Mirabilia Urbis Romae sind die ersten, noch ganz in das Traumleben der Sage gehüllten Anfänge römischer Topographie und Archäologie. Man sammelte Blumenlesen aus römischen Dichtern, aus Vergil und Ovid und Horaz; ja um Vergil schlang sich sogleich die üppigste Sagenbildung. Es war die Zeit, in welcher, um mit Dante zu reden, die alten Florentiner in ihren traulichen Unterhaltungen von Troja und von Fiesole und von Rom fabulirten, und in welcher Ricordano Malaspini seine Florentiner Chronik schrieb, deren Grundgedanke, wenn wir nach den neusten Angriffen noch an der Echtheit derselben festhalten dürfen, darin besteht, den Ursprung der Florentinischen Staatseinrichtungen und Adelsgeschlechter unmittelbar aus dem Alterthum herzuleiten. Es war die Zeit der antikisirenden Bauten des Baptisteriums und der Kirche von S. Miniato zu Florenz, der antikisirenden Bildwerke Niccolo Pisano's an der Kanzel des Baptisteriums zu Pisa, des antikisirenden Decorationsstils der Cosmaten, der antikisirenden, lateinisch gedichteten Tragödien Albertino Mussato's. Während diesseits der Alpen die Gothik immer mächtiger emporwuchs und ihre gewaltigsten Werke errichtete, errang sich in Italien der romanische Stil durch seine sinnige Anlehnung an antike Vorbilder eine Reinheit und Feinheit der künstlerischen Auffassung und Durchbildung, die man mit Recht als Vorrenaissance, d. h. als den Vorfrühling des Wiedererwachens der antiken Formenwelt, zu bezeichnen gewohnt ist.

Lange Zeit gehen beide Richtungen Hand in Hand. Noch immer bleibt

die mittelalterliche Kirchlichkeit das Maßgebende. Ja der fromme Eifer der Franciscaner und Dominicaner weiß sogar der über die Alpen dringenden Gothik über die Vorrenaissance den Sieg zu verschaffen, wenn auch nur unter dem Zugeständniß bedeutender Umbildungen zu Gunsten größerer Ruhe und klarerer Faßlichkeit. Nichtsdestoweniger war die Enge und Ausschließlichkeit des mittelalterlichen Geistes gebrochen. Das Denken und Empfinden der Menschen war weiter, freier, unmittelbar menschlicher geworden.

Das unvergänglich großartige Denkmal dieser ringenden Zeitwirren ist Dante's Göttliche Komödie, deren Entstehung wahrscheinlich in die Jahre 1300—1318 fällt. Der Grundgedanke ist noch durchaus mittelalterlich. Nicht blos die dogmatische Gliederung in Hölle und Fegfeuer und Paradies, sondern vor Allem auch die ganze Art der Vertheilung und Abwägung der Strafen und Büßungen und Belohnungen und das begeisterte Aufgehen in der scholastischen Philosophie des gefeierten Thomas von Aquino. Die antiken Dichter und Philosophen, so hoch sie gepriesen werden, verharren im Limbus; und selbst Vergil, der dem Dichter in den Wanderungen durch die Hölle und das Fegfeuer Lehrer und Führer war, muß bei dem Eintritt in das Paradies die Führung an die göttliche Beatrice überlassen, „weil Der, der nie des Herrn Gesetz erkannte, nicht zu dem Sitz der Seligen gelangen darf". Und doch erklingen bereits überall die stolzen Klänge einer neuen Denkart, in welcher der Mensch nach langer langer Selbstentfremdung endlich sein eigenes eingeborenes Wesen wiedergefunden hat. Wie die herrlichen Sonette und Canzonen der Vita nuova von der läuternden Gewalt der Liebe singen mit einer Gluth und Wahrheit tiefinnersten Erlebnisses, die der Poesie der Troubadours völlig fremd ist, so ist auch die Göttliche Komödie trotz all ihrer theologisirenden Färbung wieder das erste Gedicht, das von den Idealen des echt und rein Menschlichen, von der Begeisterung für Liebe und Ruhm und Glück, für Thatkraft und Leidenschaft, für Freiheit und Vaterland getragen und durchglüht ist. Ja die Göttliche Komödie ist fast mehr noch als ein religiöses Gedicht ein politisches Gedicht, das über die Parteiführer der jüngsten Vergangenheit mit unerbittlicher Strenge Gericht hält und sehnsuchtsvoll nach dem rettenden Cäsar ausschaut, der die Uebermacht des Papstthums brechen und das verwittwete und seufzende Italien wieder zu Größe und Einheit führen soll.

Und neben Dante steht Giotto, der große Maler; nicht abhängig von ihm, aber erfüllt von denselben Stimmungen und Ideen, einer der mächtigsten Geister aller Kunstgeschichte. Er ist der Begründer und Ahnherr jener großen Monumentalität, die der unterscheidende Grundzug der italienischen Malerei ist; von einer Macht und Tiefe des Gedankens und von einer festen Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit in der Erfindung und Anordnung weitausgedehnter cyklischer Composition, die von den Malern der nächstfolgenden Geschlechter nur selten wiedererreicht und erst von den großen cyklischen Compositionen Michelangelo's und Rafael's überboten wurde. Und zugleich belebt und verinnerlicht er die hoheitsvollen, starren Typen der Byzantiner zu einer Naturwahrheit in der Gestaltung und Bewegung, zu einer Frische und Fülle der Motivirung, zu einer Poesie der Seelenmalerei, die um so ergreifender wirkt, je naiv sachlicher sie ist

und je inniger sie bereits, obgleich ihr noch die volle plastische Körperlichkeit und namentlich in der Gesichtsbildung die volle individualisirende Kraft fehlt, alle wärmsten Herzenstöne anschlägt, fromme Gottergebenheit, schalkhaften Frohsinn, Weh der Verzweiflung.

Bald aber traten Ereignisse ein, welche die mittelalterlichen Gewalten und Lebensformen von Grund aus in Trümmer schlugen.

Die entscheidende Wendung ist der Anfang des 14. Jahrhunderts.

Seit dem Sturz der Hohenstaufen — Conradin's Haupt fiel 1268 — war die Idee des römisch-deutschen Kaiserthums, die noch das höchste politische Ideal Dante's war, immer mehr und mehr entwurzelt. In ganz Italien neue Staatenbildungen. Monarchische Gewaltherrschaften, in denen Herrscher war, wer durch Kraft und Schrecken emporzukommen und sich zu behaupten wußte; städtische Republiken, blühend durch ein freies und betriebsames Bürgerthum, aber wechselvoller als je dem wildesten Parteihader und Verfassungsstreit preisgegeben. Und mit der Verlegung des päpstlichen Sitzes nach Avignon — 1308 unter Clemens V. — war ein großer Theil der Macht und der geheimnißvollen Weihe des Papstthums geschwunden. Um so rettungsloser, je sündhafter das Treiben am Hofe von Avignon war. Klagelieder und Bußpredigten verkündeten das Kommen des Antichrist.

Es war, als sei den Menschen der Boden unter den Füßen weggezogen. Alle Ueberlieferungen, welche bis dahin bindende Kraft gehabt hatten, waren erschüttert. Der Mensch sieht sich lediglich auf sich selbst gestellt. Thatkraft und Leidenschaft sind entfesselt. Alle unergründlichsten Untiefen des menschlichen Herzens gewinnen offene Sprache. Es ist eine Zeit ebenso sehr des höchsten idealen Aufstrebens wie der schrankenlosesten Ruchlosigkeit.

Ein neues Geschlecht war in dieser drangsalvollen Zeit erstanden; ein neues Geschlecht voll leidenschaftlicher Kämpfe, voll neuer Hoffnungen, voll neuer Ziele.

Und hier kehren wir wieder zu Petrarca und Boccaccio zurück.

Sie sind die Vorkämpfer dieses neuen Geschlechtes, die Dolmetscher seiner Stimmungen und Empfindungen, die Führer seines rastlos vorstrebenden Bildungsdranges.

Noch schrieb Dante an seinem großen Gedicht, als Petrarca und Boccaccio geboren wurden; Petrarca 1304, Boccaccio 1313. Dennoch ist die Welt Dante's und die Welt Petrarca's und Boccaccio's durch eine unermeßlich weite Kluft geschieden.

In Petrarca und Boccaccio sind auch die letzten Nachklänge des Mittelalterlichen verklungen. Das stolze Selbstgefühl von dem Recht und der Macht der eigenen freien Persönlichkeit, das sich in Dante bereits so bedeutsam angekündigt hatte, hat in Petrarca und Boccaccio seine Erfüllung gefunden. Das eigenste Lebensgeheimniß Petrarca's und Boccaccio's, ihrer persönlichen Eigenart sowohl wie ihres Dichtens, das der getreue Spiegel dieser persönlichen Eigenart ist, ist die Besitznahme des Menschen von den verborgenen Tiefen seines inneren Seelenlebens, das bisher ganz und gar unter der Obmacht der Kirche gestanden hatte und unter dieser Obmacht nur zu sehr einseitiger und verkümmerter Entfaltung gelangt war, ist das gesteigerte Freiheitsgefühl des

Einzelmenschen, das freilich unter dem folgenschweren Mangel leidet, daß es in der Siegesfreude dieser seiner ersten Erhebung und Selbstbefreiung sich überstürzt und in selbstsüchtige Sophistik entartet.

Es ist überraschend, daß noch von Niemand die denkwürdige Uebereinstimmung hervorgehoben ist, die die geschichtliche Stellung Petrarca's und Boccaccio's mit jener tiefgreifenden Geistesrevolution hat, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Rousseau ausging und alsdann in Deutschland von den Trägern der s. g. Sturm- und Drangperiode weitergeführt und zu glücklich harmonischem Abschluß gebracht wurde. Hier wie dort derselbe tiefberechtigte Kampf um das Recht der vollen und ganzen Menschennatur gegen die Starrheit althergebrachter überlebter Satzungen, und in diesem Kampf dieselbe sich überstürzende Gefühlsphantastik, dieselbe maßlose Freigeisterei der Leidenschaft. Und hier wie dort dasselbe ernste Streben, diese Irrungen zu überwinden und durch begeisterte Hingebung an die unverlierbaren Ideale des griechisch-römischen Alterthums zu fester Bildungsharmonie zu klären.

Ich stehe nicht an, Petrarca und Boccaccio als die Sturm- und Drangperiode der italienischen Literatur zu bezeichnen. Nur von diesem Gesichtspunct aus gewinnt Leben und Dichtung Petrarca's und Boccaccio's die richtige Beleuchtung; nur von diesem Gesichtspunct aus erscheinen die scheinbar so weit auseinanderliegenden Richtungen ihrer dichterischen und wissenschaftlichen Thätigkeit als die Ergebnisse folgerichtiger innerer Entwickelungsnothwendigkeit, als in sich durchaus einheitlich und zusammengehörig.

Petrarca vor Allem ist es, welcher dem Jahrhundert die Losung gab.

Als Dichter ist Petrarca am berühmtesten geworden durch die Sonette und Canzonen an Laura. „Er hat sein Herz entdeckt," das ist das Motto, das ich diesen Sonetten und Canzonen am liebsten geben möchte. Unerschöpflich ist der Dichter in der Schilderung seines liebenden Herzens, das in der Lust und im Weh der Liebe lacht und weint und hofft und bangt, das von der Liebe nicht lassen mag, obgleich die Geliebte die Gegenliebe versagt, und das unabläßig in der Wonne der Erinnerung fortlebt, auch nachdem die Geliebte längst durch den Tod allem irdischen Sehnen und Hoffen entrückt ist. Es ist die warme Herzenssprache herzgewinnender Zartheit und Innigkeit, die weihevolle Stimmung erlebten Glückes und erlebten Schmerzes, tief ergreifendes Seelenleben. Und reizvoll geht durch all dies Leben und Weben der Liebe das tiefsinnige Mitleben der Natur und der umgebenden Landschaft; von Liebe sprechen Welle und Luft und Blüthenpracht, von Liebe klagt die Nachtigall, zur Liebe ruft das geheimnißvolle Flüstern und Knistern der stillen Waldeinsamkeit, der feierliche Ernst der hochragenden Berge. Dazu der unwiderstehliche Zauber des süßen Wohllauts der Sprache und des Reims, wie ihn nie wieder ein späterer italienischer Dichter erreicht hat, und die feine Geschlossenheit der Kunstform, die seitdem feste Norm des Sonetts geworden ist. Aber zu leugnen ist trotzalledem nicht, gar manche dieser Sonette verfallen in schwächliche Empfindelei. Ja, ist nicht der ganze Zustand eines Menschen, der mehr als dreihundert Sonette auf eine unerwiderte Liebe dichtet und an diese unerwiderte Liebe mehr als zwanzig Jahre seines besten Mannesalters setzt, ein unverzeihlich

krankhafter? Es ist Werther, der sein Herz wie ein krankes Kind hält und ihm jeden Willen gestattet.

Unter allen Besitzungen ist ein eigen Herz die kostbarste, und unter Tausenden haben sie kaum Zwei. Dieses bezeichnende Wort der Sturm- und Drangperiode ist auch die Charakteristik Petrarca's, seiner Größe und seiner Schwäche. Dieselbe überquellende Innerlichkeit und dieselbe kokette Selbstverhätschelung, die der Grundzug seiner Sonette an Laura ist, ist der Grundzug seines ganzen Wesens. Sein Ich ist ihm sein stetes und angelegentlichstes Studium. Nicht blos in vertrauten Freundesbriefen, sondern auch in einer ganzen Reihe von Schriften, die an die Oeffentlichkeit gerichtet sind, sucht er sich und Anderen über seine geheimsten Seelenregungen und deren Widersprüche und Räthselhaftigkeiten Rechenschaft abzulegen; und in dieser grübelnden Selbstbetrachtung kommt er nie über das eitle Gefühl hinaus, daß für solche unergründliche Tiefe und Innerlichkeit in der harten Welt kein Raum sei. Ed io son un di quei che il pianger giova. Petrarca, der Ahnherr tiefster Herzenspoesie, ist zugleich der Ahnherr der modernen Empfindsamkeit, des Weltschmerzes, der modernen Zerrissenheit. Er nennt diese zwiespältige Stimmung dolendi voluptas, Wollust des Schmerzes, oder Acedia, müden Unmuth.

Und diese ruhelose ringende Gefühlsinnerlichkeit ist auch der Nerv und die treibende Kraft der wissenschaftlichen Thätigkeit Petrarca's und bestimmt deren Richtung und Ziele. Hier besonders ist es, wo uns die Aehnlichkeit mit Rousseau schlagend entgegentritt.

Wie Rousseau aus der Innerlichkeit seines gefühlsseligen Herzens sich eine Gefühlsreligion schafft, die ebenso gegen die Dürre des Kirchenglaubens wie gegen die Freigeisterei Voltaire's und der Encyklopädisten ankämpft, so hat sich auch Petrarca unter den Einwirkungen des heiligen Augustinus eine Gefühlsreligion geschaffen, die ebensoweit absteht von dem herrschenden Kirchenthum wie von dem gottesleugnerischen Materialismus, für welchen auch in der abendländischen Welt der arabische Philosoph Averroes viele Anhänger gewonnen hatte. Es liegt in Petrarca eine Verinnerlichung des mittelalterlichen Christenthums, die hauptsächlich den Anstoß gegeben hat, daß die Denker der nächsten Zeit auf eine Verschmelzung der platonischen Philosophie und der christlichen Glaubenslehre ausgingen.

Und wie Rousseau im Unmuth über das Elend der Gegenwart in die Träume eines sogenannten Naturzustandes flüchtete, um aus diesen die Grundlagen eines neuen Staats- und Gesellschaftswesens zu gewinnen, so flüchtete auch Petrarca aus dem Verderbniß des politisch zerrütteten Vaterlandes und aus dem Verderbniß der Kirche, die der am Hof zu Avignon Lebende mit tiefstem Ingrimme als eine spelunca latronum, als eine Mörder- und Diebeshöhle brandmarkt, in eine reinere und freudvollere Vergangenheit; nur daß er diese reinere und freudvollere Vergangenheit nicht in einer phantastischen Traumwelt suchte, sondern in der großen Welt des römischen Alterthums, als dessen Enkel er sich fühlte. An der alten römischen Macht und Größe will er sein gedrücktes Gemüth wieder aufrichten; an den großen Ahnen des Alterthums, „deren Gleichen niemals auf Erden war", will er, wie er sich vielfach und in den ver-

schiedensten Wendungen ausspricht, Diejenigen vergessen, mit denen ein ungünstiger Stern ihm zu leben beschieden.

In gewohnter Weise hat Petrarca selbst in seinem Briefe an die Nachwelt, der eines der wichtigsten seiner zahlreichen Selbstbekenntnisse ist, über den Anfang und das Ziel dieses vielverschlungenen, aber sicher fortschreitenden Bildungsganges Auskunft gegeben. „Mein Geist," sagt er, „liebte es vornehmlich, sich mit Moralphilosophie und Dichtkunst zu beschäftigen; doch vernachlässigte ich die Dichtung im Lauf der Zeit und wendete meine Neigung mehr der Theologie zu, an deren früher verachteten Annehmlichkeit ich immer mehr Geschmack fand. Vor Allem aber gab ich mich der Erforschung des Alterthums hin, da mir die Zeit, in welcher ich lebte, so mißfiel, daß, wenn mir die Liebe zu den mir Theuren diesen Wunsch nicht verwehrt hätte, ich oft gewünscht haben würde, in einem anderen Zeitalter geboren zu sein und mein Zeitalter vergessen zu dürfen; und da ich dies nicht konnte, so strebte ich wenigstens darnach, mich so oft und so innig als möglich in andere Zeiten zu versetzen."

Petrarca wurde durch denselben tief innerlichen Drang nach innerer Selbstbefreiung und Selbstbefriedigung zur begeisterten Erfassung des Alterthums geführt, durch welchen auch Goethe und Schiller bei dem Abschluß ihrer stürmenden Jugendwirren zur begeisterten Erfassung des Alterthums geführt wurden.

Mitten aus seinem tief innersten Entwicklungsleben heraus ist Petrarca der begeisterte Wiedererwecker der Alterthumsstudien, der Schöpfer des Humanismus geworden. Und sein unvergängliches Verdienst ist, daß er mit unermüdlichstem Eifer seine ganze Kraft daran setzte, die versunkenen Schätze der alten Herrlichkeit wieder an's Licht zu fördern. Er suchte von der Literatur der Alten zu retten, was noch zu retten war. Er durchreiste Frankreich, Deutschland, Spanien, alle Theile Italiens, um in den Klöstern nach alten Handschriften zu forschen; er spornte durch ausgebreiteten Briefwechsel die Gelehrten aller Länder zu gleichem Forscher- und Sammeleifer. Er weckte Theilnahme für die wissenschaftliche Erkenntniß der alten Oertlichkeiten und Baudenkmale, er wendete seine Aufmerksamkeit bereits auf die alten Münzen und Inschriften.

Die Wirkung Petrarca's war eine unermeßliche. Schnell entzündeten sich die Gemüther, die unter dem gleichen Drucke seufzten und das gleiche Bedürfniß innerer Erhebung empfanden. Die Donquixoterie Cola da Rienzo's, welcher wie einst Arnold von Brescia die Größe und Herrlichkeit des alten Rom auch staatlich wiederherstellen wollte, um, wie sein eigner Ausdruck lautet, handelnd auszuführen, was er lesend gelernt hatte, und die flammende Begeisterung, welche diese Donquixoterie nicht blos in Petrarca, sondern bei allen Besten der Zeit fand, ist das lautredende Zeugniß, wie tief und unmittelbar sich diese gedrückten und doch so großen Menschen als die Enkel ihrer machtvollen Ahnen fühlten, und welche stolzen Ideale und Zukunftshoffnungen in ihnen wogten und stürmten.

Italien feiert mit Vorliebe Petrarca als glühenden Patrioten. Uns kommt es zu, Petrarca als einen Befreier der Menschheit zu feiern, als einen jener höchsten Genien, deren Spur nicht in Aeonen untergeht.

Boccaccio ist eine durchaus anders geartete Natur als Petrarca; aber der

Bildungsgang Boccaccio's ist mit dem Bildungsgang Petrarca's in denkwürdigster Uebereinstimmung. Auch er ist der Dichter jenes gesteigerten Persönlichkeitsgefühls, das wir als die italienische Sturm- und Drangperiode bezeichnet haben; und auch er wird in seinem späteren Alter der Mann der strengen Wissenschaft, der die Anregungen seines großen Freundes Petrarca selbstthätig fortbildet und in sehr wesentlichen Dingen ergänzt und erweitert.

Ueber Boccaccio, den die Meisten jetzt nur vom Hörensagen oder höchstens aus einzelnen seiner Novellen kennen, gehen die irrigsten Meinungen. Er ist ein Dichter von weit tieferem Gehalt, als man ihm meist zugesteht, und er ist ein Dichter von vollendeter künstlerischer Durchbildung.

Es ist für die leidenschaftliche Gefühlswelt, in welcher sich Dante und Petrarca und Boccaccio bewegen, überaus bezeichnend, daß alle drei in ihrem dichterischen Empfinden und Schaffen bedingt und bestimmt werden durch eine tiefe Liebe, die ihr Wesen bis in das innerste Mark durchdringt. Auch für Boccaccio war die Liebe lange Zeit ausschließlichste Herzensangelegenheit; freilich nicht jene erhabene Begeisterung, mit welcher Dante zu Beatrice, nicht jene zarte Innerlichkeit, mit welcher Petrarca zu Laura hinaufschaut. Einer der schönsten Männer seiner Zeit, voll Fröhlichkeit und Sinnengluth, überläßt sich Boccaccio in seiner Jugend allen Lockungen und Irrungen, welche ihm die herrschende Sittenverwilderung bot und erlaubte. In Neapel, wohin er als Jüngling gekommen, war er (1341) in ein leidenschaftliches Verhältniß zu einer vornehmen jungen Frau getreten; sie war die natürliche Tochter des Königs Robert, die Schwester und Freundin der Königin Johanna, die Gemahlin eines Neapolitanischen Großen. Unter dem bedeutsamen Namen Fiammetta wird sie in allen Dichtungen Boccaccio's gefeiert. Die wechselvolle und schicksalsreiche Liebe zu ihr ist das Grundmotiv all seines Dichtens, ja recht eigentlich der Ursprung und die Quelle seiner gesammten Empfindungs- und Denkweise.

Wie die herbe und düstere Lebensauffassung Dante's ergänzt wird durch die helle und farbenfrohe Lebensfreudigkeit Giotto's, so wird die eintönige Innerlichkeit Petrarca's ergänzt durch die lichte und vielgestaltige Beweglichkeit Boccaccio's, welcher in seiner sinnenfrischen und leicht erregbaren Seele zwar auch alle Nachtseiten der Leidenschaft kennt, aber doch immer und immer wieder zu heiterem Lebensgenuß hindrängt, ja diesen heiteren Lebensgenuß mit schmeichelnder Sophistik als einziges und höchstes Gut aller Lebenskunst hinstellt.

Indem die Dichtung Boccaccio's aus der Lyrik Petrarca's in die Breite und Thatsächlichkeit der epischen Welt tritt, entfaltet sich in ihr das Leben der Zeit und ihrer geheimsten Stimmungen und Ziele in einer Allseitigkeit, welcher die träumerische Melancholie Petrarca's sorgsam aus dem Wege geht. Um so denkwürdiger und überraschender ist es, daß auch die Dichtung Boccaccio's, und zwar weit mehr noch als die Dichtung Petrarca's, uns genau dieselben Stimmungen und Probleme vorführt, welche später die deutschen Stürmer und Dränger, ohne diesen Ursprung und Zusammenhang zu ahnen und zu wissen, wieder aufnahmen und in ihrer Weise vertieften.

Schon die ersten Jugenddichtungen Boccaccio's, schon der Roman Filocopo, dem die alte schöne Geschichte von Flos und Blankflos zu Grunde liegt,

und die wohlklingenden Ottaverimen der erzählenden Dichtung Teseide, die nach A. Ebert's überzeugender Auseinandersetzung (Jahrb. für roman. und engl. Lit. Bd. 4. S. 97 ff.) einem byzantinischen Prosaroman aus dem Ende des 5. Jahrh. entlehnt ist, und das Ninfale Fiesolano und das Ninfale di Ameto, Gedichte jener idyllischen Gattung, welche die Italiener Pastorale nennen, handeln von dem Kampf und der Wonne und der läuternden Kraft der Liebe. Allein die eigenste Eigenthümlichkeit Boccaccio's liegt erst in den späteren Dichtungen, in Filostrato, in der Fiammetta und im Decamerone.

Es ist unbegreiflich, wie eine so herrliche Perle ächtester Poesie wie Boccaccio's Filostrato vergessen sein kann. Es ist der laute Jubelruf eines von glücklichster Liebe erfüllten glückseligen Herzens. Das wunderliche Wort „Filostrato", zusammengesetzt aus dem griechischen Wort φίλος, das hier fälschlich für die Bezeichnung eines Liebenden gebraucht wird, während es doch immer nur einen Freund bezeichnet, und aus dem lateinischen Wort stratus (geschlagen), bezeichnet den Helden als einen ganz und gar von der Liebe Geschlagenen, als einen uomo vinto ed abbattuto da amore. Als der Dichter dieses Gedicht dichtete, weilte Fiammetta, die Geliebte, auf dem Lande. Der Dichter, fern von ihr, schwelgt in der Wonne liebender Erinnerung und in der Gewißheit unverlierbaren Besitzes, ergötzt sich aber in dieser Gewißheit mit der Furcht quälender Eifersucht sein übermüthiges Spiel zu treiben. Dieses Glück und diese Furcht schildert er in der alten Sage von Troilus und Cressida, welche sich nach den Fabelbüchern von Dares und Dictys im Mittelalter ausgebildet, und welche soeben in der 1287 verfaßten Historia Trojana des Messinesen Guido de Colonna eine neue Bearbeitung gefunden hatte. Und mit wunderbarster Kunst weiß er die verblichenen Gestalten der Sage mit seinen eigensten Erlebnissen zu beleben und zu durchglühen und damit dem Epischen eine wesentlich lyrische Haltung zu geben. Die erste Bekanntschaft, das endliche Gewinnen der Geliebten, der glückselige Rausch des innigen Einandergehörens, der Schmerz des Abschieds bei der vom Geschick verhängten Trennung, das peinvolle Erwachen der Eifersucht im Herz des Liebenden und die Bethörung zur Untreue im Herz der Geliebten, die Verzweiflung des Verrathenen und sein Aufsuchen des Heldentodes im Schlachtgewühl, sind mit einer Wahrheit und Wärme der Empfindung, mit einer Kenntniß aller geheimsten Herzenstriebe und Herzensirrungen, und zugleich mit einer aus dem Glücksgefühl des Dichters entspringenden, fein ironischen Schalkhaftigkeit erzählt, und über dem Ganzen liegt ein Zauber der bis in das Einzelnste abgewogenen Composition und des unvergleichlichsten Wohllauts der leicht dahinfließenden Verse, daß für den, der dieses Gedicht kennt, kein Zweifel ist, daß Pulci und Ariost in Boccaccio nicht blos ihren Vorgänger, sondern auch ihren Meister haben. Chaucer, der nach Boccaccio dieselbe Fabel bearbeitete, hat Boccaccio's lyrische Zartheit verwischt; und Shakespeare war in seinem bekannten Drama durch die Natur der dramatischen Kunst auf durchaus andere Forderungen und Bedingungen gewiesen.

Fiammetta, ein Roman in der Form von Tagebuchbekenntnissen, hat denselben lyrischen Zug; aber es ist nicht die Lyrik der glücklichen Liebe, sondern der tief unglücklichen, der in verzehrender Verzweiflung wühlenden. Das Ver-

hältniß zu Fiammetta war durch die Abreise des Dichters von Neapel nach Florenz getrennt. Der Roman ist der Erguß des tiefen Trennungsschmerzes und der nagenden Sehnsucht nach der Wiedererlangung des verlorenen Glücks; aber so, daß der Dichter die Qual des eigenen Herzens in den Mund der Geliebten gelegt hat, in dem feinen Gefühl, daß so ungemessene Liebesklage in der Seele des Weibes eine tiefere Begründung und Rechtfertigung finde als in der Seele des Mannes. Es ist ein Seelengemälde von hinreißender Gluth und Farbenpracht. Die Gefahren der ersten Begegnung, das Glück der tief innigen Liebe, die unbeschränkbare Allgewalt der Leidenschaft und ihr Kampf gegen alle Störungen der feindlichen Außenwelt, die Klage über die plötzliche Trennung, das Verlangen nach dem Entfernten, das Erwachen der Eifersucht, das peinvolle und doch so süße Schwanken zwischen der Furcht des Verlierens und der immer wieder aufdämmernden Hoffnung des Wiedergewinnens, der Aufschrei der Verzweiflung nach der Gewißheit des Verlustes, das Anwachsen des dumpf brütenden Schmerzes, der um so sicherer sein Opfer fordert, je williger sich die gebrochene Seele ihm hingiebt, weil ihr selbst der Schmerz noch eine süße Erinnerung des einstigen Glückes ist, — das Alles ist mit einer psychologischen Wahrheit und Folgerichtigkeit und mit einer Zartheit und Innerlichkeit der Sprache geschildert, wie sie nur einem großen Dichter zu Gebot steht, und wie sie in einer eben erst werdenden Literatur doppelt bewunderungswürdig ist. Keiner wird Boccaccio's Fiammetta lesen, ohne unablässig an Goethe's Werther erinnert zu sein. Sicher ist die Dichtung Goethe's von unendlich tieferem Gehalt als die Dichtung Boccaccio's. Es fehlt dem Roman Boccaccio's jene gewaltige Unterlage des ununterdrückbaren Unendlichkeitsstrebens, die die Liebestragödie Werther's zur Tragödie des an der Härte des Weltlaufs zerschellenden Herzensidealismus macht; der Roman Boccaccio's ist nichts als die Geschichte einer unglücklichen Liebe, der wir Nordländer nicht einmal unsere volle Theilnahme zuwenden können, weil bei unseren glücklicherweise strengeren Begriffen von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Ehe die Sehnsucht einer verheiratheten Frau nach dem fremden Geliebten etwas Abstoßendes hat. Gleichwohl ist dieser Roman einer der geschichtlich denkwürdigsten Marksteine. Jene gefühlsschwelgerische Herzensverzärtelung, die bereits in Petrarca's Sonetten so verhängnißvoll anklang, hat hier ihren leidenschaftlichsten und gesteigertsten Ausdruck gefunden; Boccaccio's Fiammetta ist ganz und gar ein Kind modernster Empfindsamkeit, deren Ursprung wir meist erst in Sterne und Rousseau und Goethe suchen.

Das Decamerone, das berühmteste Werk Boccaccio's, ja das einzige, das den Namen Boccaccio's im Andenken der Nachwelt noch wachhält, scheint weit abzuliegen von jener überquellenden leidenschaftlichen Gefühlsinnerlichkeit, in welcher die Leiden Fiammetta's ihren eigensten Reiz und zugleich ihre Schwäche haben. Und doch wurzelt auch das Decamerone in derselben Grundstimmung. Es ist derselbe Kampf für das unverbrüchliche Recht der Leidenschaft und deren Ungebundenheit und Schrankenlosigkeit. Nur in anderer Richtung und nach anderen Zielen. Es sind hundert Novellen; ihre Abfassung fällt in die Jahre 1349—1353, also in die Zeit des kräftigsten Mannesalters des Dichters. Die

Scenerie ist, daß sieben Mädchen und drei junge Männer während der grauenvollen Pest, die im Sommer 1348 in Florenz mehr als 96,000 Menschen hinraffte, sich in einen anmuthigen Landaufenthalt zurückziehen, um sich dort durch die Erzählung heiterer und ergötzlicher Geschichten über die Noth der Gegenwart hinwegzuscherzen. An jedem Tag zehn Novellen; daher der Name Decamerone (δέκα, ἡμέρα). Mit Recht wird Boccaccio als der erste Novellist aller Zeiten gepriesen. Nicht nur, daß fast jede einzelne Novelle ein höchstes Muster dichterischer Erzählungskunst ist; auch die Vertheilung der Erzählungen je nach den verschiedenen Charakteren der Erzählenden, die wirkungsvolle Gegenüberstellung des unheimlichen allgemeinen Jammers und der heiteren Genußfreude des hier in reizendster Landschaft und geistvollster Geselligkeit weilenden kleinen Kreises, die feinberechnete Umrahmung durch die ergreifende Schilderung der Pest in der Einleitung und durch die tiefrührende Geschichte von der unbeugsamen Liebestreue der schwergeprüften Dulderin Griseldis am Schluß des Buches, zeugen von einem Künstler, der die Kunstmittel, die er sich mit höchster Genialität selbst erst geschaffen hat, mit klarster Einsicht und mit vollster Sicherheit beherrscht und verwendet. Dennoch ist der innerste Kern des Buches wurmstichig. Einzelne Novellen zwar greifen in tiefste Lebensfragen. Von Boccaccio hat Lessing die herrliche Erzählung Nathans des Weisen von den drei Ringen entlehnt, und Boccaccio selbst macht schon die Anwendung dieser Erzählung auf die Forderung religiöser Duldsamkeit. Von Boccaccio werden die unerbittlichsten Geißelhiebe auf das ungeistliche Leben der Geistlichkeit, besonders der Mönche und Nonnen gerichtet; das Concil von Trient wußte, was es that, als es das Decamerone auf den Index der verbotenen Bücher stellte. Aber viele, ja die meisten dieser Novellen sind von einer Ausgelassenheit und Sinnenüppigkeit, die durch die allgemeine Sittenlosigkeit der Zeit und durch die alle bösen Leidenschaften entfesselnden Einwirkungen der grausen Pest zwar erklärt, aber nicht entschuldigt werden kann; sie wirken um so anstößiger, je mehr der Dichter selbst diesen Erzählungen durch die Darstellung des Siegs überlegener Schlauheit über arglose Einfalt oder selbstsüchtige Beschränktheit den Reiz behaglichen Uebermuths und naiver Schalkhaftigkeit zu wahren weiß. Gerade diese Seite aber ist es, die das Decamerone für die Charakteristik der italienischen Sturm- und Drangperiode so überaus bezeichnend macht. Sieben Mädchen im Alter von achtzehn bis zu achtundzwanzig Jahren, und drei junge Männer, deren jüngster fünfundzwanzig Jahre alt ist, solche Geschichten sich erzählend und sich höchlich an ihnen ergötzend; und zwar Mädchen und Jünglinge von den durchgebildetsten Formen feinster und geistvollster Geselligkeit! Das eigenste Wesen des Decamerone ist dieselbe sophistische zügellose Genußlehre, deren Apostel in der deutschen Sturm- und Drangperiode vor Allem Wilhelm Heinse's Ardinghello und dann in der Zeit der romantischen Schule, bis zur Carricatur verzerrt, Friedrich Schlegel's Lucinda war. Das sogenannte junge Deutschland sprach von der Emancipation des Fleisches.

Und gleich Petrarca wurde Boccaccio einer der eingreifendsten Begründer und Förderer der humanistischen Richtung!

Auch in ihm war diese Wandlung nur das Ergebniß tiefster Entwickelungs-

nothwendigkeit. Wie hätte dieser ungestüme weltfrohe Sinn Genüge haben können an der Enge mittelalterlicher Christlichkeit? Namentlich die Art, mit welcher Boccaccio die stürmende Leidenschaft Fiammetta's immer und immer wieder durch Vorbilder und Gleichnisse der alten Götter- und Heldensage zu rechtfertigen und zu verklären sucht, bezeugt, daß für die tiefsten Stimmungen seiner Seele, für seinen tiefberechtigten, wenn auch noch ungebändigten Drang nach Entfaltung der ganzen und vollen Menschennatur Boccaccio Antwort und Gegenbild nur in der freien und bewegten Menschlichkeit der alten Griechenwelt fand.

Als daher Boccaccio in der zweiten Hälfte seines Lebens mehr und mehr sich den begeistertsten Alterthumsstudien zuwendete, trat er in diese Welt des Alterthums nicht als ein Fremder, sondern als ein tiefinnerlich Verwandter. Und durch diesen tiefen Zug innerster Wahlverwandtschaft brachte er den immer noch in ihren ersten Anfängen stehenden Alterthumsstudien eine Erweiterung und Ergänzung, die für das Wesen der modernen Bildung entscheidend geworden. Voigt in seiner trefflichen Geschichte des ersten Jahrhunderts des Humanismus hat Boccaccio sehr ungerecht beurtheilt, indem er ihn nur als einen Abfall von der genialen Höhe Petrarca's in philologische Kleinmeisterei betrachtet. Boccaccio's großes und unentreißbares Verdienst und sein entscheidender Fortschritt über Petrarca hinaus ist vielmehr, daß, während Petrarca sich ganz ausschließlich nur auf das römische Alterthum beschränkt hatte, Boccaccio keine Mühe und keine Kosten scheute, bis zu den Griechen vorzudringen. Petrarca hatte zwar auch bei einem griechisch redenden Calabresen Unterricht genommen und versucht, mit diesem Plato und Homer zu lesen; aber als ihm ein angesehener Mann aus Constantinopel, Nicolaus Sergius, eine vollständige Abschrift der homerischen Dichtungen zum Geschenk machte, mußte er doch sich blos mit dem freudeerregenden Anblick dieser Handschrift begnügen, weil, wie er selbst an Sergius schreibt, sein Ohr für griechische Laute noch taub war. Boccaccio machte sich die griechische Sprache nach Kräften zu eigen und suchte sie auch Anderen zugänglich zu machen. Nicht ohne Stolz erzählt er in den letzten Büchern seiner Genealogia Deorum, die überhaupt für die Geschichte des beginnenden Humanismus von großer Bedeutung sind, wie er um 1360 den griechischen Calabresen Leontius Pilatus durch seine inständigen Bitten von Venedig nach Florenz zog und ihn, den häßlichen mürrischen unholden Gesellen, jahrelang in seiner dürftigen Wohnung beherbergte, wie er neue Handschriften Homer's aus Griechenland sich verschaffte, sie mit ihm las und ihn zu einer lateinischen Uebersetzung veranlaßte, und wie er nicht ruhte und rastete, als bis er es bei der Florentinischen Republik durchgesetzt hatte, daß für Leontius Pilatus ein öffentlicher Lehrstuhl für die griechische Sprache und für die Erklärung Homer's errichtet wurde. Die erste Frucht dieser griechischen Studien war Boccaccio's Handbuch der Mythologie, die Genealogia Deorum. Statt vornehm über dieses Buch zu spötteln, sollte man sich klar machen, aus welch dürftigen Quellen Boccaccio schöpfte und welch unermeßliche Wirkung es auf lange Reihen strebsamster Menschengeschlechter übte. Noch das berühmte Pastorale Luca Signorelli's, das jetzt eine Zierde der Gemäldegalerie in Berlin ist, stammt unmittelbar aus Boccaccio.

Nur allzusehr hat die Nachwelt vergessen, was sie Petrarca und Boccaccio schuldet.

Mit wunderbarer Raschheit fanden diese Anregungen Verbreitung und Fortbildung. Besonders Florenz, dessen regsame Bevölkerung und freies Verfassungsleben mit den alten Republiken so viel Verwandtes hatte, wurde der Sitz der neuen Bewegung. Gelehrte Byzantiner kamen nach Florenz, junge Florentiner wanderten nach Byzanz. Das 15. Jahrhundert vollendete, was das 14. Jahrhundert begonnen. Die großen Mediceer, Cosimo und sein Enkel Lorenzo Magnifico, setzten ihren Stolz darein, nicht blos Führer des Staatswesens, sondern auch Führer der Bildung zu sein. Männer wie Niccolo Niccoli, Leonardo Bruni, Ambrogio Traversari, Poggio, Marsiglio Ficino, Lorenzo Valla, Polizian wetteiferten in der Wiederentdeckung der alten Schriftsteller und in deren Erklärung und Verbreitung. Auch die Philosophie der Alten wurde wieder eine lebendige Zeitfrage; in den sogenannten platonischen Academien strebten Lorenzo und dessen Gelehrtenkreise, die Kirchenlehre möglichst den Anschauungen Plato's und der Neuplatoniker zu nähern. Mit Recht konnte Poggio sagen, Athen sei nicht zerstört, sondern nach Florenz übergesiedelt. Und von Florenz aus verbreitete sich die neue Richtung durch ganz Italien. In den Republiken, in Siena, in Venedig, in Genua; ebenso an den Höfen des Königs von Neapel und der Gewaltherrscher der kleinen Fürstenthümer; ja durch Nicolaus V. (Tommaso Parentucelli) und Pius II. (Aeneas Sylvius Piccolomini) und sodann durch Julius II. und Leo X. bemächtigte sie sich sogar des päpstlichen Stuhles. Je einheitlicher sich im Mittelalter unter der Obhut der Kirche die Bildungszustände aller Länder gestaltet hatten, um so schneller erhob sich die gleiche Bewegung in Frankreich, in England und ganz besonders auch in Deutschland. Sogar in Ungarn und Polen finden wir thätige, höchst angesehene Humanisten.

Aus dem frischen Quell des Alterthums schöpfte sich die Menschheit neue Kraft, neue Jugend. Bald stand das gesammte Dasein unter der Herrschaft der neuen Richtung. Nur die Aufklärungsphilosophen des 18. Jahrhunderts haben eine annähernd eingreifende Stellung gehabt. Im Vollgefühl des Sieges konnte L. B. Alberti, einer der gefeiertsten und vielseitigsten Männer jener Zeit sagen: „Wir Philosophen sind die Wissenden, durch unsere Schriften haben wir den Menschen Gesetze gegeben, und sie belehrt, das Leben frei und vernunftgemäß einzurichten.

Ein neues Zeitalter war gekommen; eine neue Weltanschauung, eine neue Gesittung. Ein anderer Himmel, eine andere Erde.

Dies ist der Boden, auf welchem die höchste italienische Kunstblüthe erwachsen ist.

Jene freiere, aus dem Studium der Alten entspringende Richtung, welche wir in der Wissenschaft Humanismus nennen, nennen wir in der Kunst rinascità, rinascimento, renaissance (de l'antiquité), Wiedergeburt des Alterthums.

Filippo Brunellesco, auf die sorgsamsten Messungen und Aufnahmen der alten römischen Baudenkmale gestützt, wird der epochemachende Schöpfer dieser neuen antikisirenden Richtung in der Baukunst; 1420 durch die Erbauung der

Kuppel des Domes zu Florenz und durch die Erbauung der Kirchen und Paläste, welche sich dieser ersten entscheidenden That anschlossen. Nicht eine todte Nachahmung der antiken Formen, sondern ihre geniale Fortsetzung und Umbildung nach den Aufgaben und Empfindungen der mächtig fortschreitenden unmittelbarsten Gegenwart und Wirklichkeit. Es folgte auf den gleichen Grundlagen und mit den gleichen Zielen die große Epoche der florentinischen Bildnerei in Donatello, Ghiberti, Verrocchio, Luca della Robbia, die große Epoche der florentinischen Malerei in der glänzenden, rastlos sich steigernden Entwicklungsreihe von Masaccio bis hin zu Domenico Ghirlandajo und Leonardo da Vinci und Michelangelo. Bald stellte sich dem großen florentinischen Kunstleben das Kunstleben der anderen italienischen Städte ebenbürtig zur Seite. Nur in einzelnen, dem stillen Klosterleben angehörigen Künstlern, wie vor Allem in Fiesole, erhält sich ein Nachklang jener ausschließlichen Christlichkeit, welche in der Kunst nichts als gemalte Gebete sieht.

Es wird nicht immer genügend hervorgehoben, wie innig sich die Humanisten und die Künstler der Renaissance ihres gemeinsamen Ursprungs und ihrer tief inneren Wesensgleichheit bewußt waren und in wie inniger Wechselwirkung sie zu einander standen. Wie die Humanisten von Anfang an auch den alten Kunstdenkmalen, soweit diese zugänglich waren, die eifrigste Aufmerksamkeit zugewendet hatten und sie auf's emsigste sammelten, so daß Florenz schon damals sich stattlicher Sammlungen antiker Bildwerke rühmen konnte, so verfolgten sie auch das Schaffen der aufstrebenden neuen Kunst, ein Jeder nach seiner Stellung und nach seinen Kräften, mit wärmster und förderndster Theilnahme. Leonardo Bruni unterstützte Ghiberti bei der Wahl der Darstellungsstoffe an den berühmten Erzthüren des Baptisteriums. Niccolo Niccoli war mit Brunellesco, mit Donatello, mit Ghiberti, mit Luca della Robbia auf's innigste befreundet. Cosimo, der große Mediceer, begnügte sich nicht mit der mächtigen Einwirkung, die er durch seine großartigen, in der Kunstgeschichte seit dem Perikleischen Zeitalter unerhörten Aufträge ausübte; er verkehrte, wie mit den Gelehrten, so auch mit den Künstlern unausgesetzt auf dem Fuß traulichster Gleichheit. Lorenzo Magnifico war der Erste, welcher eine auf das sorgsamste Studium der Antike gerichtete Kunstschule gründete; aus ihr sind so treffliche Künstler wie Lorenzo Credi und Michelangelo hervorgegangen. Und von Seiten der Künstler war das gleiche innige Entgegenkommen gegen die Humanisten. L. B. Alberti mahnt ausdrücklich die Künstler, den Umgang mit Dichtern und mit Männern der Wissenschaft zu suchen, eingedenk der Thatsache, daß Phidias das Motiv seines Zeus aus Homer geschöpft habe. Und das Gleiche fordert Michelangelo, der als Jüngling auf Polizian's Anregung sein großes Centaurenrelief schuf, in einem Brief aus dem Jahre 1504, der in höchst elegantem Latein geschrieben ist. Die Künstler fürchteten damals noch nicht, wie es wohl heut zuweilen die Furcht der Künstler ist, durch ernstes Bildungsstreben ihre Naivetät und Ursprünglichkeit zu beeinträchtigen. Leo Baptista Alberti und Fra Giocondo, die großen Baumeister, waren selbst gefeierte Humanisten, die auch in der Geschichte der Wissenschaft einen unsterblichen Namen gewannen. Und wie später Rafael mit Castiglione und Bembo und Sadolet, so waren

auch jetzt schon die Künstler mit den Gelehrten ihrer Zeit durch engste Freundschaft verbunden. Mantegna malt Filelfo; das Bild Benozzo Gozzolis im Camposanto zu Pisa, das den Besuch der Königin Saba bei Salomo darstellt, enthält die Bildnisse von Marsilius Ficinus, Argyropulos, Bartolomeo Platina; die Darstellungen Domenico's Ghirlandajo's aus dem Leben Johannis des Täufers in der Kapelle Strozzi in S. Maria Novella in Florenz feiern in gleicher Weise Marsilius Ficinus, Christophorus Landinus, Demetrios Chalcondylas und Angelo Poliziano.

Die Künstler standen auf der Höhe der Zeit; darum wurden sie ihr monumentaler Ausdruck.

Ja bald trat sogar die wunderbare und in der Geschichte einzig dastehende Erscheinung ein, daß die Wissenschaft und die Dichtung, die doch die Grundlage und der Anstoß dieses gewaltigen neuen Aufschwungs der bildenden Kunst gewesen waren, von der bildenden Kunst nicht blos an Formenschönheit, sondern auch an Gedankentiefe weit überflügelt wurden. Der tiefste Geist jenes großen Zeitalters liegt nicht in den gelehrten Ciceronianern, deren Denken und Trachten fast ganz und gar in lateinischen Stilübungen aufgeht, selbst nicht in Pulci und Bojardo und Ariost, die nur dadurch sich als ächte Kinder der Renaissancebildung erweisen, daß sie mit den abgeblaßten Gestalten der mittelalterlichen Sagenwelt ihr neckend ironisches Spiel treiben, aber nirgends den Versuch machen, die tiefen Räthsel und Widersprüche der bewegten Menschenbrust in den Bereich der Dichtung zu ziehen. Der tiefste Geist jenes großen Zeitalters liegt vielmehr in den großen bildenden Künstlern, in Brunellesco und Bramante, in Leonardo, Michelangelo, Rafael, Tizian. Die Wissenschaft und Dichtung verflachte; es rächte sich, daß sie in schaler Vermittlungssucht und in blasirter Gleichgültigkeit und Heuchelei nicht den Muth und den unerschrockenen Erkenntnißdrang hatte, den Fragen auf den Grund zu schauen und den unlösbaren Widerspruch zwischen den Schranken der überkommenen Glaubenslehre und den zwingenden Forderungen der neuen Weltanschauung in jener durchschneidenden Weise zur Entscheidung zu bringen, welche später das unverbrüchliche Wesen und die treibende Kraft der auf die Segnungen der Reformation gebauten protestantischen Wissenschaft und Dichtung wurde. Die bildende Kunst hatte den Vortheil, daß sie von dieser hemmenden Zwiespältigkeit unberührt blieb; aus der Poesie und Idealität der erhöhten schönheitserfüllten Wirklichkeit zog sie sich jene Poesie und Idealität tiefster Seelenmalerei und jene stilvolle Hoheit der künstlerischen Formengebung, welche die Blüthezeit der italienischen Renaissance ebenbürtig neben die höchste Blüthezeit der griechischen Kunst stellt.

Nicht ein Mann der Wissenschaft, nicht ein Dichter hat das innerste Lebensgeheimniß und die durchgreifende geschichtliche Bedeutung dieses gewaltigen Zeitalters in großartigster Monumentalität ausgesprochen, sondern ein bildender Künstler. In der Stanza della Segnatura des Vaticans, in einem Prachtgemach des päpstlichen Palastes selbst, malte Rafael in der sogenannten Disputa die Verherrlichung der christlichen Religion und Theologie, in der sogenannten Schule von Athen die Verherrlichung der alten Philosophie, in dem sogenannten Parnaß die Verherrlichung der Poesie und der musischen Künste, in der

Stiftung der römischen und canonischen Rechtsurkunden die Verherrlichung des Rechtes und des Staates. Neben der geheiligten Offenbarung steht völlig ebenbürtig und gleichberechtigt die Bildung des Alterthums und deren freies Denken und Forschen, die Weihe der Poesie und Kunst, die sittliche und staatliche Ordnung. Nur eine Bildung, die mit der Ausschließlichkeit des mittelalterlichen Kirchenthums gebrochen hatte, konnte Religion und Philosophie und Kunst und Recht als die vier unerläßlichen und unverbrüchlichen Grundpfeiler des menschlichen Daseins verherrlichen; nur eine Bildung, die mit der Ausschließlichkeit des mittelalterlichen Kirchenthums gebrochen hatte, konnte den Muth haben, Plato und Aristoteles, Homer und Vergil, Apoll und die Musen auf gleichen Boden mit den Aposteln und Kirchenvätern zu stellen.

Ueber die Art des Reisens in Afrika.

Von

Dr. **Georg Schweinfurth.**

Wir leben in einer Zeit, welche den Kampf gegen die Schranken des Raumes begonnen; der Planet, den wir bewohnen, erscheint uns nur noch als das enge „Erdenhaus", in welchem wir länger keine unbetretenen Stellen dulden wollen. Diesen Ausdruck gebrauchte, sehr bezeichnend für den Geist der Zeit, der Begründer der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft, als er mit einem öffentlichen Aufrufe zur Vollbringung des großen Werks aufforderte, in welchem wir eine der unserem Volke im Wettkampfe mit den übrigen Nationen Europa's zugefallenen Aufgaben erblicken, die Erforschung Afrika's.

Im alten Griechenland würde man, — und an Beispielen, welche diese Vermuthung zu bestätigen scheinen, hat es nicht gefehlt —, derartige Worte wahrscheinlich als einen strafbaren Insult gegen die Majestät der Gaea betrachtet haben. Als der Horizont der geographischen Erkenntniß noch im engen Rahmen einer vom Okeanos umflossenen Insel lag, da genügten aber auch allein die bewegenden Kräfte des Wassers und der Luft, um alle Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen, wo seine eigene Kraft nicht ausreichte. Tausende von Jahren bereits hatte er mit neptunischen und mit äolischen Mitteln gearbeitet, als er von der relativen Ansicht, die sein erleuchteter Geist ihm gegeben, das positive Bild durch eigene Anschauung in sich zu verwirklichen strebte, als Columbus kam; sie erwiesen sich als immer unzureichendere, als dreihundert Jahre später ein zweiter Columbus kam, der die sogenannte neue Welt von neuem entdeckte. Jetzt erst, da auch das Feuer in den Kreis der bewegenden Elemente getreten, verjüngen sich vor unseren Blicken die combinirten Schranken der Zeit und des Raumes, und Hindernisse, die früher unüberwindlich schienen, sehen wir immer mehr sich zu bloßen Fragen des Kraft- und Zeitaufwandes, der Arbeit und des Geldes gestalten. Durch die vollkommenste Erfindung, der nach menschlichem Bedürfniß vollendetsten, durch den electrischen Telegraphen, sehen wir die entferntesten Räume des Erdballs, — um den Vergleich mit dem Hause weiterzuführen, — zur Enge eines Zimmers zusammenschrumpfen, in welchem man sich aus einer Ecke in die

andere beliebige Worte der Begrüßung zuzurufen vermag. Ein einigendes Band umschlingt die Gesammtfläche des Globus und mit gewaltigem Pulsschlag markiren alle Völkerströmungen ihren jedesmaligen Stand im europäischen Herzen. Nach immer kürzer werdendem Zeitmaße durchmessen unsere Dampfer die immensen Flächen des Weltmeers; die Erdoberfläche bedeckt sich mit Schienenwegen; nur noch in wenigen Ländern Europa's sind Strecken dargeboten, wo man Tagereisen zu Fuß zurückzulegen vermöchte, ohne in die Maschen des großen Eisenbahnnetzes zu gerathen, —

„und auf entlegnen Wegen
tönt, wie ein altes Märchenwort,
das Posthorn uns entgegen."

In der That kann die Zeit nicht mehr fern sein, in welcher Leute, die auf der Achse noch größere Strecken in Europa zurückgelegt haben, unter uns zu den größten Seltenheiten zählen werden. Als der Nestor der deutschen Afrikareisenden, Gottfried Ehrenberg, vor mehr als einem halben Jahrhundert sich in Triest zu der epochemachenden Reise einschiffte, welche ihn an der Seite des unglücklichen Hemprich längstgekannte Länder des Alterthums von neuem entdecken ließ, da hatte er, um diesen Platz zu erreichen, von welchem heute noch lange nicht der Beginn einer größeren Unternehmung datirt, allein 15 Tage per Achse zurückzulegen gehabt, und erst 4 Wochen später betrat er die Gestade Aegyptens. Heute fährt man 30 Stunden auf Schienenwegen nach Triest, wenn man aber noch 20 zugiebt, so kann man an das äußerste Ende Italiens gelangen, und ist drei Tage später an den gastlichen Ufern des Nils.

Als man vor 300 Jahren das Institut der Reichspost schuf, galt das mit Recht als ein Fortschritt, der eine neue Epoche bezeichnete; Afrika hat sich an demselben nie betheiligt, und dasjenige Land, welches die älteste und zugleich die neueste Cultur in diesem Welttheile in sich schließt, Aegypten ist mit einem Sprunge aus dem Alterthum in die Neuzeit übergegangen*). Dahinter liegt das echte unveränderte Afrika, dort ist Alles beim Alten geblieben; aber es kommt immer etwas Neues aus Afrika, es bleibt uns ewig neu. Kann doch der Gegensatz zu unserer Zeit nirgends in grellerem Lichte in die Augen springen, als in Gegenden, wo wir, um ein heimisches Beispiel der Reisemanier geben zu können, bis in die Zeiten zurückzugreifen haben, in welchen das Nibelungenlied spielt, und wo die Geschichte von Gunther's Zuge zum Könige Etzel uns die Verhältnisse schildert, unter welchen man noch inmitten von Deutschland Waldwildnisse und menschenleere Einöden auf wochenlangem Ritte zu durchwandern hatte.

Der mir zugemessene Raum würde nicht ausreichen, nach jeder Richtung hin die Art des Reisens in Afrika eingehend vor die Augen zu führen. Afrika ist groß, und wenn auch in ungeheuren Räumen von größter Gleichartigkeit seiner physikalischen Beschaffenheit, so rufen doch auch hier die Combinationen der Localverhältnisse eine bedeutende Mannichfaltigkeit in der Art und Weise

*) Aegypten besitzt gegenwärtig 1780 Kilometer befahrener Schienenwege und, im Verhältniß zur Einwohnerzahl, mehr Eisenbahnen als Italien oder Oesterreich-Ungarn.

hervor, in welcher der Reisende mit ihnen zu rechnen hat. Vor Allem will ich mich daher auf die Art der Ortsbewegung, der Fortschaffung des Reisenden vom Platze beschränken, wobei ich immer ein zu seinem Unterhalte sowie für seine wissenschaftlichen Reisezwecke unerläßliches Gepäck von vielen Centnern voraussetze.

Im Großen und Ganzen kann man Afrika nach der Bodenbeschaffenheit und den meteorologischen Verhältnissen in vier von einander sehr verschiedene landschaftliche Gruppen eintheilen, die nicht überall einen zusammenhängenden Anschluß ihrer Theile zu erkennen geben, sondern auf weite Strecken von einander getrennt, in sehr entlegenen Gebieten des Continents sich wiederholen können. Es sind: erstlich die Region der Wüsten und Steppen, dann die der Bergländer, ferner die von minder ausgedehnten Grasflächen unterbrochene Waldregion, welche dem größten Theil des tropischen Afrika's, 15 Breitengrade südlich und fast ebensoviele nördlich vom Aequator, einen so gleichartigen Charakter ertheilt, daß wir von den Ufern des Senegal bis zum Zambesi, vom Congo bis an den Gazellenstrom die große Mehrzahl aller Thiere und Pflanzen in völlig identischen Arten antreffen. Dazwischen strömen die Flüsse, welche das beste Culturland angeschwemmt und an ihren Ufern eine größere Bevölkerungsdichtigkeit hervorgerufen haben.

Diesen vier landschaftlichen Gruppen entsprechend kann man auch die Art, wie man in den verschiedenen Gegenden Afrika's reist, die Art ihrer Beförderungsmittel unter vier Kategorien zusammenstellen. In den Wüsten und Steppen reist man mit Kameelen, im Berglande mit Pferden, Eseln und Maulthieren, im Waldgebiete mit Trägern zu Fuß und auf den Flüssen, welche sich nur zum geringsten Theil der Dampfschifffahrt erschlossen, mit Segelbarken. Ein fünftes Beförderungsmittel, das indeß auf das südliche Afrika beschränkt und mir aus eigener Anschauung nicht bekannt ist, das Reisen in großen Wagen mit Ochsengespann, kam diesseits des Aequator in Afrika noch nirgends zur Anwendung. In den von mir bereisten Gebieten waren es weniger die localen Verhältnisse der Natur als vielmehr die Indolenz der Bewohner und der Mangel an europäischer Initiative, welche dieses vorzügliche Beförderungsmittel bisher noch nicht zum Versuche gelangen ließen.

Ich beginne das Reisen mit den Flüssen, denn die Flüsse, durch welche die höchsten Punkte im Inneren eines Continents mit den niedrigsten an seiner Küste in direkte Verbindung treten, sind nicht nur die ewigen unveräußerlichen Fahrstraßen des an seiner Weiterbildung unabläßig fortarbeitenden Erdballs, als solche dienen sie auch dem Menschen, welcher sich überall die im großen Haushalte der Natur erworbenen Erfahrungen, gleichsam wie unbewußt, zu Nutzen macht und seine erste Culturstufe damit zu bezeichnen pflegt, daß er demselben die Modelle seiner Kunst entlehnt.

Zur Zeit ihrer Kindheit waren Schifffahrt und Handel auf die Küsten beschränkt, wo sie die Austrittsstellen der natürlichen Arterien des Binnenhandels aufsuchten. An den Mündungen der großen Flüsse entstanden die Emporien des Welthandels. In keinem Welttheile indeß ist die den Flüssen zugefallene Rolle eine geringere geblieben als in Afrika. Entweder waren die Zugänge zu ihnen

in einem Labyrinthe von Mündungsarmen so versteckte, daß sie von den Seefahrern Jahrhunderte lang übersehen werden konnten, oder die vorgeschobenen Sandbarren gestatteten den Eintritt nur Fahrzeugen der kleinsten Art, welche den Anforderungen der weiten Curse auf hoher See nicht gewachsen erschienen. Wo sich aber bequeme Zugänge eröffneten, da verschlossen gar bald unüberwindliche Stromschnellen jede weitere Schifffahrt.

Der Nil ist der einzige afrikanische Fluß, welcher bereits im Alterthum als Wasserstraße für den Welthandel eine gewisse Bedeutung errang, sie reichte indeß nur bis an das Ende der großen Kornkammer von Aegypten bei den ersten Cataracten von Syene, in der Nähe des Wendekreises. Dort befanden sich die Thore der damals bekannten Welt; was darüber hinauslag, davon wußte man nur von Hörensagen zu berichten. Obgleich nun viele Cataracte den Lauf des Nilstroms auf weite Strecken unterbrechen, so erscheinen sie doch nicht als absolut unüberwindbar. Stromabwärts, bei hohem Wasserstande, fahren alljährlich zahlreiche Barken von Chartum bis Cairo hinunter, beladen mit den mannichfaltigsten Produkten des Sudan. Mit dem nöthigen Aufwande von Menschenkräften können sogar Dampfer durch alle Cataracte stromaufwärts gezogen werden. Der Versuch ist bereits öfters geglückt und schon haben ihrer vierzehn, darunter Dampfer von über 100 Pferdekräften, alle diese Hindernisse ohne Unfall überwunden, so daß dieselben den Hauptstrom fast in seiner ganzen Länge, von der Mündung bis über den 5. Grad nördlicher Breite hinaus, d. h. von Alexandria bis Chartum und Gondokorro, einer Strecke von über 450 deutschen Meilen Stromentwickelung, unaufhaltsam zu befahren vermochten. Auf den Zwischenstrecken, innerhalb der durch die Cataracte geschaffenen Unterbrechungen, herrscht ein immerhin beträchtlicher Barkenverkehr, und oberhalb der Stadt Berber, in einer Ausdehnung von nahezu 200 deutschen Meilen, stellen sich der Schifffahrt zu keiner Jahreszeit andere Hindernisse in den Weg, als die durch die außerordentliche Ueppigkeit der Vegetation in den oberen Gewässern geschaffenen. Die sogenannten sechsten Cataracte bei Schendi sind nämlich der Schifffahrt nicht hinderlich. Zwischen Berber und Chartum kommen und gehen die Barken das ganze Jahr hindurch. Mit geringer Mühe sind auch die ersten Cataracte bei Assuan, dem alten Syene, zu überwinden, erst mit den zweiten Cataracten, denen von Uadi-Halfa beginnt die große Unterbrechung im Verkehr stromaufwärts segelnder Barken; dieselbe umfaßt bis zu den fünften Cataracten eine Strecke von ungefähr 115 deutschen Meilen der Stromlänge, aber auch innerhalb dieser Grenzen eröffnet sich streckenweise der Schifffahrt immer noch ein gewisser Spielraum für die Bedürfnisse des Localverkehrs.

Die ersten Cataracte bezeichnen, wie vor 2000 Jahren, auch heute noch die Thore der civilisirten Welt, bis dahin ist eine regelmäßige Dampfschifffahrt eingerichtet, und sie bilden das gewöhnliche Ziel der alljährlich Aegypten besuchenden Touristen. Dieser Theil der Flußschifffahrt bedarf daher keiner näheren Beschreibung; man findet daselbst mit allem Comfort ausgestattete Dampfer, welche einen Vergleich mit denen des Rheins in keiner Hinsicht zu scheuen haben, während die durch ein Zusammenwirken der Segel und Ruder

äußerst beweglichen Dahabien, was Bequemlichkeit der Einrichtung anbelangt, ihres Gleichen suchen unter allen Flußfahrzeugen der Welt.

Mit Chartum, diesem großen Sammelplatze des ganzen Verkehrs im östlichen Sudan, nimmt nicht nur der Hauptstrom einen durchaus veränderten Charakter an, — er wird breiter und wasservoller, — sondern auch die Schifffahrt tritt uns auf demselben in völlig neuem Gewande entgegen. Die Schwierigkeit des Transportes durch die Wüsten, oder über die Cataracte des mittleren Stromlaufs schließt unser leichtes und gerades Tannenholz vom dortigen Schiffsbau aus, die vorhandenen Barken sind daher plump und schwerfällig aus eisenhartem Acacienholz in seltsamer Weise zusammengezimmert. Der Reisende findet auf denselben keine jener Bequemlichkeiten wieder, mit welchen ihn die Dahabien Aegyptens verwöhnten. Nur nothdürftig ist auf ihnen der dargebotene Schutz gegen Wind und Wetter, während die stets erforderliche Mitnahme einer zahlreichen Bedeckung den vorhandenen Raum auf's Aeußerste beschränkt. Je nachdem die localen Hindernisse der Wasservegetation das Fortkommen beeinflussen, rechnet man von Chartum bis an's Ende der Schifffahrt, sei es auf dem südlichen oder auf dem östlichen der beiden Hauptarme des Weißen Nils, dem Bachr-el-Gebel und dem Bachr-el-Ghasal, im günstigsten Falle immerhin zwischen ein und zwei Monate unausgesetzter Segelfahrt, bei gutem Nordwinde. Durch die unter dem 9. Grade nördlicher Breite angehäuften Massen schwimmender Grasinseln des „Sfett", oder der großen Grasbarre, kann sich die Fahrt indeß unter Umständen bis um das Doppelte und Dreifache des angeführten Zeitmaaßes verlängern. Durch die im Jahre 1870 vollendete Unterwerfung des großen Negerstammes der Schilluk unter die Botmäßigkeit der ägyptischen Regierung sind in letzterer Zeit wenigstens die von Seiten der Uferbewohner dem Reisenden drohenden Gefahren beseitigt worden; gegenwärtig sind es nur noch die Launen des Windgottes, der Wasserstand und die Grasbarre, welche die hindernden Factoren abgeben, mit denen er zu rechnen hat.

Ueber mehr als den dritten Theil des afrikanischen Continents erstrecken sich jene einförmigen, vegetationsarmen und mehr oder minder regenlosen Striche, welche man Wüste nennt; theils sind es Wüsten im engeren Sinne, — jene abschreckende Oede, die uns die Vorstellung von der Unendlichkeit naherückt —, theils sind es mehr oder minder mit Gras- und Krautwuchs bedeckte Ebenen, Gebirge und Thäler, wo die Seltenheit des Regens und die Zerstreutheit der Trinkwasserplätze allen Erscheinungen des Thier- und Pflanzenlebens einen so charakteristisch gemeinschaftlichen Stempel aufprägen.

Die Wüste mit ihren ungeheuren Entfernungen, mit dem beständig drohenden Mangel an Speise und Trank, würde jeder freien Bewegung des Menschen ebenso hinderlich entgegentreten, wie auf dem Ocean die immensen Flächen von salzigem Wasser, wäre ihm nicht die Dienstbarmachung eines Thieres geglückt, welches von der Natur mit allen Mitteln zur Bekämpfung dieser Hindernisse ausgerüstet erscheint und das man daher das Schiff der Wüste nennt.

Man hat die Domesticirung des Hundes als den größten Triumph bezeichnet, welchen der Mensch im Kampfe mit der Thierwelt gefeiert; aber kein geringerer Triumph war es, als das störrige, allem Vernünftigen so abholde

Kameel dazu vermocht wurde, dem Ruf des Führers (einem seinen eigenen Lauten nachgebildeten Gurgelton) gehorchend, vor ihm auf die Kniee zu sinken und wehrlos seinen starken Rücken der Bürde preiszugeben.

Wie und wo, und wann es dem Menschen gelang dieses Thier zu zähmen, wird voraussichtlich für immer eins der größten Räthsel in der Geschichte menschlicher Cultur bleiben, und es muß geradezu unbegreiflich erscheinen, daß jenes Hausthier, welches dem Menschen das am allerunentbehrlichsten gewordene, an welches die Existenz desselben sozusagen gebunden erscheint, zugleich auch dasjenige ist, welches ihm von jeher am meisten entfremdet geblieben.

„Noch nie", bemerkt Brehm, der mustergültige Darsteller des Lebens der Thiere, sehr richtig, „noch nie hat ein Araber es versucht, die geistigen Eigenschaften eines Kameels zu rühmen*), obgleich hunderte seines Volkes ohne dieses Thier nicht leben können." Seinen ganzen Ruhm verdankt es aber allein der körperlichen Befähigung, im übrigen ist es das unliebenswürdigste, dümmste, störrischste und ungemüthlichste Geschöpf, welches man sich denken kann. Voll Gehässigkeit oder Gleichgültigkeit gegen seinen Wohlthäter folgt es ihm nie im Guten, nur durch Gewalt wird es zu seiner Pflicht und meist auch nur durch Gewalt zu allem Dem angehalten, was ihm selbst frommt und nützlich ist.

Ich verweilte absichtlich bei diesen abstoßenden Eigenschaften des Wüstenschiffs, denn sie sind geeignet unsere Betrachtung auf einen Gesichtspunkt zu lenken, welchen ich bei Besprechung des Nutzens, den das Kameel den Afrikareisenden darbietet, in den Vordergrund stellen möchte. Der Umgang mit diesem Thiere, dessen seltsames Naturell den Reisenden gleichsam dazu zwingt, seine Geistesverfassung in Einklang zu setzen mit der starren Natur der Umgebung (— wie er denn auch den Charakter der menschlichen Wüstenbewohner dem seinigen so ähnlich gemacht —), dieser Umgang bildet die passendste Vorstudie zu den größeren Aufgaben, welche er sich gestellt hat. Keine Art des Reisens übt ihn besser in Ausdauer und Standhaftigkeit, gewöhnt ihn mehr an Sonnenbrand und Hitze, führt ihn leichter ein in die hohe Schule der Geduld —; Geduld aber ist das erste Erforderniß bei jedem Unternehmen zur Erforschung des unbekannten Afrika.

Der Europäer in Indien, sagt ein alter Spruch, lernt noch Geduld, oder er verliert sie, wenn er sie bereits besessen.

Die Körpergestalt des Kameels deutet auf das Entschiedenste darauf hin, daß dieses Thier für die Ebene geschaffen sei. Zwar liegen die Hauptreviere der Kameelzucht überall in von hohen Bergen umschlossenen Thälern; da sich aber die Bergwände innerhalb der Wüsten- und Steppenregion nur in der Nähe des Meeres mit Pflanzenwuchs bekleiden, im Binnenlande dagegen ausnahmslos nackt und öde bleiben, so ist das Kameel bei seinem Weidegange von Hause aus auf die graserfüllte mit Acacien bestandene Thalsohle angewiesen. Immerhin ist das Thier im Stande, steile Höhen zu erklimmen, wobei es indeß eine gewisse Unbeholfenheit an den Tag legt, namentlich an Stellen, wo der Boden

*) Einer schmeichelhaften Erwähnung erfreut sich der Name des Kameels in der bilderreichsten Sprache des Ostens nur bei Leichenbegängnissen, wenn die Wittwe hinter der Bahre des Gemahls die stereotypen Worte ausruft: „ja gemmeli", Du mein Kameel, das mich getragen u. s. w.

mit lockerem Gerölle bedeckt seinen Füßen keinen sicheren Stützpunkt zu ertheilen vermag. Besonders beschwerlich wird dem Kameel das Bergabsteigen, da es in seiner Statur so überbaut erscheint. Mit gespreizten Vorderbeinen sieht man alsdann die hohen Gestalten häufig auf ihren breiten Sohlen ins Rutschen gerathen, ein Auskunftsmittel, welche das Kameel besonders bei der Passage von Bächen mit tiefeingeschnittenem Bette und schlüpfrigen Uferwänden zu befolgen pflegt. Es versucht in solchem Falle geradezu auf seinen breiten Sohlen Schlitten zu fahren, ein Experiment, welches für das Gepäck des Reisenden sehr verhängnißvoll werden kann. Die Kraft, welche das Kameel in seinen dünnen aber zähen Extremitäten entwickelt und die Sicherheit seiner weichen, plastisch sich jeder Unebenheit anschmiegenden Sohlenballen ist indeß eine so bedeutende, daß es auf kurze Strecken auch sehr steile und unwegsame Gebirgspfade im belasteten Zustande zu begehen vermag. Als Beispiel dafür diene meine wiederholte Ueberschreitung der über 3000 Fuß hohen Bergpässe im Westen von Suakin, mit schwerbeladenen Kameelen und auf Wegen, welche selbst den Pferden und Eseln außerordentliche Beschwerden zu verursachen schienen. Ohne den geringsten Unfall und ohne sonderlichen Zeitaufwand werden diese steilen und rauhen Gebirgspfade von allen Karavanen überwunden. Ich glaube daher zu der Annahme berechtigt zu sein, daß der Grund, weswegen das Kameel in eigentlichen Gebirgsländern keine Verwendung findet und keine eigene Gebirgsrasse desselben gezüchtet werden konnte, wie von andern domesticirten Vierfüßlern, nur in dem Umstande zu suchen sei, daß es in einem feuchten Klima gegen große Temperaturschwankungen äußerst empfindlich ist. Dies ist der Fall im abyssinischen Hochlande; im Tieflande sind diese Schwankungen sehr unbedeutend, während die nördlichen Wüsten, welche allerdings die größten Extreme in der Luftwärme zu erkennen geben, dennoch zu jeder Jahreszeit durch den geringsten Feuchtigkeitsgehalt der Luft ausgezeichnet erscheinen. In den Steppenländern des Sudan werden Rassen gezüchtet, welche sich an die mehrmonatliche Näße der Regenzeit sehr wohl gewöhnt haben, auf der andern Seite sehen wir die Kameele in Nordafrika jeden Temperaturwechsel ohne Schaden ertragen.

Die Verbreitung des Kameels*) fällt fast genau mit derjenigen der arabischen Sprache zusammen; das einzig arabisch redende Hirtenvolk in Afrika, welches keine Kameele besitzt, sind die im Süden von Kordofan und Dar-Fur weite Steppenstriche innehabenden Baggara; aber diese Gegenden liegen bereits jenseits des als fast genaue Südgrenze für die Verbreitung des Kameels in Afrika zu bezeichnenden 12. Grades nördlicher Breite. Mit Ausnahme von Abyssinien kann man in Afrika alle Länder bis zum 12. Grade zu Kameel bereisen, und am Indischen Ocean, die Somali-Küste entlang, erstreckt sich dieses Beförderungsmittel bis über den Aequator hinaus. Im ganzen Hochlande von Abyssinien und den Galla-Gebieten gehört das Kameel zu den unbekanntesten Thieren. Lebhaft gedenke ich noch des von maßlosem Schreck und Staunen zeugenden Geschreis einer Sklavenschaar, die mir in Gallabat, auf der untersten Terrasse

*) Es ist immer nur vom einhöckerigen die Rede, welchem allein dieser Name geziemt (arabisch: Gemmel).

des Hochlandes, eines Tages begegnete, als dieselbe sich plötzlich auf engem Waldpfade den häßlichen und so gespenstisch einher schreitenden Thieren meiner Karavane gegenüber befand.

Es ist schon so Vieles und so Ausführliches über das Reisen mit Kameelen zur allgemeinen Kenntniß gelangt, daß wir nicht zu lange bei dieser Reiseart verweilen dürfen; ich will daher nur auf einige der wichtigsten Vortheile und Nachtheile aufmerksam machen, welche dieselbe darbietet.

Unter den dargebotenen Vortheilen nimmt die große Tragkraft des Kameels den obersten Rang ein. Für weite Reisen gilt als Maximum eine Belastung von 300 Pfunden. Im Nilthale, dessen Kameele sich zu denen der Wüstenstraßen ungefähr so verhalten wie englische Brauerpferde zu englischen Rennern, steigert sich das Maß der Belastung bis auf mehr denn 1000 Pfund; indeß gilt dies nur für kurze Strecken und für Lasten von am wenigsten compendiöser Gestalt (z. B. Bausteine). In jedem Falle kann sich daher auch der Reisende ziemlich umfangreicher Gepäckstücke*) und der großen Bequemlichkeit bedienen, welche ihm feste Holzkisten, die indeß nicht länger als drei Fuß sein dürfen, darbieten. Die geringe Sorge um die Ernährung und Tränkung der Thiere ist sprichwörtlich bekannt. Ein wohlgenährtes Kameel kann in seiner Nahrung für eine ganze Reihe von Monaten auf das äußerste Maaß beschränkt und somit auch in den pflanzenleersten Gegenden durch Mitnahme von kräftigem Futter (Korn und Bohnen) vor dem Verhungern bewahrt werden.

Sehr übertrieben pflegen in der Regel die Vorstellungen zu sein, welche man sich von seiner Widerstandsfähigkeit gegen den Durst zu machen beliebt Wie jedes andere Geschöpf seinen Bedarf an Trinkwasser nach den Graden der Lufttemperatur richtet, so auch das Kameel. In den kühlen Wintermonaten der nördlichen Wüsten vermag es allerdings einen siebentägigen Wassermangel ohne Anstand zu ertragen. Während der libyschen Expedition von Gerhard Rohlfs wurden seine Kameele, es war auf dem Marsche nach der Oase Siuah, im Laufe von 15 Tagen ununterbrochenen Marsches, nur ein einziges Mal, und auch da nur in halben Rationen abgetränkt**). In den Wüsten Nubiens gelten zur heißen Jahreszeit vier Marschtage ohne Wasser als die größte Leistung des Kameels. Zu Statten kommt dabei der Umstand, daß die Kameele auch sehr brackiges Wasser, etwa vom Salzgehalte der Ostsee, das kein Europäer über die Lippen zu bringen vermag, ohne Widerwillen zu sich nehmen. Einen weitern Vortheil eröffnet dem Reisenden die gleichmäßige Gangart des Kameels. Die Thiere, einmal beladen und in Gang gebracht, schreiten maschinenmäßig, ohne die geringste Stockung im Zuge zu bewirken, des Weges einher, meist ununterbrochen bis der Tagemarsch vollendet ist, der in der Regel 5 deutsche Meilen oder 9—10 Stunden Weges beträgt (4 Kilometer die Stunde). Unbelastete Reitkameele können bis zu 10 deutschen Meilen in einem Tage zurücklegen, und

*) Man hat schon ganze Segelstangen, zerlegte Dampfmaschinen u. dgl. auf dem Rücken der Kameele durch die Wüste transportirt.

**) Einen Bericht über diese Expedition, von dem Führer derselben, Herrn Dr. Gerhard Rohlfs, wird eines der nächsten Hefte der „Deutschen Rundschau" bringen.

Die Redaction der „D. R."

ohne Schaden diese Anstrengung für mehrere Tage fortsetzen. Im Fall der Noth kann man auch das Lastkameel zu den äußersten Anstrengungen bewegen. Ich bin wiederholt 13 bis 14 Stunden ununterbrochen auf dem Lastkameel geritten und erreichte das Maximum eines Tagemarsches auf der Strecke von Kosser nach Kenneh bei 18 Stunden, es war im August des Jahres 1864.

Die Nachtheile, welche das Reisen zu Kameel für den an den Besitz von tausenderlei einzelnen Gegenständen gebundenen Europäer zur Folge hat, gipfeln zunächst in der großen Mühe, welche das tägliche Auf- und Abladen der Thiere mit sich bringt. Alle Kisten, Ballen und Säcke müssen von Stricken vielfach umschnürt und in zwei Theillasten halbirt auf dem Rücken der Lastthiere in frei schwankender Ballance erhalten werden. Zehn Pfund Stricke sind allein für jede Last erforderlich. Das unaufhörliche Auf- und Zubinden der während der Reise gebrauchten Gepäckstücke bereitet dem Reisenden eine harte Geduldsprobe; eine nicht geringere erwächst demselben aus der Unbequemlichkeit des Ritts. Man muß auf dem Kameele essen und trinken, während der Körper mit viermaliger Knickung den Schrittbewegungen des Thieres beständig zu folgen hat. Auch die Scheuigkeit der meisten Kameele verursacht vielfachen Aerger und Verdruß, namentlich wenn der Reisende Hunde oder in Käfigen lebende Thiere mit sich führen will; an den Anblick der Pferde hat er die Kameele immer wieder von neuem zu gewöhnen. Nicht selten kann ein am Wege liegender fremder Körper die ganze Karavane in die größte Verwirrung setzen, wenn die scheu gewordenen Thiere mit ihren balancirenden Lasten sich in Trab setzen und nach allen Richtungen durcheinander laufen. Eine schlimme Erfahrung der Art ward mir in einem ziemlich dichten Gehölze am Rahad, einem Nebenflusse des Blauen Nil, zu Theil, als meine Karavane sich gezwungen sah, den Marsch im nächtlichen Dunkel fortzusetzen. Die Enge des Weges hatte, wie das in Sudan meist der Fall ist, meine Lastthiere zum Innehalten einer langen Reihe genöthigt. Eins hinter dem anderen schritten die Kameele im finstern Walde einher. Ein gebleichtes Kameelgerippe am Wege, welches aus dem Dunkel der Nacht grell hervorstach, machte das vorderste der Thiere stutzen, es schlug sich seitwärts in die Büsche, und im Moment folgten seinem Beispiele die übrigen. Da gab es ein Krachen von aneinander stoßenden Lasten, an den Baumstämmen prallten sie ab, fielen zu Boden, oder wurden weit in den Wald an den hängengebliebenen Stricken nachgeschleift; das Röcheln und Geschnaube der geängsteten Thiere, das Geschrei der Kameeltreiber, das Poltern und Klappern der berstenden Kasten währte eine halbe Stunde und wir verbrachten den Rest der Nacht im mühevollen Auflesen der Stücke und dem Wiedereinfangen der zerstreuten Kameele.

Sehr an ein bestimmtes Klima und Futter gebunden, verträgt das Kameel keinen Wechsel unter ungewohnten Bedingungen. Aus diesem Grunde kann man die Thiere auch nur für einzelne Theile der Reise gebrauchen, man erhält sie nie über die Grenzen einer Provinz hinaus auf sehr weite Strecken zur Miethe. Der Ankauf von Kameelen ist meist ein schlechtes Geschäft, da die individuellen Gebrechen bei diesem Thiere weit versteckter zu sein pflegen als bei Pferden. Im Verhältniß zu ihren Leistungen und der Dauerhaftigkeit ihrer Gesund-

heit stellen sich die Preise meist weit höher als bei europäischen Pferden. In den südlichen Wolgagegenden werden Pferde als Packthiere verwandt, welche man bis zu 500 Pfund belasten kann und trotzdem den gewöhnlichen Preis eines vorzüglichen Lastkameels (80 bis 100 pr. Thaler) nicht erreichen.

In einem großen Theile der mit Kameelen zu bereisenden Länder sind die Thiere während der Regenzeit absolut unbrauchbar. Am unbeholfensten jedenfalls fühlt sich das Kameel im nassen Element, es ist unter allen Vierfüßlern wahrscheinlich der ungeschickteste Schwimmer. Ohne Nachhülfe und Unterstützung des Menschen kann kein Kameel von einem Ufer des Nils auf das andere gebracht werden. Auf schlüpfrigem oder sumpfigem Boden versagt es den Dienst. In allen von den Sommerregen der Tropen benetzten Steppengebieten des Sudan stockt auch deshalb der Handelsverkehr während dieser Zeit vollkommen, nur der Esel bietet alsdann einen gewissen Ersatz. Rinder werden im ägyptischen Sudan nur selten zum Lasttragen verwandt, obgleich diese Thiere auf dem erweichten Sumpf- und Lettenboden sich vorzüglich dazu eignen. Nur in der Landschaft Gedaref am Atbara dienen Rinder allgemein zum Wassertransport von den Brunnen zu den Niederlassungen.

So oft man den Versuch gemacht hat, Kameele zum Transport in den oberen Nilländern, im Gebiete der Negervölker zu verwenden, hat man nur für kurze Zeit des Vortheils ihrer größeren Tragkraft genossen. Nach Verlauf weniger Monate sind sie immer dem Klima, der ungewohnten Nässe und Luftfeuchtigkeit, der fremden Kost (denn das Kameel ist hinsichtlich seines Geruchsinns zur Unterscheidung von schädlichem und unschädlichem Futter weit unvollkommener organisirt als der Esel oder das Pferd; es frißt von allem, was grün aussieht), vielleicht auch den schädlichen Fliegen erlegen, welche diesen Landstrichen eigen sind, und das Experiment war in jedem Falle ein sehr kostspieliges.

Im gesammten Nilgebiete bis an die Grenzen der heidnischen Negerländer ist für den Personen- und Localverkehr innerhalb der Culturdistrikte der Esel das unentbehrlichste Hausthier. Pferde sind selten und mit Ausnahme von Abyssinien nur im Besitze von Wohlhabenden. Die Eselzucht ist vor allem im nubischen Nilthale eine sehr ausgedehnte; in unmittelbarer Nähe der noch heutigen Tages von der wilden Stammart bewohnten Gebirge entwickelt sich das Thier vortrefflich und man zahlt in Nubien für auserlesene Exemplare mitunter die höchsten Summen, welche für Kameele der edelsten Art in Gebrauch sind. Gewöhnliche Last- und Reiteſel sind daselbst überall für weit geringere Preise zu erstehen als in Aegypten (im Durchschnitt 10 pr. Thlr.). Für Jeden, dem das Kameelreiten zu beschwerlich fällt, wird sich daher das Reisen zu Esel mit Begleitung der nöthigen Lastkameele besonders empfehlen. Ein besonderer Vortheil erwächst dabei dem reisenden Naturforscher durch die Leichtigkeit des Auf- und Absitzens während des Marsches der Caravane. Indeß kann man sich diese Bequemlichkeit nur gönnen, falls unterwegs für Wasser und Futter gesorgt ist, wie in den Steppen und Bergthälern des südlichen Nubiens; im entgegengesetzten Falle ist das für den Esel erforderliche Wasser und Futter eigens auf Kameelen mitzunehmen, denn länger als zwei Tage hält derselbe zur heißen Jahreszeit nicht Stand gegen den Durst, es sei denn, daß unterwegs frischer

Graswuchs als Weide dargeboten wäre, ein Umstand, welcher in diesen Ländern allen Vierfüßlern, selbst dem Rindvieh, das Wasser für weite Strecken entbehrlich macht. Die Mitnahme von Pferden erheischt noch größeren Aufwand. So sind z. B. für jedes Pferd beim Durchzuge durch die große nubische Wüste zwischen Korosko und Abu Hammed, einer Strecke von acht angestrengten Tagereisen, zwei mit Wasser beladene Kameele eigens erforderlich.

Obgleich nun ein starker Esel bis zu zwei Centnern Gepäck ohne besondere Anstrengung fortzuschaffen vermag, so kann man sich desselben doch nicht auf entfernte Strecken ohne weiteres als Lastthier bedienen, selbst dort nicht, wo Wasser und Futter in hinreichender Menge zu finden ist, es sei denn im äußersten Nothfalle; denn seine Störrigkeit und Unlenksamkeit erheischt eine unablässige Beaufsichtigung, und letztere würde das Dienstpersonal des Reisenden über die Gebühr vermehren. Als ich im letzten Winter eine Rundtour durch die Große Oase in der Libyschen Wüste unternahm, hatte ich, da Kameele daselbst nicht aufzutreiben waren, mein geringes Gepäck auf 6 Esel geladen. Das den Thieren eigene Durcheinanderlaufen, sich gegenseitig Drängen und Stoßen, das plötzliche Stehenbleiben u. s. w. zu verhindern, reichten dabei kaum die zwei Treiber aus, welche ich eigens dazu gedungen hatte und die den 6 Eseln beständig zur Seite gehen mußten. Die mit dieser Reisemanier verbundenen Plackereien waren in der That unerträglich, und ich nahm mir vor, unter keinen Umständen einen ähnlichen Versuch zu wiederholen.

Aus den angeführten Gründen werden daher auch in Central-Afrika Packesel nie einen Ersatz für die Träger zu leisten im Stande sein, ganz abgesehen von den großen Schwierigkeiten ihrer Hinschaffung auf den Barken und der Unmöglichkeit sie daselbst zu acclimatisiren. Empfehlenswerth ist die Benutzung des Esels nur für den Reisenden, welcher sein ganzes Gepäck in einem Schnappsacke mit sich führt, den er über seinen Sattel wirft. Auf diese Manier durchziehen Tausende kleiner Händler (Gellaba) den mohamedanischen Sudan in seiner ganzen Länge von den Ufern des Senegal bis an das Rothe Meer.

Eine größere Bedeutung für den Waarentransport erlangt der Esel im abyssinischen Hochlande, wo indeß kein Mensch auf demselben zu reiten pflegt, denn der Abyssinier ist ein hochmüthiger Geselle. Das hauptsächlichste Lastthier in diesem Lande ist aber das Maulthier, welches die Zähigkeit und Unverwüstlichkeit der Eselnatur mit der besonnenen Sicherheit des Pferdes verbindet und deshalb in so vielen Gebirgsländern zu einem unentbehrlichen Begleiter des Menschen wurde. Das abyssinische Maulthier wird bei der großen Unwegsamkeit der dortigen Gebirgspfade in der Regel mit höchstens anderthalb Centnern belastet, dem halben Betrage einer gewöhnlichen Kameelslast. Die Kisten oder Ballen dürfen nicht die Länge von denjenigen erreichen, welche man dem Kameele aufbürdet, daher verursacht ein Wechsel beider Beförderungsmittel, wie er am Fuße des Hochlandes Statt zu finden hat, immer viel Aerger und Verdruß. Daß auch das Reisen mit Maulthieren an ähnliche Chicane geknüpft sei, wie wir sie bei Besprechung der Verwendbarkeit des Esels als Lastthier kennen gelernt, wird aus den zahlreichen Reisebeschreibungen, die über Abyssinien vorliegen, zur Genüge bekannt sein. In frischer Erinnerung sind ja noch die

Erfahrungen der englischen Armee auf ihrem denkwürdigen Feldzuge gegen Theodor, welcher einen so beispiellosen Aufwand an Menschen zur Leitung der das Gepäck der Soldaten tragenden Maulthiere erforderte.

Das Pferd findet meines Wissens in Abyssinien keine Verwendung als Lastthier, obgleich die Menge der für den Bedarf der Hirtenvölker am Weißen und Blauen Nil zur Ausfuhr bestimmten sich alljährlich auf viele Tausende beläuft. Reitpferde finden sich im Besitze fast eines jeden Abyssiniers, aber der größte Theil derselben dient ausschließlich zur Maulthierzucht.

So haben wir denn, um in das Innere des geheimnißvollen Welttheils einzudringen, den geradesten Weg verfolgt, denselben, welchen die große Mehrzahl aller Forschungsreisenden einschlug, um über die Grenzen der historischen Welt hinaus, auch nach dieser Richtung hin den Gesichtskreis unseres engen Erdenhauses aufzuhellen. Schrittweise sahen wir die Art, in welcher wir reisten, immer mehr des gewohnten heimischen Charakters sich entkleiden, wie er in der Erinnerung der Aelteren unter uns, die selbst noch gewandert und geritten, fortlebt. Der vermittelnde Boden Aegyptens mit seiner eigenthümlichen Doppelcultur, die breite Wasserstraße des Nils, die Wüsten und das Wüstenschiff liegen hinter uns. Die öden Sand- und Steinflächen, die sich vor unseren Blicken allmählich mit Vegetation zu bedecken begannen, wurden zu Steppen; in den Steppen sammelten sich die Bäume und Sträucher und wurden zum Buschwalde. Hier die Berge des tropischen Ostafrika zur Seite lassend stiegen wir, ohne es gewahr zu werden, zu den Höhen des inneren Tafellandes hinan, welche man als das eigentliche, echte Afrika bezeichnen kann, und welches nach jeder Seite hin von Meeren und Wüsten abgegrenzt erscheint. Im Süden die Kalahari, im Norden die Sahara, trennen es ab, als gehörte es gar nicht mehr zum längstgekannten Nachbarwelttheil. Flüsse gelten als schlechte Grenzen für Länder und Völker, denn sie dienen ihnen zum Verkehr, auch Meere vermochten auf die Dauer sie nicht von einander zu trennen, — und welches unter ihnen hat mehr zur Vereinigung der verschiedenartigsten Volksstämme beigetragen als jenes große binnenländische Meer, an dessen Küsten die älteste Geschichte bereits Keime unserer heutigen Gesittung entsprießen sah. Nur das Meer des Sandes und der Steine, mit seinen drei großen Verbündeten, dem Hunger, dem Durste und der Ermattung, dieses scheint für immer allen innigeren Wechselbeziehungen des Menschengeschlechts eine unüberwindliche Schranke entgegengestellt zu haben. Jenseit desselben betreten wir eine neue Welt, das Land der Schwarzen, eine Welt, die zwar seit undenklichen Zeiten gekannt, für sich selbst aber von jedem Zeitmaße abstrahirt; sie kennt weder Neuzeit noch Alterthum, da giebt es weder Geschichte noch Denkmäler menschlichen Fleißes, jede Erfahrung erlischt mit dem Leben des Individuums, und auch nicht um eines Schrittes Weite vermochte sie den Culturbestrebungen der historischen Welt zu folgen.

An den Grenzen dieser schwarzen Welt angelangt, da wo sich Heidenthum und Islam, Fetischismus und Offenbarungsglaube feindlich gegenüberstehen, hat der Fremdling mit allen Traditionen von Reise-Art und Reise-Gewohnheit zu brechen. Der Zauber einer gänzlich fremden Umgebung, neue Pflanzen und nie gesehene Thiere, die nackten schwarzen Menschen, Alles das stürmt zugleich auf

ihn ein und kräftigt seinen Geist zu herzhaftem Entschlusse. Zum ersten Male, könnte man sagen, steht der Reisende da auf seinen eigenen Füßen. Vergeblich späht sein Blick nach den gewohnten Vierfüßlern, die sein Hab und Gut, die seinen ermüdeten Körper auf sich luden; weder Pferde noch Esel, weder Maulthiere noch Kameele wird er gewahr, und wo sie sich finden, treten sie ihm gegenüber, Fremdlinge gleich ihm selbst, schwach und siech am Körper ob der ungewohnten Kost, das Blut vergiftet von schädlichen Fliegenstichen, durch Sumpfluft und Nässe den Keim des Todes in ihrer Brust: so erscheinen sie, Bilder des äußersten Elends, gleichsam selbst darum bittend, getragen zu werden.

Im eigentlichen Centralafrika, in diesem großen Hause der Knechtschaft, da wo die Vorrathskammern der Sclaverei, muß ja auch der Mensch herhalten zu den niedrigsten Verrichtungen, er wird zum Packthier. Vom Gazellenfluß bis an den Congo, vom Niger bis zum Zambesi, giebt es keine andere Manier zu reisen, kein anderes Beförderungsmittel für das Gepäck des Reisenden, als dasjenige, welches ihm der Wollkopf des Negers darbietet.

Immer werde ich es als einen denkwürdigen Tag in der Geschichte meiner Reisen betrachten, als ich am 25. März 1869 zum ersten Male das Wandern mit Lastträgern begann, das sich 27 Monate lang landeinwärts vom Gazellenstrome durch die Gebiete verschiedener Negervölker fortsetzen sollte, und lebhaft gedenke ich noch des Moments, als der Haufen nackter Wilden, um mich abzuholen, sich durch die hohen Papyrus-Dschungeln der Barke näherte, die mich an den Endpunkt der Schifffahrt gebracht hatte. Durch ein Dutzend schwarze Köpfe gestützt, von welchen ein betäubendes Geschrei, eine Art wilden Kriegsgesanges zu meinen Ohren drang, saß ich da, thronend auf der Bettstelle, vermittelst welcher sie mich, wie im Triumphe, durch die Ufersümpfe ans trockene Land schafften, um den allgemeinen Sammelplatz zum Aufbruch unserer Karavane zu erreichen.

Kaum war der erste Versuch gemacht, so erschien mir auch schon die Benutzung des Menschen als Transportmittel wie ein Ideal von Bequemlichkeit. Ein Haupterforderniß dabei für jeden Reisenden in diesem Theile von Afrika ist freilich, daß er selbst stark sei zu Fuß. Er muß ein Fußgänger ersten Ranges sein und womöglich seine Befähigung dazu auf andauernden Touren in den Alpenländern Europa's, oder als passionirter Jäger in den weiten Marschen des Nordens zuvor erst mühsam errungen haben. Nur in Ausnahmsfällen, bei Verwundung oder Krankheit des Reisenden, kann in den oberen Nilländern derselbe auch seine eigene Person auf den Köpfen der Träger fortschaffen lassen; im Uebrigen hat er sich nach Landes-Art und Landes-Sitte zu richten, und diese schließt, so weit der Islam seinen Einfluß in Afrika geltend macht, das sich Tragenlassen aus. An der ganzen Westküste von Afrika zwar, wo durch den Handel alle weichlichen Gewohnheiten des indischen Culturlebens Eingang fanden, ist dies die gewöhnliche Manier, in welcher jeder Europäer reist; dem Araber dagegen, so wenig Scrupel er sich auch über Sclavenhandel und Sclaverei zu machen gewohnt ist, so hartherzig und habgierig auch sein Vorgehen gegen die wehrlosen Negervölker in der Regel gewesen sein mag, immer erscheint

ihm ein derartiges Reiten des Menschen auf Menschen als gotteslästerlicher Hochmuth, der nie vergeben werden kann.

Ein erfahrener Reisender wird sehr bald der großen Vortheile gewahr, welche ihm die Benutzung von Lastträgern darbietet. Die Schnelligkeit und Präcision beim Aufbruch, die Leichtigkeit, mit welcher er die Regelung und Ordnung des Zuges zu bewirken vermag, der noch gleichmäßigere, nach Belieben zu unterbrechende Fortmarsch, thun wohl nach der harten, wochenlang geübten Geduldsprobe auf dem Rücken der Kameele. Wer die tagtägliche Misere des Auf- und Abladens störrischer Packthiere erfahren, begrüßt einen derartigen Wechsel mit gehobenem Gefühle, und fröhlich sein Wanderliedchen trällernd macht er sich auf den Weg, die Schritte dem innersten Afrika zuwendend.

Die größten Vortheile dieser Reisemanier genießt der sammelnde Naturforscher, der unaufhörlich und aller Orten neue Beute aufzuraffen hat und nun auch stets ängstlich auf die Sicherstellung und Erhaltung des einmal Eingeheimsten bedacht sein muß. Was dem Lastthiere auf den Rücken gebunden wird, soll wohl verschlossen sein in Kisten und Kasten, in Säcken und Ballen; von zahlreichen Stricken umwunden bleiben sie während der Wanderung selbst dem Besitzer stets unzugänglich. Das Thier, welches nicht darauf achten kann, ob die Last, die es trägt, zerbrechlicher Natur sei oder nicht, es stößt damit rücksichtslos an Felsen und Baumstämme, oder es drängt sich im Marsche an die Lasten seiner Weggenossen und bringt diese zum Sturze. Dergleichen Unannehmlichkeiten fallen von selbst weg, sobald der Reisende nicht mehr von den Launen seiner Transportkräfte abhängig erscheint. Jederzeit hat man da seine sieben Sachen zur Hand, man kann überall das Beliebige herausholen. Kaum ist es nöthig, wenn anders die Witterung es gestattet, auf den sicheren Verschluß der Deckel zu achten; nichts kann da entwendet werden, was nicht in diesen entlegenen Ländern sofort den Dieb verriethe, alles liegt offen da. Der reisende Naturforscher kann sich außerdem noch einige Extra-Träger zur Verfügung halten, denen er während des Marsches die gesammelten Pflanzen und Früchte, die erlegten Thiere u. s. w. aufbürdet. So geht es nun fort, seinen sicheren Weg durch Pfützen und Bäche, durch die Sümpfe und die thautriefenden Steppen hindurch, gerade wie der Führer es will.

Die Art und Weise, in welcher der Neger seine Last zu tragen pflegt, richtet sich natürlich nach den Gewohnheiten der verschiedenen Völker. Im Allgemeinen kann in ganz Afrika als Regel gelten, daß jedes Gepäckstück, selbst die sehr langen Bündel Kupferstangen (das hauptsächlichste Werthobject) und die gekrümmten Elephantenzähne, auf der Scheitelhöhe des Kopfes, wenig oder gar nicht von der einen Hand gestützt, in der Balance erhalten werden. Wo Abweichungen von diesem Modus Statt haben, ist es meist die Form der üblichen Haartracht, welche dabei als maßgebend zu betrachten ist. Diejenigen Völker z. B., — und ihrer sind im tropischen Afrika nicht wenige —, welche ihr Haupthaar zu einem mehr oder minder aufrecht in die Höhe ragenden Chignon formen, wollen selbstverständlich ihre kunstvollen und mit so großem Zeitaufwande hergestellten Haargebilde nicht der Gefahr des Zerdrücktwerdens Preis geben; diese, wie z. B. die Monbuttu, die Aschiva und Ischogo, tragen ihre

Lasten auf dem Rücken, indem sie sich dazu genau derselben Tragkörbe bedienen, welche wir in Thüringen und anderen Gegenden Deutschlands in Gebrauch sehen. Diese Tragkörbe, Otaitai von den Aschiva des westlichen Aequatorial-Afrika genannt, werden vermittelst zweier Achselbinden getragen und durch einen um die Stirn des Trägers geschlungenen Gurt unterstützt. Unter alle Kopflasten wird ein kleines rundes Polster gelegt, welches der Träger aus Gras und Blättern flicht und seinem Scheitelrelief anpaßt. Höchst selten, und wo es geschieht, dient es nur zur Erholung und Abwechselung, sieht man die Lasten auf der Schulter tragen. Was die Form der Gepäckstücke anlangt, so ist die runde, compacte Ballengestalt die beliebteste, denn alle harten, unbiegsamen Lasten sind dem Neger unbequem. Die Chartumer Kaufleute verpacken daher den größten Theil ihrer Waaren in jene sackartigen, oben weit offenen und aus Dattelblättern geflochtenen Körbe, die man in Aegypten „Guffa" nennt. Diese werden zwar der Länge nach zugenäht, schützen aber den Inhalt keineswegs vor Regen. Nichtsdestoweniger werden in solche Guffa's die gegen Nässe empfindlichsten Dinge geschüttet, sogar Schießpulver in Papierdüten und die Patronen, Salz und dergl., Alles nur der bequemen Fortschaffung zu Liebe, denn es fällt außerordentlich schwer den Neger zu einer neuen und ungewohnten Form seiner Last zu bewegen. Die einmal in einer bestimmten Region üblich gewordene Form der Verpackung muß schon aus dem Grunde stets beobachtet werden, weil jede Neuerung den Träger zu Klagen wegen Ueberlastung auffordern würde, mögen sie nun begründete sein oder nicht.

Ganz im Gegensatze zu meinen Erfahrungen im oberen Nilgebiete sind bei den Trägern an der Ostküste von Afrika lange Collis sehr beliebt, selbst die Zeugballen werden daselbst zu diesem Behufe in neue Falten gelegt und von Rohrstäben außen zusammengehalten, auch mit Stricken umschnürt, zu 6 Fuß langen Bündeln umgestaltet. Da sich das Gewicht der Lasten in jenen Gegenden bis auf 70 Pfund pro Mann steigert, so ist die lange Form eine erwünschte, um, was bei schweren Lasten stets erforderlich scheint, auch ohne Beihülfe eines Anderen das aufrecht vor den Mann hin gestellte Stück auf den Kopf schwingen zu können.

Für den reisenden Europäer bilden trotzdem vierkantige Blechkasten die sich am meisten empfehlende Gepäckform. Seit Jahren von englischen Reisenden in allen Tropenländern der Welt benutzt, wurden diese Blechkoffer auch bei dem Unternehmen unserer Afrikanischen Gesellschaft eingeführt. Der Vortheil, den sie in Folge des absolut sicheren Schutzes gegen die beiden Hauptfeinde aller Afrikareisenden, gegen Nässe und Termitenfraß gewähren, liegt auf der Hand.

Mir selbst war dieser Vortheil versagt geblieben und ich mußte mir, so gut es eben ging, durch Ersatzmittel zu helfen suchen, indem ich Zeuge mit frischem Kautschuksafte wasserdicht machte, Collis von Rindshaut verfertigte, oder meine Kisten und Kasten selbst zimmerte. Wer, wie ich, auf stets wechselnde Manier, zuvor über Meere, auf Flüssen und durch Wüsten zu reisen hatte, bis er dort angelangt war, wo das eigentliche afrikanische Reisen erst seinen Anfang nehmen sollte, der konnte die Formen seines Gepäcks nicht für alle Fälle von vorn herein einrichten. Die kleinen Blechkoffer hätten beispielsweise

beim Kameeltransport viele Schwierigkeiten verursacht, man hätte sie in größeren Kisten unterbringen müssen, um sie allen Regeln der Gewichtsersparniß zum Trotz, zum Beladen dieser Thiere geeignet zu machen.

Das Gewicht einer Trägerlast richtet sich natürlich nach der Ausdehnung der Wanderung und der Körperkraft der zu Gebote stehenden Negerrasse. In den oberen Nilgegenden gelten 50 Pfund (25 Kilos) als das Normalmaß eines nicht überbürdeten Trägers; am Congo steigt dasselbe bis auf 75 und selbst auf 100 Pfunde. Auf weiten Reisen ist schon allein aus dem Grunde das niedrigste Maß innezuhalten, weil der Marsch durch Tagereisen weite, menschenleere Wildnisse ein Mitführen des nothwendigsten Mundvorraths für den Träger erforderlich macht und durch solche Zuthat die Lasten um $^1/_4$ bis $^1/_3$ an Gewicht zuzunehmen pflegen. Ueberall aber hat man gewisse Elite-Träger zur Verfügung für besonders schwere und untheilbare Lasten, wie beispielsweise die Elephantenzähne, deren Gewicht nicht selten bis auf 180 unserer alten Pfunde zu steigen vermag. An einem für sich allein schon nicht leichten Baumast befestigt, muß ein solcher Zahn dennoch von zwei Männern getragen werden können, da die Natur der afrikanischen Pfade, wie wir bald sehen werden, eine größere Theilung der Kraft unmöglich macht.

Die Bewaffnung der Träger ist überall die landesübliche, eine Handvoll Lanzen oder Pfeil und Bogen ruhen in derselben Hand, welche ab und zu die auf dem Haupte schwebende Last zu stützen hat, sobald sie ins Schwanken geräth, die andere Hand theilt frei die Luft vor dem Gehenden.

In der Regel wird alle zwei Stunden eine kurze Rast gemacht, die Dauer derselben beträgt indeß höchstens 10 Minuten. Auch bei dieser Gelegenheit darf die einmal im Zuge getroffene Anordnung nicht gestört werden, sondern die Träger sammeln sich gruppenweise mit den Anführern ihres heimathlichen Distrikts, welche die Zahl der Köpfe unablässig zu mustern haben, denn sie haften nicht selten selbst mit ihrem Kopfe für die Vollzähligkeit der übrigen. Was mir in der ersten Zeit dieser Wanderungen am meisten auffiel, war die Häufigkeit, mit welcher die Neger ihren Durst zu stillen für nöthig erachteten, während die mich begleitenden Nubier, wie alle Bewohner von Steppen oder Wüsten, stundenlang während der größten Hitze auf jeden Trunk verzichteten. Die Kleidung trägt das ihrige zu dieser Verschiedenheit bei und an mir selbst konnte ich eine weit geringere Beeinflussung durch den Durst wahrnehmen, als meine nackten Schwarzen zu erkennen gaben. An Trinkwasser fehlt es zum Glück im Gesammtgebiete des äquatorialen Afrika's nirgends und der Reisende sieht sich in keiner Gegend weniger veranlaßt, durch Mitnahme eines Vorrathes seine kostbaren Tragkräfte zu vermehren.

Eine Hauptaufgabe für jeden Leiter von Expeditionen im Innern von Afrika ist die Ernährung der Träger. Die Wildnisse sowol, wie die bewohnten Culturdistricte legen beide einer geregelten Verproviantirung die allergrößten Schwierigkeiten in den Weg. In der Wildniß ist es die Vermehrung der Lasten durch Mitnahme von Lebensmitteln, welche der Anführer zu vermeiden hat, im bewohnten Lande sind es die stets drohenden Conflicte mit den Eingeborenen. Beide Uebelstände können nur gar zu leicht dasjenige zur Folge haben, was

für jeden Afrikareisenden als der Uebel größtes erscheinen muß: das Davonlaufen der Träger. An dieser gefährlichen Klippe ist wol die Mehrzahl aller großartig angelegten Expeditionen gescheitert, sie wird daher dem Reisenden zur Ursache einer unablässigen Angst und Unruhe um das Gelingen des begonnenen Werks. Die Gefahr des Davonlaufens der Träger, das beständig drohend über dem Haupte des Reisenden schwebende Damoklesschwert, zu beseitigen gehört zu seinen schwierigsten Aufgaben; sie zu überwinden können nicht alle Reisenden derartige Mittel in Anwendung bringen, wie diejenigen waren, von welchen ich profitirte, als ich auf der sicheren Grundlage des in Sachen der Moral nicht allzu skrupulösen Elfenbeinhandels der Mohamedaner meine geebneten Wege einherzog. Solche Mittel der Gewalt vermag nur derjenige auszuüben, welcher selbst Herr ist über Leben und Tod der Seinigen, nicht aber Fremdlinge, die um Geld und Geldeswerth gedungenen Trägern gegenüber, die bei jeder Gelegenheit auf ihre freien Menschenrechte zu pochen wissen, sich von hunderterlei Rücksichten in ihren Maßnahmen gehemmt sehen und stets bedächtige Ueberlegung an die Stelle offener Gewalt zu setzen haben, wie unsere Sendboten an der Loango-Küste.

Ich kann es mir an dieser Stelle nicht versagen, einer schönen Pflicht der Gerechtigkeit zu genügen, indem ich das deutsche Publicum zur Geduld und zur Nachsicht gegen die Leistungen der Letztgenannten auffordere. Unsere Reisenden kämpfen daselbst gegen eine ganze Welt physischer und moralischer Hindernisse, ich gebe daher zu bedenken, daß die Geduld, in welcher Jene Tag für Tag sich zu üben haben, die schweren Enttäuschungen, denen sie wiederholt ausgesetzt sein werden, bevor Erfolge ihre Bemühungen krönen, daß diese ganz außer jedem Verhältnisse stehen zu derjenigen Geduld, welche wir, in berechtigter Erwartung eines Erfolges und in hoffnungsvollem Vertrauen in die Leistungsfähigkeit der Reisenden, an den Tag zu legen glauben.

Eine fünfzehnjährige Erfahrung hatte, als ich jene Gegenden an der südwestlichen Wasserscheide des Nils bereiste, die Chartumer Elfenbeinhändler in den Stand gesetzt, den Trägerdienst auf ihren Besitzungen zu einem wohlorganisirten Institute zu gestalten. Jede Niederlassung dieser Kaufleute in den Binnenländern des oberen Nilgebiets stützt sich auf ein entsprechendes, denselben völlig botmäßiges Gebiet, dessen Bewohner zum Unterhalte der stationirten Waffenmacht regelmäßige Abgaben an Bodenproducten zu entrichten und die zu den weitreichenden Handelszügen nach den eigentlichen Elfenbeinländern erforderliche Trägerzahl, gleichsam als Frohndienst, zu stellen haben. Soll eine derartige Unternehmung ins Werk gesetzt werden, so erhalten die Districts-Aeltesten von den Verwaltern der Chartumer Niederlassung die erforderlichen Befehle. Es wird denselben einfach gesagt, an dem oder jenem Tage hätte ein Jeder die von ihm verlangte Zahl kräftiger Männer in die Seriba zu führen. Die zu stellende Zahl pflegt man in Gestalt abgezählter Bündel Strohhalme oder Rohrstäbe dem in dieser Beziehung oft sehr schwerfälligen Begriffsvermögen der Neger näher zu rücken. Zur festgesetzten Stunde ist alsdann der ganze, oft auf viele Hunderte sich belaufende Troß vollzählig versammelt, und nichts steht dem Beginn der Reise im Wege.

Zwar werden die Träger durch eine Art Löhnung für ihre Leistung entschädigt, diese allein jedoch würde sie nie dazu vermögen können, aus freien Stücken sich monatelang auf gefahrvollen Wanderzügen von ihren Familien und Besitzthümern zu trennen. Es muß daher nothwendigerweise auf sie ein Zwang ausgeübt werden, der indeß in jedem Falle zu sicheren Resultaten führt. Da, wo die Bewohner eines gewissen Districts bereits seit Jahren in Botmäßigkeit verharrten, ist ein Widerstreben gegen diese Art Dienstheranziehung unerhört, und aus Gewohnheit fügen sich die Leute ohne Murren ins Unvermeidliche. Anders, wo es sich um die Nutzbarmachung einer erst seit kurzer Zeit unterjochten Bevölkerung handelt, und wo die Männer erst zum Trägerdienste herangezogen werden müssen, um ihre Kräfte für die Zwecke des Handels richtig ausbeuten zu können.

Vor allen Dingen ist strenge Ueberwachung der Träger beim Beginn der Wanderung von Nöthen. Befindet sich einmal die Karavane auf fremdem Boden und im Bereiche einer feindlichen Bevölkerung (überall in Central-Afrika stehen sich die Nachbarvölker feindlich gegenüber), alsdann muß jeder Träger die Folgen eines Fluchtversuchs als das größere Uebel betrachten. Bald entschließt sich derselbe zum standhaften Ausharren, es mag sich da für ihn ereignen, was da wolle, sein Loos kann nie einem zweifelhafteren Glücksspiele ausgesetzt sein als auf der Flucht, ohne Nahrung und durch ein Land, dessen Bewohner nur darauf lauern eines vereinzelten Nachzüglers habhaft zu werden, ihn zu überfallen, zu tödten, vielleicht aufzufressen. So sind denn besondere Vorsichtsmaßregeln für die ersten Tagereisen geboten, wenn ein Entkommen der Träger zu befürchten steht. Vor allem werden sie Nachts sorgsam überwacht, bei Tage, während des Marsches begleiten sie die Soldaten, das Gewehr in der Hand, zu beiden Seiten des Weges der Trägercolonne folgend. Berechtigt das Verhalten neugewonnener Träger zu ganz besonderem Mißtrauen, so werden wohl auch Joche und Fesseln eigens mitgeführt, um die Unzuverlässigsten auf diese Art festzumachen, bis die gefährliche Grenzwildniß, welche allein ihr Entkommen begünstigt, im Rücken der Reisenden liegt.

Halbgewonnenes Spiel hat jederzeit derjenige Führer, welcher es versteht, seine Leute satt zu machen, oder Wege anzugeben, auf denen nie großer Mangel an Speisebedarf eintreten kann. Alles vermag man in diesem Falle über die Negernatur; kein Unglück ist groß bei vollem Magen. Wer es verstände Steine in Brod und das Wasser in Oel zu verwandeln, der würde zweifelsohne über ganz Central-Afrika als unumschränkter König herrschen. In der That culminiren alle Schwierigkeiten daselbst in der Fütterungsfrage. Ich bin fest davon überzeugt, daß beispielsweise die Träger unter keinen Umständen dazu Lust verspüren würden sich aus dem Staube zu machen, so lange der Reisende noch über eine Viehheerde zu verfügen hätte, die er mit sich forttreiben könnte, um täglich davon zu schlachten. Soweit das Gebiet reicht, in welchem man ausschließlich auf den Transport vermittelst Träger angewiesen ist, bieten indeß in Central-Afrika nur wenige Gegenden ausreichende Gelegenheit zur Acquisition von Viehheerden dar. Auch in dieser Hinsicht eröffnen die Länder am oberen Nil dem Reisenden eine weit bequemere Basis zum Vordringen ins tiefere In-

nere, als die östlichen und westlichen Gebiete an der großen Barrière von Central-Afrika.

Die Jagd, so reich auch an Wild streckenweise und zu gewissen Jahreszeiten alle Theile dieses immensen Gebietes sein mögen, bietet im günstigsten Falle einen nur sehr schwachen Ersatz dar für das lebendige, sich selbst von der Stelle bewegende Fleisch, aus dem einfachen Grunde, weil sie zu zeitraubend ist, um mit ihrer Hülfe die Bedürfnisse einer großen Menschenmenge zu decken. Wild der größten Art wird nicht im Handumdrehen beschafft, kleine Antilopen und Geflügel kommen für die Masse der Träger kaum in Betracht. Die Jagd, selbst wo sie durch die Mitnahme eines eignen Jägercorps und durch richtige Wahl des Weges eine wohlorganisirte wäre, kann immer nur eine gelegentliche Aushilfe darbieten; ihre Erträgnisse kommen meist nur den Kochtöpfen des Reisenden und seiner nächsten Begleitung zu Gute.

Weit eher empfiehlt es sich Nahrungsmittel von sehr intensiver Art in Masse mit sich zu führen, und obenan in dieser Hinsicht steht das auch durch seine größere Haltbarkeit sich auszeichnende gedörrte Fleisch. Fleisch-Extract in richtiger Weise administrirt, würde eine sehr große Bedeutung für die Fouragirung der Trägerschaaren erlangen, wenn nicht die Beschaffung einer substantiellen Grundlage, welche diese Kost erfordert, eben so schwierig wäre wie der Erwerb von Nahrungsmitteln der gewöhnlichsten Art. Kornvorräthe, welche auf meinen Wanderzügen nicht selten für viele Tagereisen mitgeführt werden mußten, wurden schnell aufgezehrt, da die Last eines einzelnen Trägers, knapp zugemessen, nur für den Tagesbedarf von zwanzig seiner Genossen ausreicht, während eine Last gedörrten Fleisches *) zur Noth (es handelt sich dabei überhaupt nur um das äußerste Maß) hundert Menschen für einen Tag zu sättigen vermag. Das getrocknete Fleisch wird von den Negern zwischen Steinen gerieben und dann mit gleichgültigen, nur zur Magenfüllung dienenden, unschädlichen Stoffen vermengt und gekocht. Solche Füllstoffe finden sich in allen afrikanischen Wäldern in Menge, sie bestehen aus Wurzeln, Knollen, Zwiebeln und Blättern verschiedener Art. Unter den Letztgenannten ist es das Laub vieler Malvaceen und Tiliaceen, welches dem erwähnten Zwecke dient, auch Kürbis-Blätter sind sehr beliebt.

Welche Art Kost ein Negermagen im äußersten Falle zu verwinden im Stande ist, davon konnte ich mich beim Durchreisen der afrikanischen Wildnisse wiederholt überzeugen. Alles, was da auf Erden nur kreucht und fleucht, Eidechsen, Schlangen, Raupen, Erdskorpione, Landkrabben, Frösche, Ameisen, Engerlinge, Alles gilt ihnen als willkommene Beute. Mäuse und Ratten, Raub- und Sumpfvögel werden hier schon zu den selteneren Delicatessen gezählt. Gewöhnlich benutzen die Träger ihre Rastzeit, und wäre dieselbe auch nur von halbstündiger Dauer, zur Veranstaltung einer Treibjagd, deren Ergebniß mit Hülfe des Steppenbrandes immer Thiere der verschiedensten Art in sich zu schließen pflegt.

---

*) Da Dörrfleisch in Europa schwer zu beschaffen ist, hat unsere Afrikanische Gesellschaft die Träger der an der Loangoküste im Gange befindlichen Expedition mit aus Hamburg bezogenem Stockfisch verproviantirt.

Indeß, nicht nur auf lebende Beute ist der wandernde Neger bedacht, auch das todte Fleisch, wie es namentlich die häufigen Reste von Löwenmahlzeiten in den Wäldern darbieten, lenkt seine Aufmerksamkeit in gleich hohem Grade auf sich. Die Vögel, welche man beständig über solche Stellen in den Lüften kreisen sieht, verrathen ihnen von weitem das Versteck, in dem solche Reste liegen. Schnell sind dann die Lasten am Boden niedergesetzt und Alles enteilt in die Büsche. Bald ist es die gedörrte Haut eines Büffels, welche den Attaquen der Vögel wochenlang widerstanden, mit Beigabe einiger Rippen und Wirbel, an welchen Fasern und Fleischreste hängen, bald ein mumificirter Antilopenkopf; hier liegt noch ein ganzer Fuß, dort das Klauenstück, aus welchem sich, wohlzerhackt noch etwas Suppe („mähi-mini" d. h. Fleischwasser) kochen läßt.

Weder Haut noch Knochen werden von den hungrigen Negern liegen gelassen. Das Raubthier verschmäht solche Kost von zähem Leder; der Neger sengt über dem Feuer die Haare ab, röstet die Haut und kocht die zerstampften Krümel oder die in feine Streifen geschnittenen frischen Stücke derselben. Das Raubthier nagt nur an den weichen, schwammigen Gelenkköpfen; der Raubmensch dagegen zerstampft dieselben zwischen Steinen und kocht sie aus, er spaltet die Röhrenknochen und schlürft ihr Mark. Gespaltene Knochen dienen daher auf afrikanischen Landstraßen noch heute als eben so sichere Anzeichen von der Anwesenheit des Menschen, wie sie es bei uns in den Höhlen der Steinzeit zu sein pflegen; wo dieselben nur benagt und im übrigen intact erscheinen, verrathen sie die Nähe von wilden Hunden, Hyänen, Löwen und anderen Raubthieren.

In besonders günstigem Falle wird von den Trägern wol auch einmal eine halbe Antilope mit noch weichem Fleisch ausfindig gemacht und sofort, gleichviel in welchem Zustande, zerstückelt und unter einander vertheilt. Ein bedeutend entwickelter haut-goût beeinflußt den Appetit des Negers nicht im Geringsten. Viele halten sogar das Fleisch in solchem Zustande für besonders nahrhaft und kräftigend, auch verräth sich bei den eigentlichen Negervölkern, die ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, ein weit größerer Widerwille gegen den Genuß von rohem Fleisch, als gegen den von verwesendem. Rohe Eier z. B., selbst weichgekochte, erregen Ekel, während angebrütete und faule, wenn sie nur zuvor gekocht wurden, anstandslos zum Munde geführt zu werden pflegen.

War unterwegs nichts von animalischen Resten zu finden, oder stellten die Jagdverhältnisse keinerlei Beute in Aussicht, so machten sich die Träger bei jeder Raststelle ans Wurzelgraben. Was zu bitter und unverdaulich erschien, wurde während der nächsten Nacht in den stets mitgeführten Töpfen abgebrüht und durch Auslaugen für den Negermagen genießbar gemacht. An eßbaren Früchten sind die centralafrikanischen Wälder arm, und das Wenige, was sie in dieser Hinsicht produciren, wird von den wilden Thieren vernascht.

War ich ein täglicher Zeuge solcher culinarischen Ungeheuerlichkeiten, so bot sich mir auf meinen Wanderungen auch wiederholt die Gelegenheit dar, Proben von der staunenswerthen Befähigung mancher Negerrassen im Hungerertragen zu erfahren. Als ich im Sommer 1870 von meiner Reise zu den

Niamniam zurückkehrend die unbewohnten Striche des Bongo-Landes zu durchwandern hatte, blieben meine Träger, die selbst Bongo waren, sechs Tage lang ohne jede andere Kost als solche, welche ihnen in den wildwachsenden Wurzeln und Knollen des Waldes dargeboten wurde. Ungeachtet dieses Mangels hatten sie die schwersten Lasten zu tragen, mit den in Folge der eingetretenen Regenzeit vermehrten Terrainschwierigkeiten zu kämpfen, tiefe Bäche und reißende Flüsse zu überschreiten. Als wir nun wieder Culturland betreten hatten, war die Gier dieser Leute so groß, daß sie sich über die herbeigebrachten Kornkörbe stürzten und deren Inhalt ungekocht nach Art der Vögel zu Munde führten, bis der erste Hunger getilgt schien.

Nicht geringere Schwierigkeiten, als auf dem Durchzuge durch unbewohnte Wildnisse, bereitet die Ernährungsfrage der Träger in den Culturgegenden. In allen heidnischen Negerländern, soweit ihre Cultur vom Islam unbeeinflußt blieb, fehlt es an Städten und Dörfern in unserem Sinne. Die großen Negerstädte des mittleren Sudan verdanken ihre Entstehung allein dem Handelsgeiste arabisirter Völker. Kornspeicher unserer Art dürften kaum in den Wohnsitzen der größten Könige, welche über Millionen von Seelen gebieten, zu erwarten sein; wo sie sich finden, dienen sie nur zum Unterhalte einer Familie. Gefüllt sind dieselben nur unmittelbar nach der Erndte. Selbst der König, welcher Hunderte von Weibern zu ernähren hat (indem sich der gesammte Harem von Vater auf Sohn zu vererben pflegt), weist denselben ein Areal zu, das sie auf ihre eigene Hand zu bewirthschaften haben; seine eigenen Kornkammern werden von der nächsten Umgebung des Königs in Anspruch genommen. Gelangt nun eine größere Karavane in bevölkerte Gegenden, so müssen die erforderlichen Lebensmittel mühsam von weit und breit zusammengetragen werden. Daß dies nur unter Voraussetzung friedlicher Beziehungen zu den Bewohnern möglich erscheint, wird Jedem einleuchten; im Falle eines Conflicts mit den Letzteren, oder bei ungünstiger Wendung der Herrscherlaune versiegen diese hunderte von winzigen Nahrungscanälen sofort, und die Fremden gerathen in die größte Verlegenheit. Ist es nun gar zum offenen Kriege gekommen, veranlaßt durch die Unklugheit des Führers, oder in Folge eines verrätherischen Ueberfalls durch die beutelustigen Eingeborenen, alsdann bieten sich den Fremdlingen keine anderen Mittel zum Unterhalte dar, als diejenigen, welche er mit eigenen Händen zu ergreifen vermag, und diese sind nur zu bald erschöpft. Dörfer und Weiler, wo sich solche finden, oder die über das Ackerland zerstreuten Hütten und Gehöfte der nächsten Umgegend werden ausgeplündert; weiterhin eröffnet sich eine Wildniß, wie die soeben durchwanderte, die Eingeborenen haben das Weite gesucht unter Mitnahme aller beweglichen Habe.

Um den unerläßlichen Frieden zu wahren, ist zunächst eine beständige Beaufsichtigung der Träger von Nöthen. Man denke sich einen Haufen von tausend ausgehungerten Negern, die soeben auf drei- oder fünftägigem Marsche eine Wildniß voll Entbehrung und Anstrengung zurückgelegt haben: jetzt führt der Weg durch einen Garten von Pisang, und die prächtigen Fruchtbündel schauen verlockend aus dem Dunkel des großen Blattwerks hervor, oder aber die Karavane durchschreitet ausgedehnte Mais- und Manioc-Pflanzungen, wo die gold-

gelben Kolben so appetitlich dem Wanderer entgegenleuchten und wo er mit einem Handgriff die armsdicke Knolle der Cassave aus dem Boden zu reißen vermag. Die Versuchung kann in der That nicht lebhafter gedacht werden; dennoch ist jeder Eingriff sofort und in der Weise, daß es die Einwohner selbst noch gewahr werden, an Ort und Stelle zu bestrafen. Da erhält mancher Träger, sich selbst gewiß nichts Unrechtes bewußt, seine gehörige Tracht Prügel, und die Frauen der Eingeborenen umstehen schimpfend und fluchend diese Scene widerstrebender Gerechtigkeit.

Da, wo bei Gelegenheit früherer Durchzüge, schon wiederholt Krieg und Brandschatzung erfolgte, flieht Alles und verläßt Haus und Hof. Hühner laufen zwischen den Hütten umher, die Küchengärten daneben bieten mancherlei zur Schau, wonach das Herz der Träger gelüstet; aber weiterhinten stehen die vorsichtigen Bewohner, alles Thun der Fremden mit ängstlichem Auge überwachend. Da heißt es wieder Enthaltsamkeit üben, nichts anrühren, will man anders die Eventualität eines Ueberfalls von der vorliegenden Wegstrecke fernhalten.

In der Regel schließt der Anführer einer Träger-Karavane mit dem Beherrscher des betretenen Landes, dem Distriktschef, oder mit einem andern Machthaber einen Vertrag zur Lieferung von Lebensmitteln ab, oder einer der Letzteren bewegt seine Untergebenen zu zahlreichem Besuche des Markts, auf welchem das Herbeigeschaffte stückweise im Tauschverkehr erstanden werden kann. Nicht selten aber sind alle derartigen Arrangements unzulänglich, oder die eingegangenen Verpflichtungen werden nicht gehalten.

Während unseres dreiwöchentlichen Verweilens bei der Residenz des Monbuttukönigs Munsa machte die Versorgung von nahezu tausend Köpfen mit dem nöthigen Lebensbedarf die außerordentlichsten Schwierigkeiten, obgleich das Land sehr bevölkert war und Producte der mannigfaltigsten Art in demselben zu Gebote standen. Wiederholte Dislocationen der Träger-Colonnen, Entsendung von Theilen des Trosses nach entfernten Districten und dergleichen Manöver mehr mußten zur Ausführung gelangen, um unsere Vorräthe zu kompletiren.

Auch das unnöthige Umherlaufen der Träger in den Gehöften der Eingeborenen hat der Anführer zu verhindern, daraus können nur zu leicht Conflicte erwachsen. Außerdem ist in solchen Ländern, deren Bewohner mit den benutzten Trägern fraternisiren, wo sie mit einander auf verwandtschaftlichem Fuße stehen, eine verdoppelte Wachsamkeit angezeigt, um der Versuchung zum Treubruche und dem Entweichen der letzteren von vornherein vorbeugen zu können. Das Beste, was der Reisende bei längerem Aufenthalte in einer Gegend zu thun vermag, — und diese Maxime wurde auf meinen Unternehmungen mit größtem Erfolge in Anwendung gebracht —, ist die Errichtung eines durch eine Art Verhau wohl abgeschlossenen Lagers, verbunden mit dem Ausstellen von Wachen, um jeden Verkehr der Schwarzen nur auf das unumgänglich nothwendig erscheinende Maß zu beschränken.

Soweit es die Verhältnisse gestatten, hat man auch dafür Sorge zu tragen, daß die Träger von ihren Weibern, welche gleichfalls zu diesem Dienste herangezogen werden können, begleitet seien. In den von mir bereisten Gebieten war leider diese, sehr viel zur Zufriedenheit der Mannschaft beitragende, Vergünsti-

gung eine nur in Ausnahmefällen gestattete, da die meisten Frauen daheim, in Abwesenheit aller tauglichen Männer, der Pflege des Ackerbaues obzuliegen hatten.

Nachdem ich eine Reihe der am meisten in die Augen springenden Uebelstände besprochen, welche beim Reisen mit Trägern unvermeidlich sind, will ich mich wiederum den Vorzügen und den Annehmlichkeiten zuwenden, welche diese Reisemanier dem Wanderer eröffnet. Der Mensch als Locomobil des Gepäcks hat vor dem Lastthier den großen Vorzug voraus, daß er auch selbst zur Hinwegräumung von Hindernissen, welche sich unterwegs entgegenstellen, sowie zur eigenen Bequemlichkeit des Reisenden an den Rast- und Lagerplätzen beizutragen vermag. Der große Trägertroß, wohlbewaffnet mit Lanzen, Bogen und Pfeilen, stellt allein schon durch seine Masse eine respectable Macht vor, welche dem Anführer, unterstützt durch die Feuerwaffen seiner Eskorte, die den Muth und die Zuversicht der Erstgenannten bedeutend erhöhen, im fremden Lande von vorneherein eine große Ueberlegenheit zusichert.

Eine der Hauptaufgaben, welche auf dem Marsche den Trägern zufallen, bildet das Herrichten eines Obdachs für die Nacht. Meinem Tagebuche von 1870 entnehme ich nachfolgende Schilderung eines nächtlichen Bivouaks in den Wäldern des Niamniam-Landes zur vollen Regenzeit.

„Des Zeltes bediente ich mich nicht mehr, denn die Grashütten gefielen mir weit besser, so sehr war ich bereits in der Gewöhnung an die afrikanischen Sitten vorgeschritten, auch war ich es müde geworden, die Zeltstange bei nächtlichem Sturm mit meinen Händen zu stützen und um Hülfe rufend das halbe Lager zu alarmiren. Zum Glück hatte auch die volle Regenzeit ihre Regeln und Gewohnheiten, von denen abzuweichen eine gütige Natur sich nie erlaubte. In den frühen Morgenstunden bereits entscheidet sich das Witterungsprogramm des Tages, getrost tritt man, sobald der Himmel sich aufgeklärt, den Marsch an. Neigt sich die Sonne, und verkündet fernes Gewitterrollen den herannahenden Guß für die Nacht, so wird, etwa gegen 5 Uhr Nachmittags, Halt gemacht und in der Wildniß für ein passend trockenes Logis gesorgt. Kaum sind die Gepäckstücke zusammengestellt und mit den Decken belegt, so werden auch schon die Beile und Messer hervorgeholt, um die „Hausmacher" zu bewaffnen. Dabei herrscht folgende Ordnung: „Herbei ihr Diener, ein Jeder an seinen Platz, und nun wird aufgepaßt, daß die Träger nicht davonlaufen, um sich der Arbeit zu entziehen. Ich brauche vier Mann, um Gras zu holen, zwei sorgen für lange Baumäste, einer genügt, um Bast zu suchen." Nach Verlauf von kaum zehn Minuten sind sie mit dem Gewünschten zurückgekehrt. Da wird das Gestell errichtet, die Gabeläste an den Holzpfählen läßt man an der Spitze ineinandergreifen, so bildet sich ein Korb, der wird mit Rindenbast umspannt und nun das klafterlange Gras ringsherum angelehnt, angebunden, und zum Schluß eine riesige Garbe zusammengeschnürt, um sie wie eine Mütze über alles auf die Spitze zu stülpen. In weniger als einer halben Stunde ist derart eine schoberartige Kegelhütte geschaffen, allerdings klein wie ein Nest, aber ausreichend für die Nacht und absolut regendicht. Draußen tobt der Sturm, krachen die Blitze, unbekümmert erfreut sich der müde Wanderer einer wohlverdienten Ruhe. Beim

Schimmer einer kleinen Oellampe, die er sich selbst ersonnen und in welcher jenes zweifelhafte Fett brennt, dessen Geruch allein schon mit Mißtrauen gegen die Humanität der Bewohner dieser Gegenden erfüllt, schreibt er die Erlebnisse des Tages nieder. Die Neger scharen sich um die Lagerfeuer und schützen die glimmenden Kohlen mit ihrer Brust, während der Rücken von nächtlichem Regen gepeitscht wird. Dies war der Zuschnitt unsers Lagerlebens während des ganzen Rückzuges aus dem Lande der Niamniam und eine Nacht glich der andern."

Unerläßlich ist die Mithülfe einer größeren Menschenzahl zum Passiren der Flüsse während der Regenzeit, falls Böte auf denselben nicht zur Verfügung stehen. Es müssen Brücken geschlagen werden, durch Fällung großer Bäume an den Ufern, oder durch Ausspannen starker an Ort und Stelle verfertigter Taue aus Rindenbast und wilden Weinreben, vermittelst welcher man eine Art Hängebrücke über den Fluß herstellt. Auf einem derartigen Bauwerk gefährlichster Art überschritt meine Karavane ohne jeden Unfall den Tondj-Fluß an der Nordgrenze des Niamniam-Gebiets.

Sind die Flüsse zu breit oder fehlt es an ihren Ufern an großen Bäumen, so werden Flöße aus Schilf und dürrem Grase gebaut, auf welchen man das Gepäck in kleineren Parthien geladen und von dem schwimmkundigen Theil der Mannschaft bugsirt auf das andere Ufer schafft. In gleicher Weise werden alsdann auch die Nichtschwimmer übergeführt. Mit vielem Erfolge haben sich bereits mehrere Reisende der vermittelst Blasebälge aufzublasenden Kautschuckböte bedient. Auch kann man zur Herstellung einer leicht transportablen Fähre die im ganzen tropischen Afrika sehr häufigen Flaschenkürbisse verwenden, welche man nur in größerer Zahl zusammenzubinden braucht, um ein Floß von bedeutender Tragkraft zu erhalten.

Wie man einen schmalen, aber sehr reißenden Fluß auch ohne Benutzung von Flößen, ohne Böte und ohne zuvor eine Brücke von Baumstämmen geschlagen zu haben, zu überschreiten vermag, bewies mir das ebenso ingeniöse als kühne Verfahren, welches die mich begleitenden Nubier, sämmtlich Schwimmer ersten Ranges, bei unserer Passage des Sfueh am 13. Juni 1870 in Anwendung brachten. Die Bongoträger, welche eine bewundernswerthe Geschicklichkeit darin bewiesen, aus gewissen bastreichen Rinden starke Seile zu drehen, indem ihr jagd- und fischreiches Land einen großen Bedarf an aller Art Wildgarne und Fischnetze hat, mußten zunächst für das taugliche Tauwerk sorgen. Gewandte Schwimmer überspannten nun den zwar an dieser Stelle sehr verengten, aber mit einer Geschwindigkeit von 200 Fuß in der Minute hinstürzenden Fluß der Art mit den erhaltenen Seilen, daß sie zwei Lagen bildeten, eine unter der Oberfläche und eine zweite dicht über der Oberfläche des Wassers befindliche. Mächtige Pflöcke an beiden Ufern in den Boden gerammt, dienten als Stützpunkte für diese Seile, welche die Bestimmung hatten, eine aus zehn Mann formirte Kette zu tragen, welche sich die Lasten der Träger Stück für Stück einander zureichten, bis dieselben an's andere Ufer gelangt waren. Diese Leute hatten eine derartige Aufstellung genommen, daß sie mit den Füßen auf den unteren Seilen ruhten, während die obere Lage derselben ihrer Brust als Lehne und Stütze diente, so daß die Männer der Kette in halb schwebender, halb balancirender Stellung

schräg gegen den Strom sich stemmend, der Gewalt des Wassers Widerstand zu leisten und sich dennoch dabei ihrer Arme frei zu bedienen vermochten. Man wird der Energie meiner Leute das beste Zeugniß nicht vorenthalten dürfen, wenn man bedenkt, daß sich in unserer Karavane Elephantenzähne von 170 Pfund Gewicht befanden und daß zwei Drittel aller Träger des Schwimmens völlig unkundig erschienen.

So groß nun auch die Hindernisse sind, welche alle Flüsse zur Regenzeit dem Vordringen des Reisenden entgegenstellen, so erscheinen sie doch geringfügig im Vergleich zu der oft vielmals im Verlaufe eines einzigen Tagemarsches sich wiederholenden Misère des Schlammbadens, die der Afrikareisende zu dieser Jahreszeit über sich ergehen lassen muß. Kein Lastthier wäre im Stande, die großen Sumpfniederungen im beladenen Zustande zu durchwaten, welche allen, selbst den kleinsten, Gewässern in der Nähe der südwestlichen Wasserscheide des Nilgebiets einen so eigenthümlichen Charakter aufprägen. Durch die letzten Tagebücher von Livingstone sind ähnliche Terrainverhältnisse im Gebiete des von ihm entdeckten Lualaba unter 4 bis 5 Grad südlicher Breite zur allgemeinen Kenntniß gelangt. Meine Erfahrungen betreffen ein Gebiet, welches sich unter denselben Graden, aber in nördlicher Breite und ungefähr unter demselben Meridiane ausdehnt. Zur Charakterisirung dieser eigenthümlichen Ufersümpfe, deren Passage in der Regel eine halbstündige Anstrengung erheischte, möge folgende meiner Reisebeschreibung entlehnte Schilderung dienen, welche sich auf den Uebergang über einen Bach an der Nordgrenze des Gebiets von Uando, eines Häuptlings der Niamniam, bezieht.

„Jetzt erst begannen die ernstlichern Chicanen afrikanischer Fußwanderung, denn solche Sümpfe mußten durchwatet werden; da wäre kein Wagen, ebenso wenig ein Reiter durchgekommen, auch tragen hätte man sich nicht lassen können, ohne die beständige Gefahr einer weit schlimmern Unbequemlichkeit, nämlich der, Kleider und Notizbuch, die man so sorgsam auf dem Kopfe trug, in den schwarzen Erdschlamm gebettet zu sehen. Da lagen modernde Baumstämme, die auf schlüpferiger Unterlage beim Betreten sich drehten wie eine Welle, andere waren glatt und boten dem Fuß keinen Halt, dann kamen tiefe Löcher von Wasser erfüllt, oder von schwimmender Vegetation verrätherischerweise überdeckte Fallgruben, da gab es ein Springen von Erdklumpen zu Erdklumpen, mit Balanciren und Tasten verbunden; vergebens sah sich die Hand nach Hülfe um, ungastlich wiesen die sägeartig berandeten Pandanusblätter jeden Händedruck zurück.

Weithin erschallten die Einöden einer viele Meilen weit gänzlich unbewohnten Wildniß von dem gellenden Geschrei und dem Lärm der durch das Wasser plätschernden Träger; des Schimpfens und Fluchens der Nubier und des Gepolters der Sklavinnen mit ihren Schüsseln, Kürbisschalen und Calabassen, wollte es im dichten Gedränge zwischen den stacheligen Dschungels kein Ende nehmen. An vielen Stellen übertönte ein lustiges Halloh aus hundert Kehlen den Wirrwarr der Stimmen; das galt dann immer einer Sklavin, die mit ihrem ganzen Küchenkram in einer Lache verschwunden war; und die Kürbisschalen trieben über ihr auf der trüben dicken Flut.

Mit dem An- und Auskleiden und Durchwaten war indeß bei solcher Gelegenheit nicht alles gethan, denn nach vollbrachtem Werk blieb noch das nothwendige Geschäft einer Reinigung vom schwarzen Schlamm und Humusmoder übrig, der zähe am Körper haftete. Das tückische, jedem Eindringling in seine Geheimnisse so abgeneigte Centralafrika schien da eine förmliche Schadenfreude zu äußern, den weißen Mann wenigstens für kurze Zeit zu einem ebenso schwarzen Gebilde umzugestalten wie die übrigen Menschenkinder, die es großgezogen; aus Malice wurden ihm da noch verschiedene ebenso schwarze Blutsauger angehängt. Nackt stand er da und fröstelnd im Winde, zumal bei nebeliger Morgenkühle der Regenzeit, bis hilfreiche Geister in irgendeiner noch unberührt gebliebenen Pfütze reines Wasser zum Abspülen entdeckt hatten. Dann wiederum, — eine schöne Bescheerung! — fiel der Blick auf die dicken Blutegel, die an den Beinen hingen; zum Pulverhorn mußte man greifen, um sie abfallen zu machen, und die Kleider tränkten sich mit unnütz vergossenem Blute. Alles das im Getümmel des Zugs, bespritzt von den Tritten der Vorüberziehenden, kauerte man ängstlich auf einem Polster aufgestapelter Farnkräuter, oder auf faulenden Baumstämmen ein trockenes Plätzchen suchend."

Ich könnte Bände füllen, wollte ich jeden einzelnen Uebergang über die Bäche und Flüsse dieses Landes mit gleicher Ausführlichkeit behandeln, wie den soeben geschilderten.

Doch wenden wir uns nun wieder zu den Obliegenheiten des Trägers, insofern sie der Bequemlichkeit des Reisenden in diesen unwirthlichen Waldeinöden gewidmet sind. Unter die Dienstleistungen, welche der ermüdete Reisende von den Hunderten ihm zur Verfügung stehenden Händen erwartet, gehört noch das Einsammeln von dürrem Holz für die Lagerfeuer der Nacht, das Herbeischaffen des Trinkwassers und auf der Jagd die Hülfe beim Zerlegen und Fortschaffen des erlegten Wildes. Wenn sich in der Nähe unseres Pfades Wild zeigte und die localen Verhältnisse einer Verfolgung günstig waren, so eröffnete ich mit einigen Begleitern die Jagd. War diese von Erfolg gekrönt, so durfte deshalb noch nicht der lange Zug der Karavane in's Stocken gerathen. Unterbrechungen der Colonne mußte man unter allen Umständen zu vermeiden suchen. Ich sicherte mir in diesem Falle meine Beute in der Weise, daß ich einige Leute zurückließ, welche das Wild abzuhäuten und zu zerlegen hatten, während ich der Karavane als Nachzügler folgte, um vom Lagerplatze der kommenden Nacht die zur Abholung des Fleisches benöthigten Träger zu entsenden.

In solchen Nächten kamen die Träger kaum zur Ruhe, sie verbrachten vielmehr die dem Schlafe abgerungenen Stunden mit dem Dörren des Fleisches über dem Feuer, auch war mir einige Male ihre Dienstfertigkeit, sobald es sich um etwas Eßbares handelte, besonders bei der Anfertigung von Fleischextrakt nach der Liebig'schen Methode von großem Nutzen, indem sie mir die dazu verwandten Massen auf den mitgeführten Holzbrettern zerhacken mußten. Ueberhaupt war die nächtliche Unruhe meines großen Reisetrosses eine derartig aufregende, daß erst Wochen vergehen mußten, bevor ich mich an dieselbe gewöhnt hatte. Man vergegenwärtige sich aber auch das groteske Bild, welches die

zahlreichen Gruppen der schmausenden, tanzenden und schreienden Neger zur Nachtzeit, nach den Strapazen und Sorgen des Tages, dem Wanderer in afrikanischer Waldeinsamkeit vor die Augen führten:

Ein marktartiges Getümmel hat sich im Walde ausgebreitet, wo noch vor wenigen Minuten der scheue Tritt einer flüchtigen Antilope weilte. Das laute Gesumme der Plaudernden, Gestikulirenden, miteinander Streitenden wird ab und zu von einem kräftigen Commandorufe unterbrochen, hin und wieder lodert ein neues Lagerfeuer hoch auf und das Dunkel des Waldes erstrahlt von zahllosen Lichtern. Jeder einzelne Träger schützt sich, so gut er kann, gegen den kalten Thau der Nacht, und die Asche ist seine Decke. Rauchwolken umhüllen die ganze Lagerscene, ein brennendes Gefühl in den Augen verscheucht jeden Schlaf und fordert zur Bewunderung des herrlichen Sternenhimmels auf. Umflossen vom magischen Mondschimmer erscheint dem Reisenden alles wie von einem großen Theaterschleier verdeckt, der allmälig sich lüftend, im Hintergrunde die Hölle sichtbar werden läßt, mit Hunderten schwarzer Teufel, die auf ebenso vielen Flammen braten. So beschaffen war mein tägliches Nachtlager, so oft ich von einer großen Trägerzahl begleitet reiste.

Zur Charakteristik dieser Art Reisen mögen noch einige Angaben über die Ordnung des Zuges und die Beschaffenheit der Pfade auf den größtentheils sehr ebenen Flächen von Centralafrika dienen. Ich hatte vorhin erwähnt, daß die Träger, von ihren Distrikts-Vorgesetzten angeführt, an dem zum Aufbruch festgesetzten Tage sich in der Chartumer Niederlassung zu versammeln hatten. Diese Distriktschefs begleiten dieselben auch gewöhnlich während der ganzen Reise als ihre Anführer und Aufseher. Während des Marsches bilden die Träger nach ihrer Herkunft Gruppen, die zur Ordnung des Zuges immer strenge inne gehalten werden müssen. Die mit Feuerwaffen ausgerüstete Söldnerschaar, welcher auch während des Marsches selbst die Sicherstellung der ganzen Karavane gegen feindliche Angriffe obliegt, wird in der Regel in drei Theile getheilt, ein jeder mit seiner Fahne an der Spitze. Die erste Abtheilung eröffnet den Zug, die zweite schreitet in der Mitte seiner Längenausdehnung, wo auch den Frauen ihr Platz angewiesen ist, einher, und die dritte beschließt den Zug. Der Fahnenträger der hintersten Abtheilung ist der letzte Mann im Zuge und dieser darf keinen Nachzügler mehr in seinem Rücken dulden.

Bei Flußpassagen, beim Durchzuge durch dichte Uferwälder und an allen Stellen, welche durch die Natur ihrer Localbeschaffenheit eine exceptionell erhöhte Gefahr vor unerwarteten Ueberfällen darbieten (letztere richten selbstverständlich eine Verwirrung ohne Grenzen an, und die Kugeln verfehlen im Waldesdickicht ihre Wirkung), werden wol auch eigene Streifcorps formirt, welchen die Aufgabe zufällt, alle Büsche zu Seiten des Pfades frei zu halten.

Die Längenausdehnung der Trägercolonnen ist in häufigen Fällen eine so beträchtliche, daß auf kurzen Tagemärschen die Tête bereits Halt gemacht haben kann, während die Queue noch kaum den Rauch der im Rücken gelassenen Lagerfeuer aus den Augen verloren hat. Dieses eigenthümliche Verhältniß findet seine Erklärung in dem Umstande, daß nach centralafrikanischem Reisebrauch alle Träger stets in einer Linie, einer hinter dem andern, wie im Gänse-

marsche, des Weges einherzuziehen haben. Die Entwickelung eines solchen Zuges bietet zur Morgenzeit, beim Aufbruche, ungeachtet aller Bemühungen der Zugordner, oft ein Bild unbeschreiblicher Verwirrung, namentlich wenn sich das Nachtlager inmitten eines dichten Gehölzes befand. Mindestens eine halbe Stunde ist in solchem Falle erforderlich, um die geschlossene Reihe herzustellen.

Nur in wenigen Gegenden nämlich gestattet das Terrain im äquatorialen Afrika ein Nebeneinhergehen in mehreren Reihen, denn der Graswuchs oder die Bäume und das Unterholz treten so dicht an den Pfad heran, daß in den meisten Fällen eben nur Raum für eines Mannes Breite frei bleibt. Aus der Mitte des Zuges heraus die Tête zu gewinnen, war unter solchen Umständen für mich, so oft ich einen Vorsprung bei den für mich durch die nothwendige Entkleidung so zeitraubenden Bach- und Sumpfpassagen gewinnen wollte, fast immer ein Ding der Unmöglichkeit. Alle Pfade in Centralafrika sind von einer derartigen Schmalheit, daß sie sich während der Regenzeit wie enge Spalte in der Prärie ausnehmen; rauschend theilen sich vor den Schritten des Wanderers die Wogen des Grasmeeres, und der von ihnen abgestreifte Thau benetzt seine Kleider gleich dem dichtesten Regen.

Selbst nach erfolgtem Steppenbrande hindern die Stoppeln des starren, oft rohrartig festen Grases jedes Fortkommen zur Seite des Pfades. Dieser ist gewöhnlich so tief ausgetreten, daß er einer Rinne gleichkommt, in welcher, so oft es geregnet, das angesammelte Wasser durch die Raumverdrängung so vieler Füße in lebhaften Abfluß geräth. Fast aller Orten besitzen solche Pfadrinnen genau die Breite einer menschlichen Fußsohle, und es fiel mir anfänglich schwer, meine Gangart, ohne die Füße verstauchen zu machen, mit derjenigen der Neger in Einklang zu bringen, welche ihre Fußtapfen gerade vor sich hin in ein und dieselbe Linie fallen zu lassen pflegen.

Die soeben auseinandergesetzte Beschaffenheit der centralafrikanischen Pfade schließt auch jede Anwendung von zwei- oder vierrädrigen Karren aus. Stanley, der Livingstone-Finder, welcher ein derartiges Gefährt Probe halber mit auf die Reise genommen, mußte dasselbe, wie aus einer Abbildung in seinem Werke hervorgeht, schließlich auf dem Kopfe eines Trägers davon tragen lassen. Aus dem angeführten Grunde würde auch das Tragen von Sänften durch vier Menschen dort zu Lande unmöglich sein, wenn die Träger nicht im Stande wären, in einer Linie hinter einander zu gehen. Zwei Träger genügen aber nicht für die Last einer Bahre, welche den Körper eines schweren Menschen trägt. Im Nothfalle muß man überschüssige Träger zur Disposition haben, um einen häufigen Wechsel der schnell Ermüdeten eintreten lassen zu können.

Es giebt indeß ein Gefährt, welches in Centralafrika sehr wol zur Anwendung gelangen und eine große Ersparniß an Trägerkräften zur Folge haben könnte. Jedem Reisenden, der China besucht hat, wird es wolbekannt sein, daß in jenem Lande ein Fahrzeug im Gebrauch ist, welches sich auf guten, festen Wegen außerordentlich zur Fortschaffung schwerer Lasten bewährt, obgleich zur Bedienung desselben die Kraft eines einzigen Menschen genügt. Es ist der sogenannte chinesische Karren, welcher auf einem einzigen großen Rade ruhend, (das letztere befindet sich unter dem Schwerpunkt der Last, nicht vor demselben,

wie bei unseren Schiebekarren), das von einem Gestell zur Aufnahme der Last überbrückt und überbaut wird und von einem Menschen, der nur auf die Wahrung des Gleichgewichts zu achten, im übrigen aber wenig Kraft zu seiner Fortbewegung aufzubieten hat, vorwärts geschoben werden kann. Der chinesische Karren, welcher sich auch wegen seiner großen Leichtigkeit im leeren Zustande für die Passage von Flüssen und Sümpfen besonders empfiehlt, dürfte ausnehmend zur Befahrung der schmalen, wohl sehr festen und harten, stets aber ebenen Pfade von Afrika geeignet erscheinen. Nach meiner Berechnung würde ein Reisender, welcher sich dieses Fahrzeugs zur Fortschaffung seines Gepäcks bedienen wollte, immer noch mit dem fünften Theil seiner gewöhnlichen Träger auskommen, selbst wenn er zwei Menschen, d. h. den einen zum Schieben, den anderen zum Ziehen des Karrens, einspannen müßte.

In der That hat der chinesische Karren bereits auf dem letzten Feldzuge gegen die Aschanti's Verwendung gefunden, nachdem er mir lange zuvor auf allen meinen Wanderstraßen in Afrika beständig als das Ideal künftiger Gepäcksbeförderung vorgeschwebt hatte*). Zwei solcher Karren sind vor Kurzem unserer Afrikanischen Gesellschaft seitens des britischen Kriegsministeriums zum Geschenk gemacht worden und nach der Loangoküste abgegangen.

Ich habe gleich am Eingange erwähnt, daß das Reisen mit Ochsengespannen und großen schweren Wagen, welche eine Last von über zwanzig Centner fortbewegen können, im südlichen Afrika im Gebrauch ist. Alle Reisen in's Innere werden daselbst auf solchen Wagen ausgeführt, welche ungefähr bis zum zwanzigsten Grade südlicher Breite vorzudringen vermögen. Weiterhin gen Norden behauptet die Thetse-Fliege das Feld gegen jede Art Zugthier und der Mensch tritt als Lastträger an ihre Stelle. Meines Erachtens würden sich dem Vordringen dieser schwerfälligen, aber überaus dauerhaften Gefährte, innerhalb des Gebiets des Gazellenstromes bis zum fünften Grade nördlicher Breite, keine Schwierigkeiten in den Weg stellen. Auch an den nöthigen Zugthieren dürfte es in jenen Gegenden nicht fehlen, wenn nur Leute vorhanden wären, die sie abzurichten verständen und die Wagen selbst an Ort und Stelle geschafft werden könnten.

Der Gebrauch jeder Art auf Rädern bewegter Vehikel ist im Gesammtgebiete der Nilländer südlich vom eigentlichen Aegypten (man kann sagen, südlich von Cairo) ein zur Zeit noch völlig unbekannter; selbst in Aegypten fehlt es an Landstraßen, auf welchen Räder rollen, da kein Bedürfniß dazu vorhanden ist, so groß auch die Menge von Wagen aller Art in den beiden Hauptstädten des Landes erscheinen mag. Als eine bezeichnende Thatsache kann ich es aufführen, daß zur Zeit meines letztes Besuchs in Chartum, einer Stadt, die 40,000 Einwohner zählt, nur ein einziger zweirädriger Karren existirte, dessen Räder noch dazu verkehrt aufgesetzt waren.

Aus den unverrückbar stabilen Urzuständen afrikanischer Wildniß heraus hat somit das Rad, dieser wichtige Hebel in der Gesammtcultur der histo-

*) Vgl. Band II, Seite 323 und 324 meines Reisewerks „Im Herzen von Afrika", woselbst dieser Gegenstand ausführlicher behandelt worden.

rischen Welt, unsere Betrachtung wieder den im Eingange berührten Fortschritten der Neuzeit zugekehrt.

Legen wir uns also zum Schlusse noch die Frage vor: Wodurch lassen sich die jetzigen primitiven und unzureichenden Transportmittel Centralafrika's ersetzen, welche den Handel mit den tieferen Binnenländern nur auf die kostbarsten Producte, deren es so wenige in diesem Welttheile giebt, beschränkte und die dem Vordringen der Forschungsreisenden so unüberwindliche Hindernisse schaffen? so muß sich unsere Aufmerksamkeit zeitgemäßer Weise zunächst auf die Verwendung der Dampfkraft richten. Sollen die Flüsse schiffbar gemacht, sollen Eisenbahnen erbaut werden?

Wie schon angedeutet, droht die den Flüssen von Afrika zugewiesene Stelle im Welthandel auch für alle künftigen Zeiten eine geringere zu bleiben, als sie es in irgend einem anderen Welttheile geworden. Die Verhältnisse in den oberen Nilgewässern stellen in dieser Hinsicht ein ebenso ungünstiges Prognostikon, wie diejenigen am Niger, welcher letztere bereits seit dreißig Jahren auf eine weite Strecke seines Laufes von Dampfern befahren worden ist. Ueberall fehlen die Sammelpunkte des Handels an den Ufern, die eigentlichen Stapelplätze liegen oft weitab im unzugänglichen Binnenlande, und Europäer wie Araber mußten, wo sie dem Handel eine erweiterte Basis geben wollten, sich selbst erst derartige Stapelplätze schaffen.

Was die vollständige Erschließung des Nils zur ununterbrochenen Wasserstraße anlangt, so würde eine Beseitigung der ungeheuren Cataracte mehr Kosten verursachen als die Anlage vielfacher Schienenwege an seinen Ufern. Die Erbauung einer solchen befindet sich allerdings bereits im Werke, indem nach dem Plane des Ingenieurs Fowler von Uadi Halfa, am Beginn der zweiten Nil-Cataracte, über Dongola und durch die Bejudasteppe eine Eisenbahn nach Chartum im Baue begriffen ist; sie wird eine Länge von hundert deutschen Meilen haben und die Kosten sind auf hundert Millionen Franken berechnet worden.

Die Bedeutung des Nilthals für den Welthandel ist indeß, vergleichen wir damit die übrigen Flußländer Afrika's, in diesem Welttheile eine so exceptionelle, daß man die Vermuthung aussprechen kann, die Vollendung des großen Baues werde gewiß für lange Zeit ohne Nachahmung bleiben.

In allen Ländern bezeichnen die Eisenbahnen nur einen weiteren Ausbau bereits vorhandener und zu hoher Stufe der Vollkommenheit gebrachter Communicationsmittel und Kunststraßen; oder, wo dies nicht der Fall war, wurden sie doch in Gegenden errichtet, die sich durch die Eröffnung von Schienenwegen erst mit Menschen zu füllen hatten, wenn diese dazu angethan und willens waren, einen großen Eifer für die Erschließung der natürlichen Reichthümer zu bekunden. Solche Bedingungen fehlen in Centralafrika. Die Fruchtbarkeit seines Bodens wird meist überschätzt. Nie aber wird der Europäer sich in diesen Gegenden zu acclimatisiren vermögen, er wird im günstigsten Falle energische Völker des Ostens an die Stelle der passiven Negerstämme zu setzen suchen müssen, die eventuellen Bodenschätze Afrika's einmal von Chinesen- oder Indierhand heben lassen.

Einige Verbesserungen, welche sich unter den gegenwärtig dargebotenen Verhältnissen für die Beförderungsmittel im äquatorialen Afrika empfehlen ließen, habe ich bereits andeutungsweise berührt; ich habe des chinesischen Karrens erwähnt und darauf hingewiesen, daß der Einführung südafrikanischer Ochsenwagen in einem großen Theile dieses immensen Gebiets keinerlei ernste Schwierigkeiten im Wege ständen; daß selbst die Belastung des Rindviehs in manchen Strichen, wo weder Kameele noch Esel Stand zu halten vermögen gegen die Einflüsse des Klima's, als ein willkommener Fortschritt in dieser Hinsicht zu begrüßen sein würde, habe ich auch gezeigt. Ich kann nur mit dem Rathe schließen, welchen ich schon öfters wiederholt habe und der, von maßgebenderer Seite*) ausgehend, vor Kurzem die Runde durch unsere Zeitungen machte, der indeß für immer in die Kategorie der „frommen Wünsche" zu stellen sein wird, so lange noch menschliche Gewinnsucht die Geschicke der Welt beherrscht. Derselbe lautet: „Bedient Euch zunächst jener Mittel, welche in diesen Ländern die Natur Euch selbst dargeboten, richtet den afrikanischen Elephanten ab, wie man es vor zweitausend Jahren gethan, verzichtet auf den nutzlosen Tand des Elfenbeins, tretet dem Vernichtungskriege entgegen, welchen der Mensch diesem hochbegabten Geschöpfe bereitet."

*) Dr. A. Petermann: Die deutsche afrikanische Expedition und ihre Beförderungsmittel.

Ferdinand Lassalle

vor der Agitation.

Von **Georg Brandes.**

Flectere si nequeo Superos, Acheronta movebo.
Virgil-Lassalle.

Eins der Ereignisse, welche in diesem Jahrhundert Europa am meisten überrascht und verwundert haben, ein Ereigniß, das zu verstehen man rings in den verschiedenen europäischen Ländern immer noch die mißlungensten Versuche macht, ist der Proceß, durch welchen das Deutschland Hegel's sich in das Deutschland Bismarck's verwandelt hat. Bald spricht man, als sei das alte Geschlecht urplötzlich ausgestorben und der neue Stamm wurzellos in die Höhe geschossen, bald, als habe eine wendisch-slavische Pfropfung den Stamm verderbt oder veredelt. Für Einige ist das neue Deutschland der Mann mit der eisernen Maske. Das alte philosophisch-poetische Gesicht sei das wahre, und darüber habe sich jetzt das Preußenthum gelegt, wie die Maske über jenen unglücklichen Gefangenen. Andere machen die Entdeckung, daß das alte harmlos romantische Gesicht eben die Maske gewesen sei, hinter welcher sich die jetzt hervortretenden wahren Züge heuchlerisch verbargen. Die eine dieser Ansichten ist so unverständig wie die andere, und beide beruhen auf derselben Unkenntniß vom Entwicklungsgange des modernen Deutschlands. Wer diesen in der Literatur studirt, wird Schritt für Schritt verfolgen können, wie die Ideen, die Handlungsweise und die Lebensanschauung der neuen Generation sich organisch aus denen der früheren entwickelt haben. Die Kluft zwischen Hegel's und Bismarck's Deutschland füllt sich dann für den Blick allmählich aus, die Physiognomien auf dieser und auf jener Seite der Kluft zeigen verwandte Züge. Einzelne interessante und scharf markirte Physiognomien, welche sich kräftig vom Hintergrund der Geschichte abheben, bezeichnen an und für sich schon den Uebergang und die Verschmelzung des Geistesgepräges zweier Generationen. Unter diesen Physiognomien hat Deutschland kaum eine interessantere und schärfer geschnittene aufzuweisen, als die Ferdinand Lassalle's. Er war geboren den 11. April 1825, und

starb an einer Duellwunde den 31. August 1864. Er war ein hervorragender Schüler Hegel's, und man hat ihn seiner Zeit nicht ohne scheinbaren Grund Bismarck's Lehrer genannt; denn läßt sich eine directe Einwirkung auch nicht nachweisen, so haben doch in der inneren wie in der äußeren Politik die Handlungen des großen Staatsmanns auf entscheidenden Punkten das Programm des philosophischen Agitators genau zur Ausführung gebracht.

1.

Wer Lassalle kennen lernen will, muß mit dem Studium seiner Flugschriften beginnen. Man bleibt nicht kalt bei der Lectüre dieser Prosa: ein außerordentliches Wissen wird hier von einer durchaus modernen, streng logischen und streng sachlichen, Beredtsamkeit beherrscht, deren verhaltene Begeisterung mit Feuerschrift zwischen den Zeilen ruht, um dann und wann aufzulodern; eine unbeschreibliche Kühnheit bei allen Angriffen wird von einer unerschütterlichen, stahlharten Festigkeit bei jeder Vertheidigung unterstützt; Sprache und Stil sind ein Typus an sich. Von Declamation keine Spur. Der Autor weiß und vermag zu Viel, als daß er Lust haben sollte, zu declamiren. Aber auch keine Spur vom Ballast der Gelehrsamkeit. Es ist ein Schwerbewaffneter, der hier seinen Krieg führt; aber selten sah man schwere Waffen so leicht getragen. Aus gedruckten Quellen erfährt man nur Wenig über die Persönlichkeit und das Leben dieses Schriftstellers. Wiederholte längere Reisen in Deutschland haben mich indeß mit einer nicht geringen Zahl von Personen, Männern wie Frauen, zusammengeführt, auf deren Urtheil ich Werth lege, und die Lassalle persönlich gekannt haben. Wie man weiß, haben die öffentlichen Stimmen über Lassalle, seitdem die Angriffe mit seinem plötzlichen Tode verstummten, heut zu Tag einen ganz andern Charakter angenommen, als zu der Zeit, da er noch am Leben war. Eine offene Anerkennung seiner Bedeutung und seiner Gaben ist nicht selten. Die Mehrzahl der Privaturtheile über ihn lautet dagegen relativ ungünstig. Seine Privatbekannten haben seine Schriften meist nur flüchtig gelesen, seine Ansichten selten oder niemals getheilt. Seine Schwächen waren ersichtlich von solcher Art, daß man kein Psycholog zu sein brauchte, um sie zu entdecken, und der größte Theil des gebildeten Publicums, wie der größte Theil der Privatbekannten öffentlicher Persönlichkeiten, heftet sich leicht an in die Augen fallende Schwächen, besonders wenn eine vergötternde Anhängerschaar diese ganz übersieht. Ich erwartete nicht, von dem höheren Bürgerstande liebevolle Urtheile über einen Mann zu hören, der im Kampfe mit der ganzen bürgerlichen Gesellschaft seines Vaterlandes starb, und der fast allein kämpfte, während er die gesammte Presse zu Gegnern hatte; dennoch gestehe ich, daß eine so allgemeine Entrüstung, eine nach meiner Ansicht so unvollkommen begründete und noch so lebendige Mißstimmung wider den Todten mir überraschend war. Vermuthlich hat man dieser Mißstimmung die Schwierigkeit zu verdanken, die es kostet, sich gegenwärtig eine vollständige Kenntniß von Lassalle zu verschaffen. Eine gute, oder gar eine Gesammt-Ausgabe seiner Schriften existirt nicht; die meisten derselben kann man nur von einem socialistischen Commissionär in Leipzig beziehen, dessen grenzenlose Unzu-

verlässigkeit Einem die Anschaffung fast unmöglich macht; und was er auf Lager hat, ist nicht nur auf dem erbärmlichsten Papier gedruckt, sondern obendrein durch grobe und sinnentstellende Druckfehler verunstaltet*). Seltnere Broschüren findet man nicht einmal auf der königlichen Bibliothek zu Berlin. Von biographischen Aufklärungen und Briefen hat fast Nichts das Licht der Oeffentlichkeit erblickt**). Deutet nun dies Alles, wie bemerkt, auf eine noch nicht erloschene Mißstimmung gegen Lassalle, so ist dieselbe doch weit entfernt davon, eine absolute zu sein. Es hat mich frappirt, daß man in der Regel mit um so mehr Wohlwollen, Anerkennung, Wärme, Bewunderung von dem Verstorbenen sprach, je genauer man ihn gekannt hatte. Das spricht in hohem Grade für Lassalle; denn wirklich bedeutenden Geistern ergeht es immer so. Während Die, welche nur durch das Prestige des Talents oder des Rufes blenden, wie der Papst in Rom um so weniger gelten, je näher man ihnen kommt oder steht, finden bedeutungsvolle Persönlichkeiten die größte Hingebung bei Denen, die sie am besten kennen. Ich habe nun ein Paar Jahre lang all' diese Urtheile und Aeußerungen sich in meiner Seele bekämpfen und ausgleichen lassen, während ich aber- und abermals ihren Gegenstand mit demselben ungeschwächten Interesse gründlich studirte, und wenn ich mich jetzt von Neuem in dies Thema vertiefe, so bilden all' jene Anschauungen im Verein mit all' meinen eigenen früheren und späteren Stimmungen und Eindrücken von ihrem Gegenstande eine wunderbar vielstimmige Symphonie in meinem Innern. Ich kenne Lassalle so genau, wie man ihn kennen kann, ohne ihn jemals gesehen oder gehört zu haben; ich hege die zum Verständniß erforderliche Sympathie für die Lichtseiten seines Wesens, und sehe sie von den Schattenseiten desselben begrenzt; seine vielseitige Thätigkeit erschöpfend zu würdigen, bin ich nicht im Stande — dazu müßte man in eben so hohem Grade, wie er, in der Philologie, Philosophie, Jurisprudenz und Staatsökonomie bewandert sein; aber ich will versuchen, den psychologischen Grundriß für ein Portrait zu liefern.

Es ist sehr viel für und noch mehr gegen die von Lassalle in seinen letzten Lebensjahren aufgestellten Theorien geschrieben worden. Man hat ihre Richtigkeit angefochten und constatirt. Es ist ein äußerst hitziger Streit über die Zweckmäßigkeit seiner letzten practischen Vorschläge geführt worden. Das Urtheil in diesem Streite zu fällen, halte ich mich nicht für befähigt, und mich an demselben zu betheiligen, spüre ich keine Lust. Was ich aber gethan wünschte, und was ich, da noch kein Anderer Neigung dazu bewiesen hat, selber zu thun versuchen will, das ist, wie Sainte-Beuve sagen würde: faire acte de littérature in Betreff Lassalle's, aufklären, was für eine Natur er war, die ursprüngliche Grundlage seines Wesens, seine tiefsten seelischen Eigenschaften und seine vorherrschenden Ideen, das Grundgepräge seines Geistes, die Form seines Talentes

*) Nur zwei Beispiele seien hier angeführt: „Damit sie durch keinen Rest einer sittlichen selbständigen Staatsanwalt beengt", statt „Staatsgewalt", und: „Ist es Vorbereitung zum Hochverrath, wenn ich Jemanden in einen unerlaubten Verein einzutreten auffordere?" statt „in einen erlaubten". Hochverrathsproceß 1864, S. 38 und 43.

**) Bekanntlich protestirte vor nicht gar langer Zeit Rodbertus gegen die Herausgabe seiner Correspondenz mit Lassalle.

aufdecken, mit Einem Wort, ihn als Schriftsteller charakterisiren, ohne diese Aufgabe mit der sehr davon verschiedenen zu vermengen, welche Manchem so wunderbar leicht fällt: über eine der schwierigsten und brennendsten Fragen unserer Zeit das Endurtheil zu sprechen.

Das Leben, welches ich entrollen will, wurde mit einer so leidenschaftlichen Intensität und einer so stürmischen Hast geführt, daß es der Mitwelt gleichsam vorüber flog, ehe sie zur Besinnung darüber gelangen konnte. Lassalle's streng wissenschaftliche Werke waren keine Lectüre für die gewöhnliche gebildete Welt, und seine Flugschriften konnten für Die, welche sie lasen, nur theilweise verständlich sein. Als kritischer Denker steht er unangefochten da. Keiner, den seine Hand getroffen, hat jemals den Schlag verwunden. Es besagt Wenig, ob ein ausgezeichneter Mann der Wissenschaft sich in diesem oder jenem einzelnen Punkte geirrt hat. Die Fluth der Zeit spült den Irrthum fort, die Menschheit erbt den Rest.

2.

Der alte griechische Philosoph Heraklit, welcher so lange der Gegenstand von Lassalle's Studien war, bediente sich einer Menge verschiedener sinnbildlicher Ausdrücke, um sein Princip zu bezeichnen: Feuer, Strom, Gerechtigkeit, Krieg, unsichtbare Harmonie, Bogen und Leier; sie fallen Einem unwillkürlich ein, wenn man nach einem Symbol sucht, welches das Lebensprincip Ferdinand Lassalle's bezeichnen könnte. Irgendwo in einem Briefe, der voll Ungeduld über die langsame Entwicklung der Ereignisse ist, gebraucht Lassalle den Ausdruck: „meine glühende Seele"; unter Tausenden, welche eine Redensart wie diese, die zur Phrase geworden ist, anwenden möchten, hat er allein sie ohne Uebertreibung gebraucht; in seinem tiefsten Innern war wirklich Etwas, das dem Feuer glich. Seine glühende Liebe zur Wissenschaft und zur Erweiterung seiner Kenntnisse, sein Durst nach Gerechtigkeit und Wahrheit, seine Begeisterung, sein unbändiges Selbstgefühl, seine tiefe Eitelkeit, sein Muth, seine Freude an der Macht: Alles trug denselben flammenden und verzehrenden Charakter. Ein Lichtbringer war er und ein Flammenbringer; ein Lichtbringer, verwegen und trotzig wie Lucifer selbst, ein Fackelträger, der gern sich selber durch den Schein der Fackel, mit welcher er Klarheit brachte, in volle Beleuchtung stellte — grand oseur et grand poseur. — In der Welt Heraklit's waren der Bogen und die Leier im Verein das herrschende Princip; die Leier ist das Symbol der Harmonie, d. h. der vollendeten Bildung, der Bogen mit seinem tödtlichen Sonnenpfeil bezeichnet Thätigkeit und Vernichtung. Auch in Lassalle's Geiste herrschten Bogen und Leier im Verein, die vollendete theoretische Bildung und der rastlose practische Thätigkeitsdrang. Selten ist in der Weltgeschichte ein solcher Verein theoretischer und practischer Begabung erblickt worden. Aber Der, welcher Lassalle im Beginn seiner Laufbahn beobachtet hätte, würde, wenn er einen zugleich sympathischen und vorwärtsschauenden Blick besaß, auf ihn die Worte haben anwenden können, die er selbst von dem alten neuplatonischen Denker Maximos von Tyrus erwähnt: „Ich verstehe den Apollo, Bogenschütze ist der

Gott und der Tonkunst Gott, und ich liebe seine Harmonie, aber ich fürchte seine Geschosse" *).

Lassalle war in Breslau geboren; sein Vater war ein nicht hervorragend begabter, aber braver und rechtlicher Kaufmann, beide Eltern israelitisch. Der Sohn war ursprünglich für den Handelsstand bestimmt; da er jedoch auf der Handelsschule zu Leipzig nur geringe Fortschritte machte, beschloß man, ihn durch Privatunterricht in seiner Vaterstadt sich auf die Universität vorbereiten zu lassen. Lassalle war sein ganzes Leben hindurch der liebevollste Sohn, und das Verhältniß zwischen ihm und seiner Familie nach jüdischer Weise ein sehr inniges und festes. Die Mutter hing während Lassalle's ganzer Laufbahn mit größter Begeisterung an dem Sohne, fand sich in Alles, was er unternahm, und fand zuletzt Alles gut. In dem Alter, wo alle Knaben naseweis sind und sich gern aufspielen, war Lassalle ein ungewöhnlich naseweiser und vorlauter Junge. Was er selbst in seinem späteren Leben so oft als seine „Frechheit" bezeichnete, verrieth sich schon damals. Wir stehen hier bei dem Racenmerkmal in seinem Gemüthe, der Grundform seines Temperamentes, bei der Eigenschaft in ihm, deren Keim am treffendsten durch das jüdische Wort „Chutzpe" bezeichnet wird, das zugleich Geistesgegenwart, Frechheit, Dummdreistigkeit, Unverschämtheit und Unerschrockenheit bezeichnet, und das sich leicht als das Extrem begreifen läßt, in welches die Furchtsamkeit und die erzwungene Nachgiebigkeit einer zwei Jahrtausende lang gequälten und unterdrückten Race naturgemäß bei einbrechender Cultur umschlägt. Wenn Lassalle bei einem seiner Criminalprocesse in seiner Vertheidigungsrede, trotz der Drohungen des vorsitzenden Richters, ihm das Wort zu entziehen, den Staatsanwalt verhöhnt, und als ihm das Wort wirklich entzogen worden ist, sich das Recht erzwingt, weiter zu reden, indem er jetzt eine Discussion darüber eröffnet, in wie weit es zulässig sei, ihm das Wort zu entziehen, so ist das „Chutzpe." Diese „Chutzpe", welche bei gewöhnlichen Individuen dieser Race in der Gestalt von Aufdringlichkeit oder unberechtigter Sucht, sich hervorzudrängen, mitunter so widerlich, als Unverblüfftheit und Geistesgegenwart mitunter so ergötzlich und gescheit ist, war bei ihm, in dessen Seele so große Gaben schlummerten, nur das Element, aus welchem sein persönlicher Thatendrang sich entwickelte, und dessen Farbe sein Thätigkeitseifer stets behielt. Sein Drang und seine Fähigkeit, zu handeln, waren nämlich nicht der reine — angelsächsische oder amerikanische — Unternehmungsgeist, der nur rastlos und practisch schaffen und ordnen will. Es war ein Thätigkeitsdrang, der Widerstand suchte, und nur lebte und athmete in der Opposition. Ein deutscher Dichter, der Lassalle nur ein einziges Mal in einem Concerte gesehen hatte, sagte mir: „Er sah aus wie lauter Trotz; aber auf seiner Stirn lag eine solche Thatkraft, daß es Einen nicht hätte wundern mögen, wenn er sich einen Thron erobert hätte." — Im innersten Kern also eine Thatkraft, die Hindernisse aufsuchte und Hindernisse überwand, und die sich alle Mittel zum Siege, die in seinem Gemüth lagen, dienstbar machte: Kaltblütigkeit, Kampflust, Ehr-

*) Lassalle: Die Philosophie Herakleitos des Dunkeln von Ephesos. Bd. I, S. 111.

geiz, Herrschsucht, unüberwindliche Sicherheit des Auftretens im entscheidenden Augenblick.

Schon als Knabe von fünfzehn bis sechzehn Jahren warf Lassalle sich in einer den häuslichen Frieden störenden Angelegenheit zum Familienchef auf, trat Aelteren und Erwachsenen gebieterisch gegenüber, und ordnete durch sein energisches Benehmen eine schwierige Sache. Als dreiundzwanzigjähriger Jüngling pflegte er während seiner ersten halbjährlichen Untersuchungshaft, weit entfernt, sich der Gefängnißordnung zu fügen, den Schließern Befehle zu ertheilen, und wollten diese ihn irgendwie ihre Autorität empfinden lassen, so führte das zu den heftigsten Auftritten. Als er erfuhr, daß seine Schwester ein Gnadengesuch für ihn eingereicht hatte, richtete er sofort ein Schreiben an den König, um sich gegen jedes Mißverständniß zu sichern. Es war Etwas von einem Cäsar in diesem Jüngling, den geängstigte Bürgersleute dereinst für einen Catilina halten sollten. Er war für die Macht geschaffen, er war zum Herrscher gestempelt, und da er nicht als Prinz oder Edelmann, sondern als Kind des Mittelstandes und einer zurückgesetzten Race geboren war, so wurde er Denker, Demokrat und Agitator, um auf diesem Wege das Element zu erreichen, für das er geschaffen ward. Nicht als ob Lassalle sich dessen bewußt gewesen wäre. Allein Vieles, was dem Bewußtsein als Ziel vor Augen steht, ist für die Natur blos Mittel, und die Natur in ihm dürstete nach Macht, Geltung, ja selbst nach dem Glanze und den Jubelrufen, die dem bedeutenden Führer eines Volkes oder eines Standes zukommen, und zwar zu derselben Zeit, wo sie ihn auf der äußersten Linken geboren werden ließ und ihm als Erbtheil die Unfreiheit und das Unrecht von Jahrhunderten zu rächen gab — mußte er sich da nicht frühzeitig zugleich als Revolutionär und als Chef fühlen? Diese Anlagen begegneten sich mit dem Einflusse der modernen Wissenschaft, und Lassalle war zum Manne der Wissenschaft angelegt; aber die ganze moderne Wissenschaft arbeitet ihrem Wesen nach im Dienste des radicalen Fortschritts, und je tiefer Jemand von ihrem Geiste ergriffen ist, desto stärker fühlt er sich zur Opposition wider Alles getrieben, was nur die Autorität des Ueberkommenen besitzt.

So früh indeß Lassalle als Knabe heranreifte, war diese frühe Reife doch weit davon entfernt, das Kind in ihm zu verwischen oder zu tödten. Er gehört nicht zu den Männern, welche niemals Kinder gewesen sind; er gehört zu denen, welche stets etwas Kindliches bewahrten. Man darf sich nicht durch Spielhagen's rein dichterische Schilderung des Helden in „In Reih' und Glied" zu der Annahme verleiten lassen, daß Lassalle der blasse, schweigsame, ewig ernsthafte Knabe wie Leo gewesen sei. Er hatte noch als Mann viel Gefühl, viel Gemüth, besaß nur wenig Selbstbeherrschung im Privatleben, ließ der Erbitterung und Herrschsucht freien Lauf, und fügte sich im nächsten Augenblick mit vollendeter Liebenswürdigkeit; er konnte Kind sein und Kinderstreiche verüben, so gut wie Einer. Zu dem Kindlichen, ja Kindischen bei ihm gehörte seine Liebe für alles Glänzende und seine Sucht, zu glänzen. Er, der Demokrat, kleidete sich wie ein Dandy, mit ausgesuchter Eleganz à quatre épingles, wenn auch mit Geschmack. Er legte Werth darauf, seine Zimmer geschmackvoll eingerichtet, ja geschmückt zu sehen. Man fand in seinem Hause nicht nur Eleganz, sondern

einen Anflug von Decoration. Lassalle unternahm im Anfang der fünfziger Jahre zwei Reisen nach dem Orient und brachte von denselben Draperien und Kunstgegenstände heim, mit denen er seine Wohnung ausstattete. Er war ein bischen Schauspieler, wie Herrschernaturen es nicht selten sind (man denke an Napoleon, Byron ꝛc.). Seine Diners und Soupers waren die gewähltesten und feinsten in Berlin, zu derselben Zeit, wo er der Fürsprecher der Arbeiter war. Hierin liegt keineswegs, was man vielleicht darin sehen möchte, ein directer Widerspruch, sondern ein Gegensatz, wie man ihn bei einer reichen und complicirten Natur, bei einem mit lebhaftem Schönheitssinn ausgestatteten Jakobiner, bei einem mit prächtig verzierten Waffen kämpfenden Revolutionssoldaten, bei einem Manne findet, der noch nicht ganz das Kind abgeschüttelt hat. Es war zugleich etwas höchst Modernes und etwas in hohem Grade Antikes in Lassalle's Geistesanlage, und dies Antike war wiederum doppelter Art. Er war ein Alkibiades an Genußsucht und Fähigkeit, sich in allen Umgebungen zurecht zu finden, unter Männern der Wissenschaft wie unter Männern der Revolution, im Gefängnisse wie im Ballsaale, der „in seiner Jugend mit derselben Gleichgültigkeit ins Gefängniß ging, wie ein Anderer zum Ball" *), — und er war ein antiker Römer an Willensstärke, Thatkraft, politischem Scharfblick und Talent, zu erobern und zu organisiren.

Von seiner Begeisterung für die classische Vorzeit geleitet, begann Lassalle auf den Universitäten zu Breslau und Berlin Philologie und in Verbindung damit Hegel'sche Philosophie zu studiren, deren dialektische Methode er sich mit Eifer und Entzücken aneignete. Gleichzeitig sog er die revolutionären Ideen des jungen Deutschlands ein. Als er die Universität verlassen hatte, lebte er als junger unabhängiger Privatmann am Rhein, und studirte zu Düsseldorf und während eines Aufenthaltes zu Paris im Jahre 1845 griechische Philologie und Philosophie.

In Paris lernte der damals zwanzigjährige Lassalle Heinrich Heine kennen, und man bekommt einen hohen Begriff von der Genialität des jungen Studenten, wenn man sieht, in welchem Maße er den Aristophanes seines Zeitalters, der sich doch wahrlich so leicht nicht dupiren ließ, für sich einnimmt und blendet. Man bekommt ebenfalls einen hohen Begriff von dem psychologischen Scharfblick des Dichters, wenn man sieht, mit welchen Ausdrücken er zu und von Demjenigen spricht, der ihm gegenüber doch an Geist und Jahren noch wie ein Kind erscheinen mußte. Lassalle hat sich ersichtlich mit gewohnter Energie des kranken und verlassenen Dichters in seinem Erbschaftsstreite angenommen, und durch sein kräftiges Auftreten ihm einflußreiche Verbündete in dieser für ihn so wichtigen Angelegenheit verschafft. In den Briefen an Lassalle**), den Heine stets „seinen liebsten, theuren Freund", „seinen theuersten Waffenbruder" nennt, stößt man auf Aeußerungen wie folgende: „Heut beschränke ich mich darauf, Ihnen zu danken; noch nie hat Jemand so Viel für mich gethan. Auch habe ich noch bei Niemand so viel Passion und Verstandesklarheit vereinigt im Handeln

*) Proceß in Düsseldorf den 27. Juni 1864, am Schlusse.

**) H. Heine's Briefe, dritter Theil. Briefe vom Februar 1846.

gefunden. Wohl haben Sie das Recht, frech zu sein — wir Andern usurpiren blos dieses göttliche Recht, dieses himmlische Privilegium. In Vergleichung mit Ihnen bin ich doch nur eine bescheidene Fliege." — Und an einer anderen Stelle: „Leben Sie wohl und sein Sie überzeugt, daß ich Sie unaussprechlich liebe. Wie freut es mich, daß ich mich nicht in Ihnen geirrt; aber auch Niemanden habe ich je so viel getraut, — ich, der ich so mißtrauisch durch Erfahrung, nicht durch Natur. Seit ich Briefe von Ihnen erhielt, schwillt mir der Muth und ich befinde mich besser." Es wirkt fast rührend, den sechsundvierzigjährigen Mann, den großen, von so vielen Leiden gebrochenen Dichter Schutz bei dieser jungen Seele von Eisen suchen zu sehen, deren Willen zwanzig Winter zur Unbeugsamkeit gestählt haben, und der noch Muth für Alle übrig hat, die um ihn her klagen und sich beschweren. Heine, der bei Lassalle Hilfe sucht — die Antilope, die sich unter den Schutz des jungen Löwen stellt! — Eine Andeutung in einem Briefe an Ferdinand's Vater beweist, daß Lassalle Heine gegenüber als eifriger Atheist aufgetreten ist. Heine „möchte sein Gesicht sehen", wenn ihm zu Ohren kommt, daß er, der todtkranke Dichter, sich zum Deismus bekehrt habe. Andere Andeutungen und Neckereien beweisen, daß Lassalle in Paris weiblichen Herzen nicht ungefährlich war. Glücklicherweise ist uns in einem Briefe Heine's an Varnhagen von Ense (vom 3. Januar 1846) eine vollständige Schilderung Ferdinand Lassalle's aufbewahrt, eine Schilderung, die nicht nur als ein treffendes Product der sichersten und feinsten Feder, welche Deutschland damals besaß, denkwürdig, sondern doppelt interessant ist, weil sie uns ein Bild von Lassalle giebt, wie er war, ehe die Oeffentlichkeit seine Existenz kannte, und ehe er selbst in der Literatur aufgetreten war. Wir haben hier einen Lassalle avant la lettre:

„Mein Freund, Herr Lassalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben: mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen, mit der reichsten Begabniß der Darstellung, verbindet er eine Energie des Willens und eine Habilité im Handeln, die mich in Erstaunen setzen, und wenn seine Sympathie für mich nicht erlischt, so erwarte ich von ihm den thätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter, für mich eine freudige Erscheinung ... Herr Lassalle ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die Nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaselt. — Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten, und waren doch vielleicht glücklicher, als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegen gehen."

Was für Worte! in jeder Zeile das auf den Grund schauende Künstlerauge, die Meisterhand und das feine Schalkslächeln, und dann im Schlußsatze des Sehers prophetischer Zukunftsblick!

3.

Den 11. August 1848 stand vor dem Assisenhofe zu Düsseldorf, der moralischen Mitschuld an einem Cassettendiebstahl angeklagt, ein Jüngling von einem stolzen und einnehmenden Aeußern, das in dem gerichtlichen Signalement folgendermaßen bezeichnet wird: „Ferdinand Lassalle, 23 Jahre alt, Privatmann, geboren zu Breslau, zuletzt wohnhaft zu Berlin, 5 Fuß 6 Zoll groß, mit braunen, krausen Haaren, freier Stirn, braunen Augenbrauen, dunkelblauen Augen, proportionirter Nase und Mund, rundem Kinn, länglichem Gesicht und schlanker Statur". Der so signalisirte junge Mann hielt an jenem Tage eine Vertheidigungsrede, deren Gleichen das biedere Geschworenengericht niemals gehört hatte. Er war angeklagt, vor zwei Jahren zwei andere junge Leute, die gleich ihm in dem Hatzfeldt'schen Scheidungsprocesse eifrigst für die Gräfin Sophie von Hatzfeldt Partei genommen hatten, dazu verleitet zu haben, der Geliebten des Grafen ein Kästchen zu entwenden, in welchem man wichtige Documente vermuthete. Das Gericht verurtheilte ihn, aber die höhere Instanz cassirte das Urtheil. Lassalle's Vertheidigung entwickelt, welches Motiv ihn dazu veranlaßte, die Sache der Gräfin zu führen:

„Die Familie schwieg. Aber es heißt: wo die Menschen schweigen, werden Steine reden. Wo alle Menschenrechte beleidigt werden, wo selbst die Stimme des Blutes schweigt und der hilflose Mensch verlassen wird von seinen geborenen Beschützern — da erhebt sich mit Recht der erste und letzte Verwandte des Menschen, der Mensch. Sie Alle kennen und haben mit Empörung gelesen die entsetzliche Geschichte der unglücklichen Herzogin von Praslin. Wer von Ihnen hätte sich nicht beeilt, ihr in ihrem Todeskampfe beizustehen? Nun wohl, meine Herren, ich sagte mir: hier ist zehnmal Praslin. Denn was ist der kurze Todeskampf einer Stunde gegen die Qualen eines durch zwanzig Jahre verlängerten Todesschmerzes! Was sind die Wunden, die ein Messer schlägt, gegen den langsamen Meuchelmord, den man mit raffinirter Grausamkeit an der ganzen Existenz eines Wesens begeht, gegen dies ungeheure Weh einer Frau, in der man zwanzig Jahre hindurch Tag für Tag jedes Lebensrecht mit Füßen tritt, jedes Recht des Menschen beleidigt, die man, um sie ungestraft zu mißhandeln, vorher geflissentlich der Verachtung preiszugeben versucht hat!"

Der junge Mann, welcher, in einer so eigenthümlichen Sache angeklagt, so ritterliche Gefühle an den Tag legte, hatte, neunzehn Jahre alt, zu Berlin die damals etwa doppelt so alte, aber schöne und imponirende Gräfin (geborene Fürstin) von Hatzfeldt kennen lernen, und gerührt von ihrem Unglück, stürzte er sich in den Proceß zwischen dieser hochstehenden Dame und ihrem Gemahl. Der in die „Cassettengeschichte" verwickelte junge Dr. Mendelssohn führte ihn zuerst bei ihr ein, und vielleicht ist die Annahme nicht zu kühn, daß die bedeutende Schönheit des blutjungen Mannes, seine elegante Erscheinung und seine wunderschönen dunkelblauen Augen einen sehr günstigen Eindruck machten. Ein Freund Lassalle's hat mir mitgetheilt, daß Derselbe, kurz nachdem er die Bekanntschaft der Gräfin gemacht, zum Grafen ging und ihn forderte. Als der hochgeborene Junker in seiner fürstlichen Stellung nur damit antwortete, den „dummen

Judenjungen" auszulachen, beschloß Lassalle ernstlich, die Sache der Gräfin in seine Hand zu nehmen. Er begleitete sie nach Düsseldorf und widmete fortan Jahre seines Lebens hindurch seine ganze Kraft dem Kampfe für ihre Vermögensinteressen und ihre gesellschaftliche Stellung.

Man begreift, daß die Eltern im ersten Augenblick mit Kummer und Sorge Lassalle aus seiner Bahn getrieben sahen, um das Recht einer ihnen ganz fremden Persönlichkeit zu verfechten. Er hatte als Philolog frühzeitig die ungewöhnlichsten Gaben an den Tag gelegt. Männer wie Boeckh und Alexander von Humboldt verhießen dem jungen Gelehrten, dem „Wunderkinde", wie Humboldt ihn nannte, die glänzendste Zukunft, und die Mutter hätte in dem Sohne gern einen Professor gesehen. Sie fand sich jedoch bald in das Geschehene, zumal man ihr einleuchtend machte, daß Ferdinand als Jude doch alle Wege zu einer Universitätscarrière versperrt finden würde. Am härtesten war es gewiß für ihn selbst, seinen begonnenen Studien entrissen zu werden. Sein großes Werk über Heraklit, das Anfangs 1846 schon bis auf einen geringen Theil fertig ausgearbeitet war, erblickte durch diese gewaltsame Ablenkung erst 1858 das Licht der Oeffentlichkeit. Er sagt mit Bezug hierauf in seiner Vertheidigungsrede:

„Auch mein Blick, meine Herren, war seit je vorzugsweise auf die allgemeinen Fragen und Angelegenheiten gerichtet, und ich hätte vielleicht angestanden, zur Besserung eines blos individuellen Mißgeschickes meine ganze Fähigkeit zu verwenden, meine ganze Laufbahn wenigstens auf Jahre zu unterbrechen, obschon es herzzerreißend ist für einen Menschen von Herz, einen anderen Menschen, den er für gut und edel hält, hilflos untergehen zu sehen mitten in der Civilisation der Gewalt gegenüber! Aber ich sah in dieser Angelegenheit auch allgemeine Standpunkte und Principien verkörpert. Ich sagte mir, daß die Gräfin ein Opfer ihres Standes sei, ich sagte mir, daß man nur in der übermüthigen Stellung eines Fürsten und Millionärs solche Unthaten, solche Beleidigung der Gesellschaft in ihrer sittlichen Tiefe ohne Scheu wage und wagen dürfe. . . . Ich verhehlte mir keineswegs die Schwierigkeit dieses Unternehmens. Ich sah wohl, welche schwierige Aufgabe es sei, dies verjährte, historisch gewordene Unrecht aufzuklären, wie es, wenn es zum Proceß käme, meine ganze Thätigkeit ausschließlich erfordern und somit eine lange Unterbrechung meiner eigenen Carrière ernöthigen würde, diese verwickelten Verhältnisse zu Ende zu führen; ich wußte recht wohl, wie schwer es ist, einen falschen Schein zu besiegen; ich verhehlte mir nicht, welche furchtbare Gegner Rang, Einfluß und Reichthum sind, und daß nur sie stets und stets Alliancen finden in den Reihen der Bureaukratie, welche Gefahr somit ich selbst dabei laufen könnte. Ich wußte dies, ohne daß es mich hindern konnte. Ich beschloß, dem falschen Scheine die Wahrheit, dem Range das Recht, der Macht des Geldes die des Geistes entgegen zu setzen. Die Hindernisse, die Opfer, die Gefahren schreckten mich nicht; hätte ich aber gewußt, welche unwürdige und infame Verleumdungen mir entgegen treten, wie man die reinsten Motive mir gerade in ihr Gegentheil verdrehen und verkehren, und welchen bereitwilligen Glauben die elendesten Lügen finden würden, — nun, ich hoffe, mein Entschluß wäre auch dadurch nicht geändert worden, aber es hätte mir einen schweren, einen schmerzlichen Kampf gekostet."

Durch die Verhältnisse, durch die Anspielungen der Anklageacte, durch Gerüchte und Klatschereien gezwungen, kann Lassalle nicht umhin, der gegen ihn gerichteten Beschuldigung zu gedenken, als stünde er in einem Liebesverhältnisse zu seiner Clientin. Nichts, sagt er, werde allgemeiner geglaubt, als diese Beschuldigung. Dagegen zu protestiren, wäre lächerlich gewesen. Er beruft sich auf das, was achtungswerthe Zeugen als ihre Ueberzeugung von diesem Verhältnisse ausgesprochen, auf vorgelegte Briefe von ihm selbst, aus welchen das Gegentheil hervorgehe. Er erklärt, weshalb er in dieser Sache überall auf Unglauben gestoßen sei:

„Es sprachen mir, meine Herren, sehr angesehene Männer dieser Stadt, Männer, die mir wohlwollten, Männer, die über meine Verhältnisse Erkundigungen eingezogen und durch die ehrenvollen Aufschlüsse, die sie erhalten hatten, an einen schmutzigen Eigennutz nicht glauben konnten, diese Männer sprachen mir selbst ihre Ueberzeugung aus, daß ich schlechterdings in einem Liebesverhältnisse zu der Gräfin stehen müsse! Und als ich mir zu fragen erlaubte, worauf sie die Annahme gründeten, da wurde mir eben so offen geantwortet: Auf Nichts — auf Nichts in der Welt als darauf, daß sich sonst eine so große Aufopferung für eine fremde Sache gar nicht erklären ließe! Diese Männer, meine Herren, ich gebe es zu, urtheilten als gereifte Weltkenner und Erfahrungsmenschen. Aber sie übersahen Eins. Sie übersahen meine Jugend, und sie übersahen, daß, wie sehr auch unsere Zeit die des Egoismus sein mag, die Jugend doch zu allen Zeiten das Alter der Uneigennützigkeit, der Begeisterung und Aufopferungsfähigkeit gewesen ist und bleiben wird."

Es liegt in diesen Worten ein gewisser Accent der Ehrlichkeit und Wahrheit, der nicht täuscht. In welchem Verhältnisse Lassalle auch zur Gräfin stand, er konnte als Mann von Ehre gewiß nicht vor der Oeffentlichkeit einräumen, daß ein Liebesverhältniß zwischen ihnen bestehe. Aber die Art, wie er es in Abrede stellt, beweist klar, daß er — unbeschadet einer persönlichen Begeisterung für die betreffende Dame — sich von Anfang an in dies Meer practischer Kämpfe stürzte, ausschließlich geleitet von einer glühenden Entrüstung und von einem rein geistigen Drange, der alle Bedenklichkeiten überwand, dem Drange, das nackte Recht der Macht entgegen zu stellen.

Lassalle's Verhältniß zur Gräfin in den nächstfolgenden Jahren hat seinen Gegnern zu stets erneuerten Angriffen auf seine Moralität Anlaß gegeben. Von der wahren Beschaffenheit desselben ist selbstverständlich Nichts bekannt, und Nichts scheint auch die Oeffentlichkeit weniger anzugehen. In Lassalle's späteren Lebensjahren war das Verhältniß der Gräfin zu ihm ganz das einer Mutter, und sie nannte ihn mündlich wie in ihren Briefen immer nur „Kind". Die Gräfin Hatzfeldt ist noch am Leben. — Vielleicht wird es für Manchen wie ein rhetorischer Pfiff aussehen, wenn Lassalle behauptet, in dieser individuellen Angelegenheit allgemeine Standpunkte und Principien verkörpert gesehen zu haben. Dies Mißtrauen würde sicherlich grundlos sein. Es ist das Kennzeichen hervorragender Menschen, daß sie in dem einzelnen Falle, der ihnen begegnet, und der tausend Anderen begegnet ist, ohne für etwas Anderes als für ein einzelnes zufälliges Ereigniß gehalten zu werden, ein allgemeines Schicksal gewahren; sie

ahnen durch eine augenblickliche Eingebung, welch eine Menge von Unglücklichen unter einer ähnlichen Qual wie derjenigen seufzt, deren Zeugen sie geworden sind; sie forschen hinter dem Unrecht nach der socialen Ursache des Unrechts und richten ihre Angriffe gegen diese Ursache, wo Andere nur an Denjenigen denken würden, welcher das Unrecht verübt. Deshalb glaube ich, daß Lassalle meint, was er sagt, wenn er die Hoffnung ausspricht, in jenen Tagen (1848), wo allüberall das System des Lugs, der Heuchelei und Unterdrückung zusammen stürzte, müsse nun auch endlich „der Tag der Wahrheit hereinbrechen über ein individuelles Loos und Leiden, welches, so innig es ein individueller Fall nur immer vermag, gleich einem Mikrokosmus, das allgemeine Leiden, die zu Grabe keuchende Misère und Unterdrückung in sich abspiegelt, und somit auch über ein redliches und durch alle Criminal- und andere Verfolgungen unerschüttertes Bemühen, mißhandelten Menschenrechten zur Anerkennung zu verhelfen" *).

Die Rede, aus welcher ich einige Bruchstücke mitgetheilt, ist das älteste literarische Erzeugniß, welches von Lassalle's Hand vorliegt. Das Interesse desselben besteht in dem Einblick, den es in des Mannes ursprünglichen Fond als Jüngling gewährt. Ich habe auf die zu Grunde liegende Echtheit des Gefühls aufmerksam gemacht. So Etwas verräth sich im Stil und läßt sich nicht nachmachen. Ein fester Glaube an den Sieg des Rechtes über die Macht liegt zutiefst in seiner Seele als warmer, jugendlicher Enthusiasmus. Dicht daneben liegt das Selbstgefühl; Lassalle glaubt weniger an die Macht des Geistes, als an die Macht seines eigenen Geistes, allen Schwierigkeiten zu trotzen und sie zu besiegen. Hier ist Ritterlichkeit und Kampflust, und in der Form noch Etwas von dem Talent des Advocaten, eine Position einzunehmen, eine Situation auszubeuten und mit grellen Farben zu malen: Menschenrechte ꝛc. Und doch ist das beinahe schon zu Viel gesagt. Wenn sich dergleichen hier findet, ist es noch so fein, so schwach, daß es höchstens wie ein ganz flüchtiger Farbenton über der Rede schwebt. Was aber hier unzweideutig hervortritt, das ist noch eine Eigenschaft, eine tiefliegende bei Lassalle: die Rücksichtslosigkeit. Die Rücksichtslosigkeit ist ein völlig modernes Ideal. Ich entsinne mich, daß Bismarck irgendwo in seinen Briefen auf die Anschuldigung eines alten Lehrers oder Freundes, daß er gar zu rücksichtslos sei, die aufrichtig gemeinten, sehr lehrreichen Worte erwidert: „Ich bin umgekehrt lange nicht rücksichtslos genug, eher feige". Die Rücksichtslosigkeit (ich brauche den Leser wol kaum erst zu bitten, dies Wort nicht mit Rohheit, Pietätslosigkeit oder dergleichen zu verwechseln) ist ein Ideal der letzten Jahrzehnte. Sie war nicht das Ideal unserer Väter. Wie oft haben sie nicht die Worte aus Hamlet's Monolog citirt:

Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Bläße angekränkelt;
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren so der Handlung Namen.

*) F. Lassalle: Meine Vertheidigungsrede wider die Anklage der Verleitung zum Cassetten-Diebstahl, gehalten am 11. August 1848 vor dem kgl. Assisenhofe zu Köln und den Geschworenen. Köln, Wilh. Greven, 1848. — Der Criminalproceß wider mich wegen der Verleitung zum Cassetten-Diebstahl, oder: Die Anklage der moralischen Mitschuld. Ein Tendenzproceß. Ebendaselbst.

Welche Fehler das jetzt lebende Geschlecht auch besitzen mag, Hamlet's Worte passen nicht mehr auf dasselbe. Was wir beschließen, das führen wir aus, so weit äußere Verhältnisse es gestatten. Rücksichtslos auf sein Ziel loszugehen, ohne reellen äußerlichen Widerstand oder reelle äußerliche Mittel zu scheuen, ist eine rein moderne Tugend und Sünde. Die Sache, welche Lassalle zum ersten Mal auf die Anklagebank führte, war von der Art, daß nur eine früh entwickelte Rücksichtslosigkeit ihn in dieselbe verwickeln konnte. Den versuchten Raub eines der Gräfin gehörenden Documentes ohne Weiteres als Diebstahl zu bezeichnen, wäre eben so lächerlich wie albern; aber eine in der Wahl ihrer Mittel rigoristische Natur würde davor zurückgescheut sein. Und hat er sich auch nicht direct dabei betheiligt, so hat er es doch indirect durch die Herrschaft gethan, die er über die Betheiligten ausübte. Es charakterisirt den Herrscherdrang seines Gemüthes, wenn es ausdrücklich in der Anklageacte heißt, daß er, obschon der jüngste von den Vertheidigern der Gräfin, blinden Gehorsam bei seinen Genossen fand.

Seit 1846 also führte Lassalle die Processe der Gräfin. Die Arbeit war so colossal, die Schwierigkeiten so enorm, daß er, ein Arbeiter sonder Gleichen, statt, wie er 1848 meinte, noch ein Paar Jahre darauf verwenden zu müssen, fast zehn Jahre seines Lebens in diesen Kämpfen verbrachte. Er, welcher kein Jurist von Fach war, gerieth solchermaßen auf practischem Wege in eine Wissenschaft hinein, in welcher er theoretisch Epoche machen sollte. Ein Mann, welcher lange Zeit fast für den ersten Rechtsanwalt Deutschlands galt, hat, nachdem er den Proceß studirt hatte, privatim erklärt, daß kein Fachmann ihn besser hätte leiten können. Vor 36 Gerichten führte Lassalle die Sache der Gräfin. Nur ein Wille wie der seine konnte einer so zähen Ausdauer fähig sein, wie sie hier erforderlich war, — obendrein während er bald, der Mitschuld an dem erwähnten Diebstahl angeklagt, in Haft, bald im Gefängnisse saß, weil er der Aufforderung, die Verfassung gegen den Staatsstreich von 1848 mit bewaffneter Hand zu schützen, schuldig befunden war. Vom Gefängniß aus führte Lassalle unverdrossen den Proceß; aus der Haft entlassen, führte er ihn mit noch größerer Kraft, während Philosophie, Politik, Volkswirthschaft, all' seine Studien, all' seine Lebenspläne, immer wieder aufgeschoben und vertagt, seiner Befreiung von diesem undankbaren Geschäft harrten. Endlich war sein Gegner, der Graf, mürbe und matt. Der „dumme Judenjunge" hatte es ihm allzu bunt gemacht. Ein Urtheil wurde nicht gesprochen, es kam zum Vergleich, und Lassalle gewann, was er erstrebt hatte, ein fürstliches Vermögen für die Gräfin. So lange der Proceß währte, hatte er mit ihr die nicht sehr bedeutende Summe getheilt, welche ihm jährlich von Hause zufloß; denn in all' dieser Zeit war die Gräfin mittellos; zum Ersatz dafür hatte er sich contractlich eine jährliche Rente ausbedungen, wenn die Sache gewonnen würde. So war er von jetzt ab in pecuniärer Hinsicht außer Sorgen und konnte sich abstract wissenschaftlichen, Nichts einbringenden Studien widmen, ohne Tag für Tag auf die leidige Noth des Broterwerbs hingewiesen zu sein.

(Der zweite Theil des Artikels im nächsten Heft.)

Shakespeare-Splitter*)

von

Heinrich Laube.

Der König Lear mit seinen großen Zügen wird nie versagen.

Shakespeare hat diese Züge zu mächtig auf die Scene geworfen, als daß sie wirkungslos bleiben könnten auf irgend ein Publicum.

Bekanntlich hat Shakespeare fast für alle seine Stücke — die römischen ausgenommen — Vorlagen gehabt und benützt, großentheils getreu benützt bis auf ganze Scenen und Reden. Er hat ausgewählt und ausgeführt. Heutigen Tages ist man kleinlich streng gegen solche Producirung neuer Stücke. Vielleicht ist man's auch zur Zeit Shakespeare's gewesen, und vielleicht haben deshalb die damaligen Kritiker so wenig Notiz genommen von der poetischen Kraft Shakespeare's, so daß nicht blos die Puritaner schuld sind an der länger als ein Jahrhundert dauernden Nichtbeachtung des großen Poeten in England. Nach einem Jahrhundert hat man nicht mehr die Hilfsmittel vor Augen gehabt, sondern nur das mächtige Resultat.

Wie dem auch sei, mir ist es bei der Inscenesetzung Shakespeare's immer deutlich geworden, daß sein Genie sich neben der Charakteristik vorzugsweise in der kräftigen Auswahl der Scenen für einen bestimmten Zweck kundgiebt. Er macht Sprünge und unterläßt Uebergänge.

Nur einmal, und zwar in seinem wahrscheinlich letzten Stücke, im Othello entwickelt er sorgfältig alle Uebergänge, als hätte der verstimmte Theaterdichter den Zweiflern darthun wollen, daß er auch dies vermöge, wo es ihm angebracht scheine.

Eine kräftige Auswahl der Scenen für einen bestimmten Zweck drängt sich denn auch dem Inscenesetzer immer als Hauptgesichtspunkt auf, wenn er eines der großen Shakespearestücke zur Probe bringt.

---

*) Aus dem Buche Heinrich Laube's: „Das Wiener Stadttheater", welches die Fortsetzung bildet zum „Burgtheater" und „Norddeutschen Theater", und welches in der nächsten Zeit erscheinen wird.

Wie in den letzten Acten des Hamlet, wo der intime Hamlet geradezu nur hineingerissen erscheint in die schließenden Begebenheiten, so wird man auch von der zweiten Hälfte des Lear angemuthet.

Man fühlt sich überladen von dem Doppelthema Lear und Gloster, und sucht nach möglichster Vereinfachung, eingedenk des Unterschiedes zwischen dem jetzigen Publicum und dem Publicum Shakespeare's, welches einen großen Scenenwechsel ohne Verwandlung auf der Bühne hinnehmen mochte, man sucht nach Scenen, welche entbehrlich sind für die Haupthandlung.

Unter ihnen ist eine, welche mich auf dem Burgtheater immer gepeinigt hat, welche ich aber dem alten Herrn, Anschütz, nicht entziehen mochte. Sie saß ihm durch lange Uebung zu fest in der Rolle. Sie schwächte aber seine außerordentliche Learfigur. Er selbst gab das zu, meinte jedoch, sich auch darum nicht zur Weglassung entschließen zu dürfen, weil das berühmte Wort „Jeder Zoll ein König!" damit verloren ginge. Wir haben den Ausbruch des Wahnsinns gesehen, wir haben das Toben desselben auf der Haide erlebt, und wir haben bei der Rückkehr zu Gloster's Schlosse noch eine ausführliche Wahnsinnscene, die Gerichtsscene für Goneril und Regan, durchgemacht. Alle Stadien sind durchlaufen, und wenn nun der alte König mit Strohkranz und Stecken nochmals gesprungen kommt, da wird der immer wiederkehrende Wahnsinn peinlich und lästig. Wie oft habe ich aufmerksam das Stück angesehen, und jedesmal mußte ich eingestehen, daß die Scene überständig erschien, daß unser Publicum ermattet war und sie nur über sich ergehen ließ. Das geflügelte Wort „Jeder Zoll ein König!" ist ebenso gut anzubringen bei der Ankunft Lears vor Gloster's Schlosse.

So that ich denn diesmal, und zu großem Vortheil des Eindrucks. Wir sehen Lear erst wieder im Zelte bei Cordelia, wo er erwacht und in so rührender Weise zu sich kommt, eine der schönsten Wirkungen des Stücks, sicherlich dadurch erhöht, daß uns der Wahnsinn vorher in so langen Scenen berechtigt, nicht aber durch übermäßige Wiederholung ermüdend vorgekommen ist.

Die vorhergehende Blendung Gloster's dagegen, eine durchaus abschreckende und widerwärtige Scene für den heutigen Geschmack, bleibt für die Vorstellung ein Kreuz, welches nicht zu beseitigen ist. Der Gang der Doppelhandlung im Stück macht sie unentbehrlich. Auch bei der wärmsten Aufnahme des Drama's wird hier jedesmal das Publicum todtenstill, und kein zustimmendes Zeichen läßt sich vernehmen, wenn der Vorhang fällt. Wir zahlen da eben einen Tribut für die andern Scenen, welche erschüttern, ohne roh und grausam in leibhaftiger Marter vor uns hinzutreten.

Solche leibhaftige Grimmigkeit hat wahrscheinlich die Engländer vor drittehalb Jahrhunderten nicht verletzt — sind sie doch heute noch dankbar für ähnlich grimmige Dinge auf ihrer Bühne! — und wir nehmen sie schweigend hin, und machen uns stark durch historische Kenntniß, welche belehrend unsern Widerwillen niederhält.

Der letzte Act bedarf eines gewissen Aufwandes in Scenerie und Statisterie, um die schlachtmäßige, rasche Erledigung zweiter Personen leidlich anziehend zu machen. Namentlich der Zweikampf zwischen Edgar und Edmund muß blendend angeordnet, und eine große Energie muß in alle Wendungen gelegt werden,

damit wir übersehn, wie die Hauptperson nur noch episodisch vorüberhuscht und erst in der letzten Scene wieder nachdrücklich zum Vorschein kommt.

Nachdrücklich tragisch, um nicht zu sagen gemacht tragisch. Denn in Wahrheit bleibt dieser vielbesprochene und vom Publicum lange bestrittene Schluß ein nur theoretischer Schluß.

Man mag vielleicht der Theorie zugeben, daß Lear nicht am Leben bleiben kann, und daß Cordelia sterben muß, um das endliche Aushauchen Lear's herbeizuführen. Aber dies letztere, dies Opfern Cordelia's wird keinem Publicum verständlich, und wirkt bei der Aufführung stets wie ein Mißton. Warum, sagt man beim Fortgehen, warum muß dies ehrliche, liebenswürdige Geschöpf sterben? — und die künstliche Beweisführung der Dramaturgen überzeugt Niemand.

Ludwig Tieck selbst war davon betroffen und sagte: man lasse den Wienern den mildern Schluß! Er hat dies nicht blos gesagt, weil er die eingebürgerte mildere Form zur Noth bestehen lassen wollte, sondern weil er selbst empfand, daß diese intriguenhafte, fast mißverständliche Tödtung Cordelia's ungünstig wirkt. Deshalb wol gab er's mit drein, daß für die Wiener auch Lear am Leben bleiben könne. Ist der gebrochene alte Mann nicht gestraft genug, und ist wirklich sein Tod noch eine nothwendige Genugthuung?

Ich stand früher auch näher zur theoretischen Anschauung des Schlusses, also zur schließlichen Tödtung. Lange Beobachtung des Eindrucks im Theater aber hat mich mehr und mehr von ihr entfernt. Und am Ende haben doch Theaterstücke nach der Theaterwirkung zu fragen.

Es ist der Untersuchung werth, ob die bei uns eingeführte Theorie der Tragik dem Theater genützt oder geschadet habe.

Im Wesentlichen stammt sie doch von unsern Romantikern, die Schlegel an der Spitze, und der Aerger über die großen Erfolge Iffland's mit dem bürgerlichen Schauspiele hat die Romantiker gestachelt, die griechische Tradition vom tragischen Schicksal auch da einzudrängen, wo von keiner Göttermacht die Rede sein wollte. Das bürgerliche Schauspiel mit seiner nüchternen Wahrheit sollte um jeden Preis heruntergesetzt werden. Etwas Besonderes und Außerordentliches, das Besondere und Außerordentliche überhaupt war die Parole der Romantiker, und man hielt sich die Augen zu, um nicht zu bemerken, daß dies bürgerliche Schauspiel eigentlich doch die nationale Form des Schauspiels in Deutschland wäre. Es ist noch heute so trotz aller gepredigten Theorie: das einfache Schauspiel mit einfachen, wahrhaftigen Motiven, welches unter rührenden Scenen zu einem glücklichen Ausgange führt, ist und bleibt die populärste Form in unserm Theater.

Jene Theorie der Tragik, getragen vom gelehrten Eifer der abstracten Schriftsteller, hat gesiegt, hat vielleicht übermäßig gesiegt, und unser nationales Bedürfniß fast geächtet. Die jüngere Kritik läuft hinterher auf ererbten Krücken, und schlägt mit ihren Krücken neue Stücke darnieder wie Mohnköpfe. Die gebildeten Schauspieler Schröder und Iffland, welchen unser Theater die populäre Gestalt verdankt, werden geringschätzig bei Seite geschoben, und ihre allerdings viel schwächeren Nachfolger werden verhöhnt.

Das Theaterpublicum ist nie dieser theoretischen Meinung gewesen, und weil es den einfach deutschen Stücken immer und immer wieder, auch wenn sie viel geringer waren als die von Schröder und Iffland, eine große Theilnahme geschenkt hat, so wird uns seit einem halben Jahrhundert von der gelehrten Kritik versichert: das deutsche Theater sei untergegangen. — Als ob ein Volk blos von Nektar und Ambrosia leben könnte, und als ob es nicht auch sein heimathliches tägliches Brod brauchte.

In der That hat die extreme Theorie unter unsern dramatischen Talenten schweren Schaden angerichtet. Um der Theorie nur ja zu entsprechen, haben, wie oft! diese Talente sprungmäßig und unwahr den tragischen Ausgang herbeigezerrt, und sind deshalb mit ihren Arbeiten gescheitert. Hätten sie sich nicht vor dem Banne der Extremen gefürchtet, hätten sie ehrlich organisch ihre Stücke bis zu Ende durchgeführt, und sich auch nicht vor einem guten Ausgange gescheut, wir hätten sicherlich mehr dramatische Schriftsteller und mehr gute Repertoirestücke.

Dem Ausweichen tragischer Nothwendigkeit soll damit nicht das Wort geredet werden. Man soll sich nur redlich klar machen, was wirklich tragische Nothwendigkeit sei, und was ein dramatisches Kunstwerk zu erstreben habe. Wenn der höhere Gedanke nicht bestehen kann unter den gegebenen Verhältnissen eines Stückes, dann soll er den Verhältnissen nicht nachgeben, sondern seine höhere Eigenschaft durch den Tod besiegeln. Der Tod solcher Art wird immer eine Erhebung mit sich bringen, und diese Erhebung ist der Zweck des tragischen Kunstwerks.

Eine solche Tragödie, und sie allein ist die ächte. Und sie leuchtet auch dem Publicum ein, sie wird auch populär.

Wem soll es denn aber einleuchten, daß auch Cordelia sterben müsse? Niemand als den extremen Romantikern, welche auch für die Schuld Cordelia's künstliche Gründe zusammensuchen. Cordelia hat nur ehrlich und gut gehandelt. Sie hat dem überspannten Vater die Wahrheit gesagt, und als er sie darob schmählich verstoßen, hat sie keinen Augenblick aufgehört, ihn zu lieben, und ist ihm zu Hilfe geeilt, als er in Noth gerathen. Sind das Gründe, welche den Tod für sie erheischen? Im Gegentheil: ihr Tod verletzt unser Gefühl für Gerechtigkeit, und beeinträchtigt den tragischen Schluß des Lear.

Noch schwerer, viel schwerer ist das Verhältniß der Shakespeare'schen Lustspiele zu unserem Theater. Ein Lustspiel hat eben doch viel unmittelbarer mit der herrschenden Sitte des Zeitalters und des Landes zu thun. Große Gefühle bleiben sich gleich durch die lange Reihe der Jahrhunderte, und die gesellschaftlichen Verhältnisse ändern daran wenig. Das Lustspiel aber lebt lediglich in den gesellschaftlichen Verhältnissen, und aus ihnen bildet es seine Form. Kann eine solche Form nach Jahrhunderten für eine ganz anders geartete Gesellschaft noch passen? — Das Wort „Geschmack" tritt bei einem Lustspiele in erste Linie, der Geschmack aber wechselt ja ungemein.

Daran wird man immer scharf erinnert, wenn man ein Stück wie „Viel Lärm um Nichts" auf die Scene bringt. Bei der ersten Probe muthet es an wie die grelle Manierirtheit eines geistvollen Mannes. Allmälig wird es ein

curioses historisches Bild, welches man dem heutigen Geschmacke doch nur in einer ausgesuchten Gesellschaft historischer Kenner bieten dürfe. Endlich gewöhnt man sich an die künstlichen Reden und an die groben Contraste, und erinnert sich, daß das Publicum dafür erzogen worden sei, die Shakespeare'schen Komödien zu gestatten, und sich das heute noch Wirksame herauszusuchen. Diese Bildung unseres Theaterpublicums ist gar bemerkenswerth. Wäre solch ein Lustspiel nicht durch den Druck bekannt und durch den Namen des Dichters geweiht, erschiene es ohne Vorgeschichte auf der Bühne als ein neues Stück — welch' ein Schicksal stände ihm bevor! Ja, auch als ein altes Stück von einem minder wichtigen Autor, also nur des Namens Shakespeare entkleidet, würde es einer übeln Behandlung nicht entgehn. Was! — würde man rufen — die eigentliche Komik dieses Lustspiels ist ja die Komik der Clowns, die wir im Circus finden, und der Witz der höheren Personen ist ja durchweg forcirt, ist eine redselige Wortspielerei mit wenigen guten Körnern! Und daneben läuft eine ganz abenteuerliche und stockernsthafte Handlung, welche ein Mädchen in todesähnliche Ohnmacht stürzt, und welche dahin führt, daß dies Mädchen für wirklich todt ausgegeben wird. Wir haben also einen schweren Contrast vor uns, welcher jeden behaglichen Uebergang eines Lustspiels ausschließt, und diese gröblichen, unvermittelten Bestandtheile sollen für ein Lustspiel ausgegeben werden?

Der spätere Molière, der Schöpfer der französischen comédie, macht kaum noch eine Wirkung bei uns, weil der Geschmack seiner Zeit nicht mehr der unsre ist, weil wir über schlimme Personen wie Harpagon nicht lachen können, und weil des Dichters ernsthafte Absichten und Personen für uns zu keiner harmonischen Komödienform verarbeitet sind — und dem älteren, noch ferner gelegenen Shakespeare sollen wir eine Lustspielmacht einräumen?

Und doch thun wir's bis auf einen gewissen Grad. In diesem Shakespeare pulsirt eben doch ein größerer Geist, eine größere Weltanschauung, vor allen Dingen aber eine immer tiefe Charakteristik. Die starke Kraft Shakespeare's in der Charakterzeichnung läßt uns wol auch bei seiner veralteten Lustspielform mancherlei Genüge finden. Nach einiger Zeit, nach öfterer Anschauung dieser Stücke verzeihen wir allenfalls den Clownton, wenn auch achselzuckend, und interessiren uns für die herumfliegenden Geistesfunken, vor allem aber für die mannigfaltigen Charaktere.

So geht es mit „Viel Lärm um Nichts" in der guten Bearbeitung von Holtei. Neu aufgenommen stößt es zuerst immer auf Zurückhaltung des Publicums, allmälig aber findet es Theilnahme, nicht leicht aber ein großes Publicum. Das einfach gebildete Publicum erläßt jedoch solchen Shakespeare-Lustspielen nie die obigen Ausrufungen, Ausstellungen und Einwände, es drückt seine Zustimmung immer nur mit bestimmter Reserve aus.

Solchen Achtungserfolg fanden auch wir jetzt mit der ersten Vorstellung und verdankten ihn hauptsächlich dem launigen Talente Herrn Tewele's, welcher den Benedikt gut sprach und lebensvoll spielte.

Ohne einen wirklich humoristischen Benedikt und eine wirklich humoristische Beatrice ist die Wirkung des Stücks unerquicklich. So fehlte damals im Burgtheater Dawison dieser wirkliche Humor, und Fräulein Neumann als Beatrice

trug die Kosten allein, wie jetzt hier Herr Tewele. Später fand ich in Fräulein Kühle eine treffliche Beatrice, und so wurde das Stück im zweiten Jahre ein ganz gern gesehenes.

Am leichtesten gelingt die Wirkung eines Shakespeare-Lustspiels da, wo die Handlung einfach, nicht — wie so oft bei ihm — eine aus mehreren Stoffen zusammengesetzte ist. „Die bezähmte Widerspenstige" also ist das sicherste Shakespeare-Lustspiel, und auch das populärste. Es geht auch darin scharf her für den heutigen Geschmack, aber natürlich und geradeaus zu einem Ziele.

Im zweiten Jahre entwickelte eine schöne junge Schauspielerin, Fräulein Schratt, ein überraschendes Charakterisirungstalent im komischen Genre, und mit ihr machte die „Widerspenstige" lebhaftes Glück.

„Was ihr wollt" hatte ich noch vor; das Ende meiner Direction unterbrach aber die Vorbereitungen. Diese drei sind die einzigen Shakespeare-Lustspiele — wenn man dem „Kaufmann von Venedig" nicht den Titel „Lustspiel" aufprägen will —, welche auf unsrer Bühne Stand halten. Die Versuche mit der „Komödie der Irrungen" haben sich nicht bewährt, und die mit „Wie es Euch gefällt" und „Maß für Maß" halte ich für aussichtslos.

Literarische Rundschau.

1. Die Ahnen. Roman von Gustav Freytag. Dritte Abtheilung. Die Brüder vom deutschen Hause. Leipzig. S. Hirzel. 428. 8. 1874.

Als Gustav Freytag vor zwei Jahren den ersten Band der „Ahnen" erscheinen ließ, war die Freude und die Aufregung groß in deutschen Leserkreisen. Ein neuer Roman vom Verfasser von „Soll und Haben!" Und gar ein Roman, der nur als erste Anzahlung sich ankündigt auf eine ganze Reihe solcher Festgeschenke! Die Geschichte einer urdeutschen Familie, fortgeführt vom sagenhaften Wald- und Kriegsleben der Vorfahren, bis zur glorreichen Auferstehung des Reiches! Wie mußte da die Kette der Zeiten sich zusammenfügen, wie versprach die Dichtung da ihren hohen Beruf auszuüben als rückwärts gewandte Prophetin, als Beratherin und Führerin der einheitlichen Volksseele in den Wechseln des endlosen Bildungskampfes! Zwar, Freytag hatte sich alle solche Zumuthungen in seiner vornehm-zurückhaltenden Art ausdrücklich verbeten. Nur Dichtung, durchaus keine „Culturgeschichte" wolle er geben. Also etwa Phatasiespiele, oder doch historische Gestaltung des rein Menschlichen ohne Rücksicht auf geschichtliche Bestimmtheit und Begrenzung? Aber wer das dem Verfasser der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" etwa wunderlicher Weise zugetraut hätte, den mußte ja schon ein Blick in den ersten Band eines Bessern belehren. Da war nicht etwa nur das äußerliche Zeitcostüm meisterlich eingehalten oder hergestellt. Die innerste Anlage des Gedichts erwies sich ebenso großartig geschichtlich, wie poetisch. Keine Spur von Tendenz freilich, wenn nicht etwa glühende Liebe zur heimischen Art schon diesen Namen verdient. Es war ein durchaus verdienter Erfolg dieser ächt menschlichen, und wir dürfen ja wol hinzufügen, echt deutschen Behandlungsweise, daß sie noch kürzlich einem namhaften Wortführer französischer Anschauungen und Stimmungen (Alfred Réville) ein Zeugniß zu Gunsten des poetisch-literarischen, seit dem Kriege so vielfach verletzten Völkerrechtes abrang. Form und Geist dieser Darstellungen waren so rein und ernstlich auf treueste Wiedergabe oder Nachschaffung unserer Vergangenheit gerichtet, daß es bekanntlich nicht an sehr befähigten und keineswegs übelmeinenden Bruchtheilen fehlte, welche der Ansicht waren: hier sei am Ende doch des Guten zuviel geschehen, namentlich in der Nachahmung, oder sagen wir lieber der stylvollen Symbolisirung einer von heutigen Zuständen himmelweit entfernten Empfindungs- und Sprachweise. Es setzte scharfe Lectionen über rhythmische oder gar metrische Prosa, über manierirte Wendungen, über auffallende Vorliebe für zoologische Vergleiche, für gesuchte Beiwörter und alterthümelnde Phrasen; der Classiker Freytag mußte neben den Ehren seines literarischen Ranges auch dessen Beschwerden sich gefallen lassen, wie seine geistigen Standesgenossen auf andern Gebieten. Er wußte es; aber freilich, er konnte es auch mit gelassenem Herzen. Denn, wie nur Angesichts der allergrößesten Ereignisse unserer Literargeschichte, ist das Verdict der Zeitgenossen, der engern Gemeinde wie der weitesten, „gebildeten"

Kreise auf seine Seite getreten. Jeder neue Band der „Ahnen" wird von der Nation wie ein Festgeschenk begrüßt; die Auflagen wetteifern mit englischen, französischen, amerikanischen „Erfolgen" und die literarische Berichterstattung, wenn sie nur ein paar Wochen säumen muß, wie wir, sieht sich bereits dem fertigen Urtheile von vielen Tausenden eifriger und selbstdenkender Leser gegenüber. In solchen Fällen bittet man denn gern um's Wort, so sicher man auch sein kann, nicht Jedermanns Meinung zu treffen.

Zunächst eine Bemerkung über das Gesetz, nach welchem Freytag, wenigstens bis jetzt, die zu schildernden Epochen zu wählen scheint. Seine Darstellungen haben uns Nichts von Hermann, dem Befreier und seinen Cheruskern erzählt, Nichts vom König Etzel und den Burgunden, Nichts vom Dietrich von Bern oder von Chlodwig, dem stolzen Sigambrer. Sie sind ebenso an Karl dem Großen vorübergegangen, an Heinrich dem Sachsen und den Ottonen, an den glorreichen übermüthigen Saliern so wie an dem Büßer von Canossa, an Barbarossa und Heinrich dem Löwen. Römerkämpfe, Völkerwanderung, Gründung und Blüte des ersten Reichs, Hohenstaufen und Welfen: alle diese sagenumwobenen Hochgipfel altdeutscher Geschichte, diese leichenbesäeten Schlachtfelder unaufführbarer moderner Dramen und unlesbarer Ritterromane läßt der Dichter bei Seite, um sich durch das Labyrinth dunkler Uebergangsepochen einsame Pfade zu suchen. Das vierte, das achte, das eilfte Jahrhundert erhielten bisher den Vorzug und an sie schließt sich nun ein Rundgemälde, nicht aus der Glanzzeit, sondern aus der Abenddämmerung unserer ritterlich-poetischen Epoche. Statt des weltberühmten Kaiserfestes bei Mainz, statt des Wartburgkrieges muß uns der Mairitt eines schlichten Edelmannes, muß uns eine gewöhnliche „Artus-Runde" beim Ehrentrunk genügen. Nicht die Hochflut, sondern die Schiffstrümmer der Kreuzzüge, nicht die blendenden Triumphe, sondern die letzten, verhängnißvollen Feldzüge der Staufenpolitik beherrschen die Lage; und statt der vielbesungenen und geschilderten Glanz- und Staatsactionen jener merkwürdigen Zeit belauschen wir den frühen Verfall der ganzen Herrlichkeit, der sich naturgemäß in den Schattenpartieen der Zeitgeschichte vollendet.

Ist diese Auswahl nun lediglich als aristokratische Abneigung gegen betretene Bahnen zu deuten? als künstlerische Scheu vor der Zudringlichkeit landläufiger, abgegriffener Typen? Ohne Zweifel würde auch diese Rücksicht zu ihren Gunsten in die Wage fallen. Aber daß auch die Ausgiebigkeit, die Tragweite, das fesselnde Interesse der culturhistorischen Perspectiven bei diesem Verfahren, das freilich einen Meister erfordert, gewinnen mußten, ist leicht zu begreifen. Nicht der Glanz des Gewordenen, sondern die leise stille Bewegung des Werdens wie des Vergehens enthüllt dem sinnigen Auge am besten die Geheimnisse des Lebens. Da schärft sich der Blick für die Grundgesetze der Dinge, da eröffnen sich jene Aussichten, die den Sänger zum Propheten, zum „vates" im alten Sinne machen, da erzeugt sich der stimmungsvolle Zauber der gemischten, sanft sich abstufenden Farbentöne. Und war das Alles schon in den früheren Erzählungen von gewaltiger Wirkung, so macht es hier noch weit eindringlicher sich geltend.

Die Handlung der „Brüder vom deutschen Hause" ist, bei aller Fülle, fast Ueberfülle des Beiwerks, in der Grundanlage dennoch einheitlicher, übersichtlicher gruppirt und darum auch wirkungsvoller als die der „Zaunkönige". Ivo, der Sprößling Ingo's, Ingrams, Immo's, waltete im Jahr 1226, noch als freier Edler, auf seinem Hofe Ingersleben, zwischen Erfurt und der uns wohlbekannten Mühlburg. Unabhängigkeit, ritterliche Ehre, ideale, wenn auch phantastische Liebe sind die Mächte, denen er huldigt. Er ist mild gegen Geringe, gerecht und verträglich gegen Gleichgestellte, stolz, ja starr gegen Höhere; er bricht Lanzen für seine Dame, macht Verse mit den fahrenden Schülern, giebt das Letzte her für den Freund, für den treuen Diener. Aber den Herrendienst verschmäht er, und das trägt ihm denn auch die entsprechenden Erfahrungen ein. Der Kreuzzug, zu dem er sich 1227 auf Herrmann von Salza's Andringen entschließt, zeigte ihm auf der heiligen Erde nur die Orgien

des Ehrgeizes, der Ueppigkeit, der Habsucht. Das Messer eines christlichen und ritterlichen Meuchelmörders lieferte ihn für todt in die Hände der Assassinen, der Glaubensfeinde, die ihn edelmüthig pflegen und retten. Nach jahrelanger Haft wird er zwar durch einen treuen Diener und Kampfgenossen befreit: aber es geht ihm daheim wie dem Goethe'schen Grafen: „Und als er zuhause vom Rößlein stieg, da fand er sein Schlößlein droben, doch Diener und Habe zerstoben." Wol läßt er nun die zudringlichen, raubsüchtigen Nachbarn seinen Arm und sein Recht fühlen; wohl bietet die Dame seiner ritterlichen Jugendträume, des Kaisers Nichte, als junge, reiche Wittwe ihm Hand und Herz, Reichthum und Macht. Alles das kann sein Schicksal nicht mehr wenden; denn im harten Lebenskampfe ist der phantastische Ritter zum deutschen Manne gereift; der Seelenadel, die Liebe und Treue einer Jugendgespielin, einer einfachen, freien Bauerntochter, hat in seinem Herzen die glänzende, zweideutige Weltdame verdrängt; ein jäher Ansturm furchtbarer Gefahr (es gilt, die Geliebte und ihren Vater aus den Händen der Ketzerrichter zu retten) kommt in der Stunde der Versuchung dem wankenden Herzen zu Hülfe; Ivo läßt die Herzogin stehen, befreit die Bäuerin, und ist im Begriff, wie sein Ahn Ingo auf Idisburg in den Trümmern seiner Burg den Heldentod zu sterben, als — die Dazwischenkunft der deutschen Brüder ihn befreit. Den Geretteten mit seinem jungen Weibe empfängt dann das ferne Ostseeland als Begründer eines preußisch-deutschen neuen Heldengeschlechts. Der thüringische Edling wird Burgmann von Thorn.

So die Hauptgestalt, in der die wohlbekannten Züge der Ahnen mit dem des neuen Jahrhunderts sich fein und stimmungsvoll mischen. Um sie gruppiren sich in reichster Fülle die Typen der niedergehenden deutschen Gesellschaft des dreizehnten Jahrhunderts: der gewaltthätige Vasallenadel, die harten politischen Territorialherren, die freien, aber schon hart bedrängten Bauern, der fahrende Sänger, der Prälat, der fanatische Bettelmönch; im Hintergrunde der glänzende, aber unberechenbare Staufenkaiser, für Deutschland schon mehr Symbol und Phantom als reelle Macht. Auch das ferne Morgenland mit seinen Kreuzfahrern und Ordensrittern, seinen Abenteurern und lüderlichen Pfaffen, seinen ritterlichen Saracenen und furchtbaren Assassinen wird meisterlich, wenn auch vielleicht zu farbenreich geschildert. Ein Prachtstück der Charakteristik aber ist Bernhard, der freie thüringische Bauer, in dessen kerndeutschem Gemüth sich Angesichts der aufkommenden Inquisition der erste Keim des reformatorischen Gedankens regt; und über alles Lob erhaben wirkt endlich für unser Gefühl die Auffassung und Einführung der „Bärtigen", der deutschen Ordensbrüder, nach denen der Roman sich nennt. Wie ein junger kräftiger Eichbaum aus dem Gewirr faulender Stämme und wuchernden Gestrüpps erhebt sich da das Symbol des staatenbildenden deutschen Zukunftsgedankens aus dem Chaos des sich lösenden Reichs. Sollen wir noch auf packende Glanzstellen hinweisen? Das gäbe ein langes Register; aber kurz erwähnen wollen wir doch den Weihnachtsumgang Friedrun's im Dorfe, ihre Begegnung mit ihrer Nebenbuhlerin Hedwig zu Speyer; Ivo's Getreue, Lutz und Henner, wie sie den verloren geglaubten Herrn erwarten; endlich die entscheidende letzte Begegnung Ivo's und Hedwig's. — Die Composition des Romans droht anfangs in Schilderungen und Culturbildern auseinander zu fließen, hebt sich dann, von Ivo's Mairitt an, zu warmem Interesse, kommt, beim Eintreten in die fremde Welt des Morgenlandes, durch eine Ueberfülle an sich trefflicher Einzelbilder ein wenig ins Stocken, bewegt sich dann aber, von Ivo's Heimkehr an, in aufsteigender Linie bis zu der wahrhaft großartigen, hinreißenden Wirkung des Schlusses. In der Sprache ist von den Absonderlichkeiten der früheren Abtheilungen nur hie und da eine den zeitgenössischen Dichtern fein abgelauschte Naivetät, oder ein charakteristisches Fremdwort übrig geblieben; selten sind gezierte Wendungen wie der wiederholte Ausruf: „nun kommt ihr stolzen Knaben", mit dem die Bauerbursche zum Ballspiel und Tanz geladen werden. Von höchster Meisterschaft sind Färbung und Perspective der Zeitbilder, namentlich des in wirksamster Naturymbolik veranschaulichten Ueberganges von heiterer, leichtsinniger Lust zu dem nüchternen, trüben

Ernst und der düstern Tragik des beginnenden Verfalls. Die Charakteristik ist im Allgemeinen nicht nur fein, sondern was mehr werth ist, markig und wahr. Nur über eine Hauptstelle können wir beim besten Willen nicht hinweg: Ivo erkennt nämlich, wie schon berührt, in einem der Meuchelmörder, die ihn, den geheiligten Gesandten des Kaisers überfallen, jenen Grafen von Meran, des Kaisers Schwager, den Gemahl seiner in ritterlichster Platonik angebeteten Dame. Er hat, wie wir als Augenzeugen wissen, vor diesem scheelsüchtigen, niedrig denkenden Politicus nicht die mindeste Achtung, hat ihm kurz zuvor die schroffste, schneidendste Opposition gemacht. Was wird er nun thun, da die Canaille, zu feige zu offenem Kampfe, ihn spitzbübisch meucheln will? — Nun, er senkt die Waffe, ruft „Nimm dein Recht" und läßt sich niederstechen. Das soll urgermanisch ideal, erhaben sein; es ist aber leider schlimmer als schwach, es ist theatralisch und unwahr. Ein sauberes „Recht" das, und vollends nach den Begriffen des dreizehnten Jahrhunderts, welches bekanntlich im Punkt ritterlichen Frauendienstes uns viele Punkte vorgeben kann. Natürlich bleibt die seltsame Aufopferung im Roman ohne Folgen, aber dieser von den Absichten der handelnden Personen unabhängige Zufall kann ästhetisch Nichts bessern. — Soviel der Wahrhaftigkeit zu Liebe und damit doch der knarrende Venus-Pantoffel nicht fehlt. Noch an dieses und jenes Einzelne mag sich die Kritik vielleicht hängen. Der dritte Band der „Ahnen" ist bei alledem ein Kunstwerk ersten Ranges. Der Gedanke quillt aus dem innersten Herzen der Zeit und des Volkes, die Sprache ist ebenso artistisch gewaltig, wie edel und rein; die Composition, obwol nicht von gleichmäßig festem Gefüge, läßt doch die Theilnahme nie ermatten und erhebt sich am Schlusse zu höchster dramatischer Wirkung. — Man hat uns vom Auslande her oft genug vorgeworfen, daß unsere große nationale Bewegung sich dichterisch nicht so fruchtbar erweise, wie politisch und militärisch. Wenn dieser Tadel von vorne herein auf einem willkürlichen und ungerechtfertigten Anspruche beruht, so darf man ihn jetzt, Angesichts der Freytag'schen „Ahnen" und des Jordan'schen Hildebrandliedes auch geradezu als unwahr bezeichnen.

2. Nachgelassene Schriften von Fritz Reuter. Erster Theil. Herausgegeben und mit einer Biographie des Dichters eingeleitet von Adolf Wilbrandt. Wismar, Rostock und Ludwigslust. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1874. IV u. 96—235. 8. (Der sämmtlichen Werke vierzehnter Band.)

So liegt denn dieser sehnlich erwartete Nachlaß unseres lieben Fritz Reuter vor uns. Der erste, bis jetzt vollendete Band umfaßt eine Biographie des Dichters vom Herausgeber (96 S.), eine hochdeutsche satirische Schilderung „Ein gräflicher Geburtstag", Briefe des Herrn Inspector Bräsig an Fritz Reuter (S. 52—98), die hochdeutsche Beschreibung einer Reise nach Braunschweig, das Fragment der „Urgeschichte von Mecklenburg" und einige plattdeutsche Kriegsgedichte aus dem Jahre 1870. Verhältnißmäßig schwach und wol nur von subjectivem Interesse ist die, schon im „mecklenburgischen Volksbuche" 1846 gedruckte Satire auf den „gräflichen Geburtstag". Sie gilt einer allerdings grotesken Festlichkeit, welche am 29. und 30. Mai die „regierende Gräfin" Hahn verherrlichen sollte, hat in der Sache gewiß nur zu sehr Recht, ersetzt aber den oft ausgehenden Humor durch directe Ironie, oft geradezu bittern Hohn und verkümmert sich dadurch die Wirkung. Gewiß trägt das ernsthafte hochdeutsche Idiom einen Theil der Schuld; aber auch mit „facit indignatio versum" ist es bekanntlich eine eigene und nicht ungefährliche Sache. — Auf ein ganz anderes, traulicheres Gebiet führt uns das plattdeutsche Bruchstück der „Urgeschichte von Mecklenburg", freilich aus dem Jahre 1861, also aus Reuter's bester Zeit. Der Grundgedanke ist auch hier ernster, einschneidender, als wir ihn bei den eigentlichen Meisterstücken der Reuter'schen Muse gewohnt sind; er erinnert hie und da an die Tragik von „Kein Hüsung". Aber in welcher vollendeten Form ist

der ernste Gegenstand behandelt, wie mildert der köstlichste Humor überall „den schwarzen Affect", wie benimmt Wohlwollen und Maaß überall selbst der Satire die verletzende Schärfe! Nach einer köstlichen Einleitung empfangen wir die Urgeschichte des gesegneten Landes der Erbweisheit, von Adam bis auf Japhet, der nach der Sündflut in Mecklenburg einzieht und dem Lande sein berühmtes Grundgesetz giebt: „Seiht Kinnings", so spricht er zum Volke, „dit is nu all uns, bet nah Hamborg 'ruppe, dit is dat gelobte Land Meckelnborg, wat uns min fül Vader Noah vermakt hatt. Un ik bünn von Herrgotts wegen als Herr doräwer set't un nem von dise Stun'n den Titel „Dorchläuchten" an, dat mark sik ein jeder Schapskopp, de mit de Titulaturen noch nicht Bescheid weit. Un nu — in Gott's Namen — gah ein Jeder in't Geschirr un nem sik dorvon so vel, as hei mit de Tähnen dorvon riten kann". Danach wird denn nun getheilt und wacker regiert, und Japhet's des Ersten Beiträge zur Lösung der socialen und constitutionellen Frage machen dem „durchläuchtigen" Herrn alle Ehre. — Von ganz besonderem Werthe für das Studium des Reuter'schen poetischen Schaffens sind ferner die dem „Unterhaltungsblatt für Mecklenburg und Vorpommern" (1855—56) entnommenen „Briefe des Herrn Inspector Bräsig". Wir sehen so zu sagen die Skizze seines berühmtesten und ursprünglichsten Charakterkopfes Zug für Zug entstehen, eckiger, derber als in dem Prachtbilde der „Stromtid", aber in klaren, festen Strichen und schon mit der vollen, unwiderstehlichen Gesammtwirkung. — Die „Reise nach Braunschweig", eine ganz originelle Jugendarbeit des zwölfjährigen Fritz Reuter, voll scharfer Beobachtung und trockenen Humors, bildet eine sehr willkommene Erläuterung zu der trefflichen, bei aller warmen Pietät durchaus mäßig, objectiv freimüthig gehaltene Biographie. Die hübschen, aber nicht gerade hervorragenden plattdeutschen Kriegslieder sind schon aus der Lipperheide'schen Sammlung bekannt. Der zweite, noch ausstehende Band soll eine Anzahl in plattdeutscher Prosa geschriebener „Läuschen" und eine Reihe ausgewählter Briefe enthalten. (Also nicht ein in Druck gegebener Papierkorb nach Ludmilla Assing's Recept.) Wir sehen ihm mit Verlangen entgegen und sagen dem Herausgeber für das bis jetzt Empfangene unsern herzlichsten Dank.

3. Neue Novellen von Paul Heyse. (Er soll Herr sein. — Eine ungarische Gräfin. — Ein Märtyrer der Phantasie. — Judith Stern. — Nerina.) Der Novellen zehnte Sammlung. Berlin. Wilhelm Hertz. 1875.

4. Ein neues Novellenbuch von Adolf Wilbrandt. (Dämonen. — Die Bande des Bluts. — Die Königin von Castilien. — Unser Rechtsbewußtsein. — Das Märchen vom ersten Menschen.) Dritte Sammlung der Novellen. Wien. L. Rosner. 1875.

Wenn wir Paul Heyse und A. Wilbrandt hier zusammenstellen, so geschieht es nicht etwa aus dem sehr äußerlichen Grunde, daß der Zufall ihre beiden neuen Bücher uns zugleich in die Hände geführt. Paul Heyse steht unbedingt in der ersten Reihe unsrer Novellisten; Wilbrandt scheint bis jetzt auf diesem Gebiete noch nicht so allgemein durchgedrungen, wie auf dem des Drama's. Um so lieber heben wir denn an dieser Stelle und nach bester Ueberzeugung seine eminente Bedeutung auch als Erzähler hervor. Wilbrandt hat mit Heyse den psychologischen Scharfblick und die Grazie des Styls gemeinsam: er weiß auch vorzüglich zu erzählen (was für einen Deutschen immer noch mehr sagen will als für einen Franzosen oder Briten) und seine Erfindungen sind immer spannend, seine Pointen überraschend und wahr. Daß er im Allgemeinen, ohne dem Tragischen eben aus dem Wege zu gehen, gleich seinem Landsmann Fritz Reuter auf gesunden Verhältnissen und Naturen mit Vorliebe verweilt, wird ihm überdies, allem Schopenhauer- und Hartmann-Cultus zum Trotz, bei der großen Mehrzahl unserer Zeitgenossen nicht zum Vorwurfe gereichen.

So heißen wir denn beide Sammlungen willkommen, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß sie lauter Gaben von gleichem Werthe enthielten.

Paul Heyse behandelt in der „Ungarischen Gräfin" und im „Märtyrer der Phantasie" zwei Varianten des alten deutschen Träumer-Typus, der, beiläufig bemerkt, uns an sich keineswegs sympathisch ist. Der träumerische Liebhaber der ungarischen Gräfin könnte beinahe an spätromantischen oder jungdeutschen Weltschmerz erinnern, wenn der Dichter, in seiner ganz gesunden und modernen Art, sich nicht entschieden auf die Seite der berechtigten Lebensgewalten gegen das subjective Belieben der schönen Seele stellte. So ist der räthselhafte, verschlossene, dem einen Gefühl rücksichtslos gehorchende Liebhaber interessant und bedeutend genug für unsere Theilnahme, ohne daß eine zweideutige Haltung des Erzählers uns den Schwerpunkt der Betrachtung und des Urtheils verrückte. Kühn, echt Heysisch ist die Peripetie: die reife Weltdame, durchaus sittlich fühlend und von Herzen tugendhaft, hofft die wahnsinnige Leidenschaft des genialen, schwärmerischen jungen Musikers zu heilen, indem — sie sich ihm hingiebt und ihn dann entfernt. Aber das Mittel, unfehlbar bei einem Don Juan, macht den Idealisten vollends rasend, und die tödtliche Katastrophe enthüllt dann das Geheimniß, daß er wirklich geliebt wurde. — Der „Märtyrer der Phantasie" zieht weniger an, weil seine Geschichte sich in eine Reihe von Situationen verzettelt, die für die Novelle zu weit angelegt, für den Roman nicht genug ausgeführt sind. Man wird fast versucht, dem Dichter zu glauben, daß eine wirkliche Begebenheit zu Grunde liegt. — „Nerina", die Sage von Leopardi's tragischer Jugendliebe, kennen unsere Leser aus der zweiten Nummer der Deutschen Rundschau. — Ganz trefflich, ergreifend, ist Judith Stern. Weibliche Reinheit und Herzensgüte und echte Lebensweisheit des mit sich und der Welt einigen, starken und milden Mannes sind wol nicht leicht schöner zur Darstellung gekommen, als hier in der Geschichte des Juweliers Stern und seiner schönen, vielumworbenen Gattin Judith. Ein geistreich-satanischer Verführer als „Hausfreund" und ein verschämter, naiv-sentimentaler, aber, im Gegensatze zu dem nervösen Musikanten der ungarischen Gräfin, kerngesunder und braver Liebhaber führen die Verwickelung herbei. Die Handlung, ganz schlicht und einfach angelegt, ermattet doch keinen Augenblick und führt den Beweis, daß die ästhetische Spannung nicht von sinnlichen Aufregungen und Ueberraschungen abhängt. — Auch die reizende Humoreske „Er soll dein Herr sein" bitten wir, nicht ungelesen zu lassen. Sie giebt in eindringlichster Lebendigkeit und bester Laune ein echtes Stückchen zeitgenössischen Lebens: Eine hübsche und reiche baierische Majorswittwe, die Salon-Königin der Garnisonsstadt, amusirt sich damit, mehrere Freier mit graciösem Uebermuth an ihrem Faden tanzen zu lassen. Da macht plötzlich der Kriegsruf der Idylle ein Ende: die ganze männliche Märtyrergesellschaft, vom corpulenten Rittmeister bis zum leichtfüßigen Unterlieutenant, muß schleunigst aufbrechen, um den Napoleon zu fangen und Paris zu nehmen. Rührung verschiedener Art, heroisch-lyrisch-dramatische Abschiedsscenen. Als Alles vorüber, spät am Abend, erscheint aber noch ein Nachzügler. Ein junger Bildhauer, der die Spröde schon verzweifelnd aufgab, kommt, mit der Einberufungs-Ordre in der Tasche, im Städtchen an. Noch einmal will er, wenn nicht die Dame, so doch ihren Garten, den Schauplatz seiner Leiden sehen. Man erkennt ihn, Zeit und Gelegenheit thun ihre Wirkung und der Ueberglückliche empfängt das süßeste Versprechen unter einer einzigen, ganz kleinen und lieblichen Bedingung: Es wird ja mit der Einnahme von Paris so gefährliche Eile nicht haben; warum sollte der glückliche Liebende, dessen Ankunft ja noch Niemand bemerkt hat, nicht erst noch, (in allen Ehren, versteht sich) ein paar Tage seiner holden Gebieterin schenken? Man erräth nun die Lösung. Für einen Augenblick läßt sich das deutsche Mannesherz überrumpeln. Aber dann: „O, wie ruft die Trommel so laut!" Der Landwehrmann übernimmt stracks das Commando gegen den Liebhaber und — gegen die Dame; er kann nicht zurückbleiben und sich gütlich thun, während die Kameraden marschiren. Natürlich legt ihm der Poet dafür dann auch kein tragisches Opfer

auf und der Siegeseinzug bringt Alles bestens in Ordnung. Das kleine Lebensbild ist ebenso wahr und warm als launig ausgeführt.

Auch die Wilbrandt'sche Novellensammlung beginnt mit einem Zeitbilde, aber mit einem recht trüben, wenn auch nur zu wahren. Die „Dämonen" versetzen uns mitten in die gräulich-krankhaften Erregungen jenes Frühlings, an dessen Himmel das längst grollende Gewitter des „deutschen Kriegs" nun endlich heraufzog. Ein Süddeutscher, Hessen-Darmstädter, mit einer Preußin soeben verlobt, faßt den patriotischen Entschluß — Bismarck zu morden. Unterwegs, in einem Wirthshause im Odenwald, bringt ein durchreisender Unbekannter die Nachricht von Blind's Attentat. Den leidenschaftlichen Drohungen und Verwünschungen, die man ihn hören läßt, setzt der Fremde, in bewußter Manier, kühlen, überlegenen Spott entgegen. Da zwingt ihn der süddeutsche Schwärmer, auf der Stelle Kugeln mit ihm zu wechseln, trifft ihn und — erkennt in dem Sterbenden den Bruder seiner Braut, einen richtigen, probemäßigen preußischen Landwehroffizier. Die Schlacht bei Laufach bringt dann, durch eine preußische Kugel, die nothwendige Lösung. Wenn diese Dinge von einem glücklichern Geschlecht einmal verwunden und vergessen sein werden, mögen wißbegierige Nachkommen in solchen Geschichten nachlesen, wie es uns zu Muthe war. Das Bild ist nicht erfreulich, aber nur zu richtig. Mit 1870 haben die Dichter schon angenehmere Arbeit.

Weniger innerlich, etwas exotisch auf den Effect gefärbt, aber spannend und sehr geschickt erzählt ist die tragische Geschichte des schönen Don Beltram de la Cueva und der Königin Juana von Castilien, seiner Geliebten: ein Stück hochgespannter Ritter-Romantik aus dem 15. Jahrhundert. — Die Novelle „Unser Rechtsbewußtsein", eine harmlose, allerliebste Humoreske, behandelt ad oculos die alte ungalante Frage, ob unsre schönern Hälften über die Gemüths- und Instincts-Sphäre hinaus eines wirklichen Rechtsbegriffs fähig sind? Das lustige Geschichtchen liest sich wie ein in's Hochdeutsche übertragenes Reuter'sches „Läuschen"; es ist eine kecke Farbenskizze, vom Sonnenschein einer rechten Ferien-Laune bestrahlt. — Weniger glücklich erscheint uns die Idee des „Märchens vom ersten Menschen". Man hat doch seine liebe Noth mit dem Phantastischen, wenn es sich ungenirt in die baare, nüchterne Wirklichkeit eindrängt und es sich da bequem macht, als gehörte es zur Gesellschaft. Nur als Curiosität mag allenfalls solch eine Hoffmanniade noch einmal mit unterlaufen, zumal wenn die Einkleidung, wie hier, mit der Tendenz nicht Versteckens spielt. Weitaus die Perle der Sammlung endlich, und wirklich eine treffliche Leistung, erscheint uns die psychologische Studie „Bande des Bluts". Schon das Thema ist so originell als feinsinnig gestellt: Vaterrechte müssen sittlich erobert werden; die „Bande des Bluts" geben dazu nur Aufforderung und Gelegenheit, aber sie können die sittliche Leistung nicht ersetzen: Ein reicher älterer Herr, einst berühmter Schauspieler, lernt zufällig die Tochter einer seiner verlassenen Geliebten kennen, der er bisher nur Geld geschickt hat, ohne sich sonst um sie zu kümmern. Das Mädchen gefällt ihm, die „Stimme des Bluts" spricht, aber leider nur einseitig. Die im Innersten erbitterte Tochter weist den Mann kurz ab, der das Leben ihrer Mutter und ihre eigene Jugend vergiftet. Dagegen läßt sich nun im Augenblick Nichts machen. Der Alte zieht sich tief gekränkt zurück, aber er hält sich betrachtend in der Nähe und muß nun sehen, wie ein glänzender Cavalier (ach, Er kannte diese Rolle nur zu gut) bei seiner Tochter den uneigennützigen „Freund" spielte. Die Methode, welche er dann anwendet, um den Don Juan zu entlarven und die Tochter zu retten und zu gewinnen, ist so genial erfunden als meisterhaft durchgeführt. Es wird Niemand ohne warme Theilnahme diese feine Studie lesen, welche tiefstes deutsches Gemüth mit jener Darstellungskunst vereinigt, auf die andere Nationen sich so gern ein Vorrecht zuschreiben möchten. —

5. Zwölf Balladen von Felix Dahn. Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1875.

Felix Dahn hat auf seiner Grenzwacht im fernen Nordosten (er lebt bekanntlich seit einem Jahre in Königsberg) Muth und Stimmung nicht verloren: dessen haben wir uns beim Genuß dieser Balladen wieder recht herzlich gefreut. Dramatisches Leben, feste Zeichnung, kräftiger, gedrängter und dabei doch auch oft genug musikalisch wirksamer Ausdruck, heben sie unter einer Menge zeitgenössischer Leistungen ihrer Gattung sehr vortheilhaft hervor. In der vorliegenden Sammlung haben uns die Kreuzfahrerlieder der Deutsch-Herrn-Ritter in Preußen besonders angesprochen. Welche prächtigen Charakterbilder: der rheinische Ritter Rolf, den Liebesweh aus dem sonnigen Rheingau in's ferne Heidenland verschlug, und sein Schwertgenoß Guzzo von Gauchen aus Baierland, den Kaiser Rudolph zum Kreuzzuge verdammte, weil er — dem Bischof von Salzburg nicht nur einen Weintransport raubte, sondern ihn auch aus Versehen dabei todtschlug! Der Rheinländer, auf der Winterwacht, an der eiskrachenden Nogat gedenkt schwermüthig des verlorenen Glücks in der wonnigen Heimath:

Dein Loos, o Herrin, tausendfalt
Sei Leben, Glanz und Heil:
Mein Loos wird doch im Föhrenwald
Zuletzt ein Polenpfeil.

Der biedere Baier findet sich leichter im Norden zurecht:

Doch mir taugt der tapfre Orden:
Gleich im Kampf thut's uns der Norden,
Thut's im Trunk uns noch zuvor!

Nur seine Alpen kann er in dem flachen Nordland nicht vergessen:

Aber freilich, ganz vor'm Ende
Möcht' ich einmal schauen noch
Glüh'n im Abendgold-Geblende
Eure stolzen Schroffen-Wände,
Thorstein und Karwendel-Joch.

Können's ihm nicht verdenken, obgleich es auch mit dem „flachen Moorlande" so gefährlich nicht ist. — Ein prächtiges Stück der Sammlung ist noch die „Mette von Marienburg", die Sage von dem wackern Schwabenritter Stauf, der mit dem Opfer seines Lebens den Verrath der Ordensburg verhindert, von dem er durch seine polnische Geliebte erfährt. — Ein schönes und originelles Motiv führt die Ballade „Nausikaa" aus: die schöne Tochter des Alkinoos stürzt sich freiwillig in's Meer, um Odysseus zu retten, welchem Aphrodite sichern Untergang verkündigt, wenn nicht ein freies Opfer für ihn sich dem Tod weiht. — Die Sammlung wird sich und dem Dichter Freunde machen. Friedrich Kreyssig.

Berliner Chronik.

Die Theater. — Ludwig Deſſoir. — Neue „Buch"-Dramen.

Berlin, 15. Januar 1875.

In den letzten vier Wochen haben ſämmtliche Berliner Theater ein wenig erfreuliches Schauſpiel geboten. Die Weihnachtszeit vom 10. Dezember bis zum 24., dem „heiligen Abend" iſt in unſerer Stadt dem Theaterbeſuch niemals günſtig geweſen; der häusliche Herd, die Familienbeziehungen üben in dieſen Tagen die größere Anziehungskraft aus. Erſt mit dem Beginn des neuen Jahres, wenn die zwölfte Nacht, in der die alten Götter zum letzten Mal in Regenmänteln über die Erde wanderten, vorüber iſt, pflegt ſich auf den Bühnen ein friſcheres Leben zu regen. Diesmal aber iſt vor wie nach dieſem Tage Alles in derſelben Oede und Langweiligkeit geblieben. Das Stadttheater und das Reſidenztheater haben einige franzöſiſche Neuigkeiten: „Helene" von Belot; „Der Sohn der erſten Frau" von Cadol; „Die kleine Marquiſe" von Meilhac und Halévy ohne Glück verſucht, deren nichtiger und häßlicher Inhalt ſich der Erwähnung entzieht; die flüchtige Inſcenirung, das überhaſtete Spiel der Darſteller thaten das Ihrige, um dieſen traurigen Komödien einen ſchnellen Fall zu bereiten. In der Noth hat das Wallner-Theater zu der älteren Poſſe „Die Mottenburger" von dem verſtorbenen David Kaliſch gegriffen und damit wenigſtens ein Feſttagspublicum gefunden. Neben den Aufführungen claſſiſcher Werke, unter denen die Schiller'ſchen und Shakeſpeare'ſchen obenan ſtehen, wechſeln im Repertoire der Hofbühne Brachvogel's „Alte Schweden" mit Paul Lindau's „Erfolg" ab. Der letzteren Komödie hat das liebenswürdige Spiel der Frau Niemann in der Rolle der Eva eine gewiſſe Zugkraft verliehen. Dagegen vermag Moſenthal's „Sirene" trotz des gefälligen zweiten Acts, den ein poetiſcher Hauch durchweht, keine rechte Wurzel zu faſſen.

Am Sylveſterabend des Jahres beſcheerte uns die Hofbühne, einer alten guten Sitte folgend, eine Weihnachtsgabe von drei kleinen, einactigen Stücken. Leider war — wie kann es bei ſo ſchlechten und harten Zeiten auch anders ſein? — die Gabe eine ſehr geringe. Eins von den Stücken: „Am Fenſter" iſt ein alter Faſchingsſcherz von Stein, bei dem die Decoration und die Turnerei die Hauptkoſten zahlen. Aus dem Fenſter des zweiten Stocks arbeitet ſich ein verliebter Maler mit der Strickleiter auf den Balcon der Geliebten im erſten Stock hinab, reitet auf einem Brett von Balcon zu Balcon, um bei einem Gewitterregen unter den deckenden Regenſchirm zu kommen, und ſpringt endlich waghalſig in die Tiefe hinunter. Hr. Dehnicke iſt der geborene Equilibriſt der Hofbühne für ſolche Stückchen, er flößt den Zuſchauern von vornherein das Gefühl der Sicherheit ein: es wird Alles ohne Bein- oder Armbruch enden. Das zweite Luſtſpiel des Abends: „Ihr guter Engel erwartet Sie!" in deſſen Beſitz ſich zwei Schrift-

steller theilen: ein Graf Jan Alexander Fredro, dem die Idee, und Louis von Saville, dem die Ausführung angehört, ist eine jener unerquicklichen und schwerfälligen Salonplaudereien, in denen die französischen Proverbes deutsch-täppisch nachgeahmt werden. Die deutsche Sprache ist viel schwieriger zu handhaben, vor Allem in einer Unterhaltung, die Geist und Witz in der leichtesten und anmuthigsten Form freigebig austheilen soll, als die französische, die zwei Jahrhunderte in ununterbrochener Arbeit zu dem glänzendsten Werkzeug des gesellschaftlichen Verkehrs geschliffen haben, das jemals vorhanden war. Es kömmt hinzu, daß die Verfasser unserer „Salonstücke" keineswegs Herren und Meister der Sprache sind, sondern sich meist mit ihr in einem beständigen Kriege befinden. Selbst ein glücklicher Einfall tritt nur zu oft linkisch und bäuerisch auf. Das einzige Stück des Abends, an dem man ein herzliches Gefallen haben konnte, war ein Lustspiel von Frau Hedwig Dohm: „Vom Stamm der Asra", eine lustige Satire und Carrikaturstudie überspannter junger Frauen und verliebter Gecken. Die Frau eines reichen berliner Banquiers sehnt sich, gerade weil sie von ihrem „prosaischen" Gatten auf Händen getragen wird, nach einer romantischen Liebe „bis zum Tode". Natürlich in allen Ehren, sie will Alles verweigern, aber sich in dem Gedanken berauschen, einen Liebhaber vom Stamm jener Asra zu besitzen, die nach Heine's Gedicht im „Romanzero" sterben, wenn sie lieben. Sie hat das Glück, gleich mit zwei Asra's bekannt zu werden; einer, der in der Schweiz in den Abgrund springt, erscheint im nächsten Jahre vollkommen geheilt, im Begriff, sich mit ihrer Freundin zu verloben, in Baden-Baden wieder; der andere will sich vor ihren Augen erschießen, aber die Pistolen sind nicht geladen. Das kleine Stück hat eine lange Vorgeschichte. Den Pistolen-Asra fand Frau Hedwig Dohm nach ihrer eigenen Angabe in einer spanischen Komödie von Lara vor, zugleich indessen findet sich die Figur in einer Scribe'schen Komödie: „Être aimé ou mourir", die unter dem Titel „Geliebt oder todt" wiederholt auf der deutschen Bühne erschienen ist. Wem von den Beiden, ob Scribe oder Lara, die Erstgeburt gehört, vermag ich nicht zu entscheiden. Frau Dohm hat durch die Verknüpfung der ursprünglichen Idee mit dem Heine'schen Gedicht, durch die satirische Färbung, die sie dem Ganzen gegeben, die Fabel reicher und bunter gestaltet. Die Scenen entwickeln sich natürlich, die Charaktere sind in leichten, aber bestimmten Linien gezeichnet, bei der Neigung zur possenhaften Uebertreibung der komischen Situation bleibt doch überall die Grenze der Anmuth gewahrt. Sehr anzuerkennen ist es, daß die Dichterin, eine der leidenschaftlichsten Vorkämpferinnen der Frauen-Emancipation, die den Mädchen alle Schulen, alle Akademien und Universitäten — das Parlamentshaus ist selbstverständlich — öffnen will, in ihrer Komödie der Wahrheit des Lebens Recht gegeben hat: ihre Helene und ihre Camilla besitzen jene liebenswürdige Unfähigkeit, Geld zu erwerben, die in meinen Augen eine der schönsten Eigenschaften und das beste Privilegium der Frauen ist. „Was wärest Du ohne meine Liebe und mein Geld", sagt der Banquier lachend zu Helene, die schwermüthig an ihren Abgrunds-Asra denkt. Wie würden ihr diese Gedanken vergehen, wenn sie als „Frauenarzt" fungiren müßte! Welche häßliche, sehr nützliche, aber auch sehr graue Raupe hätten wir da statt des zierlichen Schmetterlings vor uns!

Die Neuigkeit des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters, die Operette: „Giroflé-Girofla", die Dienstag, den 22. December 1874 zum ersten Male aufgeführt wurde, wird die richtige Beurtheilung von Seiten des kundigen Musikreferenten erfahren, denn viel stärker als in den Offenbach'schen Opernpossen tritt in ihr das dramatische Element vor dem musikalischen zurück. Das Libretto der Herren Albert Vanloo und Eugène Leterrier ist eine Mischung von Kinderei und Frivolität; langweilig dreht sich durch drei Acte der ganze Scherz um eine Braut, die zwei Männer hat. Giroflé und Girofla sind ein Zwillingsschwesternpaar, einander so ähnlich, daß die Mutter selbst sie nur durch die verschiedenen Farben ihrer Gewänder unterscheiden kann: an einem Tage sollen beide verheirathet werden, die eine mit einem reichen Handelsherrn, die andere mit einem mauriſchen Häuptling. — Die Geschichte spielt

nämlich, des Kostüms wegen, in Spanien, im dunkelsten Mittelalter. Am Tage der Hochzeit wird Girofla von Korsaren geraubt: Giroflé muß sich darein ergeben, zuerst dem Kaufmannssohn, dann dem Mauren — einem burlesken Othello — sich antrauen zu lassen. Zuletzt wird die Geraubte wieder in das Schloß ihres Vaters heimgebracht und das Ganze endet wie es angefangen, kindisch, aber lustig. Weit tritt diese Fabel vor der Handlung in „Mademoiselle Angot" zurück, die neben einer gefälligen Verwickelung ein anziehendes Bild des Pariser Straßenlebens, der jeunesse dorée, der Ränke und Verschwörungen in den Salons gegen die Regierung des Directoriums entfaltete. An „neuen" Decorationen und Kostümen war in dem spanischen Schloß des Don Bolero d'Alcarazas kein Mangel, dagegen fehlte viel daran, daß diese mit sehr mäßiger Phantasie entworfenen Kostüme auch nur annähernd die Eigenthümlichkeit und die Realität der Kostüme in „Mademoiselle Angot" gehabt hätten. Ob die Musik des Herrn Charles Lecocq in „Giroflé-Girofla" Fort- oder Rückschritte gemacht hat, muß ein Anderer entscheiden Im Allgemeinen wird man sich der Erkenntniß nicht verschließen können, daß auch diese „Blüthe" am Baum der dramatischen Kunst zu welken beginnt. Die Offenbachiade, ein Pariser Kind aus der Zeit des kaiserlichen Faschings, hat ihren Reiz verloren, wie die Berliner Posse. Die Perlen des Genre „Orpheus in der Unterwelt", „Die schöne Helena", „Die Großherzogin von Gerolstein" siegten, wo sie erschienen, anfänglich in sehr bescheidener Ausstattung; ihr Witz, die Parodie des Erhabenen, die zuweilen darin mit dämonischem Hohn ausgeführt wurde, als wäre in die lustigen Narren des Carnevals etwas von Mephistopheles gefahren, die phantastische Umkehrung der Welt, die sich in ihnen vollzog: das erstaunte, das fesselte. Scherz und Spott waren ihre besten Waffen und wenn die Grazien entflohen oder schamhaft ihr Gesicht verhüllten, blieb wenigstens ein Dämon auf der Bühne, ein Dämon, der ein ungeheuerliches, halb Rabelais'sches, halb satanisches Gelächter aufschlug. Die Nachahmer Offenbach's haben nur seine Leichtfertigkeit, seine zweideutigen Geschichten, die äußerliche Mache geerbt, der „Spiritus" ist weg. Die Giftblume hat sich zu üppig entfaltet und eins nach dem andern fallen nun die Blätter ab. Der Aufwand der Ausstattung, die Schaustellung weiblicher Schönheiten erheitern eine Weile ein genußsüchtiges Publicum, auf die Dauer halten sie nicht vor.

Mit diesem mageren Bericht über Nichtigkeiten mag ich meine Chronik nicht schließen. Der Leser gestatte mir, ihn an ein Grab zu führen, das sich vor Kurzem, in den Mittagsstunden des 2. Januars, über eine Berühmtheit der deutschen Schauspielkunst, über Ludwig Dessoir geschlossen hat. Im eigentlichsten Sinne des Worts war er „unser". Gegenüber den umherziehenden Virtuosen der Schauspielkunst gehörte Dessoir zu den seßhaften Künstlern; zehn Jahre lang 1839—1849 ist er Mitglied der Carlsruher, dreiundzwanzig Jahre 1849—1872 eine Säule und Zierde unserer Bühne gewesen. Nur als Jüngling ist er hin und her gewandert, anfänglich mit umherziehenden Schauspielergesellschaften, die in den zwanziger Jahren — Dessoir ist am 15. December 1810 in Posen geboren und hat als vierzehnjähriger Knabe zuerst die Bühne seiner Vaterstadt betreten — noch zahlreicher und für die Entwicklung der Schauspielkunst bedeutsamer waren, als jetzt, dann in verschiedenen Engagements, in Leipzig, Pesth, auf mancherlei Gastspielreisen. Vom tragischen Helden trat er, als ihn Herr von Küstner am 1. October 1849 an unsere Bühne in die durch Seydelmann's und Hoppe's Tod verwaiste Stellung berief, in das Fach des Charakterspielers über. Als Darsteller Richard's III., Othello's, Macduff's, Coriolan's in den Shakespeare'schen, Geßler's, Talbot's und Buttler's in den Schiller'schen, Marinelli's und des Derwisch's in den Lessing'schen Dichtungen, als Herzog Alba im „Egmont", Carlos im „Clavigo", endlich oder vielmehr zuerst als Brachvogel's „Narziß", als die einzig echte und wahre Verkörperung jenes wunderlichen Geschöpfes, halb der Wirklichkeit, halb der Phantasie, das Diderot den „Neffen Rameau's" genannt hat, auf der Bühne, wird Ludwig Dessoir in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst fortleben. Sein reiches Repertoire umfaßte mehr als hun-

dert Rollen, die verschiedensten Charaktere, doch gehörten nur wenige dem Lustspiel an, der durchgehende Zug war der tragische. Ludwig Dessoir ist zusammen mit seinem Kritiker Theodor Rötscher groß geworden, in beiden war die Analyse der poetischen Gestalten, der Scharfsinn und Scharfblick des Verstandes stärker als die Einbildungskraft und die Leidenschaft. Von der Natur mit mäßigen Mitteln begabt, weder durch eine hervorragende körperliche Erscheinung noch durch ein wohlklingendes Organ ausgezeichnet, verdankte Dessoir Alles seinem Geiste. Unwillkürlich beugte sich der Zuschauer, vor Allem der gebildete, der geistigen Ueberlegenheit, die ihm in dem Künstler entgegentrat. Mit einem raschen und glücklichen Zuge wußte er den Umriß einer Figur zu zeichnen, mit einem Wort, einer Geberde eine Charaktereigenschaft anzudeuten. Wie wenige Schauspieler, besaß er die Gabe, uns an die Leibhaftigkeit seiner Gestalten glauben zu machen. Nie stieg in uns ein Zweifel an seinen Tyrannen, an seinen Verschworenen auf; wenn er als Verrina, als Brutus auftrat, wehte uns etwas wie der Schauer vor republikanischer Tugend und Düsterkeit an, gleichwie um seinen Caligula in Halm's „Fechter von Ravenna" die ganze Wolke von Blut und Rausch, von ungezügelter Genußsucht und imperatorischem Größenwahnsinn zu schweben schien, welche die Atmosphäre der römischen Kaiserzeit bildet. Vergleicht man die Schöpfungen Bogumil Dawison's mit denen Dessoir's — ihrer Mehrzahl nach gehörten sie demselben Rollenkreise an — so erscheinen sie farbiger, prächtiger, beweglicher, Dessoir malt Grau in Grau; er ist der Cartonzeichner, dem die richtige Linie, die ideale Auffassung als das Höchste gilt; Dawison ist der Kolorist, der um einen blendenden Farbeneindruck zu erzielen hier den Dichter willkürlich auslegt und ändert, dort die Einfachheit der Wahrheit durch künstliche Lichter und Schatten beeinträchtigt. Dessoir's Figuren hatten immer das Maß und den Ausdruck, die Form und Haltung, die ihnen die Dichter gegeben: sie lebten wol, aber ein dürftiges Leben, wie in der Dämmerung. Darum war er in der Darstellung von Gestalten, die wie Buttler und Herzog Alba, Talbot und Macduff nicht im Vordergrund der Dichtung stehen, sondern trotz ihrer Bedeutung im Zusammenhange des Ganzen nur eine und die andere Scene erfüllen, im Grunde glücklicher, frischer und vollendeter. Die Farben, die er auf seiner Palette hatte, reichten gerade für den geringeren Umfang aus. Sein Talent des Zusammendrängens, das Scharfe, Eckige, Schneidige in ihm, die tiefe Innerlichkeit seines Wesens und seiner Kunst, die ihm vor Andern den Beinamen eines denkenden Schauspielers verschafft haben, kamen hier zur vollen, zur mächtigsten Geltung. Es trat hier nicht wie bei den großen Rollen eine gewisse Pause zwischen den hervorragenden Stellen ein. Neben Richard III. und Othello, den sogar die Engländer, bei einem Gastspiel Dessoir's im Jahre 1853 in London, bewundernd der Darstellung ihrer Shakespeare-Spieler vorzogen, ist Narziß die populärste Figur des Künstlers geworden. Das Urtheil des Volkes hat Recht; überall sonst zeigte sich Dessoir als ein bedeutendes schauspielerisches Talent, in Narziß erschien sein Genius. Zwischen Narziß Rameau und Dessoir gab es eine geheime Wahlverwandtschaft; aus diesem zerlumpten, witzsprühenden, weltverachtenden und zugleich den Genuß und die Schönheit liebenden Bettler, der abwechselnd ein Narr und ein Weiser, das edelmüthigste und hochsinnigste Herz und ein frecher Materialist ist, sprach etwas, das in des Künstlers Seele einen wunderbaren Widerhall weckte. Aus dieser Wahlverwandtschaft ging eine Gestalt hervor, in der sich Natur und Kunst in selten glücklicher Mischung zu einer harmonischen Einheit durchdrangen. Jahre lang, bevor am 30. Dezember 1874 in der Morgenfrühe ein Herzschlag dem Leben und der Krankheit Dessoir's ein Ende machte, war er der Kunst gestorben. Von einem schweren Nervenleiden, das ihn im Jahre 1867 ergriff, hat er sich nie wieder ganz erholt. Seine Thätigkeit erlitt durch die Anfälle des Uebels bedenkliche Unterbrechungen, sein Organ wurde rauher und heiserer, seine sonst so gedrungene Haltung brach sichtlich zusammen. In der Rolle des Talbot hat er am 10. Juni 1872 von der Bühne, die so lange die Stätte seiner Triumphe gewesen, für immer Abschied genommen. Damals haben wir den

Künstler verloren, für den Menschen war der friedliche und schmerzlose Tod eine sanfte Erlösung.

Der geringe Besuch der Theater, die Theilnahmlosigkeit des Publicums gegenüber Allem, was mit der Bühne in Verbindung steht, die Unfruchtbarkeit und Langweiligkeit dieses ganzen Treibens, das sich fort und fort in immer ausgefahreneren Geleisen bewegt, machen es den Direktoren allmälig zu einer Pflicht der Selbsterhaltung, sich mehr als bisher um das wichtigste Erforderniß für ein Theater zu bemühen, um — so alltäglich es klingt — neue Stücke. Die Bedenken, die sich vom praktischen Standpunkte gegen die Buchdramen-Literatur erheben, habe ich in meinem jüngsten Berichte erwähnt; die Dichter haben sogar gefunden, daß ich zu streng gegen sie gewesen bin. Daß in diesen Dichtungen dramatisches Gold vergraben liegt, gesteht Jeder gern zu, der einen Blick hineingeworfen. Die Commission, die den preußischen Schiller-Preis zu ertheilen hat, pflegt, mit einer gewissen Ausschließlichkeit, in diesem vornehmeren Kreise der dramatischen Literatur allein ihre Wahlen zu treffen und das eigentliche, in Sturm und Wetter erprobte Bühnenstück außer Acht zu lassen. Nacheinander hat sie Hebbel's „Nibelungen", Lindner's „Brutus und Collatinus", Geibel's „Sophonisbe", Kruse's „Gräfin" rühmend hervorgehoben: Dramen, die über eine mäßige Bühnenwirkung nicht hinausgekommen sind und in dieser Beziehung auch nicht entfernt einen Vergleich mit Benedix' „Zärtlichen Verwandten" oder mit Moser's „Stiftungsfest" aushalten. Man darf mit Recht auf die Entscheidung gespannt sein, welche die Commission in diesem Jahre treffen wird, wahrscheinlich wird sich wieder der tiefe Gegensatz offenbaren, der die Ansichten der Aesthetiker von der realen Bühne trennt. Im letztverflossenen Triennium haben die drei Stücke Paul Lindau's: „Maria und Magdalena", „Diana", „Ein Erfolg" alle deutschen Bühnen beherrscht — aber es ist ebenso gewiß, daß sie strengeren Kunstanforderungen nicht genügen, am wenigsten, wenn man sie mit den bisher gekrönten Werken in eine Parallele ziehen wollte. Wie Recht hatte Karl Gutzkow, als er dem Schiller-Preise jeden Einfluß auf die Wirklichkeit und Praxis der Bühne absprach! Wenn ich jetzt aus der Fülle der kürzlich erschienenen Buchdramen einige herausgreife, so geschieht es durchaus nicht in der Absicht, sie zu einer Aufführung zu empfehlen — ich fühle viel zu tief, daß einem Versuch dieser Art erst eine Bearbeitung und theilweise Umschmelzung der Dichtung vorangehen müßte — sondern um dem Publicum die Gedanken, Gestalten, Stoffe kurz anzudeuten, in denen sich der tragische Nachwuchs Schiller's bewegt.

Bedeutende Namen finden sich darunter. Heinrich Kruse erscheint mit einer fünften Tragödie „Brutus"; von den vier vorangegangenen sind zwei „Die Gräfin" und „Wullenwever" auf der Hofbühne aufgeführt worden, die beiden anderen „König Erich" und „Moritz von Sachsen" sind bis jetzt Buchdramen geblieben. Mit scharfem Auge und lebendiger Empfindung für das Historische vereint sich in dem Dichter eine frische, gestaltende Kraft, der dramatische Zug. Seine Trauerspiele sind weder Novellen in dialogischer Form noch rhetorische Auseinandersetzungen und Zweikämpfe: es ist Leben in ihnen und Realität. Daß keins derselben einen durchschlagenden Erfolg errungen hat, finde ich einerseits in der Wahl der Stoffe und dann in der Abneigung des Theaterpublicums gegen die Tragödien moderner Dichter. Die alten Bäume verkümmern dem Nachwuchs Licht und Luft. An sich betrachtet ist Kruse's „Brutus" eine markige, von historischem Geiste erfüllte Dichtung: in sich geschlossen schreitet die Handlung unaufhaltsam zum Ziel; im vierten Acte überstürzen sich die Ereignisse im bunten Scenenwechsel — auf dem Forum, auf einer Tiberinsel, am Ufer des Hellespont spielen sie sich ab — aber man verliert die Hauptfigur darüber doch nicht ganz aus den Augen; die Charaktere treten plastisch vor uns hin, die Sprache ist edel und schwungvoll, im Antonius gar zu modern gefärbt, was meinem Gefühl in der hohen Tragödie widerstrebt; im Ganzen ein wohlgelungenes Werk. Aber ich fürchte, den meisten Lesern wird es wie mir ergehen: sie werden die Erinnerung an Shakespeare's „Julius Cäsar" nicht loswerden. Von einer Nachahmung

kann selbstverständlich nicht die Rede sein: dem britischen wie dem deutschen Dichter standen dieselben Quellen zur Verfügung. Damit ist indessen auch der neuen Dichtung die Originalität verloren gegangen. Dieselbe Handlung wie im Cäsar rollt, mit kleinen Unterschieden, vorüber, und wenn es Kruse gegenüber Shakespeare „nicht geht, wie Marcus Antonius, der in Cäsar's Gegenwart seinen Geist eingeschüchtert und gedrückt fühlte" — so ist dies eine Empfindung, die ich begreifen, aber leider nicht theilen kann.

Einen ähnlichen Eindruck habe ich von Arnd's „Kriemhild" empfangen, die jüngst in Weimar, wie man berichtet, die Feuerprobe einer theatralischen Aufführung gut bestanden. Wie Kruse mit Shakespeare's, kämpft Arnd mit Hebbel's Schatten. Seine Tragödie behandelt den letzten Theil der Hebbel'schen „Nibelungen". Sie beginnt, wie die Hebbel's, mit der Werbung Etzel's um Kriemhild und schließt mit dem Untergang der burgundischen Helden. Die Dichter vergessen ganz, daß an solchen vielfach bearbeiteten Stoffen nur Einzelheiten noch zu ändern sind, der gewaltige Block bleibt immer derselbe. Bei Hebbel wie bei Arnd schließt der dritte Act mit dem Gesang oder dem Geigenspiel Volker's, die beiden letzten sind bei beiden Dichtern von den Kämpfen zwischen Heunen und Nibelungen erfüllt, denen meiner Meinung nach jede tragische Erschütterung fehlt, es sind eben epische Völkerschlachten, wie die Gefechte der homerischen Helden, wie Kaulbach's Hunnenschlacht, die Bühne ist mit Blut überschwemmt. Betrachtet man dann die kräftige Anlage und sichere Durchführung dieser Reckengestalten bei Arnd, die straffe Führung der Handlung, der sogar, was bei einer Erstlingsarbeit hoch zu schätzen ist, ein gewisses Talent für theatralische Effekte nicht abgeht, die gebildete Sprache, die im freien Rhythmus sich im Allgemeinen sicher und eigenthümlich bewegt: so bedauert man, daß der Dichter einen Stoff ergriffen hat, den keine Kunst jemals dem modernen Geschmack und Gefühl sympathisch zu machen vermag. Ist es denn so schwer, seiner Zeit zu dienen, so nutzlos und unrühmlich, ihre Gedanken und Stimmungen zu einem harmonisch vollendeten Ausdruck zu bringen?

Ein sehr merkwürdiges Stück ist Felix Dahn's „König Roderich". Der Untergang des westgothischen Reiches in Spanien durch den Anfall der Araber bildet nur den großartigen Hintergrund, den eigentlichen Inhalt giebt der Streit zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt, zwischen dem König Roderich und dem Erzbischof Sindred von Toledo, dem Staate und der Kirche ab. In ihrem Gegensatz gegen den König, der Reich und Volk von dem Uebergewicht der priesterlichen Herrschaft befreien will, schreitet die Kirche, der Primas und seine Bischöfe, bis zum Landesverrath tückisch und verwegen vor. Sindred überliefert dem maurischen Abgesandten die Pläne aller festen Städte, die Listen des Heerbanns; in der entscheidenden Schlacht verflucht er den König und Tausende von Kirchenknechten verlassen das Lager ihres Volkes, um zu dem Feinde überzugehen. Diesen Priestern ist der Ungläubige willkommener, als der starke König, der Islam lieber, als das Gesetz eines freien Volkes. Nun ist freilich dieser Gegensatz im Gothenreich kein historischer, sondern ein frei erfundener, aber der Dichter hat dadurch den epischen Charakter seines Stoffes — die Besiegung der Gothen durch die Araber — bis zu einem gewissen Grade in einen tragischen umgewandelt. Die Sage von der schönen Cava, der Tochter des Grafen Julian, für die der König in leidenschaftlicher Liebe entbrannte, die er verführte, deren Schmach dann den Vater zum Verrath gegen Fürsten und Vaterland trieb, ließ sich in leichter Umdichtung dem durchgehenden Motiv einflechten. Wider den Willen des Vaters tritt, in Dahn's Trauerspiel, Cava, um nicht einem ungeliebten Manne die Hand reichen zu müssen, in ein Nonnenkloster: der König entreißt sie, auf die Klage des Vaters gegen den Erzbischof Sindred, gewaltsam diesem Asyl. Aber indem er so dem väterlichen Recht der Kirche gegenüber Geltung verschafft, beugt er es zu seinen eigenen Gunsten. Trotz Julian's Einspruch verbindet er sich mit Cava und erklärt sie zur Königin der Gothen. In Roderich sucht Dahn, unter der Maske des westgothischen Helden, den modernen Staatsgedanken zu verkörpern: kühn,

verschlagen, gewaltthätig weiß Roderich allen Anschlägen und Listen der Bischöfe zu begegnen; er überwindet ihre Schliche und Lügen, er entgeht den Wurfspießen ihrer Mörder, aber der Zorn reißt ihn in diesem Kampfe über die Grenze der Gerechtigkeit hinweg. Dieser Uebermuth des Königthums, die einseitige Betonung der staatlichen Pflicht und des staatlichen Rechts machen seine tragische Schuld aus. Schade, daß der Proceß nicht rein zu Ende geführt wird. Die Einmischung der Araber in den inneren Streit, das Schlachtgewühl bei Xeres de la Frontera sind, wie geschickt sie auch der Dichter mit seiner Handlung verbunden hat, epische Momente. Das Ganze baut sich stattlich und prächtig auf: Kathedralen, Königspaläste, weite Plätze, Schlachtfelder wechseln mit einander ab. Der Versammlung in der Kirche zu Toledo, welche die Königswahl vollzieht, schließt sich fast unmittelbar eine Volksversammlung vor dem Palaste an. Eine Reihe großartiger Schauspiele und eigenthümlicher Bilder, in denen der Gegensatz der Ritter und der Bischöfe, der Weltlichkeit und der Geistlichkeit auch zu einem ergreifenden malerischen Ausdruck kommen könnte, entrollt sich vor uns. Unwillkürlich gedenkt man bei der Lektüre der Aufführungen, welche die Meininger im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater von Julius Cäsar, Sixtus V., der Bluthochzeit veranstalteten; diese ebenso reiche wie historisch treue Ausstattung, die mächtige Bewegung der Massen: all' dies schwebte dem Dichter vor. Wie es vorliegt, eignet sich das Trauerspiel kaum zu einer Bühnendarstellung; nicht nur überschreitet es die Zeitdauer, die eine Theatervorstellung in Anspruch nehmen darf, mit seinem häufigen und außerordentlich schwierigen Decorationswechsel stellt es auch allzugroße Anforderungen an die Kräfte einer zweiten, der meisten ersten Bühnen. Aber es verdiente wol wegen seines Gehalts, seiner eigenartigen Charaktere, die gerade dem Schauspieler anziehende und „dankbare" Aufgaben bieten, wegen seiner mannigfach bewegten, überraschenden und fesselnden Scenen, daß ein geschickter Regisseur es der Bühnenwirklichkeit anzunähern versuchte. In der Lektüre, glaube ich, wird es auf jeden gebildeten Leser einen nachhaltigen, die Phantasie anregenden Eindruck ausüben.

Karl Frenzel.

Wiener Chronik.

Opern und Concerte.

Wien, Mitte Januar 1875.

Musikalischen Gesprächsstoff bietet derzeit das Hofoperntheater durch das Gastspiel von Pauline Lucca und die Aufführung des „Manfred"; sodann in kleinerem Genre das Carltheater durch Lecocq's Singspiel „Giroflé-Girofla", endlich die Komische Oper durch allerlei neue Versuche, ihr Leben zu fristen. Von alledem dürfte wol Einiges auch für einen entfernteren Leserkreis von Interesse sein.

Pauline Lucca ist von der Komischen Oper nunmehr als Gast in das Hofoperntheater übersiedelt. Sie hat daselbst die Margaretha von Gounod und die Afrikanerin von Meyerbeer gesungen, zwei bedeutende Leistungen, groß angelegt, geistreich ausgeführt, Alles bis in den kleinsten Zug durchdacht und vortrefflich gemacht. Manchmal schien mir das Durchdachte und Gemachte sogar allzustark vorzuschlagen. Ich kann nicht leugnen, daß mich Frau Lucca in dem kleinern Rahmen der Komischen Oper noch vollständiger befriedigte, in heiteren Rollen herzlicher erfreute. Noch unbekannt mit ihren tragischen Parthien, sprach ich bei Gelegenheit der „Lustigen Weiber" im vorigen Heft der „Deutschen Rundschau" die Vermuthung aus, Frau Fluth repräsentire allem Anscheine nach die frischeste und eigenthümlichste Seite des Talentes von Frau Lucca. Ihre Zerline und Angela leuchteten als Strahlenbrechungen desselben Lichtes. Im tragischen Fach entfaltete Pauline Lucca mehr ihre Kunst, im heitern mehr ihre Natur. Letztere begegnet in der Großen Oper doch einigen kleinen Hemmungen. Ganz abgesehen von ihrer nur mittelgroßen Gestalt, welche eine Zerline getreuer repräsentirt als eine Selica, hat das Organ der Lucca in Rollen wie diese, einen großen Kraftaufwand zu bestreiten. Die Stimme dringt zwar überall kräftig durch, mit ihr aber zugleich ein Zug von Anstrengung, welcher die hohen Töne von G aufwärts im Forte häufig schrill erscheinen läßt. In der Komischen Oper theilten sich das kleine Haus und die heitere Gattung in das Verdienst, solche Anstrengung nicht zu veranlassen. Ferner findet die Neigung der Frau Lucca zu breiter, nachdrücklicher Behandlung der Phrase und häufiger Verzögerung des Zeitmaßes ein weites Feld gerade in den Aufgaben der feriösen Oper. Dadurch geräth manche Stelle ins Schleppende und Forcirt-Pathetische. Ich erinnere an ihre auffallend langsamen Tempi in dem Duett mit Faust, in den sentimentalen Melodien der Selica, namentlich im fünften Act. Die Auffassung der Selica durch Frau Lucca gilt freilich für eine Art authentischer Interpretation, da sie die Parthie mit Meyerbeer selbst studirte; trotzdem darf und muß die Kritik auf den Urtext zurückgehen. Interessant und anregend wirken alle Scenen dieser geistvollen Künstlerin in der „Afrikanerin" wie im „Faust". Jedes Detail ist bis zur Beugung des kleinen Fingers durchdacht, studirt, unabänderlich festgestellt; etwas von dieser absoluten Sicherheit gäbe man mitunter gerne hin für eine kleine Inspiration des Zufalls, für

den Reiz des Unbewußten. Ob ihre Selica, ob ihr Gretchen den Vorzug verdienen? Die Meinungen dürften getheilt sein. Gretchen wirkt insofern stärker und gefälliger, als die Rolle seelenvoller, überzeugender, musikalisch reiner ist, als die Afrikanerin. Die Gretchen-Rolle ist so dankbar, daß sie es in höherem Sinne bereits zu sein aufhört; es besitzt nämlich jede Stadt und jedes Städtchen seine Lieblings-Margarethe, welche dort für unübertrefflich gilt. Kommt nun eine fremde berühmte Künstlerin, so findet sie gerade als Margarethe die größte Schwierigkeit, den einheimischen Liebling zu verdunkeln. Auch auf mich hat Frau Ehnn mit ihrer üppigen, warmen Stimme und ihrer leidenschaftlichen Innigkeit in den Liebesscenen des dritten Actes tieferen Eindruck hervorgebracht, als die Lucca, deren Vortrag hier, bei aller Kunst, durch eine gewisse Kühle und Ueberlegenheit befremdete. Hingegen intonirt Frau Lucca, zur besonderen Freude des Musikers, immer rein und richtig, was man bekanntlich von Frau Ehnn nicht behaupten kann. Unübertrefflich wahr und einfach gibt die Lucca die erste Begegnung mit Faust, die so häufig zu gezierten Minauderien mit endlosem Sitzenbleiben auf „ungeleitet" u. s. w. mißbraucht wird. Ebenso schlicht und schön klingt aus ihrem Munde das Lied vom König von Thule. Den Glanzpunkt dramatischer Wirkung erreicht die Lucca in der Domscene; die folternde Seelenqual des betenden Gretchen kann nicht ergreifender gemalt werden. Nur den schneidenden Aufschrei, mit dem die Lucca plötzlich niederstürzt, hätte ich lieber weggewünscht. Er ist allerdings in der Rolle vorgeschrieben (nicht bei Goethe, aber bei Gounod) und soll wol das Anbrechen des Wahnsinns bezeichnen; der Eindruck bleibt trotzdem nur der eines grellen Theater-Effectes. Meisterhaft spielt sie die Wahnsinnsscene im Kerker. Die dramatischen Funken und Blitze der Selica können gar nicht aufgezählt werden; häufig gab es auch ein Leuchten ohne innere Wärme. Am hervorragendsten war das Spiel der Lucca mit Nelusco im Kerker und mit Vasco im vierten Act. Zu Anfang des fünften Actes hat Frau Lucca die schöne Cantilene in C-dur: „Du Tempel, reich und herrlich", wieder restituirt, welche hier in der Regel weggelassen wird. —

Ein theatralisches Ereigniß seltenster Art erlebten wir an der vollständigen scenischen Aufführung von Byron's „Manfred" im Hofoperntheater. Lange Zeit hindurch war die „Manfred"-Musik, in welcher Schumann's beste Jugendkraft noch einmal, an der Neige seines Wirkens, groß und geläutert aufflammt, nur in Concerten gegeben worden, bis man in Weimar (1852), dann in Leipzig (1863), endlich in München (1873) den Versuch einer theatralischen Darstellung des Drama's wagte. In München gestaltete sich die Wirkung wenigstens theilweise befriedigend, an den beiden andern Bühnen versagte sie dergestalt, daß die Leipziger Musikzeitung seinerzeit von einem „fast peinlichen Eindruck" berichten konnte. Eine vollendete Reproduction dieses Werkes stellt ganz ungewöhnliche Ansprüche an die declamatorische, musikalische und scenische Kunst. Nur bei einem Zusammenwirken so vieler ausgezeichneter Kräfte, wie sie das Wiener Hofoperntheater zu diesem Zwecke vereinigte, vermag „Manfred" einen reinen und tiefen Eindruck zu machen; dann aber macht er ihn ohne Frage. Vom Größten bis zum Kleinsten wurde hier Alles mit rühmenswerther Sorgfalt und Hingebung geleistet; die ersten Mitglieder des Hofoperntheaters: Ehnn, Dustmann, Materna, Wilt, Dillner, Gindele, dann Beck, Walter, Rokitansky, Bignio, Mayerhofer und Andere, begnügten sich mit Rollen von wenigen Tacten oder Worten. Das größte Lob werden sie wol Alle dem Director Herbeck gönnen, dem trefflichen musikalischen und dramaturgischen Leiter des Ganzen. Sein Tactstab elektrisirte das Orchester, welches namentlich die Ouvertüre, eine der schwierigsten Instrumental-Aufgaben, in bisher unerreichter Vollendung ausführte. Auf der Bühne überragte der Hofschauspieler Lewinsky als Manfred alles Uebrige. Manfred ist nicht nur weitaus die größte, er ist geradezu die einzige Rolle in diesem seltsamen Drama; Lewinsky, dafür wie prädestinirt, spielt und spricht sie bewunderungswürdig. Seine unvergleichliche Kunst in klarer Auseinandersetzung der Rede, sein rhetorischer Schwung, der sich niemals zu prahlerischer

Declamation aufbläht, sondern stets von Herzenswärme durchströmt, von geistiger Kraft getragen ist; sein echtes, von Verzerrung wie von eitler Ziererei gleich unberührtes Gefühl, seine ganze Persönlichkeit — Alles wirkte zusammen, um uns Manfred, diesen unglücklichen Virtuosen der Selbstquälerei, nicht nur begreiflich, sondern sympathisch und liebenswerth zu machen. Schon um dieser Einen Leistung willen sollte man den „Manfred" wenigstens alljährlich Einmal aufführen. Ohne Schumann's Tondichtung dürfte das Drama, trotz all seines Gedankenschatzes, wahrscheinlich scheitern; aber diese Musik verschmilzt so innig mit der Grundstimmung desselben, breitet über die bedenklichsten Stellen hier einen so berückenden Glanz, dort ein so verklärendes Mondlicht, daß der Eindruck zu den ergreifendsten wird, die wir im Theater erlebten. Und doch ist Byron's Gedicht als Bühnenstück fehlerhaft, wunderlich, abstrus; kaum daß die Kritik weiß, wo sie mit ihrem gewöhnlichen Rüstzeug anfangen, wo aufhören soll. Das ganze Drama bildet Einen langen Monolog Manfred's, den nur zeitweilig ein kurzes Echo bestätigend oder äffend unterbricht. Blos in wenigen kurzen Sätzen des Anfangs und des Schlusses sind es menschliche Laute, welche dies Echo spenden: der Alpenjäger, der Abt, der alte Diener. Im Uebrigen lauter Geister abenteuerlichster Art, mit denen Manfred verkehrt, sie rufend und meisternd, halb Mensch, halb einer der Ihrigen. Ein edler, von räthselhafter Schuld bedrückter, mit Zauberkünsten bewehrter Sterblicher, der sterben will und nicht sterben kann. Ein Zwillingsbruder Faust's, wie schon Goethe selbst ihn genannt und anerkannt — aber ein Faust ohne Gretchen, ohne Valentin und Mephisto, ein Faust ohne Oster-Spaziergang, ohne Auerbach's Keller, ohne Frau Martha's Gärtchen! Nur eine Walpurgisnacht in noch grausigerer höllischer Umgestaltung finden wir in diesem Byron'schen Faust-Drama wieder. Von den „zwei Seelen", die in Faust's Brust wohnen, hat Manfred nur die eine, die unbefriedigt grübelnde, metaphysische; nichts von der andern, die in derber Liebesluft die Welt umfaßt mit klammernden Organen. Manfred handelt nicht, er wird und wächst nicht vor unsern Augen, kaum daß überhaupt etwas mit ihm vorgeht. Und das soll ein Bühnendrama sein? Gewiß kein Muster eines solchen. Aber ein wunderbares Gedicht, das auch von der Bühne herab das Gemüth widerstandslos gefangen nimmt, ein Abgrund von Gedanken und Gefühlen, befremdend, abstoßend und doch zugleich dämonisch anziehend und fesselnd.

Zwei Elemente, die in Byron's Drama verwirrend und verstörend wirken, finden in Schumann's Musik ein wunderthätig Rettungsmittel. Einmal der große mystische Apparat von Geistern und Erscheinungen, welche Byron mitten in die reale Welt stellt, sodann die niederdrückende Trostlosigkeit der Stimmung. Ohne Hilfe der Musik, welche jenen Geisterspuk, wo er erscheint, sofort auf ihren Fittig nimmt und uns glaubwürdig macht, müßte dies wirre Gespensterwesen uns von der Bühne fast wie eine Maskerade anstarren. Wie nothwendig diese Musik dem Drama und wie nothwendig wieder das Drama der Schumann'schen Musik sei, das haben wir vollständig erst aus der lebendigen Aufführung erkannt. Im Concerte bleiben sämmtliche Gesangsstücke der „Manfred"-Composition tief unter dem Eindrucke der Orchesternummern. Aber auf der Bühne! Man höre da den Geister-Bannfluch der vier Baßstimmen! Welch schauriger Eindruck, wenn diese vier schwarzverhüllten Gestalten auf der Felswand hinter Manfred auftauchen! Die Erscheinung der silberglänzenden Alpenfee versinnlicht auf das reizendste das glitzernde Tonbild Schumann's; sie gibt ihm und empfängt von ihm erst das volle Leben. Auch der Höllenchor vor Ahriman's Thron, als selbstständiges Concertstück äußerlich und gezwungen, wirkt wie eine grelle Theater-Decoration vollständig auf der Bühne. Was jenen düstern Fanatismus der Verzweiflung betrifft, der das Gedicht Byron's durchwühlt, so würde er den Hörer erbarmungslos niederdrücken, legte sich nicht Schumann's Musik wie lindernder Balsam auf die Wunde. Welcher Zauber ruht in der verklärenden Kraft der Musik! Ein zweites Pygmalions-Wunder, das düstere Marmorstatuen leben und lächeln macht. Etwas Tröstenderes, Friedlicheres als die idyllische Zwischenmusik in F-dur kenne ich nicht; die kleinern Orchestersätze im ersten und im dritten Acte tönen mitten durch

die Trauer in verwandter Weise, beglückend, segnend. Und über dem Allen die Beschwörung der Astarte! Hier schlägt Schumann Töne an, wie sie keiner vor ihm oder nach ihm erdacht; Töne von so tiefschmerzlicher und dabei doch eigenthümlich seliger Trauer, daß sie uns sanft das Herz zusammenpreßt und die Thränen ins Auge drängt. Das Grausige, Schreckhafte der Erscheinung ist hier zur stillen, blassen Schönheit verklärt, der Verwesungsmoder wie von Rosenduft durchzogen. In der Schlußscene, beim Sonnenuntergang und dem Tode Manfred's, übt die Musik anspruchslos, fast unscheinbar dieselbe Mission des Tröstens und Versöhnens. Mit Ausnahme der Ouvertüre, welche das Bild Manfred's in seiner ganzen düstern Größe wiederspiegelt, wirkt Schumann's Musik, trotz aller Schärfe der Charakteristik, das ganze Drama hindurch mildernd und verklärend. Der Fluch der Melancholie ist es, der Byron's Helden krampfhaft schüttelt; aus Schumann's Musik blickt uns das Lichtbild derselben Empfindung an: der Segen der Melancholie. Es mag vielleicht unpassend scheinen, bei diesen Tönen an ein anderes Gedicht als das Byron'sche zu denken; aber der sanfte, fast friedliche Schmerz, der die kleinen Instrumentalstücke der „Manfred"-Musik durchweht, verbindet sich mir stets unwillkürlich mit der Erinnerung an ein wenig bekanntes Gedicht Gottfried Keller's, „An die Melancholie":

Sei mir gegrüßt, Melancholie,
Die mit dem leisen Feenschritt
Im Garten meiner Phantasie
Zu rechter Zeit an's Herz mir tritt!
Die mir den Muth, wie eine junge Weide,
Tief an den Rand des Lebens biegt,
Doch dann in meinem bittern Leide
Voll Treue mir zur Seite liegt!

Die Manfred-Vorstellung fand zum Besten des Pensionsfonds des Hofopernntheaters statt, dem in der Weihnachtswoche und in der Charwoche je zwei aufeinanderfolgende theaterfreie Abende gewidmet sind. Die „Zweite Akademie" im Hofoperntheater zum Besten des Pensionsfonds war das gerade Widerspiel der ersten. Während am 22. December ein bisher nur in Concertform gegebenes Drama, „Manfred", zum erstenmale auf seinen rechtmäßigen Platz, die Bühne, gelangte und damit zu der vom Dichter beabsichtigten vollen Wirkung, wurden am 23. verschiedene Fragmente aus Opern durch concertmäßige Vorführung entstellt und entkräftet. Ebenso angelegentlich, wie wir Herrn Director Herbeck um eine Wiederholung des „Manfred" ersuchten, wünschen wir, daß er Opern-Abtödtungen wie die in der zweiten Weihnachts-Akademie nicht wieder veranlasse. Im Concertsaal mag es sich mitunter empfehlen, irgend ein musikalisches Prachtstück aus einer verschollenen Oper nach Oratorienweise abzusingen, um Kunstfreunden wenigstens dessen rein musikalischen Gehalt, abgezogen von der Bühnenwirkung, darzubringen. Im Theater aber sind wir nicht blos Hörer, sondern auch Zuschauer, wir wollen und können da nicht auf Bühnenwirkung verzichten. Der Genius loci ist auch in der Musik eine Macht, die nicht mit sich spaßen läßt. Eine wohlbekannte Oper wie „Spohrs Jessonda", die in unserm Geiste durchweg auf's innigste mit der Darstellung, den Costümen und Decorationen verwachsen ist, läßt man uns auf der Bühne des Hofoperntheaters wie ein Oratorium aus Noten vorsingen; Nadori und Dandau im Frack, Jessonda und Amazili in Balltoilette; jeder steif aus seinem Sessel sich aufrichtend, wenn die Reihe an ihn kommt, und wieder ruhig niedersitzend, sobald eine andere Nummer anhebt — dahinter auf langen Bänken die Herren und Damen vom Chor regungslos nebeneinandergereiht, mit den Notenheften in der Hand. „Ja, warum singen denn all' diese Künstler, die wir so oft in der „Jessonda" spielen gesehen, nicht im Costüm?" so hörten wir ringsum fragen. Wozu ladet man uns denn ins Opernhaus, wenn eine Oper nicht opernmäßig dargestellt werden soll? Ehemals konnte man sich mit kirchlichen Velleitäten entschuldigen, welche an gewissen „Normatagen"

keine scenische Aufführung erlaubten. Das hat aufgehört, und an demselben Abende, wo der erste Act der Jessonda, Scenen aus „Titus" und dem „Blitz" unter die Luftpumpe der Oratorienform gezwängt wurden, spielte man schließlich — gleichsam um uns das Willkürliche des ganzen Vorgangs recht deutlich zu machen — den vierten Act aus der „Favorite" im Costüm, wie es sich gehört. Die Lucca entfesselte als Leonore eine hinreißende dramatische Lebendigkeit und fand in den Herren Rokitansky und Adams vortreffliche Partner. Da athmete denn Jedermann wie nach langer Gefängnißhaft auf, und die gute Hälfte des Publicums verließ das Haus mit der Ueberzeugung, Donizetti's „Favorite" sei eine viel bessere Oper als „Jessonda", „Titus" u. s. w. Das ist der unter der Langweile tiefer liegende Nachtheil solcher Verunstaltungen, daß sie dem Hörer eine ganz falsche, verläumderische Vorstellung von den also gehörten Opern einnisten. „Diese Jessonda muß ja eine schrecklich langweilige Oper sein", flüsterten sich die Leute zu. Was nützt es, sie des Gegentheils zu versichern; sie sind durch die farb- und leblose Concert-Production abgeschreckt und bleiben sicherlich fern, wenn „Jessonda" (was wir so lange wünschen) wieder einmal als Oper in's Repertoire eintritt. Aber auch wir Anderen hören die uns wohlbekannten Opernfragmente nicht blos resignirt, musikgeduldig, etwa blos mit dem Eindruck des Ungenügenden, sondern mit wirklichem Verdruß, ärgerlich darüber, daß wir hier um einen Genuß gebracht werden, auf den uns das Hofoperntheater vollen Anspruch gewährt. Wenn eine Musik von der edlen, milden Sentimentalität der „Jessonda" losgelöst wird zu dem dramatischen Knochengerüst, das ihr Kraft und Widerhalt verleiht, dann muß sie freilich unendlich monoton erscheinen. Geradezu unverständlich werden aber Scenen wie das große Finale aus Mozart's „Titus", dieses dramatische Haupt- und Glanzstück der im Uebrigen veralteten und kaum mehr lebensfähigen Oper. Wenn wir da nicht das aufgeregte Volk über die Bühne stürzen sehen und das brennende Capitol im Hintergrund, so begreifen wir platterdings nicht, was eigentlich all' die sittsamen Herren und Damen so ruhig aus ihren Notenblättern absingen? So hat man der gegenwärtigen Theater-Generation wahrscheinlich nur die Meinung beigebracht, daß auch an diesem berühmten Finale „nichts ist". Der Bühne entbehren können allenfalls Opernfragmente, in welchen bei stillstehender Handlung sich die Empfindung des Einzelnen lyrisch ausbreitet, also Arien und Romanzen. Darum erzielte auch die von Herrn Walter sehr zart vorgetragene, an sich unbedeutende Romanze aus Halévy's „Blitz" mehr Beifall, als alle übrigen Opernscenen zusammen, an welche unsre ersten Kräfte gewiß die redlichste Mühe gewendet hatten. Die Sopran-Arie mit Chor aus Mendelssohn's unvollendeter Oper „Loreley" bildet bekanntlich ein Lieblingsstück aller Concert-Repertoires. Im Hofoperntheater hätte man diese Opernscene nicht anders als im Costüm aufführen sollen; wir würden damit einen neuen schönen Eindruck gewonnen haben, und Herbeck im Kleinen ein ähnliches Verdienst, wie durch seine dramatische Wiederherstellung des „Manfred". Der einzige Einwand, welchen die Direction gegen unsere Anschauung hervorbringen kann, betrifft den Zeitaufwand und die Mühe des Auswendiglernens von Opernfragmenten, welche nicht auf dem Repertoire stehen. Nun wol, so führe man in den Akademien des Hofoperntheaters Acte oder Scenen aus bereits einstudirten Opern auf, in passender Auswahl und mit glänzender Besetzung. Das giebt allerdings auch nur ein Flickwerk, aber die concertmäßige Ausschrotung von Opern ist etwas noch Schlimmeres, sie ist eine Barbarei.

In der Komischen Oper, die jetzt abwechselnd Opern und Schauspiele giebt, hat seit meinem letzten Bericht nichts musikalisch Bedeutendes sich ereignet. Die anziehendste Vorstellung, mit welcher neuestens das Repertoire bereichert wurde, sind „die beiden Schützen" von Lortzing. Wie um ein trautes Kaminfeuer saßen wir da vor der Bühne und wärmten uns an dem bescheidenen gesunden Humor der Handlung, an dem gemüthlichen Frohsinn der Musik. Das ist so recht das Genre, das für unsere Komische Oper paßt und mit ihren Kräften befriedigend gegeben werden kann. Die Sänger (Erl, Hermany, Fischer, Fricke) waren vortrefflich, über die

Schwächen des schwachen Geschlechts sah man nachsichtig hinweg und Alles unterhielt sich bei dem alten Singspiele, das im Großen Opernhause wahrscheinlich als eine beleidigende Kinderei aufgenommen und todtgegähnt worden wäre. Neben Lortzing's „Waffenschmied" und „Czar und Zimmermann" (Kinderman aus München gastirt eben wieder darin) haben „die beiden Schützen" jetzt noch das getreueste Publicum in dem Theater am Schottenring. Bei diesen Aufführungen Lortzing'scher Opern muß ich unwillkürlich an einen bezeichnenden Ausspruch von Lewes, dem englischen Goethe-Biographen, denken. Lewes macht nämlich aus Anlaß des Goethe'schen Lustspieles „Der Triumph der Empfindsamkeit" folgende Bemerkung: „Was den Deutschen außerordentlich komisch erscheint, darin findet der Franzose oder Engländer fast immer nur einen äußerst frostigen Spaß. An den eigentlichen Witz, der mit Feinheit gehandhabt sein will, wagen sich die Deutschen höchstens mit Handschuhen. Die Ironie ist ihnen nicht ein leichter Stoßdegen, sondern ein mächtiges Schwert; sie zerhauen das Opfer, wo ein geschickter Stich genügt hätte. Es ist eine beachtenswerthe Thatsache, daß sie unter allen Schätzen ihrer Literatur nichts eigentlich Komisches im höheren Sinne besitzen." Diese Bemerkung zielt zwar nur auf das Lustspiel, trifft aber auch zugleich unsere komische Oper und erklärt, gerade als Urtheil eines Ausländers, theilweise die seltsame Thatsache, daß die vornehmsten Vertreter der specifisch deutschen Opernkomik, Dittersdorf und Lortzing, gar keine Aufnahme auf fremdem Boden gefunden haben. Ein italienischer oder französischer Operncomponist von dem musikalischen Rang dieser Beiden wäre alsbald über die Grenzen seines Vaterlandes gedrungen. Es muß wesentlich an dem eng deutschen Charakter ihrer Komik liegen. Dittersdorf war seinerzeit, Lortzing ist bis heute der talentvollste, beliebteste Repräsentant unseres komischen Singspiels; wir schätzen den Ersten und lieben den Zweiten, aber der Ausspruch von Lewes bleibt wahr, auch für sie. Der philiströse Spaß, die klein-bürgerliche Komik, die burschikosen Reden in diesen Opern heimeln das deutsche Publicum, insbesondere der kleinen und mittleren Städte, unvergleichlich an; aber der Franzose, Italiener, Engländer kann über dergleichen nicht lachen, und so spielen gegen die kosmopolitische Verbreitung aller bessern italienischen und französischen komischen Opern die deutschen eine sehr bescheidene, auf die eigne Nation beschränkte Rolle. Seit Mozart's „Entführung" und „Zauberflöte", die doch nicht gänzlich ignorirt werden konnten, übrigens auch einem ganz anderen Stoffgebiet angehören, sind eigentlich von deutschen komischen Opern nur die Flotow'schen in's Ausland gedrungen, vermuthlich, weil sie im Grunde ebensowenig deutsch als komisch sind. Lortzing hingegen, ein Musiker frisch und liebenswürdig, dabei bühnenkundig wie wenige seiner Collegen, lebt nur „so weit die deutsche Zunge klingt". Da ist er um so herzlicher willkommen. Allerdings hat der grausame Zeitverlauf auch Lortzing's Repertoire stark reducirt; es erfreuen sich außer dem „Czar und Zimmermann" nur noch drei seiner Opern ziemlicher Pflege und Beliebtheit, „Der Wildschütz", „Der Waffenschmied" und „Die beiden Schützen". Wo für die komische Oper ein eigenes Theater existirt, wie jetzt in Wien, dürfte einiges Andere von Lortzing mit Erfolg aufgefrischt werden, z. B. der in Wien niemals aufgeführte „Casanova". Diese Oper ist (gleich den „beiden Schützen") nach einem französischen Lustspiel bearbeitet („Die beiden Grenadiere", „Casanova im Fort St. André"), deren interessanten Stoff der Tondichter wol zu schätzen verstand. Lortzing's „Hans Sachs" ist trotz mancher Vorzüge nicht mehr möglich seit den „Meistersingern." Die Handlung verläuft zwar bei R. Wagner ganz anders, aber die Hauptfigur (auch manche Nebenrolle, wie der Lehrjunge) ist die gleiche, und deutsche wie französische Theater-Anschauung duldet nicht gleichzeitig zwei musikalische Rivalen an demselben Stoff. Den Italienern verschlägt es nichts, dasselbe Libretto von zehn verschiedenen Componisten bearbeitet zu hören — eine alte Gewohnheit, die übrigens auch vor dem Hauch moderner Anschauungen täglich mehr schwindet. In Deutschland wie in Frankreich entbrennt aber in solchem Fall sofort der Kampf um's Dasein, und der Stärkere (der nicht immer der Tugendhaftere zu sein braucht) ver-

nichtet den Schwächern. So wie Gounod's „Faust" den Spohr'schen, Verdi's „Maskenball" und Donizetti's „Liebestrank" die gleichnamigen Opern von Auber, Gounod's „Romeo" den Bellini'schen verdrängt haben, so muß die bescheidene Mittelgröße von Lortzing's „Hans Sachs" vor der Riesengestalt einer Wagner'schen Hauptfigur das Feld räumen. Auch die „Undine" möchten wir für Wien nicht empfehlen, sie hat gleich Lortzing's „Großadmiral" selbst unter des Componisten persönlicher Leitung hier keinen Anklang gefunden. Heute würde alles Ungenügende und Veraltete noch empfindlicher an dieser „Undine" auffallen, denn die innerste Natur Lortzing's reagirte eigentlich gegen den duftigen Zauber der Märchenwelt. Wo in der „Undine" von Knappen, Kellermeistern, Jägern tüchtig getrunken, gespaßt und geprügelt wird, da stellt unser Lortzing prächtig seinen Mann; hingegen benehmen sich seine Elfen und Undinen als ganz alltägliche, sentimentale Frauenzimmer, welche vor dem Publicum von Blumenduft und Mondschein leben, heimlich aber ganz gewiß Kaffee trinken. —

Im Carltheater ist am 2. Januar — genau Ein Jahr nach der ersten Vorstellung von Lecocq's „Madame Angot" — die neueste Operette dieses Componisten „Giroflé-Girofla" mit großem Beifall gegeben worden und wird seither allabendlich wiederholt.

Giroflé und Girofla sind die Namen zweier einander zum Verwechseln ähnlicher Zwillingsschwestern, und ihre wirkliche Verwechselung ein ganzes Stück hindurch bildet den Stoff von Lecocq's neuester komischer Oper. Es giebt viele Lustspiele, die auf der täuschenden Aehnlichkeit zweier Personen beruhen. Der Ahnherr dieses Geschlechtes ist wol der „Amphitryo" von Plautus; da nimmt der Göttervater Zeus auf einer seiner galanten Wanderungen die Gestalt des thebanischen Helden an, um dessen Rolle als Ehemann zu spielen. Wenn die Aehnlichkeit der Kniff eines Gottes ist, dann freilich haben die Verwechselungen nicht den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit zu fürchten. Plautus selbst in seinen „Menächmen", Shakespeare in der „Komödie der Irrungen" begründeten die Aehnlichkeit, das Triebrad ihrer possenhaften Verwechselungen, durch Zwillingsbruderschaft. In neuerer Zeit verwerthet man dieses Motiv fast nur noch für die Virtuosität eines Schauspielers. Es war eine der berühmtesten Leistungen unseres Fichtner, in Holbein's „Doppelgänger" die Doppelrolle eines lustigen und eines sentimentalen Officiers zu spielen; noch weiter ging der Stuttgarter Hofschauspieler Moritz, der auf seinen Gastspielen regelmäßig „Drillinge" darstellte. Eine solche Aufgabe für die Bravour individualisirender Kunst bildet das Lecocq'sche Zwillingsschwesternpaar keineswegs. Mit Ausnahme einer ganz kurzen Scene der Girofla zu Anfang ist es immer nur Giroflé allein, welche das Stück hindurch spielt und bald für die eine, bald für die andere Schwester ausgegeben wird. Der Dichter verräth zwar anfangs die Absicht, die beiden einander leiblich so ähnlichen Schwestern durch entgegengesetzte Temperamente auseinanderzuhalten; er läßt wenigstens erzählen, daß die eine lebhaft und lustig, die andere schüchterner Natur sei. Seltsamerweise unterläßt der Componist den Versuch einer musikalischen Charakteristik selbst an der einzigen, dafür günstigen Stelle. Die ernsthafte Schwester präsentirt sich nämlich mit dem Couplet: „Père adoré, c'est Giroflé", worauf die andere, die lustige, mit dem zweiten Couplet folgt: „Petit papa, c'est Girofla". Der Componist hat für die gleiche Melodie dieser zweiten Schwester nicht einmal eine höhere Tonstufe oder ein rascheres Tempo zur charakteristischen Unterscheidung gewählt. Wir müssen es für das Verdienst von Fräulein Meyerhoff halten, daß sie trotzdem den beiden gleichlautenden Strophen eine sehr verschiedene Färbung verleiht. Von da an verschwindet Girofla, von Piraten geraubt, aus dem Stücke, und Giroflé, die Zurückgebliebene, muß bald die Frau des sanften Kaufmannes Marasquin, bald jene des wüthenden Mauernhäuptlings Murzuk spielen, ein Spaß, der sich doch zu bald erschöpft. Das ganze Stück ist ein Tanz auf dem gespannten Seile der Unwahrscheinlichkeit; um unser Interesse zu erhalten, müßte der Gang der Begebenheiten so rasch sein, daß man nirgends zur Besinnung käme. Dafür fehlt aber dieser Operette die übermüthige

Laune, das unwiderstehliche Temperament. Auf der possenhaften Voraussetzung baut sich alles Folgende mit einer gewissen Schwere und Ernsthaftigkeit auf; die Eltern, die Braut, der junge Ehemann kommen nicht aus den ängstlichen Empfindungen heraus, ja zum Schlusse droht förmlich die Tragödie hereinzubrechen, indem Murzuk in wahnsinniger Eifersucht Giroflé ermorden will. Da verkündet ein Trompetenstoß (ganz „Fidelio"!) die Ankunft des siegreichen Admirals mit der geretteten Girofla, und nun hat endlich jeder der beiden Neuvermählten seine eigne Frau für sich. Die Beschaffenheit des Textbuches begründet schon die entschiedene Inferiorität der „Giroflé" unter „Madame Angot" desselben Componisten. Letztere ist ein gelungenes Zeit- und Sittenbild, in welchem eine gutverschlungene Doppel-Intrigue durch den historischen Hintergrund Bedeutsamkeit erhält; dazu die Contraste zwischen Salon- und Straßenleben, herzhafte Volksgestalten, an denen wir menschliches Interesse nehmen, eine geschickt angelegte, sich wirksam steigernde Handlung. Der Inhalt von „Giroflé" ist, kurz gesagt, Unsinn, und die handelnden Personen sind Carricaturen. Musikalisch bewährt auch „Giroflé" in mehr als einer Nummer das gewandte, anmuthige Talent Lecocq's; allein die Erfindung fließt viel spärlicher und gemischter als in der „Angot". Die geringere anregende Kraft des Textbuches auf den Componisten mußte sich hier wol geltend machen. Das musikalisch Beste in seiner neuen Operette findet sich in den kleinen knappen Formen. Die ersten Couplets des Vaters, der Giroflé, des Marasquin sind bei aller Anspruchslosigkeit sehr gelungen und ganz das, was sie an dieser Stelle sein sollen. Im 2. Akt hat sich Lecocq, der sonst den bessern Eigenschaften Offenbach's mit Glück nachfolgt, sich leider auf dessen schlimmste Cancanseite geschlagen. Die Chöre der Hochzeitsgäste, die Ensembles, das Trinklied u. s. w. das Alles schlendert in abgegriffenen Polka- und Quadrille-Melodieen recht liederlich einher. Im 3. Akt beschränkt sich die musikalische Ausbeute auf zwei hübsche Duette Murzuk's mit Giroflé, von melodiösem Reiz und distinguirter Haltung. Director Jauner hat die Vorstellung der „Giroflé" zu einem Prachtstück an Zusammenspiel und Ausstattung gemacht; sie setzt alle Vorzüge dieser Novität in helles Licht und verdeckt für manchen Hörer die Thatsache, daß „Giroflé" künstlerisch keinen Vergleich aushält mit „La fille de Madame Angot". Es mag grausam erscheinen, einen Componisten durch Hinweisung auf sein gelungenstes erstes Werk für die geringeren Qualitäten eines keineswegs mißrathenen zweiten zu strafen. Aber das Glück eines so unermeßlichen Erfolgs, wie der von Lecocq's „Angot" bleibt selten ganz ohne gefährliche Folgen. Succès oblige. —

Ich gehe von den Theater-Ereignissen zu den bemerkenswerthesten Concertaufführungen der letzten vier Wochen über. Das vierte Philharmonische Concert begann mit einer Novität von Leo Grill. Sie nennt sich „Concert-Ouvertüre" und hat weder Titel noch Motto. Durch beides würde sie nicht besser, aber wenigstens verständlicher geworden sein. Man fragt sich unwillkürlich, was diese langgestreckte düstere Einleitung vorstelle, was der leidenschaftliche Kampf und all die dramatischen Zuckungen im Allegro? Wir fühlen, es müsse dieses Tongemälde noch etwas außer der Musik bedeuten wollen, um überhaupt etwas zu bedeuten. Wie sie vorliegt, ist Grill's Concert-Ouvertüre eine Composition von beträchtlichen Ansprüchen und Anläufen, denen das Ziel und die Erfüllung fehlen. Kein origineller Gedanke, kein aus dem Herzen quellender Gesang, keine Nothwendigkeit, nur Geschicklichkeit. Ihr Schicksal: ein durchfallverwandter „Achtungserfolg". — Die renommirte Pianistin Fräulein Anna Mehlig aus Stuttgart spielte Rubinstein's viertes Concert. Wir waren ihr dankbar für die Wahl dieses geist- und effektreichen Virtuosenstückes, mag es an künstlerischer Vollendung noch so weit von dem Halbdutzend classischer Clavier-Concerte abstehen, deren Reiz durch maßlose Abnützung schon so bedauerlich abgeschwächt erscheint. Nicht in gleichem Grade war dieses Concert eine gute Wahl für die Künstlerin selbst, deren überaus nettes, reines und ausgeglichenes Spiel der dafür nöthigen Kraft entbehrt. Man braucht das Stück nicht einmal von Rubinstein selbst gehört zu haben, um diese zarte Weiblichkeit hier ungenügend zu finden. In dem

leichten Aether der Solo-Passagen flog sie zierlich und behend wie ein Vogel; gegen den Ansturm des Orchesters vermochte sie sich jedoch nirgends zu behaupten. Die Leistung Fräulein Mehlig's fand die schmeichelhafteste Anerkennung; sie war von tadelloser Glätte und Correctheit, nur nach allen Dimensionen zu klein. — Einem Curiosum wunderlicher Art begegneten wir in Abert's Orchester-Begleitung zweier Stücke von Sebastian Bach. Zuerst hören wir das Cis-moll-Präludium aus dem „wohltemperirten Clavier" (nach D-moll transponirt) in feiner, effectvoller Instrumentirung. Hierauf kommt urplötzlich, wie ein in den Concertsaal verirrtes Begräbniß, ein Choral von Abert angeblasen, blos Trompeten, Hörner und Posaunen. An diese unerwartete „Aufforderung zum Tode" schließt sich ebenso unerwartet Bach's Orgelfuge in G-moll, in deren ungestörten Verlauf stückweise jener Choral hineinschmettert. Gounod's artiger Einfall, zu Bach's C-dur-Präludium eine gesangvolle Violinstimme zu schreiben, scheint schlimme Nacheiferung zu wecken. Schon hat ein deutscher Componist den Cramer'schen Etüden solche Melodienmützen aufgestülpt, und nun kommt unser geschätzter Freund Abert gar auf die absonderliche Idee, der Bach'schen G-moll-Fuge (nach Art einer subcutanen Injection) einen fremden Choral einzuspritzen. Abert besitzt vollständig die gründliche Bildung, die feine sichere Hand, die für eine so schwierige Musik-Operation nothwendig ist; gegen die Art dieser Operationen müssen wir uns trotzdem entschieden aussprechen. — Den Beschluß des Concertes machte Beethoven's achte Symphonie, welche unter Dessoff's Leitung vortrefflich ausgeführt und mit allgemeinem Entzücken gehört wurde. —

Das zweite Gesellschafts-Concert, am 10. Januar, erfreute sich eines ganz ungewöhnlichen Schmuckes durch die Mitwirkung von Joseph und Amalie Joachim aus Berlin. Die frohe Botschaft: „Joachim ist da!" wurde uns von allen Seiten wie ein Gruß zugeflüstert, und als er selbst vortrat, die Geige in der Hand, da wollte der Jubel kein Ende nehmen. Sieben Jahre sind verflossen, seit Joachim zuletzt in Wien gespielt, und Mancher mochte ihn nicht gleich erkannt haben wegen des mächtigen Vollbartes, der das ehedem glatte Gesicht jetzt umwuchert. Aber er führt den ersten Bogenstrich, und Niemand kann ihn mehr verkennen — so spielt nur Joachim! Und was er heute spielt, ist gleichfalls unverkennbarer Joachim, das „Ungarische Concert" nämlich, eine prachtvolle Composition, die nicht blos nach ihrer Ausdehnung zu den größten Violin-Concerten gehört. Mit jeder Wiederholung wird sie dem Publicum vertrauter und lieber, freilich will sie auch mit der ganzen Energie und Noblesse, mit der unfehlbaren und durchgeistigten Bravour Joachim's vorgetragen sein. Diese durch Empfindung und vornehmste Auffassung geadelte Virtuosität bewunderten wir auch in Joachim's Vortrag einer Phantasie mit Orchester von Robert Schumann, ohne uns für die Composition lebhafter erwärmen zu können, als vor sieben Jahren. Die für Joachim geschriebene Phantasie (das mir vorliegende Autograph Schumann's trägt das Datum: Düsseldorf, 7. September 1853) ist eines der spätesten Werke des Meisters und vereinigt auch alle inneren Merkmale seiner einem traurigen Ausgang zusteuernden dritten Periode.

Ein neues, bedeutendes und ganz eigenthümliches Werk von Brahms: „Rhapsodie für Altsolo, Männerchor und Orchester" (Op. 53), konnte unmöglich günstiger eingeführt werden, als durch Frau Amalie Joachim, welche mit unvergleichlichem Wohllaut der Stimme und ausdrucksvollster Declamation diese schwierige Aufgabe löste. Der düstere Ernst der Composition und das musikalisch spröde, ohne Commentar kaum verständliche Goethe'sche Gedicht (es beginnt fragend mit den fragwürdigen Worten: „Aber abseits wer ist's?") erschweren die Aufnahme dieses Werkes im großen Publicum. Brahms, der auch in der Wahl seiner Texte sich „abseits" von der breiten lyrischen Heerstraße hält, hat aus Goethe's „Harzreise im Winter" jenes Fragment herausgerissen, das nach Goethe's Erklärung selbst eine eigene „sentimental-romanhafte Geschichte" hat. Die Brahms'sche „Rhapsodie" wirkt durch die überaus düstere Stimmung anfangs befremdend; recht musikalisch wird das Gedicht eigentlich erst mit der Schlußstrophe,

welche Trost und Versöhnung bringt. Der Eintritt des Männerchors, durch den sich die Frauenstimme wie ein weißes Band leuchtend durchschlingt, ist von ergreifender Schönheit. Der eigenthümlich ethische Charakter, welcher der Brahms'schen Musik im Großen und Ganzen aufgeprägt ist und sie in so nahe Verwandtschaft mit Beethoven bringt, tritt in der „Rhapsodie" mit fast tendenziöser Stärke auf und läßt sie als ein Seitenstück zu seinem „Schicksalslied" erscheinen. An all dem Vielen und Guten dieses Concertes (auch Mendelssohn's liebenswürdige Ouvertüre zur „Hochzeit des Camacho" wurde gespielt) trug schließlich das Auditorium etwas schwer und folgte nur mit Anstrengung der Bach'schen Pfingstcantate „O ewiges Feuer!" Die schwierigen Figurationen der Chöre kamen nicht mit voller Deutlichkeit heraus, und so machte nur die von Frau A. Joachim meisterhaft vorgetragene A-dur-Arie Eindruck.

Joachim veranstaltet noch ein eigenes Concert und wird außerdem im nächsten „Philharmonischen" mitwirken. Die besten Kreise Wiens wetteifern in dem Bemühen, das liebenswürdige Künstlerpaar zu feiern. —

Eduard Hanslick.

Das Wiener Burgtheater.

Wilbrandt's „Arria und Messalina".

Wien, 15. Januar 1875.

Die dramatische Novität, die seit den ersten Aufführungen um die Mitte des December mit ungeschwächtem Eindruck das Repertoire des Burgtheaters beherrscht und in demselben wol eine gesicherte Stellung behaupten wird — ist Wilbrandt's Tragödie: „Arria und Messalina". Ein Trauerspiel — noch obendrein ein Römerstück mit durchschlagender Theaterwirkung: gewiß ein seltener Fall.

Der Dichter hatte die Annalen des Tacitus, dann die Briefe des jüngeren Plinius vor sich aufgeschlagen — nebenher auch für einige ergänzende Züge den Dio Cassius. Zwei ausgeprägte Frauentypen traten ihm da entgegen: in Messalina der wilde Taumel der Sinnlichkeit, in Arria die zum Tugendexempel präparirte moralische Größe; dort das völlig dissolute weibliche Wesen, hier der bis zur Starrheit zusammengefaßte Heroismus der Frau. Außer der normalen Weiblichkeit stehen beide: die freche Mänade auf dem Cäsarenthron, die mit unerhörtem Raffinement die ganze Scala des Sinnengelüstes auskostet, und ebenso der Blaustrumpf des abstracten Tugendprincips, die temperamentslose Stoikerin, die in einer akademischen Stellung zum Tode sich rüstend, ihrem zögernden Gemahl den Dolch hinreicht. Nur eine Zeit, die aus allen Schranken getreten war, konnte solche Extreme in der schwelgenden Orgie des Lasters wie im Pathos der überspannten Tugend erzeugen. Für den Dichter hatte nun der Gedanke etwas Bestechendes, jene beiden Frauengestalten einander gegenüberzustellen: es paßt dies auch in die Intentionen des modernen Drama's, das gern direct auf die scharfen Contraste losgeht. Dieser Gedanke war nun freilich keine poetische Eingebung, vielmehr ein Anreiz der Reflexion — ein erster kluger Einfall, der weitere kluge Einfälle in dem künstlerischen Aufbau der dramatischen Handlung zeugte. Vielleicht ging der Dichter von folgender Erwägung aus: da hätte ich zwei Heldinnen, wie gemacht für den wirksamsten Gegensatz, die ebenso zwei contrastirende Hälften der Action bedingen. Nur in diesem Doppelwesen, in der Gegenüberstellung sind sie überhaupt für ein Stück brauchbar. Weder Arria, noch Messalina allein ließe sich in den Mittelpunkt einer Tragödie stellen: jene ist nur die Heldin einer Anekdote mit einer einzigen tragischen Attitude, diese gehört in die Satyre, wo ihr auch Juvenal einen unsterblichen Pranger anwies, weit mehr als in die Tragödie. Was der Einen an dramatischem Leben fehlt, geht der Anderen auch in größerem Maße an tragischer Würde ab. Aber im Contrast, im Herüberschillern der Farben compensiren sich diese Mängel, und der theatralische Effect gewinnt wol sogar bei dieser Rechnung auf Theilung, wenn auch die dramatische Wirkung im großen, vollen Sinne ausbleiben mag.

So componirte also Wilbrandt ein Doppeldrama; die eine Hälfte desselben nimmt aus den dunklen Kerkerräumen ihren Ausgang, in denen der kranke Pätus

wegen seines Antheils an der Verschwörung des Scribonianus sein Schicksal erwartet. — Die andere spielt inmitten des blendenden Irrlichterglanzes in den Gemächern und Lustgärten Messalina's. Mit den Personen und der Localität ändert sich zugleich der Styl; sobald wir uns bei Pätus und in dem Hauswesen des biederen Senators Barea Soranus befinden, da stehen wir ganz auf dem Boden des Römerstücks nach älterer Mode, in welchem die Toga als das rechte Staatskleid der steifen, nüchternen Charaktergröße galt; sobald aber der Sclave „die kaiserliche Majestät" verkündigt, dann geht es ganz modern, ich möchte sagen — römisch-französisch her, wie etwa Gérome den Sinnenreiz der Antike auffaßt, und Farben von üppiger Glut brennen uns ins Auge. Zwischendurch kommt noch in den Nebenfiguren, wenn auch etwas gedämpft, der echt Wilbrandt'sche Lustspielton hinzu: er soll wol die Gegensätze behaglich vermitteln und uns über die pathetische Monotonie der Tugendpartei durch einige belebende Lichter hinüberhelfen.

Wie ist nun das tragische Motiv in das Stück hineingetragen? Jedenfalls mußte der Charaktergegensatz der beiden Frauen zur acuten Höhe des Conflicts gesteigert werden — sonst war er im dramatischen Sinn nicht brauchbar. Da stellte der Dichter eine Figur seiner Erfindung — Marcus, den Sohn der Arria — mitten hinein, als das nothwendig Dritte in seiner dramatischen Regeldetri-Rechnung. Diesen Jüngling, der nach der strengen, altrömischen Pädagogik des Elternhauses zum „Sohn der Ehre und der Pflicht" erzogen ist, läßt der Dichter in die Schlingen der kaiserlichen Buhlerin gerathen, ohne daß er sie kennt oder von ihr gekannt wird. Im bleichen Mondschein, umweht von den lauen Lüften der Sommernacht, trafen die Beiden zusammen; Feuer fiel vom Himmel in sein Blut, er wußte nicht wie. Als er es erfährt, wie seine Göttin sich nennt, vermag der Wille nichts mehr gegen seine Leidenschaft; Messalinens heißer Athem hat einmal diesen Tugendspiegel angehaucht — sie darf mit aller Zuversicht sagen: „Du Sohn der Arria, was hilft's Dir — Du bist mein!" Und Pätus wird für's erste begnadigt, weil er der Vater des geliebten Marcus ist, und er wie seine strenggesinnte Gattin Arria, die eben erst mit zornvollem Blick aus einer Audienz bei der Kaiserin entlassen worden ist, empfangen verwundert das Räthsel der Gnade aus Messalina's Händen.

Aber für uns giebt es noch der Räthsel mehr; sie liegen zunächst in dem leidenschaftlichen Verhältniß, welches sich so rasch zwischen Marcus und Messalina entwickelt. Der frivole Gedanke kommt uns da leicht bei: der junge Herr scheint zu Hause ohne Rücksicht auf die erwachenden Regungen der Jugend, mit zu strenger Castität erzogen worden zu sein. Eine andere Deutung läßt sich dem nächtlichen Abenteuer des Marcus kaum geben. Das Weitere ergiebt sich von selbst. Es ist nicht die Poesie der Liebe, nur der Taumel der aufgeregten Sinnlichkeit, der ihn zu Messalina hinzieht: ein Rausch, auf den ganz sicher der Katzenjammer folgen muß. Von der eisigen Höhe der Grundsätze taucht er hinab in den brodelnden Qualm der Leidenschaft; wieder der greifbare Gegensatz, der hier wie überall in der Dichtung Wilbrandt's eintritt. „Ich rühr' Dich ja nur an, so zitterst Du und sehnst Dich her zu mir" — so sagt Messalina, die Virtuosin der sexuellen Sünde, und weiß genau, was sie da sagt. Zum Ueberfluß beleuchtet sie im zweiten Act (der die Schwelgerei im sinnlichsten Genuß uns scenisch mehr verdeutlicht, als eben nöthig und schicklich ist) ihr Boudoir und die Gärten des Palastes mit einem wogenden Zauberschimmer von Flämmchen — flüsternd weiche Töne, „gliederlösende" Musik von Flöten klingt lockend herein — und endlich zeigt sich hinter den gelüfteten Vorhängen, auf dem Lotterbette plastisch-schön hingestreckt, die Göttin selbst, die Venus vulgivaga des Cäsarenpalastes mit ihrem bestrickendsten Lächeln. Zuviel für den zum ersten Male, aber gleich so wirkungsvoll verführten Jüngling! Daß ihm die Sinne vergehen, wäre also eigentlich kein Räthsel — mehr dies, daß die größte Buhlerin Roms, die in jedem Genuß sich nach neuer Begierde sehnte, hier mit einer vollen Stätigkeit der Liebe ihren lüsternen Blick zu einer schönen Jünglingsstirn erhoben, mit ungetheilter Leidenschaft für einen Marcus empfunden, seinetwegen den Silius ab-

gedankt haben soll. Wir können ihr dies unmöglich auf ihr Gesicht hin glauben, in dessen Züge wir, durch die Dämmerung langer Jahrhunderte zurück, Dank der Portraitkunst eines Tacitus und Juvenal, ganz deutlich und scharf schauen ... Ein verführter Marcus wäre für Messalina nie mehr gewesen als eine flüchtige Episode, und Silius hätte einen solchen launenhaften Trieb eben so wenig zu fürchten gebraucht, wie wenn ein andermal ein Gladiator, ein Zwerg oder ein Tänzer ihr gefallen mochte. Für das verbuhlte Weib paßte zu längerem Verkehr nur der routinirte Mann mit pikanten Eigenschaften, gerade wie Silius es war — nicht solch' „affenjunges" Blut aus langweilig-guter Familie. Um so mehr muß es uns wundern, daß Messalina diesem Jungen gegenüber zur Liebesschwärmerin wird, daß sie auf den Knieen als ihren Herrn und Kaiser ihn begrüßt, daß jene Leidenschaft, mit der ihr irrer Blick ihn noch später im Schattenreiche aufsucht, sich bei ihr zuletzt zur vollen Höhe des tragischen Wahnsinns steigert ... Das ist nicht die richtige Messalina mehr! Dies drängt unwillkürlich bei der Entwicklung des Charakters in der Tragödie sich uns auf, so sehr wir auch das glänzende und geistvolle Detail des für die Zwecke der Dichtung modificirten Charakterbildes bewundern mögen.

Der zweite Act also führt uns in die petite maison der Messalina, in den Venustempel des sinnverwirrenden Lasters — aber vorher noch in die richtigste Behausung der Tugend, zu Barea Soranus, dem Gastfreund des Pätus. Der Dichter hatte mit dem letzteren seine Noth, um ihn zu einem Anschein von dramatischer Geltung emporzuheben; ist er doch im Leben wie im Tod nur „der Mann seiner Frau", die geradezu im Hause das stoische Tugendregiment führt. Krank läßt ihn der Dichter auftreten und als Patient durch das ganze Stück hinwanken, denn in dieser physischen Gebrechlichkeit braucht er ihn für die Führung der Sterbescene im fünften Act. Damit er aber sonst dramatisch etwas vorstelle, muß das Volk bei seinem Austritt aus dem Kerker für ihn Partei nehmen; durch die Straßen schallt allerorts der Ruf: „Pätus werde Cäsar! Nieder mit Claudius und Messalina!" Schon träumt er sich als den künftigen Befreier Roms; im dritten Act finden wir ihn am Schreibtische statt im Bett, sehr eifrig mit Staatscorrespondenz beschäftigt. Ein Patient als politischer Projectenmacher ist eine klägliche Erscheinung auf der Bühne; zudem macht er durchaus nicht den Eindruck geistiger Bedeutsamkeit.

In den zweiten Aufzug nun, der mit einer Familienscene zwischen Pätus und Arria sehr friedlich beginnt, fällt bereits die erste entscheidende Peripetie des Drama's. Aus dem Kaiserpalast bekommt Arria einen anonymen Brief: „Dein einziger Sohn ist Messalina's Liebster — und d'rum verzeiht man Dir und Deinem Pätus." Der weitere Inhalt des Billets ladet sie ein, sich noch diese Nacht in Messalina's Gärten persönlich davon zu überzeugen. Der Brief kam von Narciß, dem vielgewaltigen Freigelassenen, dem Leiter jeder Palastintrigue auf dem Palatin — der selbst das verliebte Stelldichein der Kaiserin mit frecher Störung zu unterbrechen wagt. Draußen erhebe sich der Aufstand für den neuen Volkskaiser Pätus, indeß Messalina hier mit seinem Sohne kose! Von allen Römern wehrt ihr Narciß keinen, als nur Den! Der grimmigste Zornesblick Messalina's drängt ihn hinaus, indeß Marcus als dummer Junge dabei steht, und höchstens „o Jupiter" oder „Du wagst es" ausruft. Narcissus aber geht stehenden Fußes nach Ostia zu dem Kaiser, den er völlig beherrscht, um dort die Katastrophe Messalina's vorzubereiten. Nun folgt der theatralische Schlußeffect des Actes. Eben wirft sich Messalina vor ihrem Liebling hin — da hört man hinter der Scene den Aufschrei „Marcus!" und vor dem erleuchteten Hintergrunde des Gartens erscheint Arria's dunkle Gestalt. Ein Theatereffect im Operngeschmack.

Der dritte Act ist entschieden der schwächste des Stücks. Wenn sich Marcus im zweiten Act so stark echauffirt hat, daß „sein Blut, in Wellen siedend, ihm an die Rippen schlägt", so soll jetzt eine ganze Sturzflut moralischer Abkühlung darauf folgen. Er zieht den Vorhang seines Lagers zurück, — da sitzt Arria auf seinem Bett und sieht ihn, ohne sich zu rühren, mit furchtbarem Ausdruck an. Das ist ihr

zweiter Effect. Wie ihn die Blitze aus Messalina's feuchtem Venusauge versengten, so durchbohrt ihn nun der strafende Tugendblick der Mutter, und foltert ihn moralisch in den Tod hinein. Marcus entreißt ihr zuletzt den Ring, den sie einst für den letzten schlimmen Fall mit Gift gefüllt hatte, und ruft noch im Todeskampf: „So sterbend bin ich wieder des Pätus und der Arria Sohn!" Dergestalt endet im dritten Act bereits das Trauerspiel von Marcus. Der Dichter jagt ihn gewaltsam in den Tod, denn er braucht seine Leiche für die große Hauptscene zwischen Arria und Messalina, in welche nach jener ersten Katastrophe die zweite Peripetie des Stücks, die Vorbereitung der Haupt- und Schlußkatastrophe fällt. — Todt ist Marcus für die dramatische Wirkung noch weit mehr werth als lebend. Im Uebrigen ist er eine Figur ohne individuell belebende Züge, eine bloße Hirngeburt der Reflexion. Er ist weder Held, noch richtiger Liebhaber, nur das geborene dramatische Opfer, über das die weitere Führung des Conflictes ihren Weg nimmt.

Zu einer sehr bedeutenden Höhe steigert sich nun der 4. Act, in welchem die stärksten Pulse der Tragödie schlagen. Die grandiose Begegnung der beiden Frauen an der Bahre des Marcus gehört zu den wirksamsten Scenen der modernen Dramatik überhaupt und ist nach der meisterhaften Exposition der zweite hellleuchtende Glanzpunkt des Drama's. Ganz verloren in ihren Schmerz tritt Messalina an den theuren Todten und zieht die Hülle von seinem schönen, kalten Antlitz hinweg. „Du sollst nicht todt sein" — ruft sie schwärmend — „ich, die Kaiserin, will's nicht! Wach' auf — und weckt dich meine Stimme nicht, so ruf' ich mit diesem letzten Kuß dich noch zurück!" Und Arria, sich dazwischen werfend, schleudert ihr das Wort entgegen: „Eh' will ich sterben, eh' dein Mund ihn küßt, der noch im Tod ihn mir entehrt! Mir gab er sich im Tode, und nur die Mutter darf noch um ihn weinen!"

Der Uebergang in den 5. Act hinein ist dem Dichter wieder nicht sonderlich geglückt; hier war er sogar genöthigt, am meisten zu künsteln. In dem geschichtlichen Hergang fand er die beiden Katastrophen vor, in die er mit seiner Handlung hineinsteuern mußte: den Doppeltod des Pätus und der Arria und das Ende der Messalina, wie es Tacitus im 11. Buche der Annalen erzählt. Zwischen den vorangehenden vier Acten, in denen die Erfindung des Dichters frei waltet, und dem tragischen Ausgang, wie ihn die Geschichte fertig vorgedichtet hatte, galt es nun einen Zusammenhang herzustellen; es kam darauf an, die fingirte Verwicklung in die historisch gegebene Katastrophe gleichsam richtig einzuhängen — aber da eben ist die Stelle, wo die Haken nicht recht passen und zusammenschließen wollen. Sehen wir selbst.

Da wäre zuerst die künstliche Motivirung des Bacchanals und der frechen Hochzeitsfarce mit Silius. Was nach der Geschichte nur der Ausbruch eines zügellos wüsten Naturells, die letzte Besiegelung der Vernichtung aller Sitte war, erhält bei Wilbrandt eine merkwürdig raffinirte Deutung. Der Schmerz um Marcus bringt Messalina dem Wahnsinn nahe. Sie sitzt und nagt die Unterlippe, daß das Blut in ihren Busen rinnt. Dann springt sie auf und ruft mit krampfigem Lachen: „den Silius, den Lebendigen, ruft mir her! Was ist mir Marcus, daß ich, die Messalina, um ihn weinen sollte? Wenn er mir zu den Schatten hinab entfloh, so lach' ich fein, so ruf' ich Bacchus! Evoë! her ihr Lebendigen, und hinab ihr Todten!" Und sie läßt den Haruspex kommen, und reicht dem früher abgedankten Buhlen Silius die Hand als das ihm anvermählte Weib, indeß der Trauergesang um Marcus am Fuß des Palatin's, über die Gärten des Cäsarenpalastes hinüberschallend, die Musik zu ihrer Hochzeit macht. Es ist der äußerste Paroxismus verzweifelten Schmerzes, der sich bei Wilbrandt's Messalina in tollen, geheuchelten Lebensübermuth verkehrt; so gebärdet sich nur, wer selbst reif zum Tode ist. Diese ganze Motivirung ist geistvoll, wie so Vieles in dem Stück, aber wir geben es Jedem zu überlegen, ob diese künstlich gestellte psychologische Maschinerie in einen Charakter von so antiker Deutlichkeit, von so typischen Umrissen wie der der Messalina wirklich hineinpaßt.

Noch bedenklicher ist die andere Künstelei, die die Schulanecdote von dem Tode der Arria und des Pätus in den dramatischen Zusammenhang hereinzieht. Von der Bahre des Marcus, von welcher Arria die jammernde Kaiserin zurückwies, schied diese mit den drohenden Worten: „Ich sag' dir — stolze Mutter dieses Todten — der schöne, trotzige, kalte Jüngling ist noch nicht der letzte Schmerz, den ich dir schuf. Küß' meine Küsse ihm hinweg! Die Schande, daß ich ihn liebte, wasch' mit deinen Thränen von seinem Angesicht — bald wirst du noch andern Kummer küssen und beweinen!" Pätus ist da gemeint; des Volkes rebellische Zurufe geben einen genügenden Vorwand zu seiner Verurtheilung. Gar willkommen ist Messalina die Botschaft, daß Pätus durch den Schmerz um den Sohn so völlig gebrochen sei — „ein umgeworfenes Bild des früheren Mannes, nur eine Toga, doch kein Römer drin". In dieser Verfassung scheint er völlig geeignet zu sein für einen unwürdigen Tod. „Er falle noch heut" — so spricht Messalina ihr Urtheil — „hier vor meinem Antlitz falle er! Ich will ihn sterben sehen! Begnadigt ist er, nach eigener Wahl, von eigener Hand zu sterben. Ich will sehen, und sie, sein Weib, mit mir — wie dieser Schatten, ihr zerbrochner Gott, unmännlich und mit Schande stirbt. Sie soll dann für ihn erröthen und in Schmach versinken, wie ich vor ihr versank!" Wie gesucht und grausam zugleich, was für eine ausgerechnete, spitzfindige Sophistik der Rache! Das Geschraubte und Gedrehte des Motivs zeigt sich schon darin, daß es einer so umständlichen Erklärung bedarf. Die Menschen Wilbrandt's brauchen meistens viel Worte, um uns deutlich zu machen, wie und weshalb sie gerade so denken und wollen. Und nun geht die wohlbekannte Anecdote vor uns in Scene; die Absicht Messalinens wird zu Schanden, indem Arria ihrem lebensmatten, aber doch nicht sterbemuthigen Gatten das berühmte, heroische Vorbild im Tode giebt und ihm so die Kraft einflößt, als Held ihr nachzusterben. Jene Anecdote selbst wirkt nur durch ihre Kürze; das oft citirte Wort „Paete, non dolet" ist knapp und scharf, wie die Spitze des hingereichten Dolches selbst — hier werden zwei ausführliche Scenen (der 4. und 5. Auftritt des letzten Actes) voll breiter Rhetorik daraus. Sterbend triumphirt auch Arria über Messalina — mit brechendem Blick richtet sie an sie das Wort: „Ich bin auch jetzt noch glücklicher als Du!" Gleich darauf erscheint Narcissus an der Spitze einer Schaar von Prätorianern, um auch mit Messalina ein Ende zu machen. Die Schande des feigen Sterbens, die sie Anderen bereiten wollte, trifft sie nun selbst.

Wie wir aus dieser eingehenden kritischen Analyse entnehmen können, ist das Stück Wilbrandt's in Anlage und Durchführung voll wolberechneter Absichten, voll feinen und complicirten Calculs. Allerdings gehört die „Absicht" im höhern Sinn, wie auch Lessing in seiner Dramaturgie (34. Stück) ausdrücklich betont, zu den ersten Erfordernissen eines dramatischen Kunstwerks — aber sie muß in der Teleologie der Dichtung wie der geheime Zweck im Schöpfungsplan gleichsam verborgen liegen, und sich mehr der vollen Empfindung, als dem nachwuchernden Verstande ankündigen. In Wilbrandt's dramatischen Conceptionen — namentlich aber in dieser Tragödie — begegnet man der Absicht, und zwar der deutlichen und bestimmten, auf Schritt und Tritt. Die Zettelfäden des reichen, schillernden Gewebes rühren unverkennbar von der Reflexion her, nur der Einschlag von der dichtenden Einbildungskraft. Wilbrandt besitzt manche von den Qualitäten, die den Dichter machen — die lebhaft angeregte Empfindung, den Kennerblick für den fruchtbaren Stoff, den starken Drang des Producirens. Aber oft kommt es mir vor, als ob er das Geschäft des Dichtens jeden Augenblick von der Anschauung und Phantasie auf andere vicarirende Seelenkräfte, als auf den Esprit, den Verstand, sogar den anempfindenden Geschmack übertragen könnte. Bei ihm darf man fast — so paradox es klingt — von einem productiven Zug in seiner *Bildung* sprechen, und ich weiß es kaum zu unterscheiden, wie weit sie dem echten Dichtertalente *hilft* oder es wol gar *ersetzt*. Er hat die Entstehungsart, den schöpferischen Hergang bedeutender Dichtungen sorgsam und feinsinnig studirt, wie wir aus so manchen seiner literarischen Essay's entnehmen — und so

versuchte er es seit jeher und mit einem gewissen Glück, an der Handhabe dieser Studien selbst auch zu produciren. Dazu hat er, ohne scharfe Eigenthümlichkeit der eigenen poetischen Ausdrucksweise, ein ungemein feines Ohr für die Echolaute der stark entwickelten Dichtersprache, die er in sinnreichen Nüancen bald da bald dort nachhallen läßt; in solchen Dingen ist er ein ganz subtiler Hörer und Merker. So streift er in „Arria und Messalina" am häufigsten an den eigensinnig-poetischen Ausdruck Heinrich v. Kleist's heran, mit dem er sich gar eingehend beschäftigt hat, hie und da klingen auch Lessing'sche Töne von fern an, nämlich an jenen Stellen, wo der moralische Standpunkt und die Gesinnung vor allem ein Wort braucht — an anderen Worten wird auch ein klein wenig shakespearisirt. Aber gleichviel — da wir der Talente von rein abgeschlossener Eigenthümlichkeit in unserer modernsten Literatur so wenige haben, so können wir immer an einer so noblen, ernst strebenden Begabung, wie die Wilbrandt's uns erfreuen, und haben sogar die Verpflichtung, sie nach Gebühr anzuerkennen. Er hilft uns über die unproductivste Epoche unserer Dramatik mit großem, unläugbarem Verdienst hinaus — ja noch mehr als dies, er legt auch das volle Gewicht eines bedeutenden Inhalts in seinen besten Productionen, wie in Gracchus, der Arria ꝛc. sehr nachdrücklich in die Wagschale.

Die Burgtheater-Vorstellung der Wilbrandt'schen Tragödie ist eine ganz glänzende. Da wirkt Alles zu einem harmonischen und bedeutenden Eindruck zusammen: die geschmackvolle Pracht der Inscenirung und der Costüme bei so viel archäologischer Treue, als sie die richtig erwogene Bühnenconvenienz verträgt, eine künstlerisch gewissenhafte Behandlung jeder einzelnen Rolle, vor allem aber die außerordentliche Leistung des Fräulein Wolter als Messalina, die diese Gestalt aus der Wurzel ihres schauspielerischen Talentes herausgestaltet, und Wirkungen ihr abgewinnt, die vielleicht den Dichter selbst mit überraschen mochten.

Josef Bayer.

Politische Rundschau.

Berlin, den 15. Januar.

Noch kurz vor der Jahreswende, die im Uebrigen einen so wohlthuenden Rückblick auf die Entwickelung und Befestigung der deutschen Verhältnisse gestattete, tauchte urplötzlich aus dem sonst wenig bedenklichen Fahrwasser unseres politisch-parlamentarischen Lebens eine Klippe auf, an der man einen Moment lang Gefahr lief, anzuprallen. Die unerwartet während der Session verfügte, aber immerhin auf Grund eines rechtskräftigen Urtheils erfolgte Verhaftung des Abgeordneten Majunke, war von der Mehrheit des Reichstages für einen Eingriff wenn nicht in die Rechte, so doch in die Sicherheit des Hauses gehalten worden. „Verletztes Rechtsgefühl", wie die Einen, „unzeitgemäße Sentimentalität", wie die Anderen behaupteten, hatten die reichstreue Majorität bewogen, die Sache des ultramontanen Führers zu der ihrigen zu machen. Dies mußte für die Regierung, namentlich aber für den leitenden Staatsmann um so peinlicher sein, als dieser Vorgang anscheinend das ihm sonst so ergebene Parlament in Gegensatz mit ihm selbst zu stellen schien und als, was schlimmer war, die ultramontane Partei den scheinbaren Bruch zwischen Bismarck und den nationalen Patrioten in ihrem Sinne auszubeuten, nur zu sehr in der Lage war. In der Wilhelmsstraße, wo man sich auf die Volksseele versteht, war man keinen Augenblick darüber in Zweifel, welch' mächtiger Agitationshebel den Gegnern der Reichspolitik durch eine Gegensätzlichkeit geboten wurde, in die, wie man dort wenigstens meinte, sich die National-Liberalen, durch die schlaue Ausnützung der preußischen Conflicts-Reminiscenzen Seitens des intriguengewandten Windthorst, gewissermaßen „habe hineinsetzen" lassen. Im nationalen und liberalen Lager war man indeß weit entfernt, die Sache so tragisch zu nehmen. Man wollte die Gerechtsame des Parlamentes wahren, man sah [illegible] einer „Lücke" der Hausordnung gegenüber und wenn auch in der Constatirung ein[illegible] Lücke" eine bedenkliche Erinnerung an vergangene Tage liegen mochte, so dachte [illegible]ch Niemand unter denen, welche für eine Ergänzung des §. 31 stimmten, daran, durch ihr Votum einen Act der Opposition gegen den Reichskanzler oder gar eine absichtliche Unterstützung der ultramontanen reichsfeindlichen Strebungen zu vollziehen.

Der Reichskanzler freilich, welcher sich stets der ungeheuren Verantwortlichkeit bewußt bleibt, die auf ihm lastet, hatte ein Recht, die Angelegenheit politischer oder, wenn man so sagen darf, persönlicher aufzufassen. Wer gerecht sein will, muß anerkennen, daß seit dem Jahr 1866 erst in Preußen und dann im deutschen Reich verhältnißmäßig von Seiten des Kanzlers sehr viel geschah, um die Stellung und Würde der Volksvertretung zu erhöhen. Herr von Bismarck ersah im Parlamente sein vornehmstes instrumentum regni und er wußte sehr wohl, was Beide sich gegenseitig zu danken hatten. Gerade aber weil er sich bewußt war, der Würde des Hauses stets nach Kräften Vorschub geleistet zu haben, durfte er es als einen Mangel staats-

männischen Einblickes in die wahre Natur unserer politischen Verhältnisse bitter empfinden, in so unerwarteter Weise sich von demselben Elemente im Stich gelassen zu sehen, auf das er sich bisher vorzugsweise gestützt. Und so reifte in seiner Seele, welche eine bedingte Parteigenossenschaft nicht anerkennen mag, der Gedanke seines Rücktritts. Jedermann kennt den glücklichen Verlauf der Krisis, zu deren schneller Beendigung derselbe Windthorst, allerdings unwissentlich, die Handhabe bot, als er noch seines letzten Sieges voll, am anderen Tage die „geheimen Fonds" des auswärtigen Amtes zu beanstanden vorschlug. „Qui trop embrasse, mal étreint." Windthorst hatte dies in seiner Triumphatorlaune zu wenig bedacht und so ward er der Promotor eines glänzenden Vertrauensvotums Seitens des Reichstages für den Kanzler, welchem wiederum die Heftigkeit der Reaction innerhalb der Majorität ein vollgültiger Beweis für ihre Aufrichtigkeit sein mußte. Dies scheint mir der psychologische Hergang eines Zwischenfalls, zu dessen Erläuterung man wahrlich nicht der famosen und nunmehr fast in's Fabelreich gehörigen Hofintriguen, des Ausgangs des Arnim-Prozesses und aller jener Klatschgeschichten bedurfte, welche man von verschiedenen Seiten bei diesem Anlaß eine höchst geheimnißvolle und einflußreiche Rolle spielen ließ. Für gewöhnlich ist schlechterdings die einfache Wahrheit uns zu schlicht, als daß der arbeitenden Phantasie nicht allerhand kühn combinirte Cabalen-Märchen willkommen sein sollten.

Leider hat auch hier übertriebener Diensteifer inspirirter Federn des Guten nicht selten gar zu viel gethan. Und wer Fürst Bismarck nur einigermaßen kennt, der muß auch wissen, daß die brutale Verketzerung namentlich des Abgeordneten Lasker, welche sich mehrfach an diesen Vorfall schloß, kaum seiner augenblicklichen Erregung, geschweige denn seinen innersten Intentionen zu entsprechen vermochte. Für solche und ähnliche Vorkommnisse sollte die officiöse Presse stets des Pfeffel'schen Fabelwortes eingedenk bleiben: „Blinder Eifer schadet nur!"

Wenige Tage nach den patriotischen Beklemmungen, welche dieser Vorfall jedem Vaterlandsfreunde abpreßte, — war doch sogar einen Moment lang die Auflösung des Reichstages mit allen ihren aufregenden Consequenzen allen Ernstes in Frage gewesen — brachte das Urtheil des Berliner Stadtgerichts die leidige Arnim-Affaire wenigstens zu vorläufigem Abschluß. Ganz abgesehen von persönlichen Rechtsanschauungen, muß constatirt werden, daß dies Verdict in allen außerdeutschen Landen dem preußischen Richterstande zur höchsten Ehre angerechnet wurde. Und nach dieser Richtung wirkte die Urtheilsverkündigung für den deutschen Namen wie eine kluge, patriotische und zugleich politische That. Denn es war den Gegnern Deutschlands so wohl gelungen, die Unabhängigkeit des preußischen Richterstandes allüberall dergestalt zu verdächtigen, daß der männliche Freimuth des Richterspruchs abermals das gesammte Ausland zu dem Rufe zwang: „Il y a des juges à Berlin!"

Vor allen Dingen aber hat der Arnim-Prozeß noch die eine Folge gehabt, auch den nicht in die diplomatischen Geheimnisse Eingeweiht einen Begriff von dem Unterschiede zu geben, welcher zwischen der mikroskopischen Beobachtung des Gesandten in fremden Regierungscentren und jener teleskopischen Beobachtung besteht, welche der Leiter der auswärtigen Politik im Mittelpunkte des heimischen politischen Lebens durchzuführen hat. Dieser Unterschied allein berechtigt denn auch den Minister, seine Auffassung zur Richtschnur für den Untergebenen zu machen und erklärt gar manches sonst unverständlich bleibende Factum. Die Veröffentlichung der Papstwahl-Depesche des deutschen Reichskanzlers d. d. 14. Mai 1872 stand bekanntlich mit diesen Vorgängen in engstem Zusammenhange. Dem Politiker von Fach war diese Publication schlechterdings keine Enthüllung; höchstens, daß die Energie des Ausdruckes im Bismarck'schen Actenstücke dem Laien imponiren konnte. Eine bestimmte Verabredung Seitens der Cabinete hat übrigens dieses merkwürdige Actenstück nicht zur Folge gehabt. Einzelne der kleineren Regierungen, wie beispielsweise die Schweiz, reagirten gar nicht auf das Document, so sehr sie auch sonst der Kirchenpolitik des deutschen

Reiches beipflichten mochten. Gerade die Eidgenossenschaft meinte, daß sie sich von der Behandlung dieser Frage abseits zu halten habe, weil von den zwei Fünftheilen ihrer Einwohnerschaft, welche sich zu dem römisch-katholischen Kultus bekennen, mehr als die Hälfte sich ultramontanen Einflüsterungen als ganz unzugänglich erwiesen habe. Von den Großmächten war es vor Allem Oesterreich, das sich nicht ohne Weiteres auf den Standpunkt zu stellen vermochte, die künftige Papstwahl, ob ihrer Gültigkeit, vorerst zu prüfen und danach die Anerkennung oder deren Verweigerung auszusprechen. Graf Andrassy hatte s. Z. schon den Delegationen in dieser Beziehung erklärt, daß er dem Kaiser Franz Joseph niemals den Rath ertheilen werde, auf eines der ihm zustehenden Rechte zu verzichten, und zu diesen Rechten gehört auch dasjenige der Exclusive im Conclave, welches bekanntlich vom römisch-deutschen Kaiser auf den Kaiser von Oesterreich übergegangen ist.

Inzwischen ging im Reichstag die parlamentarische Arbeit fort und die Annahme des Landsturmgesetzes, wie die Berathung der Civilehe-Vorlage zeigten, wie ernst es diese Körperschaft mit ihren Pflichten und Aufgaben nimmt.

Daß das Landsturmgesetz keinerlei Provocation des Auslandes bedeuten könne, war Jedermann, der sehen wollte, klar, wenngleich nicht geleugnet werden soll, daß diese Reform der alten Landsturmverfassung Preußens und deren Uebertragung auf das Reich — in ihrer Art ein ähnlich bedeutsames Werk, wie die Militär-Reorganisation der 60er Jahre, — zunächst hervorgerufen worden war, durch die Art und Weise, in welcher Gambetta, vermöge der levée en masse, Armeen aus der Erde zu stampfen gewußt hatte.

Der Tod des „letzten Kurfürsten" und die sich daran knüpfende Aussöhnung der kurhessischen Agnaten mit der preußischen Krone hat sich ohne jenes sensationelle Beiwerk vollzogen, auf welches von gewisser Seite für diesen Fall gerechnet worden war. Der alte Fürst war mit allen seinen Fehlern immer ein echt hessischer Charakterkopf und die grollende Würde, mit welcher er sein Unglück zu tragen verstand, hat mehr als einen seiner Gegner mit dem „Menschen" versöhnt. In der That waren auch die sprichwörtlich gewordene Mäßigkeit, Nüchternheit und Selbstabhärtung, die er an sich so ehern beobachtete, wie er sie von Anderen verlangte, Eigenschaften, welche ihn nicht nur von manchen seiner Vorfahren vortheilhaft auszeichneten. Er hat den Glauben an seine Wiedereinsetzung bis zum letzten Athemzuge bewahrt, war er doch schon einmal in seinen Jugendjahren Zeuge ähnlicher Restauration gewesen. Dennoch hielt er von Loyalitäts-Versicherungen, namentlich wenn sie aufdringlich an ihn herantraten, nicht eben viel und darin zeigte er einen klareren Blick als die meisten seiner depossedirten Schicksalsgenossen. Kein Freund deutscher Einheit wird sein Geschick bedauern, Niemand aber auch wird ihm den Zoll der Achtung versagen, den seine Fassung im Unglück heischt.

Die Beschießung einer mecklenburgischen Brigg an der cantabrischen Küste durch carlistische Strandräuber hat auch im letzten Monat wieder die deutsche auswärtige Politik in den Vordergrund gestellt. Ein solcher Unfall gehört zu jenen Dingen, welche sich nicht wohl vorhersehen lassen. Deshalb sind auch alle jene Vorwürfe schwerlich begründet, welche das deutsche Marineamt trafen, ob der vorzeitigen Abberufung der beiden im biscayischen Meere stationirten Kanonenboote. Man hat sich schleunigst bemüht, die entfernten Schiffe zurückzubeordern und es hat ganz den Anschein, als sei eine größere Expedition dazu ausersehen, den Carlisten für künftig das Bombardement von Fahrzeugen unter deutscher Flagge zu verleiden.

Der an dieser Stelle schon in der letzten Rundschau angedeutete Wechsel der Dinge in Spanien hat sich inzwischen auf unblutige und doch auf die landesüblich militärische Weise vollzogen. Der jugendliche König Alphons XII. ist in Madrid eingezogen. Seine Person bot noch die einzige Lösung, welche in dem zerklüfteten und der ewigen inneren Ruhelosigkeit müden Lande einige Aussicht auf Erfolg besaß. Don Alphons, ein modern-gebildeter Bourbon, betritt den mit besten Vorsätzen gepflasterten Königsweg. Mit demselben glatten Material ist freilich auch der Weg

nach weniger glückseligen Endzielen gedielt. Es ist ein Glück, daß die Mutter des jungen Monarchen sich wenigstens vorläufig fernhält. In der Günstlingswirthschaft, von welcher die vielgeschmähte Frau sich niemals hat ganz trennen können, ist die größte Gefahr für ihren Sohn zu erblicken. Nicht ohne Humor erscheint die Lage des heiligen Vaters gegenüber den beiden spanischen Legitimitäten; hat er doch erst diejenige des Don Carlos und neuerdings diejenige Alphonso's mit seinem Segen bedacht. Für welche soll er sich entscheiden, da beide legitim doch sind? Die Sympathien der päpstlichen Camarilla, des Jesuitismus, sind freilich entschieden auf carlistischer Seite. Dies dürfte wol schließlich den Ausschlag geben.

Die Stellung der Mächte ist dem jungen Souverän möglichst günstig. Die deutsche Reichsregierung hat sich alsbald diplomatisch mit den Cabinetten von Wien und St. Petersburg ins Einvernehmen gesetzt und beide sind geneigt, gemeinschaftlich die Anerkennung des neuen Regime's in Spanien auszusprechen, sobald dasselbe erst im Stande sein wird, eine regelmäßig geordnete Regierung zur Vorstellung zu bringen. Begreiflicherweise ist man in St. Petersburg einigermaßen stolz darauf, daß man „Vorausficht" genug besessen, die Executivgewalt Serrano's gar nicht anzuerkennen. Indeß in Berlin, wie in Wien lebt man der Ueberzeugung, daß man mit der Anerkennung Serrano's gewissermaßen erst der monarchischen Restauration, die man jetzt freudig begrüßt, den Weg geebnet habe. Namentlich in Oesterreich sieht man den schnellen Triumph Alphonso's fast wie einen eigenen Sieg an, denn in Wien war es ja, wo der junge Königssproß seine eigentliche Erziehung erhielt. Er wird nun zu zeigen haben, ob er den Wiener Jugendbildnern Ehre macht. Den in Oesterreich gleichfalls zahlreich vertretenen Freunden des Carlismus ist dieser gelungene Alphonsistische Staatsstreich überaus empfindlich. Haben doch sofort die höchsten fürstlichen Gönner, welche die Sache des Don Carlos bisher so reichlich und freigebig unterstützt, von der Wiederherstellung der Monarchie in Spanien Anlaß genommen, ihre Hand vom Prätendenten des „Thrones und des Altars" abzuziehen. Sie erklärten, daß ihre Beihülfe lediglich dem Kampfe gegen die Republik gegolten habe und daß sie jetzt, nachdem das Königthum wieder herrsche, keinen Grund mehr hätten, dem Carlismus materielle Opfer zu bringen. Die bisher dem Moloch der Legitimität aus Oesterreich allein anheimgefallenen Gaben lassen sich auf etwa 10 Millionen Franken beziffern.

Graf Andrassy für seine Person hat freilich von den schlechten Aussichten, die sich seinen feudalen Widersachern eröffneten, noch wenig Nutzen zu ziehen vermocht. Die Angriffe gegen ihn wurden mit verdoppelter Wucht fortgesetzt und namentlich die ungarische Brochure Asboth's, die seine Thätigkeit als ungarischer Ministerpräsident einer bösartigen Kritik unterzieht, muß ihn schmerzlich berührt haben, denn in Ungarn sind die starken Wurzeln seiner Kraft. Allen diesen Kabalen setzt der Graf freilich eine unzerstörbare „sérénité" entgegen, die auf dem Gefühl seines redlichen Strebens und seiner — Unentbehrlichkeit basirt. Doch werden ihm mitunter auch harte Opfer zugemuthet!

Inzwischen ist aber in ganz Cisleithanien und weit darüber hinaus die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung lediglich auf den Riesenproceß concentrirt, welcher sich vor den Wiener Geschworenen gegen den Ritter Ofenheim von Ponteuxin, den ehemaligen Generaldirector der Lemberg-Czernowitzer Bahn, abspielt. Der Angeklagte verdient nicht nur als Einzelwesen, sondern auch besonders als Typus der Wiener Finanz- und Gründerwelt hervorragendes Interesse. Für ihn und seines Gleichen ist Alles erlaubt, was nicht im Strafcodex ausdrücklich verboten ist und die Bereicherung auf Kosten der Andern („la bourse c'est l'argent des autres") wird mit einer Consequenz, Kühnheit und Wissenschaftlichkeit als Lebensaufgabe betrieben, die manchem besseren Felde menschlichen Strebens zu wünschen wäre. Dazu kommt, daß Ofenheim persönlich durchaus nicht der erste Beste, sondern ein scharfer Kopf und von schlagfertiger Beredtsamkeit ist. Und so entrollt er in seinem Cynismus ein erschreckendes Bild von der socialen Fäulniß der Wiener Geldaristokratie, welche die

höchsten Regierungskreise und selbst das Parlament in einzelnen seiner Vertreter bereits in Mitleidenschaft gezogen hat. Unter diesen Umständen und bei dem ewigen Refrain der Verhandlungen: „cosi fan tutti" ist es kaum zu verwundern, daß sich wie im Handumdrehen die Sympathien der österreichischen Bevölkerung in der großen Masse dem Angeklagten zugewendet haben, der denn in der That eine dialectische Gewandtheit, ein staunenswerthes Gedächtniß und eine überlegene allgemeine Bildung mit einer schauspielerischen Fertigkeit verbindet, welche auch einem minder naiven Publicum imponiren müßte. Dennoch ist an seine Freisprechung kaum zu denken. Er ist für die österreichische Finanzwelt, was Bazaine für die französischen Heerführer des letzten Krieges gewesen. Er muß die ganze Welt von Sünden auf sich nehmen, an welcher Jeder sein Theil hat, für die aber nur Einer zu büßen berufen ist.

Der Proceß gegen den ehemaligen Generaldirector der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn hatte namentlich in England einen mächtigen Widerhall, weil es vorzugsweise englische Capitalisten gewesen, welche die Schienenwege nach dem schwarzen Meere durch ihre materielle Beihülfe mit zu Stande gebracht. Sonst war es in jenem Inselllande politisch ziemlich still; wenn man nicht die Klagen über die zunehmenden Desertionen aus der britischen Armee zu einer Frage ersten Ranges hinaufschrauben will. Freilich macht sich in wirthschaftlicher Beziehung ein beachtenswerthes Phänomen bemerkbar: die consequent in fast allen Zweigen der englischen Industrie durch die Arbeitgeber herbeigeführte Herabsetzung der Löhne für die Arbeitnehmer. An dieser Stelle genügt es, das Eintreten dieser unausbleiblichen Reaction gegen die fortwährend sich steigernden Ansprüche der Arbeiter zu constatiren. Der englische Vorgang dürfte auch für den Continent nicht ohne rückwirkende Kraft bleiben. Schon setzte sich eine ähnliche Bewegung in den belgischen Bergwerksdistricten in Scene. Die belgischen Arbeiter, die sich ohne Weiteres dem ehernen ökonomischen Gesetze, welches gegen sie zur Anwendung gebracht wurde, nicht fügen wollten, hatten die fast rührende Naivetät, von König Leopold II. Hülfe und Schutz gegen die Absichten der Arbeitgeber zu erbitten; ein Vertrauen in seinen Einfluß, dem der constitutionelle Monarch schlechterdings nicht gerecht werden konnte.

Inzwischen bot Frankreich, in seinem innerpolitischen Verfall, ein betrübendes Schauspiel dar. Der Präsident dieses monarchisch regierten und republicanisch repräsentirten Staates hatte seinen Herzenswunsch, die verfassungsmäßige Organisation des Septennats, durch die Versailler National-Versammlung noch immer nicht berücksichtigt gesehen. Ihm und seinen persönlichen Freunden — welche in diesem Moment fast ausschließlich im orleanistischen Lager zu suchen sind — kam es vor Allem darauf an, eine zweite Kammer, einen Senat, in's Leben zu rufen, mit dessen Hülfe man das gegenwärtig tagende Parlament endlich auflösen könne und der auch, was die event. Uebertragung der Gewalten, nach Ablauf des Septennats, anbetrifft, alsdann über die zukünftige Staatsform ein entscheidendes Wort mitzusprechen habe. Dies hieß mit anderen Worten, dem „allgemeinen Stimmrecht" die Entscheidung über die Geschicke des Landes escamotiren und man begreift, daß wenn ein solcher Plan auch den Interessen der Orleans entsprach, er weder dem Geschmack der Republicaner noch demjenigen der Bonapartisten zusagen konnte. Was aber die Legitimisten betrifft, so waren sie natürlich jeder Ordnung der Dinge feindlich gesinnt, welche irgend ein gesetzliches Hinderniß für die sofortige Rückkehr und Restauration Heinrichs V. — heute, morgen, übermorgen — organisch in's Leben rief. Es gehörte viel Muth dazu, diese Lage zu verkennen. Allein Marschall Mac Mahon wappnete sich mit der dazu nöthigen Kühnheit, nachdem er noch die Vorsicht gehabt, sich in längeren, eingehenden Conferenzen mit den Repräsentanten der drei Hauptfractionen der Nationalversammlung die für seine Rolle unumgänglichen Mißverständnisse zu eigen zu machen. Dies gelang ihm denn auch über Erwarten. Er ignorirte vollständig, daß die Republicaner, unter Gambetta, niemals einer andern Constituirung seiner Gewalten ihre Stimme geben würden, als derjenigen, durch welche, auch für das Ablaufen der Septennatsfrist, die republicanische Staats-

form als einzig gesetzmäßiger Zustand des Landes ein für alle Mal festgesetzt werden konnte. Er schien nicht zu ahnen, daß die Gruppe der Bonapartisten, unter Rouher, niemals ein Verfassungsgesetz votiren mochten, welches darauf ausging, den Schwerpunkt nicht in den Appell an das Volk, sondern in einen von der Regierung ernannten Senat und in ein durch beeinflußte Wahlen zu Stande gekommenes Abgeordnetenhaus zu legen. Der Marschall sah nicht oder wollte nicht sehen, daß heute die Legitimisten, unter Belcastel, weil er sein Septennat ernst nimmt, gegen ihn und seine Consolidirung feindseliger gestimmt sind, als sie es jemals gegen Thiers gewesen, dessen Sturz sie doch mitherbeigeführt und er bemerkte schließlich nicht, daß das linke Centrum, unter Thiers, alles Andere eher wünschen durfte, als durch seine Zustimmung zu dem Senatsgesetz die Kastanien für die Glieder der Familie Orleans aus dem Feuer zu holen. Als nun der Marschall-Präsident auf diese Art, in Folge der abgehaltenen Conferenzen, die wahre Situation gründlich erkannt hatte, trat er mit einer Botschaft vor das Haus, deren Ton so ziemlich einem militärischen Tagesbefehl abgelauscht war. Allein hier rächte sich die Verblendung des Präsidenten und seiner Rathgeber. Die Majorität, allerdings aus der ungesunden Coalition Gambetta-Rouher-Belcastel-Thiers hervorgegangen, verwarf den ministeriellen Antrag, das Senatsgesetz auf die Tagesordnung zu setzen und Thiers besaß endlich, wonach er so lange gelechzt, seine Revanche für die Coalition vom 24. Mai 1873, die ihn zu Falle gebracht. Die Niederlage des Cabinets hatte natürlich eine Ministerkrisis zur Folge, die natürlich nicht, d. h. in Frankreich von heute natürlich nicht, zum Vortheil einer der siegenden Fractionen dieser Gelegenheits-Majorität enden konnte. Im Gegentheil, Marschall Mac Mahon schloß sich fester als je an seinen orleanistischen Rathgeber, den Herzog von Broglie, an und dieser, scheint es, soll auch berufen sein, an der Spitze des neuzubildenden Cabinets, die alte parlamentarische Majorität von jenem 24. Mai, allerdings mit Verleugnung des jüngsten Mac Mahon'schen Verfassungsprogrammes, abermals zusammenzuschweißen.

Schlimm ist nur, daß bei all diesem Pro und Contra der Einfluß des Herzogs Decazes einigermaßen gelitten hat, weil man ihm die Schuld für die Mißverständnisse beimißt, welche den Marschall-Präsidenten in eine so schiefe Lage gebracht. In der That hatte der Herzog auch die Verhandlungen mit dem linken Centrum zu leiten gehabt und das geringe Glück, welches ihm dabei beschieden gewesen, wird von seinen Widersachern im orleanistischen Lager, die in ihm nur einen Halben, und jedenfalls unsicheren Bundesgenossen erblicken, weil sie ihn republicanischer Anwandlungen bezichtigen, stark gegen ihn ausgebeutet. Der neuen Ministercombination wird er sicherlich noch angehören, aber an seinem Prestige hat er bedeutend eingebüßt.

So ist denn die augenblickliche Lage Frankreichs eine überaus precaire, deren Gefahren nicht durch den Umstand vermindert werden, daß den Bonapartisten durch den geglückten Staatsstreich zu Gunsten Don Alphonso's in Spanien der Kamm gerade in dem Moment wieder stark geschwollen ist, in welchem Prinz Louis, der Sohn Napoleons III., die Militairschule von Woolwich absolvirt.

Fast klanglos fuhr in den Orkus hinab, gerade während dieser aufregungsvollen Zeit, der alte, freilich zahnlos gewordene Tribun, Ledru-Rollin, vor dessen Wort einst das Julikönigthum erbebte, vor dessen Zorn auch der dritte Napoleon in seinen Tuilerien zitterte. Der einst so machtvolle Agitator, dem republicanische Pietät in der Nationalversammlung ein Mandat reservirt hatte, war nicht mehr im Stande gewesen, in dieser neuen Zeit eine Rolle zu spielen. Sein sonst so zündendes Wort fand kein Echo mehr und die Popularität jüngerer Gesinnungsgenossen raubte ihm den Platz, den er einst im Herzen der französischen Demokratie besessen. Er hatte, selbst für seinen Ruhm innerhalb der Parthei, viel zu lange gelebt.

Das italienische Ministerium, welches so hoffnungsfreudig in die neue Parlaments-Session eingetreten war, fängt an, die Flügel hängen zu lassen. Seine Stellung erscheint schwer gefährdet und, wie man sagt, wäre eine Bluttransfusion in

naher Aussicht, durch welche auch Lanza und Sella wieder in das Cabinet gelangten. Jedenfalls hindert dies den Minister des Auswärtigen, Herrn Visconti-Venosta nicht, sein Augenmerk den ernsten handelspolitischen Fragen zuzuwenden. Italien besitzt wirkliche Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn, Frankreich und der Schweiz. Die anderen Mächte erfreuen sich nur der Klausel der meistbegünstigten Nation. Nun ist man neuerdings auf der apenninischen Halbinsel von den freihändlerischen Principien einigermaßen zurückgekommen, zu denen sich Cavour aus politischen Rücksichten für Frankreich und England bekannt und die auch nach seinem Tode maßgebend geblieben waren. Der Vertrag mit Oesterreich muß bis zum 30. Juni dieses Jahres gekündigt oder verlängert sein. Das Verhältniß zu Frankreich erfordert gleichfalls baldige Neu-Regelung. Man ist deshalb zu dem Entschlusse gelangt, sowol mit Wien, als auch mit Paris und Bern in Unterhandlungen zu treten, um eine Revision der bestehenden Tarife gleichzeitig durchzusetzen, damit dann auch die andern „meistbegünstigten" Staaten ebenso gezwungen würden, die also schutzzöllnerisch zu modificirenden Verträge für sich gelten zu lassen. Bis jetzt ist schlechterdings wenig Aussicht vorhanden, diese Projecte von Erfolg gekrönt zu sehen, allein Visconti-Venosta ist nicht der Mann, sich durch einen ernsten Mißerfolg beirren zu lassen.

Die Situation Garibaldi's und seiner Weigerung, die Nationalbelohnung anzunehmen, welche Parlament und Regierung für ihn in Aussicht genommen, ist ebenfalls eine Verlegenheit für das Gouvernement. Der alte Streiter hat sich bewogen gefühlt, neuerdings mitzutheilen, daß er im Jahre 1872 nicht *gegen* Deutschland, sondern nur *für* die Demokratie die Waffen ergriffen. Den tapfern bei Dijon und Beaune gegen seine Schaaren gefallenen Deutschen wird dies zweifelsohne auch noch nach dem Tode ein erhebendes Bewußtsein werden., Mir scheint, die Demokratie hat keine schlimmeren Widersacher, als solche Parthei-Fetische wie Garibaldi, Ledru-Rollin, Victor Hugo, deren unbedingte Verehrung sich in ihren Reihen von Generation zu Generation als Dogma vererbt.

In den *Vereinigten Staaten* von Nordamerika sind die neuesten Vorgänge in Louisiana ein erneuter Beweis für die bereits an dieser Stelle ausgesprochene Ansicht, daß der große Bürgerkrieg der sechziger Jahre die sociale Frage, um die es sich dort, zwischen Nord und Süd und Weiß und Schwarz handelt, keineswegs gelöst hat. Auf beiden Seiten wird dort gesündigt, wenn auch diesmal das schwerere Unrecht auf der Seite der reichstreuen Unionsmänner zu finden ist. Freilich in diesen Dingen darf man nicht doctrinair nach Recht und Unrecht fragen, wo das höchste Gut der Nation, die Einheit, in vorderster Reihe in Frage steht. General Grant hinterläßt seinem Nachfolger in der Präsidentschaft sicherlich in diesem Punkte eine schwer zu ordnende Erbschaft.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Erster Jahrgang. Heft 6. März 1875.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam Seyffardt'sche Buchh.	**Kopenhagen** Wilh. Prior's Buchh.	**New-York** E. Steiger.	**Rio de Janeiro** E. & H. Laemmert.
Athen Karl Wilberg.	**London** Trübner & Comp.	**New-York** Stechert & Wolff.	**Rom** Loescher & Comp.
Bern Huber & Comp.	**Mailand** Ulrico Hoepli.	**Paris** Sandoz & Fischbacher.	**Rotterdam** van Hengel & Eeltjes.
Brüssel C. Muquardt's Hofbuchh.	**Moskau** Edmund Kunth.	**Petersburg** Carl Ricker.	**Stockholm** Samson & Wallin.
Christiania Albert Cammermeyer.	**Moskau** Alexander Lang.	**Riga** N. Kymmel.	**Wien** Faesy & Frick.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	**Marie von Olfers**, Eigenthum. Novelle	333
II.	**Georg Brandes**, Ferdinand Lassalle vor der Agitation. (Fortsetzung.)	369
III.	**Max Müller**, Meine Antwort an Herrn Darwin . . .	387
IV.	**Ludwig Bamberger**, Zur Geburt des Bankgesetzes . . .	413
V.	**A. Fick**, Ueber Geschmack und Geruch	430
VI.	**Otto Glagau**, Fritz Reuter auf der Festung. Nebst bisher ungedruckten Briefen des Gefangenen an seinen Vater	443
VII.	**Louis Ehlert**, Das Musiklehrerthum und das Publicum. Ein Wort an den Cultusminister	459
VIII.	**Friedrich Kreyssig**, Literarische Rundschau	464
	a) Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von Heeren, Ukert und v. Giesebrecht.	
	b) Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung, von Friedrich von Hellwald.	
	c) Die deutsche Nationalliteratur im XVIII. und XIX. Jahrhundert. Von Joseph Hillebrand.	
	d) Kritische Geschichte der französischen Cultureinflüsse, von J. J. Honegger.	
	e) Erlebnisse und Studien. Von Ludwig Robert.	
	f) Publicationen des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur.	
	g) Allgemeine deutsche Biographie.	
	h) Literarisches Centralblatt. Herausgegeben von Dr. Zarncke.	
IX.	**Karl Frenzel**, Berliner Chronik	472
	Theodor Döring's Jubelfeier. — Die Theater. — Zur Erinnerung an Rachel Felix.	
X.	**Otto Gumprecht**, Aus dem Berliner Opernhause . . .	480
XI.	Politische Rundschau	486
XII.	**Otto Braun**, Geisterstunde	493

Eigenthum.

Novelle
von
Marie von Olfers.

Eines schickt sich nicht für Alle!
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.
Goethe.

I.

Adam an Lambert.

„Lieber Freund! Seit gestern bin ich hier in meinem Heimathsort! — Wie hat sich Alles verändert! — Nicht als ob's mich erstaunte, daß des Schelmen Bungert Nase in höherer Potenz glüht, oder daß aus dem rundwangigen Gundelchen eine nette Jungfer geworden, das ist Alles naturgemäß und mußte so kommen — nein! ich staune, wie Menschenhand — was sind zehn Jahre, Lambert? — aus tiefster Waldeinsamkeit dies Weltgewühl geschaffen. Vertauscht ist der Ort! — verwandelt, um ihn nie wieder herauszufinden — herauszufinden, was er mir war, Lambert.

Es hing ein Stückchen meiner Existenz daran! Von hier aus streckte ich als Kind die Wurzeln meines Daseins weit — weit — sog mich fest, an der holden Mutter Erde. — Von hier aus!

Du würdest lächeln, wenn Du sähst, wie ich hier auf einem abgerißnen Stückchen Haidegrund sitze, um das in Mahnung alter Zeit vergeßne Blumen hangen — sitze und traure, wie die Juden einst auf den Trümmern Jerusalem's.

Trümmer! würdest Du rufen — Du träumst! — Trümmer hier, wo Alles vor Neuheit blitzt, wo selbst die Natur als proper aufgeräumte Kammer erscheint!

Du hast Recht — ich träume — und träumen ist hier wahrhaftig nicht an der Zeit. Rastlose Sägemühlen arbeiten sich kreischend ab — Schlot an Schlot überqualmt die Gegend, Dunkel füllt die Luft — ekler Geruch — Wolken,

die nicht vom Himmel stammen. Hat er nicht genug in Bereitschaft für uns? Müssen wir uns noch das bischen freien Aether unsrer nordischen Natur so schmählich verräuchern lassen? Wahrhaftig! es zieht ein höchst widerwärtiger, unharmonischer Ton durch diese Gegend — unharmonisch selbst für weniger empfindliche Nerven, als es die meinigen sind. Mir greift er sie bis auf das Aeußerste an. — Sollen alle Naturstimmen überschrieen werden? Soll diese Teufelsmaschinerie das letzte Wort behalten, dann macht auch andre Menschen, als wir es sind. — O Lambert! mir ist wie Einem, den man um sein Theuerstes gebracht hat! — Mein Kinderparadies war's — mir gehörte, was hier zerstört worden, denn mit meiner Seele, mit allen Gedanken hatte ich Besitz genommen von dieser wonnigen Umgebung. Barbaren der Neuzeit! giebt es nicht genug garstige Flecke auf Erden, wo ihr eure alten Knochen-, Papier-, Lumpen- und andre Mühlen, eure Brauereien, Brennereien, Färbereien hinbauen könnt? Mit denen ist die Gegend verpestet und vergiftet! Mußtet ihr diesen heiligsten Tempel der Natur wählen? diese hehren Buchenhallen, diese sanften Abhänge, gekränzt mit Grün, zwischen dem, wie spielende Kinder, lustige Bäche dahinliefen?

Alles, was Geist heißt — nimm das Wort, für was Du willst — Alles, was ich gute Geister nennen würde, hat diesen verwünschten Ort verlassen — er ist eingereiht in das Rechenexempel des Lebens, bei dem die Null jetzt eine so große Rolle spielt. Vetter Lorenz trägt stolz seinen dicken Bauch herum — der Schöpfer einer Welt könnte nicht stolzer sein, als er auf seine Fabrik. Was würde er sagen, wenn er wüßte, daß ich hier von Entbehrung spreche, hier, wo alles nach Geld riecht, nach Geld schmeckt, nach Geld geschätzt wird in strotzendem Reichthum; hier von Zerstörung, wo seine handfesten Schornsteine wie Fingerzeige der Ordnung gen Himmel zeugen. Für ihn bin ich der Troglodyte, der Barbar. — Seine Cultur und meine Cultur liegen sich beständig in den Haaren. Meine hat eine wahre Anbetung vor dem alten Baum; seine schaudert, wenn das Nutzholz darin überständig wird. Meine schwärmt für den blumigen Wiesenrain, den verstreuten Blüthenbusch — seine reißt Alles aus, was nicht directen Nutzen bringt. Jedes Eckchen wird eingepfercht, ausgepreßt, bis auch der bescheidenste Spatz kein freies Körnchen findet. Es ist unglaublich, wo man alles nicht gehn, nicht stehn darf; könnten sie's, es würden gewiß Sonne, Mond, Sterne, ja das Stückchen Himmel, unter dem wir athmen, für Geld verpachtet.

Dennoch kann ich mich eines gewissen Respects vor dieser neuen Aera nicht erwehren — Respect vor dieser großen eisernen Faust, welche ein solches Reich zuwege gebracht und zusammen hält. — Nur mein Reich ist es nicht. — Wenn ich unsre Hände nebeneinander sehe, Lambert — es ist zum Lachen! — wirklich naturhistorisch merkwürdig. — Zwei ganz verschiedene Species, und die sollen zusammen kommen?

Armes Gundelchen! was hast du verbrochen, daß du auf diese Weise verhandelt worden bist?

Jene paar Thaler, die mein Vater dem ihrigen vorschoß, könnten ihr theuer zu stehn kommen. — Hätte das gute Kind nur den geringsten Widerwillen gegen mich, ich könnt' es ihr nicht anthun. Der Mutter halber geschieht's.

Meine arme Mutter, die so viel um mich ertragen, soll, wenn ich es verhüten kann, nie wieder Mangel leiden.

Ich handle in dieser Sache ganz nach meinem Herzen, und doch ist's mir manchmal, als regte sich das thörichte, um andre Auskunft zu geben. Leben, wie ich's verstehe, werd' ich hier nie! Es mag mir gesund sein — bis jetzt fühl' ich mich aber krank, krank nach meinem alten Kreis, nach den gleichgesinnten Gefährten. — Eines Wegs zogen wir, glücklich, unbekümmert, eine Sprache sprechend, demselben gelobten Lande zu. — Weh' mir! daß ich mit engverwandten Seelen bis jetzt leben durfte! Es ist die größte Verwöhnung, die dem Menschen widerfahren kann."

Lambert an Adam.

„Alter Freund, ich habe Deine Jeremiade erwartet. — Du bist nicht ungestraft unter Palmen gewandelt! Aber sobald Du Dich nur ein wenig akklimatisirt hast, kannst Du ja Deine hiesigen Haine, in denen dann nur etwas besser gegessen wird, wieder aufrichten. Ich habe die Dichtkunst von jeher für ein schlechtes Metier gehalten und es Dir nie verschwiegen, trotz dessen sind wir uns gut geblieben von Kindesbeinen an. Weshalb sollte es mit Vetter Lorenz nicht eben so gehn? Ihr Sonntagskinder der Menschen braucht in euren lichten Sommerröcken ein derbes Unterfutter, wie wir es sind. Doch abgesehen davon — giebt es etwas Poetischeres, als wenn Einen das Glück aus solchen freundlichen Mädchenaugen anlacht? — Heirathe das gute Kind, das Dich liebt, schon weil es gewohnt ist, Dich den ihr Bestimmten nennen zu hören — Gewohnheit ist eine mächtige Alliirte. — Du verachtest das Geld — gut, verachte es, aber Künstler müssen es erst haben, um es zu verachten. — Glaube mir, Geld ist ein recht poetischer Gegenstand, sage nur Gold. — Welcher Mann liebte es nicht, nur unter verschiedenen Namen: Macht, Ehre, Ansehn, genug, all' die Dinge, die wünschenswerth erscheinen auf dieser Promenade im Staub, die man Leben nennt. — Der Hund sogar sieht, ob man's hat, und zerrt den Bettler kläffend am Lumpen. Wir haben es ja miteinander durchgemacht: ein zerrissener Rock, ein verknuffter Hut, und die Manneswürde ist so gut wie dahin.

O ich wollte, ich könnte es mit vollen Händen ausstreuen — wie ich es verachten wollte! Warum mir dieser feine Sinn für einen gebildeten Luxus, für raffinirten Genuß des Lebens, der so viel Reichen abgeht?

Du bist beneidenswerth, Adam! — Noch kürzlich, hier in der Stadt, sah ich Dein Goldfischchen mit ihren großen, immer erstaunt aussehenden Augen — blaue Augen voll himmlischer Dummheit. — Einfalt ist etwas Selt'nes in dieser Aera superkluger Frauenzimmer, die den Mann nie zur wohlverdienten Geistesruhe in Schlafrock und Pantoffeln gelangen lassen. — Was zögerst Du? Mag der Quell Deiner Lieder vom Parnaß kommen, Goldkörner führt er nicht mit sich. — Wer hat jetzt Zeit und Lust, Verse zu lesen — Du müßtest denn den Courszettel in Reime bringen.

Mit Scheuklappen geht ihr, mein Lieber, da Du erst jetzt bemerkst, daß man aus dem Kinderparadies heraus muß. — Erst das Nothwendige, dann kommt auch das Plaisir wieder."

Adam an Lambert.

„Du hast Recht! Erst das Nothwendige — für die Mutter muß gesorgt werden. Nur im Fall meiner Heirath kann sie hier bleiben — hier, wo sie Alles hat, was ihr elender Zustand fordert. Mir graut, wenn ich an die Tage denke, in denen sie wirklich Mangel litt; Du hast es nur halb mit mir durchlebt, denn es giebt Miseren, die sagt man Niemand.

Ich schrieb mir die Finger wund. Ich wollte ja gern meine Kunst herabstimmen, erniedrigen, um sie in gangbare Münze zu verwandeln — ebensogut könnte man sich eine andre Nase machen. Nie traf ich, was dieser Zeit, deren Kind ich doch bin, paßte und mundrecht war. Mit all' meiner Arbeit, mit all' den durchwachten Nächten, mit der Kraft, mit der Gewalt, mit dem Reichthum, den ich in mir spürte, gelang es mir nicht, dies eine armselige Leben behaglich auszuschmücken.

Das war bittre Zeit für mich, Lambert! Verachtung meiner Kunst gewann mich. — Plötzlich schien in Nebel zu verrinnen meine Welt, in der ich lebte — eine Welt, die mir so wirklich schien, so berechtigt als euch die Eure. — Der Boden unter meinen Füßen begann zu schwanken; scheel, voll Neid sah ich auf das Treiben der Menschen, deren Hände sich oft durch einen Federstrich mit Gold füllten. — Geld! schrie ich auch, wie ich es um mich hörte — Geld ist die Hauptsache — das Kriterium aller Dinge — Zeit und Zweck des Lebens — es packte mich wie ein Gehirnfieber.

Da kam Vetter Lorenz und rettete mich — sein Glück war im Aufsteigen. Er nahm meine Mutter zu sich und die endliche Lösung sollte die Heirath mit Gundelchen sein. Mir war Alles recht, ich fühlte damals nichts — nichts, als daß ich für den Augenblick frei war. — Frei! — Noch besinne ich mich auf den Tag. In frischer Jugend stand die Natur. Ich wanderte vor das Thor, legte mich in das Gras, über mir den blauen Himmel, zu dem ich wieder aufsah, mit freiem Aug'.

Wie fröhlich wir dann die Welt durchzogen, als gehöre sie uns! Sage, Lambert, hat uns im Ernst je etwas gemangelt? Wenn man jung und gesund ist, lebt sich's so leicht! — Warum konnte es nicht so bleiben? Warum tritt das Leben immer mit Fragen an uns heran, die uns das Herz zerreißen und die wir nicht zu beantworten wissen?

Ich schiebe die Entscheidung von Tag zu Tag auf. Vetter Lorenz ist die Güte selbst — er behandelt mich wie einen Kranken, bei dem der Gesunde nicht begreift, daß ihm die gute Kost widersteht. Er liebt mich ganz und voll, mit aller Kraft seines rechtschaffenen Herzens. Ich aber, Lambert, bin wie Einer, der heimlich noch einen Schatz bei Seite bringt. In meiner Seele ist eine Fundgrube, die ich ihm nicht öffnen kann — nicht kann — ihm nicht und Gundula nicht, so viel ich auch daran arbeite — und in dieser verschlossenen Kammer ruht meine beste Kraft. Werde ich nicht zum Betrüger an ihnen, Lambert? nehme Echtes und gebe Falsches dafür?

Ich frage den Vetter oft: ‚vertraust du mir auch dein Kind nicht leichtsinnig an? Werd' ich es glücklich machen?' Er lacht dann mit seiner dröhnenden

Stimme und antwortet: ‚Lieber Junge, was willst du denn sonst mit ihr machen? ein braver Sohn giebt immer einen guten Mann. Ich hab' dich expreß ausgesucht für mein Gundelchen, denn wo Honig ist, kommen viele Fliegen. Das Kind ist wahrhaftig nicht bösartig; da müßte der Teufel die Hand im Spiel haben, sollte das nicht gehn. Du hast doch kein andres Herzensinteresse?' ‚Keines als die Kunst,' entgegne ich. ‚Auf die Muse,' meint er, ‚sind wir nicht eifersüchtig, weder Gundel noch ich. Schreib' dieser apokryphen Person so viel Liebesbriefe, als du willst. — Ich kann die Wichtigkeit deiner Tintenklexerei nicht einsehn, du nicht die meiner Maschinen — in Einem treffen wir wieder zusammen, in der Achtung vor einander, wie wir nun einmal sind.' Er hat Recht, Lambert, ich achte diese tüchtige Natur von Grund meiner Seele."

Lambert an Adam.

„Vetter Lorenz ist der schlaueste von Euch beiden! — Leben und leben lassen. — Wie bequem er Dir's macht, wie vorsichtig er sich dabei sein Terrain reservirt. Wirklich erst miteinander bildet ihr den vollständigen Menschen. Du brauchst mit Deinem feinen Geschmack Einen, der Dir die Trüffeln aufgräbt, desto besser, wenn es mit dieser Grazie und so con amore geschieht. — O ich würde solchen Schwiegervater zu schätzen wissen! — Schaff' Dir eine Existenz, wie sie jetzt bei großen Künstlern Mode wird. Mit welch' liebenswürdiger Leichtigkeit und Anmuth trägt die Kunst heut zu Tage Luxus und Reichthum. Bereite Deiner Muse ein commodes Absteigequartier auf Erden; zu mehr reicht es doch nicht, denn es giebt zu viel Unannehmlichkeiten in der Welt, welchen auf keine Weise beizukommen ist. Weh' den Idealen, die uns das tägliche Brod verschaffen sollen; sie laufen sich die Füße wund und richten nichts aus. Es ist kläglich, wie sie herumziehn mit ihren gedachten Schätzen, jedem Windstoß der Kritik, jedem Winkelzug der Mode ausgesetzt. Was heut' unschätzbar schien, gilt morgen nichts mehr — man lebt jetzt rasch. Rette Dich und preise Dich glücklich, aus den Sorgen herauszukommen, neben Dir ein treues, einfaches Kind, wie Dein Gundelchen."

Adam an Lambert.

„Einfach! — was ist einfach jetzt in der Welt, Lambert? Mir scheint Gundula sehr complicirt — unter sieben Malen verstehn wir uns kaum ein Mal!

Du nennst sie einfach! — Mein Himmel, ihr gegenüber könnte ich eher so heißen. Schon ihr Anzug, ihr Haarputz, Alles Räthsel! — ein wunderwürdiger Bau, bei dem ich die Wirklichkeit ihrer kleinen Person kaum herausfinde — nie herausfinde, was Kunst und was Natur ist. — Voll ihr Köpfchen von all' der Weltweisheit, die Du an mir vermißt. Du weißt wol nicht, daß sie in der Pension war? was lernen da die Mädchen nicht Alles! — Wenn ihre Freundinnen aus der Stadt zum Kaffeekränzchen bei ihr versammelt sind, Du solltest das Gezwitscher hören; wie ein Nest junger Vögel. Eine Eule könnte nicht scheuer und mißmuthiger dazwischen sitzen, als ich es thue. Aus dem ganzen Kram meiner Gedanken wußt' ich kein passendes Wörtchen einzufügen.

Bin ich allein mit ihr, verstummt sie auch — und wir zwei, die sich so wenig zu sagen wissen, sollen die große Lebensfrage miteinander lösen?

Vetter Lorenz sagt: ‚Freu' dich, wenn deine Frau dir gegenüber den Mund halten kann; ich wollt', meine hätte das auch verstanden.' — Mir aber, Lambert, ist das Todte, das Stumme verhaßt, mit mir muß Alles reden, selbst Busch und Wald. — Eine Uhr, die steht, ein Vogel, der nicht singt, ein Mensch, der nicht mit mir spricht, machen mich melancholisch. Bin ich auf rechtem Weg? — Bin ich ein Schlafwandelnder, den man ab und zu beim Namen ruft und der, aus dem Traum geschreckt, sich am Abgrund sieht?

Weshalb demüthigt mich mein kleiner Verdienst, den ich wie einen Tropfen neben diesem dicken Stromgewinn sich verlieren sehe? Weshalb schäme ich mich dessen? — Ist meine Arbeit nicht die ihre werth? Ist nicht jeder Mann an seiner Stelle, der fühlt, daß er die Schulter ansetzt, um die gemeinsame Last des Lebens leichter zu machen? — Thue ich das nicht? — Schafft nicht ein Wort, das wie ein befruchtender Keim in die Seele fällt, oft mehr, als all' dies gewichtige Wirken? — Und dennoch verwirrt's mir den Blick — lenkt ihn hinab von der Höh' auf die Erde. — Wie faßbar, wie greifbar dieser Nutzen. — Hab' ich im Irrthum gelebt? Liegt der Schwerpunkt unserer Existenz doch nur in diesem körperlichen Schaffen, in dieser zwingenden Wirklichkeit?"

Lambert an Adam.

„Laß' ihn doch liegen, wo er will — Jeder nimmt ihn an, wie es ihm g'rad' paßt. — Es wundert mich nicht, sollte etwa Fräulein Gundula verstummen vor solchen Fragen. Wie kannst Du ein Echo verlangen, wenn Du gar nicht in ihre Gegend hineinrufst. Uebrigens hast Du immer gesagt: Dichter erwarten ihre Antwort von der Welt. Wenn ihr mit flammenden Zungen redet, wer soll das Zeug im gewöhnlichen Leben verstehn? Galimatias bleibt's für noch ganz andre Leute als dies harmlose Kind. Vetter Lorenz hat wieder Recht, im täglichen Verkehr ist's ganz gut, wenn nicht so viel gesprochen wird.

Willst Du durchaus nicht vernünftig glücklich werden? Was sollen all' diese Scrupel? — Nimm doch an, Du lebtest im Land Deiner Träume, ohne Sorge, ohne Arbeit. Anderes wird ja nicht von Dir gefordert. Konntest Du doch sonst tagelang an grünenden Abhängen liegen und nichts thun, es war sogar eine Stärke von Dir. Woher plötzlich dies Verlangen nach einer Last? — Genieße Dein Leben, das ist auch eine Kunst."

Adam an Lambert.

„Genießen! — was soll ich hier genießen? die verwüstete Gegend? — diese prosaische Gewerbsthätigkeit, in der die Menschheit sich abhetzt, abjagt, abarbeitet, bis sie nicht mehr ist als Maschine oder Thier? Mein Land der Träume ist nicht inmitten dieses glänzenden Elends, wo neben dem Ueberfluß Mangel und Entwürdigung aus hungrigen, neidischen Augen auf den Bevorzugten sehn.

Ich entsinne mich eines Tags. — Wir waren unserer drei in einer halbversunknen, epheuumrankten Stadt. — Durch heiße Gluth waren wir gewan-

dert, doppelt labte das üppige, feuchtüberglänzte Grün. Entzückt lagerten wir uns — hie und da leuchtete Wasser erquicklich auf. Blüthen, Blätter, Alles so materiell satt von Sonnenschein und befruchtender Feuchtigkeit. Genuß suchend, die zitternde Gluth mit schimmerndem Flügel durchfächelnd, schwirrten unzählige Leben um uns her — Alles in vollster Seligkeit unschuldigster Existenz. Da — inmitten der Wonne aller Creatur kam etwas von diesem pflichtlosen paradiesischen Glück über mich. Jedes Geschöpf reich, jedes versorgt, und ich schlief ein wie ein Kind, nahe der Erde und zugleich nahe Gott. — Hier beim Vetter könnt' ich nicht ruhn, nicht unthätig sein. — Fremd bin ich, Freund! unnütz hier, unbrauchbar!

In jene versunkne Stadt gehör' ich; auf diesem Fleck ist eine neue entstanden, in der ich, fürcht' ich, nie Bürger werden kann."

II.

Das Stübchen der Mutter Adam's lag so weit ab vom Weltgetriebe wie möglich. Eins aber war doch mit hinein geschlüpft: der Egoismus. — Krankheit, wenn nicht durchleuchtet vom Unirdischen, ist eine rechte Stätte dafür. Oben an steht das körperliche Wohlbefinden, dessen der Kranke überhaupt noch fähig ist. Wer will damit rechten? Leiden kann man nicht messen. Glücklich scheint von dort aus jeder Gesunde. Warum zögerte der Sohn, das Haus des Vetters zum eigenen zu machen? Ihr erschien der Preis, den er dafür zahlte, die Heirath mit dem hübschen reichen Kinde, wahrhaftig nicht hoch. Auch Vetter Lorenz konnte nicht besser die Schuld abtragen, die er damals, durchaus nicht mit ihrem Willen, gegen ihren Mann eingegangen war. Sie hatte Adam's Vater geliebt, aber nie gebilligt — der Sohn glich ihm auf ein Haar. Beide hielt sie für Schwärmer, denen man den rechten Weg in der Welt zeigen müsse. Ihre Arbeit — der rollende Stein des Sisyphus. Geld zerrann in solcher Hand, wie dem Kinde Sand durch die Finger. Niemandem konnten sie etwas abschlagen; darum, als Vetter Lorenz, ein blutjunger armer Bursch, kam, um ein Darlehn zu bitten, gab der Vater Adam's, was er gerade hatte. Bei ihm wär' es verflogen wie Spreu, hier fiel es auf guten Boden. Aus kleinem Keim entsteht der große Baum, aus kleinem Anfang oft ein großes Vermögen.

Adam vergötterte diesen Vater — ihm dünkte er der Inbegriff alles Herrlichen; wäre plötzlich ein goldner Schein um sein Haupt erschienen, das Kind würde es nicht verwundert haben. Er nahm ihn mit sich, auf weiten Gängen durch Wald und Feld, zeigte ihm die tausend Wunder der Natur in poetischem Licht — oder müd' gelaufen, setzten sie sich in die tiefgrüne Einsamkeit, und das Kind lauschte andächtig, wenn der Vater mit beredter Lippe Verse alter Meister sagte, deren Klang ihm höhere Musik dünkte, indem, ohne daß er es verstand, unbewußt ihre hehre Schönheit seine Seele berührte und entfaltete wie das Licht des Himmels die Knospe. — Aus der Dürftigkeit ihrer engen Wohnung traten sie in diese grünen Hallen, als wär's ein Palast. Hatte er manchmal verlangend nach dem Spielzeug begüterter Kinder gesehn, hier glaubte er sich reicher als sie alle. An andern Abenden las der Vater vor, umdrängt von

Zuhörern. Eines Abends besonders entsann er sich — über ihnen volle Lindenkronen, in deren duftstreuenden Blüthenbüscheln traumtrunkene Bienen surrten. Flammend versank die Sonne hinter dem Wald, aber ihm war, als säh' er noch lang' ihr Licht leuchten auf des Vaters Antlitz. Wie er ihn liebte! ihm zujauchzte, als die Stimme des Beifalls ihn umklang. — Ein König schien er dem Kinde. — Solch' ein Zauberreich wollte er sich auch einmal erobern; alles Andre kam ihm nichtig, unwichtig, unwirklich dagegen vor — und nun sollte er endigen in Vetter Lorenz' Fabrik!

Verworren lagen seine Pflichten vor ihm. — Welche war die größte? — Konnte er der Mutter die Hülfe versagen, die sie von ihm verlangte?

Ihre stete Rede war auch heut': „Wie weit bist Du mit Gundula? Du thust, als hätte ich noch viel Zeit, um auf diese letzte Freude zu warten."

Er küßte ihre welke Hand. — „Könnte ich sie Dir allein bereiten, Du hättest sie längst!"

„An dem Kinde liegt es nicht," sagte sie bitter, „das wartet nur darauf."

„Das Kind," wiederholte er, „weiß nicht, was es thut. Ich weiß es und glaube, ihrer nicht werth zu sein."

„Ach was," entgegnete sie, „bald dünkst Du Dich höher als die ganze Welt, und nun nicht gut genug für solch' kleine Dirne. Das sind wieder Deine Träume, Hirngespinnste, Adam!"

„Träume der Seele kommen oft vom Himmel, Mutter!"

„Sind aber für die Erde nicht stichhaltig, mein Sohn. Schaffe mir endlich das Recht, hier zu liegen; es ist wahrhaftig nicht meine kleinste Prüfung, als kranker Gast aus Barmherzigkeit verpflegt zu werden. All' die langen Jahre hab' ich auf Erlösung gewartet. — Soll ich auch elend umkommen, wie Dein armer Vater?"

Vor Adam's Seele tauchte der Todestag des Verlorenen auf. Freilich rings umher Armuth, doch in solchem Moment verschwimmt der reichste Hintergrund zu elender Nichtigkeit. Er sah den Sterbenden vor sich liegen, in der ganzen Majestät eines edlen Dahinscheidens. Konnte man leuchtender enden — wie ein Stern verlischt im Himmelsblau. — Lang' war ihm der Glanz in der Seele geblieben.

„Ich wollte, ich könnte leben und sterben wie er," sagte der Jüngling, „brauchte nicht die Hand wie ein Bettler nach Reichthum auszustrecken, von dem ich glaube, daß er mir nicht gebührt."

„Immer die alte Geschichte," entgegnete die Mutter, „und ich muß unter Euren überspannten Ideen zu Grunde gehn."

„Nein!" rief er, „ich will thun, was Du verlangst, mein innerstes Sein aufopfern und in Deinem Glück, in Deiner Befriedigung die meine suchen."

III.

Adam an Lambert.

„Es ist vorüber — ich habe mein Wort gegeben. — Das gute, herzensgute Kind! — Immer werd' ich in ihrer Schuld bleiben, denn womit bezahlt man Liebe, wenn nicht mit Liebe? Sollte der Mensch aber so wenig über seine

Seele vermögen, daß ihr nicht ein Gefühl abzuringen wäre, welches man haben will, haben muß?

Wie gesagt, das würde wunderbar zugehn, wenn Zwei, die nicht bös sind und sich lieben wollen, es nicht fertig brächten.

Anders freilich hatte ich mir den Tag geträumt, Lambert, eine Vermählung der Seelen — ihr Kranz ein Sternenkranz. Wir, fürcht' ich, bringen nur künstliche Blumen auf.

Sonderbar, was so Glück heißt in der Welt! — Mitten im tiefsten Schmerz hatt' ich manchmal einen Schimmer davon, und nun?

O, das Undankbarste am Menschen ist doch das Herz! Wenn es nicht Alles g'rad' so bekommt, wie es sich's geträumt, wendet sich's trotzig ab und mag nichts — sollte es darüber verschmachten, nicht von Jedem kann es das Wasser des Lebens, genannt Liebe, annehmen.

Die Sache ging vor im Gärtchen — denn sie haben hier Gärtchen, Lambert! Gärtchen, als hätte sie nicht der liebe Gott, sondern der Zuckerbäcker gemacht. Alle so prächtig auf ihre Manier, nach meiner so dürftig! Goldene Zäune, mageres Grün; das Hauptstück große silberne Kugeln, in denen die Welt zu unterst, zu oberst erscheint.

Schattige Bäume sind verbannt, Alles kahl wie ein geschorener Pudel, Bäume sind ja weit besser am Platz in der Sägemühle. — Der Schlange gleich, die nach Wasser lechzt, wich ich der brennenden Sonnengluth aus. Eine Art Bude, nenn's Tempel, wenn es die Götter nicht beleidigt, nahm uns auf.

Wir saßen darin, wie in einem Vogelbauer. — Das nennen die Leute hier frische Luft! — Uns gegenüber die blitzende Kugel, nach der die Sonne feurige Pfeile schoß — vor uns der gelbe Kies, über den eine große Schnecke zögernd zog. — — Welchem Schicksal ging sie entgegen? welchem ich — wer wußte es besser! — Ich hing ihr meine philosophischen Betrachtungen auf und dachte: ist sie an jener Blume, oder an jenem Gras, so sprech' ich. — Sie machte aber plötzlich mitten drin Kehrt. — Trotz dieses bösen Omens faßte ich ein Herz und sagte Gundula Alles, so klar und wahr ich konnte.

Sie hatte eine bunte Stickerei vor, einen Goldfasan, der kommt mir immer in den Sinn, wenn ich an den Augenblick denke. Ruhig ließ sie mich ausreden, dann blickte sie auf und lachte mir in das Gesicht. — Du weißt, das steht ihr so gut, sie lacht wie ein Kind — aber zum Lachen findet sich nicht immer Gelegenheit im Leben; recht kenn' ich den Menschen erst, wenn ich ihn habe weinen sehn. —

‚Gut auswendig gelernt!' sagte sie und lachte wieder. Ich fühlte mich getroffen — — denn es war Alles vorher bedacht und zurecht gelegt.

‚Hättest Du's noch wenigstens in Versen gemacht,' fuhr sie lustig fort, ‚aber freilich, zum Andichten pass' ich nicht. — Warum wollen wir uns derlei Faxen vormachen? Wir heirathen uns, wie gute Kinder, die thun, was die Eltern sagen, die schlechteste Manier ist es noch nicht — Du nimmst mich der Mutter wegen und ich — —' sie stockte, das Blut stieg ihr in das Gesicht — ‚weil ich Dir gut bin, Adam.'

Darauf küßten wir uns. — Als ich aufblickte, Du wirst lachen, Lambert,

aber mich verstimmte es, sah ich unser Bild verzerrt in der Kugel — es ist eben etwas schief an der Sache.

Dem Gemüth nach passen wir wol zusammen. Wenn sie mich mit ihren guten kindischen blauen Augen so lieb ansieht, strömt ein Gefühl wonniger Wärme über in mein trotziges Herz. Könnt' ich sie mit mir nehmen, heraus aus diesem Barbaren-Luxus, aus dieser Bildung, die doch keine ist. — Könnten wir miteinander in einem stillen Eckchen leben, nah' der Natur; meinethalb einen Krautgarten bau'n. Was uns am meisten trennt, ist die Wucht dieses Besitzes, der mir nur als Last erscheint, der mit dem lauten Getöse seiner Betriebsarbeit alle holden Geister verscheucht, denen ich dienen möchte."

Lambert an Adam.

„Ich wünsche Dir Glück zu dem Unglück, ein reizendes Mädchen zu heirathen, und hoffe, die Last des Reichthums wird immer die schwerste sein, die Du tragen mußt.

Vergieb, wenn etwas von dem in diesem Brief auf die Oberfläche kommt, das bitter wie Galle an meinem Herzen frißt.

Du sprichst vom Geld, wie der Satte vom Essen; ich aber bin ein Hungriger! Du wirst nicht die Beleidigung hinzufügen, dies für einen Bettelbrief zu halten. Selten respectirt die Gefühle der Armuth, wer den Mangel nicht am eignen Herd sitzen hat. — Alter Freund, von meinem Standpunkt sehen Deine Leiden wie Kindereien aus. Sie sind ein Luxus, den sich Deine Seele gestatten darf. Als ob man nicht mit Geld der Poesie ebenso gut wie allem Andern unter die Arme greifen könnte, jedes Verhältniß, selbst das der Liebe verschönen. Prosaisch ist der Mangel — barbarisch die Noth; ein Elend, das jammervolle, menschenunwürdige Misere wird. — Wenn Du mich sähst! Manches ist zum Lachen, wenn es nicht für den, den es trifft, zum Schreien wäre — wie ich mich winde, um meiner schäbigen Existenz noch eine anständige Seite abzugewinnen. — Mit Fäusten möcht' ich dreinschlagen, mir mein Menschenrecht in dieser civilisirten Welt zu wahren, welche nur nach Geld rechnet.

Bis jetzt hab' ich es nur zu moralischen Keulenschlägen gebracht, aber sie treffen ihren Mann und können ihn Dir ebenso vernichten. Dies ist das Zeitalter der Schonungslosigkeit, des geistigen Faustkampfs, Jeder schafft sich mit seinen Ellbogen Platz. Warum soll ich's nicht auch thun? Die Macht, zu schaden, ist die einzige, die mir zu Gebot steht; soll ich sie ungenutzt lassen?

Genug, ich pfusche Dir in das Handwerk, obgleich, was ich schreibe, wol Niemand Poesie nennen wird. Ich habe schon den Vortheil dabei, etwas von dem Gift los zu werden, das sich bei solchem Hundedasein in der Seele ansammelt."

Adam an Lambert.

„Wir sind und bleiben Egoisten! Eh' wir es uns versehn, stehn wir uns wieder selbst gegenüber, versunken, allein beschäftigt mit dem eignen Geschick.

Armer Freund! Was ich Dir anbieten werde, kann Dich in keinerlei Art

verletzen. Wir brauchen Dich ebenso sehr, als Du uns. In Allem, worin Du Dich versucht, bist Du geschickt gewesen. Von dem Fabrikwesen gingst Du ja eigentlich aus, und nur unglückliche Verhältnisse drängten Dich von diesem Weg immer wieder ab. — Hier ist eine Stelle offen. Komm! hilf uns! — Von hier aus wirst Du Dich leicht wieder emporarbeiten. Du thust uns damit einen großen Dienst, denn Leute mit so anschlägigem Kopf, als der Deine, sind selten, das weißt Du selbst. Noch kurze Zeit, dann feiere ich Hochzeit, und ich wüßte mir keinen lieberen Gast dazu als Dich."

IV.

Im stattlichen Fabrikhaus wurden überall Anstalten zur Hochzeit getroffen. Geschäftsfreunde kamen von verschiedenen Seiten herzugereist. Verwandte gab es außer Adam und seiner Mutter nicht.

Vetter Lorenz, von fernher als junger Bursch eingewandert, fünf Thaler in der Tasche, wußte kaum noch von ihnen. Losgelöst — der Familie entfremdet, als hätte er nie eine gehabt. Keine zarte Erinnerung an Vater und Mutter besuchte ihn je. — Von früh an auf sich selbst gestellt, fühlte er nur den eignen Werth, errungen in schwerem Kampf mit äußeren Dingen. Seine Freunde Menschen vom selben Kaliber, voll wuchtigen Gefühls der Kraft, die in ihnen war. Mit ihnen besprach er, worüber er sonst schwieg. Adam lernte ganz neue Seiten an ihm kennen, eine Herzenswärme, die er ihm nie zugetraut. Sie bildeten mit einander eine Phalanx, die er nicht durchbrechen konnte; immer stand er draußen, mochte er machen, was er wollte. — Er, ein Wesen ganz andrer Art, unter andrer Sonne gediehen — verschieden wie Weiße und Neger. — Keine Brücke, welche die Seelen zueinander führte — kein Verkehr. — Ihre Gespräche verstand er nicht, mit ihren Zahlen rechnete er nicht. — — Auch Gundula wurde ihm mehr und mehr entrückt — die Töchter, Freundinnen aus der Pension, weckten die ganze Wonne der Mädchenfreundschaft. — Geheimnißthuerei, Geflüster, Gelächter ohne Ende. — Adam sah auch sie sich erschließen in ganz andrer Fülle als vor ihm. Es war ein lustiges Leben frischer Wirklichkeit in diesen jungen Gemüthern, ein kindisches Treiben, dem er umsonst suchte nahe zu kommen. Zum ersten Mal erschien er sich alt. Eine Art Seelenmüdigkeit überkam ihn, eine Art Abspannung der Lachmuskeln. — Es ging ihm wie dem Tauben, der den Scherz nicht fassen kann, über den alle Andern vor Heiterkeit bersten wollen. Er schrieb dem Freund:

„Mit mir geht eine Wendung vor — ich möchte sein, wie hier Alle sind, und suche mich ihnen anzupassen, wo ich kann. Meine Meinung ist hier keine Meinung; tauschten wir unsre Ideen, es gäbe ein neues Babylon. Man muß sich aber nach dem Klima des Landes, in dem man existiren will, richten. Sie sehen auf mich herab, weil im Leben der, welcher es praktisch anfaßt, für den Augenblick immer die Oberhand behält, er behält sogar Recht für eine Weile, — nur fragt sich's, wie lange. —

Bald hier, bald da mach' ich einen Verstoß — Gundula lacht mich aus. Mag sie's immerhin, es greift mir nicht an meine Würde, die such' ich in an-

dern Dingen, aber die Uebrigen sollen es nicht thun. Unbehaglichkeit legt sich wie ein grauer Himmel über Alles — Eins kann ich nicht ertragen: Seelen-Einsamkeit, diesen Zwiespalt, in dem ich lebe. Ich brauche die volle Sympathie Derer, die um mich sind — wär's auch nur ein Hund, ich könnte nicht existiren ohne einen gewissen Rapport mit ihm. Ich will die Mauer durchbrechen, die mich umgiebt, warum sollte ich nicht auch auf ihre Art glücklich werden können? Glücklich aber will ich sein. Täglich arbeite ich mit dem alten Bungert in der Fabrik, lerne Rechnungswesen, Buchführung. Ich will wach werden, denn wirklich, es scheint, ich habe geträumt."

Lambert an Adam.

„Nun seh' ich, Du brauchst im Ernst meine Hülfe — ich komme. Du verloren für die Kunst! — lächerlich! Am heiligen Feuer Deiner Seele läßt sich nicht die geringste Suppe im ordinären Leben kochen. Ueberlaß das Andern, mein Lieber. Du könntest wohl einen passablen Dichter, aber einen höchst elenden Geschäftsmann abgeben.

Sei nicht so hochmüthig, zu denken, daß alle Carrieren Dir offen stehn. Jeder hat seinen Weg, und aus den vielen Verirrungen entsteht das meiste Unglück. — Heirathe doch nur erst Fräulein Gundula, alles Andre wird sich finden; geh' doch mit ihr sofort auf Reisen in Dein gelobtes Land. Vetter Lorenz und ich werden schon Haus halten. Der Mensch ist doch ein geborner Rebell, das Schicksal mag noch so gütig gegen ihn sein, er bringt es fertig, ihm das Spiel zu verderben."

V.

Der Tag der Hochzeit war vor der Thür. — Gundula hatte unter dem fröhlichen Zuruf ihrer Gespielen eine Herrlichkeit nach der andern probirt. Ganz versunken in all' den seidenen und andern Fähnchen, die wie ein lockender Vorhang vor ihrer Zukunft hingen, blieb sie so zu sagen in der Ausstattung hängen und kam erst mit ihren Gedanken zu ihrem Verlobten zurück, als sie merkte, daß Adam g'rad' so wenig, als sie zu viel, an diese äußeren Dinge dachte. Für ihn brauchte es ganz andrer Vorbereitungen zu dem Fest.

Sie nahm ihn vor. — „Aber Adam, Du hast ja Nichts — gar Nichts, worin Du getraut werden kannst."

„Nichts?" wiederholte er erstaunt, — „ich habe ja eine Menge Sachen."

„Nichts Neues," ergänzte sie, „Alles uralt, verregnet, aus der Mode. Zu solchem Tag muß man einen neuen Menschen anziehn."

„Ich wußte nicht, daß der im Frack bestehe." —

„Freilich," entgegnete sie hitzig, „für Dich rechnet das Aeußere nie mit. Jemand, der mit einem Hemd und einer Bürste in der Tasche durch die Welt reist, hat kein Gefühl dafür! Aber von uns erwarten sich die Leute etwas und haben auch ein Recht darauf. — Mein Brautkleid ist die schwerste Seide und eine halbe Elle länger als der Liese ihres aus der Zuckerfabrik; es stände zur Noth ganz allein am Altar."

„Nun, das kannst Du aber doch nicht beides von meinem Frack verlangen! . ." —

„Wir verstehn uns wieder nicht," sagte sie empört. „Wenn ich Spaß mache, soll ich ernst sein, und bin ich ernst, machst Du Spaß."

Darauf brachte sie es doch zu einer Einigung in dieser wichtigen Angelegenheit und tröstete ihn.

„Du wirst den Anstand schon gewohnt werden, laß uns nur erst in unsrer Villa sitzen mit den Prachtmöbeln. Ich hatte auch vor der Pension einen Zug, lieber in der Küche aus dem Topf, als im Salon aus Krystall zu trinken; aber das verliert sich."

Das Haus war festlich anzusehn, von den Arbeitern über und über mit grünen Guirlanden behangen. Inwendig lange Tafeln gedeckt, nichts gespart. Auf dem Anger große Tische für die Leute. Vetter Lorenz hatte ein liberales Herz; schmeckte es ihm, wünschte er Andern das Gleiche und suchte das auch, so weit an ihm war, möglich zu machen. — Für Adam ging er weit in den freigebigsten Einrichtungen; nur eine Bedingung knüpfte er an Alles: nie durfte die Fabrik verkauft werden! Als ein Wahrzeichen seiner Kraft sollte sie von Kind auf Kindeskinder gehn. Kein Majoratsstifter konnte die Sache feierlicher nehmen. Ueber all' die Bedenken und Klauseln, um es unauflöslich zu machen, rückte der Hochzeitstag heran, eh' das Actenstück fertig war. Die künstlerischen Baupläne Adam's betrachtete der Vetter mit mitleidigem Lächeln. „Meinethalb," rief er, „baut euch solchen verzierten Affenkasten, wie's jetzt an der Mode ist. Mich bekommt ihr in dies heidnische Gebäude nicht hinein, ich passe für den alten, ehrenfesten, vierschrötigen Bau, zum Nutzen hergerichtet ohne alle Kinkerlitzchen."

Lambert sollte heut' als am Vorabend kommen. — Adam war ihm bis zum wilden Haideplatz entgegen gegangen. Das Fleckchen lag vergessen am Waldrand. — Schäumende Wasser stürzten darüber hinweg und rissen zerstörungslustig ein Stück Grund nach dem andern mit sich fort — erst schien es zu versinken mit all' seinen Blüthen, dann aber stemmte sich die frische Natur dagegen, aus der verschwemmten Erde Inseln bildend, auf denen in gewaltigem Trotz mächtige Kräuter, die Wurzeln zum Schutz ineinander geschlungen, rebellisch emporschossen. Selbst die zerklüftete Weide schickte, Zeugen inneren Lebens, maigrüne Schößlinge empor. Begierig reckten sie sich aufwärts, tranken Licht und Luft, Alles keimend und wachsend, unnütz, üppig, aber in der ganzen Pracht göttlicher Verschwendung. — Auch hier schon dröhnte ab und zu der Boden, und an den hohen Kieferstämmen vorüber zog die vielgliedrige schwarze Schlange durch das Paradies der Wildniß.

Adam lag tief im Haidekraut, den Blick hinaufgewandt wie damals zum klaren blauen Himmel — frei nicht mehr. — Morgen war der Tag. — Er hatte ihn fast unbewußt heranschleichen lassen, wie ein Träumer, der er war, und nun fiel ein Strahl in seine Seele, der ihn erschrecken ließ. Zurück konnte er nicht mehr. — Er lag stumpf und dumpf da mit dem Gefühl einer Schuld, die er nicht von sich abwälzen konnte. Am liebsten wäre er todt gewesen.

Währenddessen nahte sich durch die sengende Mittagsgluth, sein Päckchen in

der Hand, Lambert, staubbedeckt, müde, verstimmt. Der Fußgänger spielt in Hitze und Staub keine erhebende Rolle auf der Landstraße. Mißmuthig meinte er: „Wär' ich reich, hieße man mich ganz anders willkommen, darauf kommt doch Alles an." Mit neidischen Augen übersah er die üppige Fabrikgegend, eine der bedeutendsten Niederlassungen die des angesehenen Vetter Lorenz, hochgelegen, gleichsam eine Burg der Neuzeit.

In langen Reihen standen die Häuser der Arbeiter, ohne die geringste Charakteristik, ob Hinz oder Kunz darin wohne. Es gab der Gegend den langweiligen Ausdruck, den Adam haßte.

„Ich wollt', ich wär' an seiner Stelle," seufzte — wie oft! — Lambert; „ich würde schon verstehn, mir hier Annehmlichkeiten zu verschaffen, neben diesem großen Nutzen. Solche Arbeit lob' ich mir, trägt ihren Lohn sofort, wie der Halm die Aehre, und um Lohn, das soll mir Keiner ausreden, wird jede Arbeit gethan, auch die idealste. Wenn nur das Gold so dick kommt, daß man eine Aureole daraus machen kann. Nun," sagte er, sein Päckchen neben den Freund, dem er sich unbemerkt genähert hatte, in das Gras werfend, — „hier ist der arme Schlucker, um demüthig sein Almosen aus Deiner Fülle zu empfangen, die Brosamen von des Reichen Tisch."

„Laß uns doch endlich das leidige Geld vergessen, Lambert," rief Adam, ihn herzlich begrüßend. — „Zwischen das reinste Gefühl drängt es sich wie ein Dämon. Körperliche Hülfe ist doch mehr, und die wird sich Keiner scheuen, anzunehmen, wenn er strauchelt. — Uebrigens ist hier der Vortheil auf unsrer Seite, wir brauchen Dich."

„Desto besser," antwortete Lambert, „ich will schon sorgen, daß auch für Dich mehr herauskommt. Du greifst die Sache immer noch nicht beim rechten Zipfel an."

„Für mich hat sie überhaupt keinen," entgegnete Adam, „am Besten, ich ließe die Hand ganz davon. Wozu mir Geld? — ich brauche keins."

Lambert lachte laut. —

„Nimm mir's nicht übel, aber das ist barbarisch. Diese souveräne Verachtung kann nur ein Urmensch im Urwald haben. Deine Güter liegen wol auch im Mond?"

„Nicht gerade," entgegnete Adam nun auch lächelnd, „aber wahrhaftig in anderem Glanz als die Euren. Ich hasse nun einmal allen Luxus, alle Eleganz mit ihren vergoldeten Unbequemlichkeiten — Plüschmeubles — Damenschleppen, weiße Kravatten und was so zur Mode gehört, mir Alles ein Greuel. — Die Seele verhungert dabei — soll sie immer leer ausgehn? was fällt ihr von dem Allen zu? Sie ist eben so wirklich, als der Körper, für sie verlang' ich Leben und Reichthum. Aber laß uns gehn, Vetter Lorenz erwartet Dich." —

Auf der Landstraße kam, in wilder Hast, ein Reitender dahergejagt. Erst als er nah war, erkannte Adam durch die aufgewirbelten Staubwolken einen Knecht aus der Fabrik. — Erschrocken rief er ihn an. — Athemlos berichtete der Mann, es sei ein Unglück geschehen, ein Kessel gesprungen an einer der Maschinen. Er reite zum Arzt — es gäbe viel Verwundete, wie viel wäre noch

gar nicht abzusehn; zum Glück sei g'rad' die Mittagsstunde angegangen und schon Mancher hinaus gewesen. Hastig eilten Adam und Lambert der Fabrik zu.

Frauen und Kinder standen in Haufen vor den Häusern in ihrer lauten, sinnlosen Art klagend und schreiend.

Geheul erfüllte die Luft. — Die Verwirrung, doppelt schrecklich, doppelt trostlos unter diesem klaren, stillen Sonnenhimmel, in dieser sonst so geordneten Umgebung.

Dichtgedrängt, eine schwarze Masse, belagerten die Männer den Eingang der Fabrik — drohend — jeder neue Verwundete wurde mit Grimm empfangen. „Auf unser Eins kommt's nicht an," hieß es. — „Einer mehr — Einer weniger. Aber werden wir Krüppel, wollen wir sie schon zwingen, uns zu ernähren, denn unsre gesunden Glieder sind unser einziger Besitz. — Sie sollen ihn theuer bezahlen! — Bei solchen Proben könnten doch wenigstens die Herren anwesend sein" — und sie sahen mißwollend Adam und Lambert sich hindurchdrängen. Den Beiden war es unglaublich, daß Vetter Lorenz nicht dabei gewesen sein sollte. Auf ihre wiederholten Fragen bekamen sie keine Antwort. Plötzlich verstummte die murrende Menge. — Eine Bewegung erschütterte die trotzige Masse — ehrerbietig wurde Platz gemacht. Die Majestät des Unglücks erkennt Jeder an. — Vetter Lorenz war auf seinem Posten gewesen. Sie brachten ihn verbrannt, verstümmelt heraus wie die Andern — noch am Leben, aber ein Krüppel. „Freilich," sagte Einer gleich neben ihm, — „er ist reich, er hat es doch besser, wie unser Eins —" aber es sagte Niemand Ja dazu. —

Bewußtlos lag der mächtige Mann da, wie ein im vollen Laub gefällter Eichstamm. Der Arzt gab Hoffnung, ihn zu erhalten, doch nur als Schatten seiner selbst.

Wem erscheint das Leben nicht, wenn es entfliehn will, als das höchste Gut? Erst unter schweren Schmerzen erfährt man, daß es anders sein und daß selbst dieser edelste Besitz sich verwandeln kann in der armen, schwachen Menschenhand zu Jammer und Noth, zum Schlimmsten, zur Last. —

VI.

Adam durchfuhr eine Bewegung der Freude beim Ausspruch des Arztes. Lambert übernahm auf seine Bitte sofort unter Beihülfe der Freunde das Kommando in der Fabrik. Wie ein Feldherr griff er ein, nie schonend, aber gerecht. Die Leute, erschüttert und besänftigt, da ihr Herr das Schicksal der Unglücklichen theilte, folgten schweigend.

Adam schnitt es durch das Herz, wie er ein junges Dasein nach dem andern, schlimmer als todt, an sich vorübertragen sah. Auf dem Schlachtfeld hatte er doch eine andere Empfindung gehabt.

Sie trugen Vetter Lorenz auf einer Bahre nach Haus. Gundelchen stand zitternd vor der Thür, sie ging nicht mit hinein, sie floh, ihr wurde ganz übel und weh, wenn sie nur an die schrecklichen Wunden dachte. Auch ihre Gespielinnen waren verstummt, hiezu wußte keine ein Wort zu sagen. So bald als möglich verließen die Gäste das Haus. Jeder schien nöthig daheim. Von bloßem Rath hielten diese Männer der That nicht viel. Wer kann überhaupt

helfen im Augenblick, wo das Unglück vernichtend auf uns niederfährt gleich dem Blitz? Halb besinnungslos, als sei sein kleines Geschick ein Weltuntergang, erleidet es der Getroffene, kein Andrer mißt seinen Verlust nach dem Maßstab, den er anlegt, und so bleibt ihm nichts, als allein zu leiden, bis er sich wieder einreiht in die Allgemeinheit und sieht, daß er — nicht die Welt war.

Bald wurde das vorher überlaute Haus still wie das Grab. Zerrissen flatterten die halbfertigen Kränze darum her, die sonst pedantisch gehaltene Ordnung ein verstörtes Chaos, beherrscht vom Tyrannen Krankheit.

Gundula, verschüchtert, bedrückt, saß zwischen all' ihren Ausstattungsschätzen — eine Verarmte.

„Es ist g'rad', als ob's nichts mehr werth sei!" seufzte sie, „und hat doch Unsummen gekostet. Alles wird unmodern, wer weiß, wo Einem der Puff sitzen muß, wenn ich nun zum Heirathen komme."

Ihre ganze Erscheinung änderte sich in der verdüsterten Atmosphäre des Hauses. Der künstliche Lockenbau verschwand, die Haare hingen ihr schlaff und wirr um das Gesicht, ein nachlässiges Sichgehnlassen trat an die Stelle der früheren Steifheit.

Adam ergriff grade bei diesem Anblick ein Mitleid, nah der Liebe — er zog sie zu sich heran, er fing an sich nach ihr zu bangen, wenn sie nicht da war und lockte sie oft an das Bett des Vaters, welches er nur selten verließ.

Der Aufenthalt in der dunklen Kammer blieb ihr ein Grauen. Wie ein ertappter Vogel in der Gefangenschaft, saß sie an der einzigen Lichtspalte der Vorhänge und wartete sehnsüchtig auf den Augenblick der Erlösung, in dem sie mit Anstand das Zimmer verlassen konnte.

Oft bat sie ihn inständigst — „Komm doch mit mir hinaus in das Freie, hier kann man ja nicht athmen! Draußen blüht und duftet Alles. — Der Vater merkt's nicht einmal und kann es Dir nicht danken, daß Du Dich seinethalb einsperrst. — Auf die Art hat Keiner etwas vom Leben." —

Er blieb aber in der dunklen Stube und sie ging allein hinaus. Im Gärtchen stand sie, schwatzte mit Diesem und Jenem, ab und zu gab's doch wieder ein Wörtchen zum Lachen, besonders wenn Lambert herüber kam aus der Fabrik, sie war das Betrübtsein todtmüde.

VII.

Es vergingen Wochen und Monate. — Die Fabrik arbeitete fort, als sei nichts geschehen, und gewann Tausende und wieder Tausende. Ihre armen Opfer litten und starben, wurden vergessen, krochen so fort wie halbtodte Fliegen, und dennoch drängte man sich, ihren Platz einzunehmen.

Adam lebte nur in der Sorge um den Vetter. Davor schwieg der schwere Kampf der letzten Wochen in seiner Seele. Jeder eigensüchtige Wunsch erstarb. — Seine Kunst zurückgedrängt, in Nebel zerronnen — ein Traum vor solch' jammervoller Wirklichkeit — unbezweifelt ihre Herrschaft, die Herrschaft des Körpers — Elend sein Purpur — Leiden seine Krone.

Lange war der Sinn des Kranken umwölkt. Der Arzt fürchtete bleibende

Schwäche für das Gehirn, aber jetzt fing Vetter Lorenz doch wieder an, Gedanken in Worte zusammenzufügen. Alle galten der Fabrik. Adam beruhigte ihn mit Lamberts Anwesenheit. — Fortwährend drang er darauf, ihn zu sehn, mißtrauisch empfing er ihn, wollte alles selbst anordnen. Als aber Lambert mit Büchern und Rechnungen vor ihm erschien, verwirrte sich sein armer Kopf von Neuem und ein Ausbruch maßloser Heftigkeit, der wieder für sein Leben fürchten ließ, machte der Sache ein Ende. „Er sei Herr der Fabrik, sein Wille der einzig geltende," schrie er ohne Aufhören. Man beruhigte ihn, so gut es ging, und Lambert führte die Geschäfte weiter, die unter seiner Hand sich immer günstiger entfalteten. Endlich kam aber die Zeit, in der Vetter Lorenz anfing auf Krücken zu gehn — der Körper gesundete, doch über den Geist wollte keine vollständige Klarheit kommen. Es blieb ein Gemisch von Bewußtsein und Verwirrung, aus dem nicht herauszufinden war. Nie konnte man sicher sein, wo Eins aufhörte und das Andre begann. Wilde Heftigkeit, zur Wuth gesteigert, beherrschte ihn — wäre er nicht körperlich unfähig gewesen, man hätte ihn fürchten müssen. Jeder schonte ihn, wich ihm aus. Mit Herzklopfen hörte Gundel seinen lahmen Schritt sich ihr nähernd auf dem Gang. Schnell schob sie den Riegel der Kammerthür vor, sie hatte nicht die Langmuth der Liebe, ihn zu ertragen.

Am Schlimmsten war's, als er anfing, sich in die Fabrik hinüber zu schleppen. Ein jammervoller Anblick, wenn er dort drohte, anordnete, widerrief, sich verwickelte in seinen eignen Plänen. Zuletzt immer der Schluß: „Noch sei er Herr und das wolle er zeigen, so lang' noch ein Athem in ihm wär'." —

Auch Lambert hatte keine Geduld mit ihm.

„Blödsinniger alter Greis," murmelte er oft hinter ihm her, „du allmächtiger Herr! Der Besitz fällt dir ja aus der Hand, wie dem Kinde das zu schwere Spielzeug."

Adam suchte ihn zu besänftigen, aber er wollte nichts hören.

„Ist er von Sinnen," antwortete er, „so erklärt ihn auch dafür! Sollen sich die Vernünftigen nach den Launen eines Unzurechnungsfähigen richten? — Wer ist hier Herr? er doch sicher nicht mehr — Du bist es. — Heirathe und mache diesem unerträglichen Zwischenzustand ein Ende."

„Meine Heirath ändert darin Nichts. — Nie würd' ich mich, wie die Sachen jetzt stehen, als Herr hier fühlen."

„Narren pflegt man unter Curatel zu stellen," brummte Lambert in sich hinein, „aber hier ist leider mehr als Einer. Das allerliebste Gundelchen ist die einzig Vernünftige, mit der ist doch noch etwas anzufangen; ich werde mich an sie wenden und ihr den Kummer, der bei ihr eigentlich Langeweile ist, vertreiben."

Es gelang über Erwarten. Lächelnd, rothwangig fing sie mit ihren Freundinnen die unterbrochnen Kaffeekränzchen wieder an. Adam freute sich, wie man sich freut, wenn eine Blume, die zu vergehn scheint, das Haupt erfrischt aufrichtet; aber nicht von ihm war der Strahl ausgegangen, der ihr neues Leben brachte.

Ein fremdes, wehmüthiges Gefühl beschlich ihn deshalb — er war ihr von Herzen gut geworden, nicht umsonst war er ein Stück Wegs im Leben mit ihr gegangen. Nun stand er wieder allein und alle unruhigen Geister erwachten in seiner Brust. Rastlos wanderte er weite Strecken, um sein Gemüth stille zu bekommen, aber es schwieg nicht. — Wie vor dem Sturm unheilverkündend ein Seufzen durch die Natur geht, regten sich seine Gedanken klagend in seiner Seele. Zeit zum Schreiben hätte er gehabt, sie half ihm nichts — ihm war wie Einem in heißer Wüste, dem die Zunge am Gaumen klebt und der nicht reden kann.

Eines Nachmittags drang er durch den Wald bis an das Meer. — Dort entstand, halb Fischerdorf, halb Villenstadt, halb wild naturwüchsig, halb elegant, je nachdem die Zugvögel waren, die sich niederließen, ein kleiner Badeort.

Eichwaldungen kränzten die Ufer, ab und zu guckte nackt die gelbe Düne hervor mit blauen Stacheldisteln und verweht zerrissenen Halmen. Er suchte die dürrste, einsamste Stelle und legte sich in den von der Sonne durchglühten Sand. Das Meer, noch bewegt, aufgerührt vom vergangenen Sturm, brauste donnernd. — Hochgehende Wellen, bald verdunkelt durch Wolkenschatten, bald opalleuchtend im Licht, schütteten ihre Brillanttropfen vor ihm aus.

Es that seiner durstigen Seele wohl. — Ganz nah ließ er sie herankriechen und sah ihnen sehnsüchtig nach, wenn sie zurückrollten, den Strand schimmernd verlassend. Wie schön war das Alles — wie reich! — Warum kam ihm arm dagegen vor, was Andre doch als Reichthum schätzen würden — sein Loos — der Besitz, der ihn erwartete?

Er lag dort, bis aus klarem Blau sich Stern an Stern hervorarbeitete, klein erst — kaum gesehn, dann strahlend, funkelnd in unerreichbarer Pracht.

Ueber dem schwarzen Wald stieg eine schlanke Mondsichel empor. Warum kam ihm vor, als sei er fremd geworden dieser herrlichen Natur, als gehöre ihm nichts von diesem Rasten, Ruhen und Träumen, als lebe er jetzt herausgetrieben aus der Märchenwelt in herber, nackter Wirklichkeit? — Plötzlich, als hätte die zaubrische Nacht eine Stimme bekommen, erhob sich der Ton einer Geige, bald jauchzend, bald klagend, aus reinem Aether kam der Klang und doch wieder schien er nah, als klänge er dicht vor jedem Ohr und jedem Herzen — gesund, frisch für diese Welt und doch nicht von dieser Welt.

Adam horchte hoch auf; — ihn rief diese Stimme; das war seine Sprache, die Sprache, die er verstand, nach der er sich gesehnt hatte, wie man sich sehnt nach dem Heimathslaut im fremden Land. — Versunken, verlöscht vor ihr all' die verwirrenden Laute, die ihn in letzter Zeit bald hierhin, bald dorthin gezogen. — Volle Harmonie umgab und erquickte seine Seele. — Er folgte dem Klang, als sei es der Ruf einer lang' verlornen, lang' entbehrten Geliebten.

Auf der Veranda des Gasthauses fand er den Spieler, einen ärmlichen, alten Mann, neben ihm ein Mädchen von etwa dreizehn Jahren, dürftig, kümmerlich wie er. Sein spärliches weißes Haar flatterte im Winde, die Lichter warfen zitternde Scheine über die Beiden und bildeten im Dunkel eine Glorie um sie her, während der magische Ton seiner Geige zu dem Sternhimmel auf-

schwebte; als der letzte verklang, brach ein Beifallsjubel los, brausend, gewaltig, wie das Meer.

Adam stand im dichtesten Knäuel, so nah als möglich. Nach langer Zeit ging ihm das Herz wieder auf. Die duftenden Fliederbüsche, die flimmernden Sterne, der Jubel umher, Alles berauschte ihn. — Er hätte schreien mögen: „Ich gehöre zu euch! was geht mich die andre Seite der Welt an!"

„Es wird wol sein Schwanengesang sein," sagte Einer neben ihm, „alt, blind, wie er ist, und die rechte Hand schon einmal gelähmt; solche Leute können das Zigeunerleben nicht vergessen. Zu einer anderen Zeit hätte er Gold aus seinem Talent münzen können."

Adam sah sich empört um — neben ihm stand Lambert, erhitzt, aufgeregt, einen rothen Fleck wie von einem Schlag auf der Wange.

„Ich suchte Dich," sagte er, „man wies mich hieher. Wach' auf! — derlei ist jetzt nichts für Dich. — Du wirst Dich am Ende jetzt doch um Deine Sachen selbst kümmern müssen. Dein Vetter hat mich behandelt wie einen Hund, aber ich liebe die Hand nicht, die mich schlägt; es ist wirklich für Dich ein Unglück, daß er das bischen Verstand nicht auch verloren hat. Entschließe Dich! nimm die Zügel und ich diene Dir weiter. Willst Du aber nicht Herr sein, so geh' ich — Mißhandlungen der Art können nicht mit schönen Redensarten bezahlt werden. Ich habe jetzt wieder genug Geld, um nicht vor so Einem zu kriechen."

Adam setzte sich mit ihm abseits in eine Laube von Flieder, dessen duftige Büschel wie eine Erinnerung ihn umwehten. Den Geigenspieler bewirtheten Freunde und Bewundrer an festlich geschmückter Tafel; ab und zu — fern klangen begeisterte Zurufe von dort herüber.

„Fasse einen Entschluß, verkaufe die Fabrik," sagte Lambert.

„Wie kann ich verkaufen, was mir nicht gehört?"

„Sobald Du heiratheſt, ist sie Dein. — Ein Kind kann sehn, daß der Alte unzurechnungsfähig und Du nicht im Stand, solchen großartigen Betrieb zu leiten."

„Ich gab mein Wort, sie nie zu verkaufen," antwortete Adam.

„Solche Versprechen gelten nichts vor Gericht und passen gewöhnlich nur am Tag, wo sie gesprochen sind. Man kommt über Manches jetzt fort, als wär's nie gesagt worden, wird mit Gewissen und Ansicht umgekehrt wie ein Handschuh, übergefahren von dieser Jaggernaut, genannt Neuzeit."

„Mögt Ihr Euch diesem Götzen beugen," rief Adam, „ich stehe fest und rühre mich nicht."

„Als ob man das könnte! — Fortgerissen wirst Du — wenn nicht durch Dein eignes Geschick, durch das Derer, die Dir angehören."

„Du hast Recht," seufzte Adam — „Nichts ist mehr sicher in dieser verworrenen Welt, die jeden Boden unterwühlt. Keiner kann mit Gewißheit sagen, dies thue ich, dies thue ich nicht. Wenn Du uns verläßt, muß ich, so gut ich kann, dem Vetter beistehn, die Fabrik zu halten. Mich wenigstens zwischen ihn und den Schurken Bungert stellen, denn der saugt den unglücklichen Arbeitern alles Lebensmark aus. Genug, ich muß mein Schicksal auf mich nehmen."

„Das hat schon Mancher gesagt und ist daran zu Grunde gegangen — es

weht scharfe Luft in diesen Arbeiterfragen. Lege Dich nicht auf den Weltverbesserer. Das ist einer der unausführbarsten Poetenträume. Man muß die Sache nehmen, wie sie ist, und Vortheil ziehn von der Stelle, an der man steht. — Wage Dich nicht mit der Fahne der Idealität in das Gedränge der Weltkinder, in diesen Kampf um die Existenz — der Eine frißt dort den Andern ebenso gut wie der Fisch den Wurm, es kommt nur darauf an, wessen Maul das größere ist. Halte Dich fern davon, Adam, sie würden Dir andre Güter abverlangen, als die geistigen, die Du bietest, und Dir eine Rechnung machen, die zuletzt nur mit Blut zu zahlen wäre."

Sie trennten sich kühl, Jeder blieb bei seiner Ansicht.

„Morgen in der Früh'," sagte Lambert, „schüttle ich mir den Staub von den Füßen und beneide Euch nicht um Eure Situation. Das Elendeste ist, wenn man Geld hat und es nicht zu brauchen weiß."

IX.

Adam konnte sich nicht entschließen, sofort nach Haus zu gehn. Er nahte sich dem Tisch, an dem der Geigenspieler saß; die Tafel schien fast aufgehoben, da die meisten Gäste der nahen großen Stadt gehörten und die Eisenbahn ihrer Begeisterung keinen weiteren Raum gestattete.

Nach langer Zeit betrat der alte Künstler seine Geburtsstätte, hatte im fernen Süden seine Frau begraben und war mit diesem zarten Töchterchen, welches aussah, als ob es wärmerer Lüfte bedürfte, wieder heimgekehrt.

Sonst hatte er immer behauptet, er sei überall zu Haus, wo er seine Geige habe; aber wie mit Geisterhänden nahmen die langbekannten Gegenden der Kinderzeit im Alter Besitz von seiner Seele — zogen ihn zurück mit lockenden Bildern der Erinnerung, bis die Vergangenheit wirklicher für ihn wurde, als die Gegenwart.

Adam erkannte in dem Alten den liebsten Freund seines Vaters, einen aus seiner ihm heiligen Tafelrunde.

Die herrlichen Abende stiegen wieder vor ihm auf — er noch Kind, lauschend im Eckchen, halb schlaf-, halb wonnetrunken.

Der Blinde fuhr auf bei seiner Stimme, nannte ihn mit des Vaters Namen und ein frischer Glanz ging über sein Gesicht.

„Es ist der Sohn," wurde ihm gesagt.

„Sein echter Sohn," meinte er befriedigt, während seine Hände liebkosend über die wohlbekannten Züge glitten, „er muß ihm ähnlich sein."

Adam war, als träte er in der Liebe des Verehrten eine reiche Erbschaft an, die wie verborgner Schatz dort geruht und die er nun im Namen des Vaters erhoben.

„Dichter ist er auch," sagte Einer, „von der unsichtbaren Gemeinde, die die blaue Blume sucht."

„Ein Abtrünniger," rief lachend der Zweite, „ein Götzendiener, heirathet dieser Tage des reichen Fabrikanten Lorenz Tochter und verkauft seine Seele dem Mammon."

„Als ob Geld etwas schadete," entgegnete ein Andrer, — „uns muß Alles unterthan werden. — Man ist großer Herr nebenbei — diese Kunst verstehn die Künstler auch. Sie verträgt sich ganz gut mit der andern. Kunst, Wissenschaft regiert die Welt, heute und morgen und in Ewigkeit — der Geist. Lest doch Geschichte. Was sind ihre Helden? Alles Künstler! freilich Einige so zu sagen Bildhauer, die der Zeit die Physiognomie zurechthaun. — Der Geist soll leben! Vermodern muß, was ohne diesen Götterathem auszukommen denkt!"

Alles fiel jubelnd ein, und dann blieb Adam allein zurück bei dem alten Mann und dem Kind.

„Sie haben die Wahrheit gesagt," fing er betrübt an, „ich breche aus der Bahn und übernehme die Fabrik. Ich kann nicht anders. Ein ehrlicher, rechtschaffner Mensch, denk' ich, ist immer an seiner Stelle." Und er erzählte dem alten Freund seine schwierige Lage. „O, ich möchte diesem trägen Körper der Arbeit Flügel machen," schloß er, „damit auch sie, grade niedre Arbeit, ihr Ideal fände, befreit vom Druck, den der Materialismus auf sie ausübt, um seine elenden Zwecke zu verfolgen."

„Ich fürchte, Du bist nicht der Mann dazu, Adam," antwortete der Geigenspieler. „Den Künstlern ist es leicht, mit der Phantasie eine Brücke zu schlagen zwischen Himmel und Erde, aus wirklichen Backsteinen ist es noch Keinem gelungen."

Das Töchterchen hatte sich dicht an den Vater gedrängt und schloß ihm den Rock wegen der Abendluft.

„Wie sich Alles umdreht im Leben," sagte er. „Noch vor Kurzem sorgt' ich für sie, jetzt sorgt sie für mich. Nur wenn Einer auf den Andern angewiesen ist, weiß man, was es heißt, sich angehören. — Erde und Pflanze könnten nicht enger verbunden sein — wer giebt? wer nimmt? wir rechnen nicht! Nicht wahr, Crescentia?"

Das Mädchen umschlang ihn stürmisch.

„Wenn ich rechnen wollte, wie es jetzt Sitte in der Welt, würde mich auch der Geldteufel in seine Gewalt bekommen haben," fuhr er fort; „Jeder hat eine schwache Seite, bei der er ihn packen kann. Sorge um das Kind war die meine. Vermögen konnt' ich meiner Crescentia nicht ohne Erniedrigung erringen. — Manchem ist es nun einmal nicht bestimmt, aber etwas Besseres hinterlasse ich ihr, Adam: einen Namen, um den sich Viele schaaren, Alle, die ich mit meiner Kunst gewann. Ihre Familie wird das sein! ... Man spricht so viel vom Ruhm der Kunst: die Liebe, die sie uns erwirbt, gibt tausendmal mehr — ob auch arm sonst, daran bin ich es nie gewesen. Crescentia wird in der Hinsicht eine reiche Erbschaft haben."

„Wenn ich Dich verliere," rief das Mädchen leidenschaftlich, „habe ich nichts mehr. Jetzt bin ich reich."

„Armes Kind!" sagte er, sie streichelnd.

„Arm — wir arm!" wiederholte sie — „was fehlt uns? Sagst Du nicht selbst, ich habe Gold in der Kehle?"

Damit murmelte sie eine melodische Strophe, daß es war, als erwache die Nachtigall in den Büschen.

Der Künstler nickte entzückt, nahm die Geige, begleitete, und nun entstand ein zaubrischer Wechselgesang auf der schweigsamen Düne, der zum Dreiklang wurde durch das rhythmische Anschlagen der Wellen.

Adam war in höheren Sphären, allen irdischen Sorgen entrückt; erst als der letzte Ton verklang, kam er auf die Erde zurück.

Das Mädchen führte den Vater hinein, der zärtlich vom Sohn des Freundes Abschied nahm. Sie reichte Adam die Hand, ihr Auge strahlte ordentlich in dem blassen Gesicht.

„Wer darf uns arm und unglücklich nennen?" sagte sie stolz.

Er saß noch lang' am Meer — für ihn war es der Gesang der Sirenen gewesen. — Ob er wirklich die Fabrik verkaufen könne? mit Gundula all' dem Treiben entfliehn?

Fern von dort würde sie eher die Mysterien seines Seelenlebens verstehn; ganz allein miteinander, würde die Liebe, die wie ein zarter Keim in ihnen Beiden lag, schnell großwachsen. Herrlich malte er es sich aus. — Warum sollte er die Widerwärtigkeiten eines verfehlten Daseins auf sich nehmen, wenn er nach Lambert das Recht hätte, sich eins zu schaffen, das beneidenswerth sein mußte? Durfte er glücklich sein? —

X.

Unruhig ging er hin und her am Strand; die Wellen rauschten in geheimnißvollem Dunkel; nirgends Klarheit; die Schiffe selbst sahen im Nebel wie Gespensterschiffe aus; nur droben die Sterne, die änderten sich nicht.

Oft übernachtete er in einer alten Burgruine, an deren edlem Bau sich eine kleine Gastwirthschaft, wie ein Schwalbennest am gigantischen Fels, angeheftet hatte. — Hoch oben lag's und in grünen Abhängen neigte sich der Hügel bis zum Meer. — Als er hinaufsteigen wollte, sah er wie einen grauen Geist auf umgestürztem Boot einen alten Mann sitzen, in welchem er den Wirth von droben erkannte. —

„Was macht Ihr hier, Josias, im Nebel, in der Nacht?" redete Adam ihn erstaunt an.

„Ich warte auf den Tod," antwortete der Greis und sah ihn mit blöden Augen an.

„Der kommt schon früh genug ungerufen, und Ihr erwartet ihn weit besser droben in Eurer netten Kammer."

„Meine Kammer," wiederholte er — „in der wohnt jetzt der Sohn mit Frau und Kindern. Dort ist kein Platz für mich."

„Sie sollten sich schämen, Euch herausgestoßen zu haben!"

„Nu, nu," sagte der Alte, ihn wieder etwas verwirrt ansehend, „so war's nicht, es ist ganz in der Ordnung und ging ganz sachte. Arbeiten kann ich nicht mehr, bin zu nichts nutz, sie müssen mich grad' durchfüttern und thun das auch mit guter Manier; aber seht, ich merke doch, daß das Unterholz wachsen möchte und Platz haben, deshalb — warte ich auf den Tod."

Adam führte den Alten hinauf.

Eine junge Frau öffnete, hinter ihr schreiend, sie gebieterisch am Rockzipfel zerrend, ihr Bübchen, offenbar dem Bett entlaufen.

Scheltend ließ sie den alten Mann an.

„Nun, Vater, kommt Ihr wieder, da Alles aufgegessen ist? Für Euch möchte man immer allein serviren."

Damit schob sie ihn hinein.

„Schämt Euch, Bärbchen," sagte Adam, der sie von Kind auf kannte; „Ihr solltet mehr Achtung vor dem Alter haben."

„Was wollt Ihr?" antwortete sie erröthend — „er ist gar zu unbequem, überall im Weg. — Wir Jungen haben jetzt die Wirthschaft — er hat lang' genug gewettert und commandirt — Jeder hat seine Zeit — man muß doch sehn, daß man die nicht verpaßt — später verdrängt uns wieder der da" — damit deutete sie auf den borstigen kleinen Kerl an ihrer Schürze, „das ist nun einmal Lauf der Welt."

„Das Nützlichkeitsprincip ist doch ein barbarisches," dachte Adam, als er sich auf sein Lager legte; „nach ihm thäte man besser, die alten Leute todt zu schlagen. — Ich verkaufe nicht die Fabrik."

Morgens ging er am Abhang entlang. — Die Sonne blitzte und funkelte im Wasser; übermüthig, jauchzend tummelte sich die Bubenschaar der Umgegend in den Wellen.

Vor ihnen saß stumpf und blöde der alte Josias, Keiner kümmerte sich um ihn, Keiner redete ihn an. „Ueber ein Kurzes ist diese frische Jugend auch so weit," dachte Adam, „und wird dann wol eine andre Ansicht von Alt und Jung haben."

Das Meer lag heut' regungslos da — klar, blau, scharf, ohne all' die geheimnißvollen Schleier von gestern. — Sein Weg lag ebenso vor ihm. Er fand Gundula auf der Bank im Gärtchen.

„Gundula," sagte er, „ich möchte ernsthaft mit Dir reden."

„Ach, fang' Du doch nicht auch noch so an," rief sie verzweifelt, „es ist ja schon Alles schwarz wie ein Ofenloch. Nun geht auch noch gar der Lambert, das war noch das einzige Plaisir."

„Wenn es Dir recht ist, wollen wir versuchen, wieder fröhlich zu werden, und ein Fest feiern, nämlich Hochzeit machen."

„Ach ja!" rief sie, ihn umschlingend, „laß uns eilen, daß wir endlich aus all' den Wirren herauskommen. Erlöse mich aus dieser Hölle, in der ich jetzt lebe — rechts die ewig klagende Mutter, links der zankende Vater — tragen kann ich's länger nicht — wir wollen fort, uns die Welt ansehn — jung ist man nur einmal — die Alten sind ja gut versorgt — später, wenn wir krank und verdrießlich werden, mag man uns auch sitzen lassen."

„Nein, Gundula, so war es nicht gemeint; wenn ich heirathe, muß ich hier bleiben und nach der Fabrik sehn. Du weißt, der Vater kann es nicht, der Schurke Bungert soll es nicht, und verkaufen ist unmöglich." —

Sie ließ den Kopf hängen. — „Lambert hat Recht, Du wirst nie in diesem Punkt vernünftig werden."

„Nein," sagte er, „wie Ihr es meint, nie."

Er suchte seine ganze Energie auf die neue Thätigkeit zu richten, aber wo nicht der Zug der Seele hingeht, ist ihrer Kraft die Spitze abgebrochen. Seine Natur arbeitete immer gegen ihn. — Jeder Baum, der fiel, erbarmte ihn, jede romantische Stelle, welche verschwand. Die Fabrik fraß wie ein großes Ungeheuer die Wälder der Nähe und Ferne. Er konnte den Klang der fallenden Bäume, der kreischenden Säge kaum ertragen — der Geruch der Knochenmühlen machte ihn förmlich krank. Bungert stand ihm von Anfang wie ein Feind gegenüber. Für alle Mißhandlungen des Vetters Lorenz hatte er einen unterthänigen Katzenbuckel in Bereitschaft, den er sich natürlich theuer bezahlen ließ. Bei übergroßem Reichthum giebt es viel Schmarotzerpflanzen. Es sagte einmal Jemand von dergleichen: Ich bin schon zufrieden, wenn nicht er, sondern ich das größte Stück erwische. Hier wurde es bald umgekehrt. Adam griff in das Wespennest — aber um es zu vernichten, war er zu barmherziger Natur; denn selbst böse Bestien thaten ihm unter Umständen leid, wenn er sie mit eigner Hand erwürgen sollte.

Das Wohlleben des Hauses verschwand. Die eigentlichen Besitzer litten den Mangel, der solcher Wirthschaft eigen ist, während Bungert und Familie alle Vorzüge des Ueberflusses an sich zogen. Uebrigens stand Bungert nicht allein mit dem Begehr, sich die Taschen auf Kosten des Herrn zu füllen. Ein heimlich unterwühlender Kampf begann. Die Arbeiter murrten. Mit fernem Donner bereitete sich ein schweres Gewitter vor.

Nicht lange, und Alle stellten die Arbeit ein, durchzogen schreiend und lärmend die Gegend, zerschlugen die Maschinen, richteten tausenderlei Unheil an.

Adam widerstand es, den harten Felsen zu spielen, an dem diese aufgerührten Schlammwogen brachen.

Bungert ließ Hülfe aus der Stadt kommen. Nach wenig Tagen ersetzte eine fremde Arbeiterschaar die Einheimischen. Diese sahen es mit dumpfem Grimm. Grenzenloses Elend begann Platz zu gewinnen. Krankheit kam dazu. Meutereien zwischen den Parteien tauchten auf. — Es wurde immer schwerer, Recht zu sprechen, denn das Unrecht war auf beiden Seiten.

Adam fühlte, die Saite der Gewinnsucht war zu hoch gespannt, sie mußte endlich mit schneidender Dissonanz springen. „Wer kann sein Glück," dachte er, „in einem Besitz finden, den er mit solchen Mitteln vertheidigen muß? Dagegen scheinen Faustkämpfe edel — roh wie jene ist diese Zeit, nur daß Gewalt jetzt Geld heißt, Geld! — und ist es nicht zuletzt auch in ihren Händen ein Schatten, verschwindet, versinkt vor ihren gierigen Blicken, sobald das Vertrauen fehlt?"

XI.

Manchmal Abends, wenn Alles still und dunkel war, ging er nach seiner Lieblingsstelle am Waldrand. Heut' schien der Mond hell. Die Leuchtwürmchen schwärmten in der warmen Sommernacht, Rehe kamen furchtlos trinken aus dem klaren Quell. Die Ruhe that ihm wohl. — Als er sich eben erhob, erfrischt, gestärkt, knisterte es neben ihm in den Büschen und eins der verworfensten

Subjecte, angetrunken wie fast immer, kroch zu ihm hindurch, einer Kröte gleich, die über eine Blüthenstelle kriecht. Adam war ihm aus Mitleid doch dann und wann freundlich gewesen, er hatte ein Herz für allen Jammer, sogar für den häufigsten, den selbstverschuldeten.

„Was treibst Du Schlimmes, Kilian?" rief er ihn an. „Laß Dich nicht im Wald treffen — bist wieder im Wirthshaus gewesen, während Weib und Kind verhungern?"

„Die Frau ist todt," antwortete er grinsend; „das Kind wird bald nachfolgen — es ist auch besser — wir müssen ja, wenn's nach gewissen Leuten geht, alle wie Ungeziefer verenden. — Ja, wenn wir nur nicht schlauer wären! — Werdet schon sehn, was dabei herauskommt. Es ist eine ganze Portion von uns im Wald .... Alles Leute von Ihrer Partei, Herr Adam!"

„Ich weiß von keiner Partei," entgegnete er angewidert. „Mit Euresgleichen hält es kein ehrlicher Mann."

„Das verlangen wir auch nicht — thut nur hochmüthig, Vorgesetzte müssen die Finger rein behalten; aber unser eins muß doch das Unsaubre anfassen, wenn's fort soll."

„Ich versteh' Dich nicht," sagte Adam, sich abwendend. „Noch einmal, nehmt Euch in Acht; ich trete für Keinen mehr ein."

Als er zurückkam, fand er Alles im Aufruhr, seine Mutter sterbend. Der Vorgang im Wald erlosch davor und die Begegnung mit dem Gefährlichen kam ihm aus den Gedanken. —

Am nächsten Tag aber ging wie ein Lauffeuer die Kunde durch das Dorf, Bungert läge mit zerschlagenem Schädel, ermordet in der Haide.

Vom Bett der Sterbenden mußte Adam an die Untersuchung gehn, er verschwieg nicht Kilian's Erscheinen im Wald. Ihm war, als habe er selbst Blut an den Händen. Elende Gesellschaft war zusammengehetzt — Schuldige und Unschuldige, ein jammervoller Anblick, ein Wirrsal von Noth und Verbrechen.

Vetter Lorenz wurde durch den Schrecken von einem neuen Anfall betroffen und lag bewußtlos. Der Arzt ging von Einem zum Andern. Adam's Mutter quälte sich noch ein paar Tage und starb. Er war bei ihrem Tode nicht zugegen, sie hatte auch nicht nach ihm verlangt. Als er fremd und scheu an die Leiche herantrat, fiel es ihm wie ein Schleier von den Augen. Wie nah hatten sie sich gestanden, als er in der engen Kammer sie hin- und hergetragen, gepflegt, mit höchster Anstrengung ihr diese, jene Stärkung verschafft — und nun? — Kalt, thränenlos stand er an ihrem Bett.

„Arme Mutter, vergieb!" rief er; „ich glaubte Alles für Dich zu thun und habe Nichts gethan — nicht reich — arm hab' ich Dich und mich gemacht. — Die bitterste Noth, der herbste Schmerz ist, mit solcher starren Kälte an Deinem Todbette stehn, das mir meine Freiheit wieder giebt. Nein, nicht wieder giebt! denn mit tausend Fäden bin ich verwickelt in ein Verhängniß, aus dem ich nicht heraus kann. — Ob mich Gundula liebt, ich weiß es nicht, aber mein liebedurstiges Herz hat sich ihr genähert in den schweren Zeiten, die wir miteinander durchlebt. Es war ja das Einzige, woran ich noch fühlte, daß ich lebte."

Eben schlich das Mädchen scheu an der Thür vorüber — er zog die Widerstrebende herein.

„Es graut mich," sagte sie; „was hab' ich mit der Leiche zu thun? Giebt es denn Nichts mehr, als Schrecken für mich auf der Welt?"

Aber er ließ sie nicht.

„Angesichts des Todes, Gundula, wollen wir klar werden. — Sprich die Wahrheit — nichts Andres. Liebst Du mich?"

Sie zitterte wie Espenlaub und schwieg.

Vor ihnen lag das erstarrte Antlitz, welches jetzt hinter das große Geheimniß des Lebens und Sterbens gekommen war und Schein von Wirklichkeit zu trennen wußte.

Schluchzend suchte das Mädchen Adam's Hand.

„Wie sollte man Dich nicht lieb haben?" sagte sie. „Jeder, der Dich sieht, ist Dir ja gut. — — Ach, warum hast Du mich nicht schon lang' zu Dir genommen — damals, als ich so einsam, so elend, so trostbedürftig war, mein Herz wie Wachs in der Hand dessen, der es nehmen wollte; warum hast Du es Andern überlassen?"

Er verstand sie. „Was ist zwischen Dir und Lambert vorgefallen?" frug er herb.

Da zog sie aus der Tasche ein Bündelchen oft gelesener Briefe hervor, löste mit zitterndem Finger das bunte Band, welches die Blätter umschlang, und gab sie ihm.

Er sah nur in das eine hinein; dann reichte er ihr das Päckchen stumm zurück, warf sich am Lager der Todten nieder und verbarg das Gesicht in den Händen.

Bebend stand sie dabei. „Verachtet mich nicht!" fing sie an, „Du hast kein Recht dazu. — Lang' hab' ich Dir meine Liebe nachgetragen, aber es war Dir nicht der Mühe werth, die Hand danach auszustrecken. — Was das Vermögen anbetrifft, so wird sich Lambert gewiß mit Dir abfinden."

„Geh'," sagte er, sie fortwinkend; „laß mich allein. Ich will nichts von Euch, ich weiß am besten, daß ich kein Recht darauf habe und daß Nichts in diesem Hause mehr mein ist."

XII.

Noch am selben Tag schrieb Adam an Lambert:

„Der Weg ist frei, komm. Bungert todt — Vetter Lorenz bewußtlos im Krankenzimmer. Du kannst ungehindert Deine Zwecke weiter verfolgen; ich werde Dir kein Hinderniß sein."

In der nächsten Woche kam Lambert, erst etwas gedrückt, beschämt, aber nicht lange.

„Du bist ganz allein Schuld," sagte er dem Freund; „ich nahm mir, was nicht mehr Dein war, warum sollte ich den kostbaren Stein, der verachtet am Weg' lag, nicht einstecken? Uebrigens, Du hättest nie verstanden, hier das Glück nach Deinem Geschmack zuzuschneiden."

Mit dem ihm eignen Organisationstalent brachte er die Fabrik wieder in

Gang, löste den verworrenen Knäuel der Ansprüche und Forderungen, der Pflichten und Rechte. Freilich hieb er hie und da durch, aber mit so sichrer Hand, daß Keiner zum Ueberlegen kam, ob es hätte anders sein können.

Noch einmal fing eine Art Glück an aufzublühn in Vetter Lorenz' Nähe. — Er konnte schon wieder im Gärtchen sitzen. Als er Lambert wiedersah, überzog dunkle Röthe sein Gesicht, ihm mochte wol etwas von jener schlimmen Scene auftauchen, die sie getrennt hatte — erschreckt reichte er ihm die Hand, wie ein Kind, das sich versöhnen möchte; seine Heftigkeit durch die übergroße Schwäche gedämpft. Man suchte ihm begreiflich zu machen, daß Lambert sein Sohn werden wolle, und er und Gundula schmeichelten dem Alten, bis er mit Allem zufrieden war, besonders weil durch diesen Bund das Wohlergehn der Fabrik gesichert schien — die Fabrik, das Einzige, wofür er noch Interesse und eine Art Verständniß hatte.

Gundula lebte sichtlich auf, suchte ihre buntesten Kleider hervor, hielt ihre lustigsten Kaffeekränzchen, in denen bei den Klängen eines verstimmten Spinets getanzt wurde. Lambert war die Seele von Allem. Er verstand vortrefflich, sich Gundelchens Wesen anzupassen, behandelte sie wie ein Kind, das sie war und immer bleiben würde, selbst als Matrone, eins von den Wesen, die nie erwachsen, wie es Knospen giebt, die sich nie entfalten. Lange findet man es reizend, endlich merkt man doch, daß etwas mangelt und es nicht das Rechte war.

Ihre Gespielinnen sagten ihr tausend Mal, sie begriffen nicht, wie sie je Adam den Vorzug hätte geben können, und zuletzt begriff sie es selbst nicht mehr.

Zu Glück und Frieden hoffte sie Adam zurückzulassen, als er eines Morgens, wie damals der Freund, das Bündel in der Hand, auf der Landstraße stand. Den Hochzeitstag wollte er nicht abwarten, wenngleich er an der Ruhe seines Gemüths merkte, daß auch seine Zuneigung nichts werth gewesen war — Alles Schein. — Verdorrend hatte diese Zeit seine Seele gestreift, kein Blättchen war daran ergrünt, keine Knospe geweckt für die Zukunft. — Arm und dürftig, mit einer elenden Empfindung, als hätt' er dort weder Echtes empfangen, noch gegeben, stand er an diesem Grenzstein seines Lebens. „Wofür," sagte er sich, „ist man oft drauf und dran, seiner Seele innerstes Leben zu verpfänden? Dann ringt uns das Schicksal den Lohn aus der Hand und spricht: Armer Tropf, du machtest die Rechnung ohne den Wirth!"

Ein lichter Septembertag hatte sich den Nebeln entrungen.

Als er auf dem Hügel stand, verließ ihn zuerst das dumpfe, gedrückte Gefühl, welches ihn beherrschte.

Neben ihm, über ihm lagen auf Büschen und Bäumen gleichsam unermeßliche Schätze funkelnder Thaubrillanten ausgebreitet und zwischen goldenen Sonnenstrahlen blitzten die silbernen Bäche.

„Willkommen," rief er entzückt, „ihr glitzernden Zeugen meines Reichthums! Fortan gedenk' ich wieder auf Wolken zu wandeln und auf dem Regenbogen in den Himmel zu spazieren. Wenn auch Lambert meint, man könne nicht von der Luft leben, frische Luft ist eine Hauptnahrung mitunter! Wer weiß, wie nah meine Zeit, eine ideale Zeit, die den ganzen materiellen Plunder Jener über den Haufen wirft. So etwas kommt oft mit einem Schlag, wie der Frühling.

Ich bin doch froh, daß mir die Flügel nicht gestutzt sind und ich sie noch hab', um ihr entgegen zu fliegen."

Muthig ging er der Stadt zu, die jetzt mit ihren Thürmen zu flimmern und funkeln begann, wie ein Gold-Californien.

„Poeten," sagte er sich, „müssen im dichtesten Gewühl, oder in der tiefsten Einsamkeit sein. Ich denke, ich probire Beides."

XIII.

Sechs volle Jahre hörten die Freunde nichts von einander. Adam benutzte die wiedergewonnene Freiheit, um wie ein Zugvogel immer dahin zu gehn, wo ihm ein Frühling blühte. Für die Ansprüche, die er machte, genügte seine Einnahme. Er kam sich öfter reich, als arm vor. Seit einiger Zeit war er wieder auf deutschem Boden. Er schrieb an Lambert:

„Da bin ich und will mir nun auch von Euch ein Stückchen Sonnenschein holen. Es ist mir übrigens sehr gut gelungen, mich mit den Schätzen, die mir zur Verfügung stehn, auf dieser reizenden Erde einzurichten. Ich bedarf gar keiner Weisheit dazu. Von den Dingen, die mich erfreun, hat man die meisten umsonst, oder vielmehr, man kann sie nicht kaufen. Diese Lustbarkeiten kommen direct aus Gottes Hand. Entzieht er sie mir eine Weile, so lieg' ich auf dem Trocknen, wie die Seemuschel bei der Ebbe, und freue mich doppelt, wenn die Fluth zurückkehrt. Von hier aus hab' ich ein Buch in die Welt geschickt, für das ich, nach Deiner Art zu rechnen, gute Beweise habe, daß man es liest. Ich lache mir in's Fäustchen, denn ich habe da manches zündende Wort eingeschwärzt, das allerlei heilige Flammen speisen soll, von denen die Menschheit glaubte, sie habe sie endlich erstickt mit dem nassen Lappen des Verstandes. Ist es Dir begegnet? Was haltet Ihr davon?" —

Lambert an Adam.

„Was ich von Deinem Buch denke? Daß Du viel Glück gehabt, weil Dein in die Trompete Stoßen mit günstigen Umständen zusammen traf, sonst wäre Dir statt der Glorie, die Dich jetzt umstrahlt, leicht ein Dornenkranz zugefallen. Aber der Erfolg stempelt die Sache. Nun bist Du der Held des Tages und man kann stolz auf Dich sein. — Auch ich halte etwas von der Kunst, nur auf meine Art, die freilich nicht die Deine ist. Ich habe mir immer die Position eines Mäcens gewünscht. Wie weit es mir gelungen, wirst Du sehn, wenn Du kömmst. — Gundelchen bittet Dich mit mir, sie hat Dir auch etwas zu zeigen, nämlich unsern prächtigen Jungen. — Mag der meinethalb Dichter werden, er wird genug Geld haben, um sich den Spaß zu machen, und wenn er es so gut trifft, wie Du, ist es auch keine schlechte Stellung. Glück muß man zu Allem haben. Komm, wir erwarten Dich mit Ungeduld."

XIV.

Ueber einige Zeit wanderte Adam auf dem Waldweg, der Fabrik zu. Sie stand noch stolz, die Gegend beherrschend, dasselbe Treiben um sie her —

grad' als sei er gestern fort gegangen. Die alten Bäume waren freilich nun alle gefallen, ein junger Aufschlag wuchs dürftig an ihrer Stelle. Die kleinen Tannen mit ihren duftenden Schößlingen schienen aber so hoffnungsgrün, neuen prächtigen Wald verheißend, daß Adam ein Wohlgefühl überschlich.

„Deine Schönheit ist unzerstörbar, liebe Erde," sagte er, sich auf das Haidekraut niederlassend, in dem es auch schon wieder wucherte und blühte; „wir sind rechte Kinder, die meinen, wenn man ihnen an einer Stelle das Gärtchen zerstört, es sei aus mit aller Herrlichkeit." Als er die Höhe überschritten hatte, blieb er staunend stehn — von Neuem vertauscht war der Ort.

Das hüglige Land, geschickt benutzt, bildete grüne Terrassen, welche in treppenförmigen Absätzen zu einer mächtigen Villa führten, die wie ein über Nacht entstandner Märchenpalast vor seinen Augen in einem Lichtmeer ruhte. Marmorne Säulen mit klassischem Capitäl trugen Hallen, Balcone, ein tiefgrüner Park gab den Hintergrund. Das lustige, sprudelnde Wasser lag hier als See, dort rauschte es auf in gewaltigen Fontainen, an andrer Stelle schlüpfte es flüsternd und rieselnd zwischen lieblichen Blumen. Ausländische Pflanzen breiteten ihre großen, üppigen Blätter und Blüthen aus zu Seiten der mächtigen Freitreppe, die in das Haus führte. Es war ein wundervoller Anblick, wol gemacht, einen Sinn, wie den Adam's, zu entzücken. Er stand, die Arme verschränkt, und suchte umsonst, das alte Bild hervorzulocken und zu fassen, wie das Alles in so kurzer Zeit entstanden sein konnte — da schlug ihm Einer auf die Schulter, es war Lambert.

„Willkommen!" sagte er, „nun, gefällt es Dir bei uns? Siehst Du, das ist Alles mit Geld gemacht; man muß nur verstehn, es anzuwenden. Sollte man nicht denken, ich wäre ein Künstler? Mögen es Andre für mich sein, wenn ich nur den Genuß davon habe."

„Der höchste Genuß," antwortete Adam, „ist das Schaffen; aber trotzdem bist Du ein glücklicher Mensch, hier wohnen zu können, inmitten all' dieser Schönheit, bei der man nicht weiß, ob Kunst oder Natur das Beste gethan."

„Sieh nur erst meine Galerie, hör' meine Musiker," fuhr Lambert stolz fort, „Alles ersten Ranges, Alles mein, denn ich kann es bezahlen; Du dachtest wol, ich sollte ein plebejisches Arbeitspferd werden? Nein, eine Kunst versteh' ich, und die angenehmste, nämlich zu genießen. Schade, daß nur zuletzt kein Magen, weder der geistige noch der leibliche, Alles verdauen kann, was Einem geboten wird, wenn man reich ist. Einen Kummer hab' ich — ich werde dick." —

Adam lachte. „Wenn das Dein größter ist!"

„Und krank," setzte Lambert hinzu.

Jetzt erst bemerkte Adam seine aufgedunsene, verschwommene Gestalt, nicht die markige Fülle des kräftigen Arbeiters Vetter Lorenz, eine bleiche, krankhafte Masse.

„Du mußt etwas für Dich thun!" sagte er.

„Ich thue nur zu viel," seufzte Lambert, „man schickt mich immer von einem Bad in das andere."

Sie gingen durch den Park. — Der Gärtner zeigte ihnen seine kostbarsten

Lieblinge in den Treibhäusern, erzählte, daß er sie heraufgezogen mit Sorg' und Müh' wie die Kinder.

„Er thut grad', als ob's seine wären, der hochmüthige Mensch," sagte Lambert unzufrieden, als sie heraustraten.

„Durch Pflege nimmt die Seele Besitz," antwortete Adam. „Uebrigens, ist es nicht einerlei, wem diese himmlischen Rosen gehören? Seh' ich sie doch wie Du, athme ihren köstlichen Duft."

„Es ist ärgerlich genug," meinte Lambert, „daß man sein Eigenthum nicht mehr für sich allein haben kann."

Sie stiegen die Marmortreppen im Hause hinan. Edle griechische Götterbilder, für Adam alte Bekannte, standen zu beiden Seiten und grüßten ihn vertraut, erzählend von hohen Lorbeerhainen, oder Marmorsälen, wo er sie zum ersten Mal mit entzückter Seele gesehn.

„Und er glaubt, er besitzt euch!" rief er innerlich, „euch, die er weder achtet, noch kennt, nicht versteht, kaum anblickt — deren Schönheit ihm verhüllt ist, als wärt ihr nicht da. Arme Verbannte, was wollt ihr hier? Es giebt Güter, die nicht Jeder fassen und halten kann; in solcher Hand wird ihr Gold zu Staub."

Wo ihn auch Lambert zwischen seinen idealen Schätzen herumführte, Galerie, Bibliothek, Adam blieb der Eindruck: und ob er es mit Gold aufwog, ihm gehört nicht ein Atom davon. Die hehren Götterbilder, als der Sonnenstrahl sie traf, schienen dasselbe zu meinen und über die Armuth, in der sie sich befanden, zu lächeln.

„Komme, wie Du willst, zu Tisch," sagte Lambert; „Dichter sind, was Toilette anbetrifft, meist Barbaren, man muß ein Auge zudrücken. Wir haben einige Gäste. Meine Frau ist schon seit einer Stunde bei der Toilette, das ist eine wahre Arbeit in jetziger Zeit."

Adam stand bestaubt von der Reise, ungemüthlich im fremden, raffinirt eleganten Zimmer. Er trat an das Fenster, wo eben ein herrlicher Sonnenuntergang seine Feier vorbereitete, mit Gluthwolken und grüngoldnen Büschen.

„O heilige Natur," dachte er, „zu deinen hehren Festen ist das zerlumpteste Kind geputzt genug; aber wenn die Menschen die ihren feiern, welch' ein Aufwand von Zuthaten!"

Auf dem grünen Plan saß eine Wärterin mit einem Kinde. Das kleine Ding rollte sich, uneingedenk des gestickten Röckchens, übermüthig zwischen Blumen und Gras herum. Sein goldnes Gelock schmückte es weit mehr als der kostbare Anzug. Oft stürzte es sich voll stürmischer Zärtlichkeit auf die häßliche Alte.

Mit eigenthümlichem Gefühl erkannte Adam in dem Knaben Gundula's Kind — Vetter Lorenz' Enkel, dem er glich in seiner kräftigen Schönheit.

Gundula trat jetzt herzu; es gab einen Kampf, eh sie des Kleinen mächtig wurde, welcher nicht von der Wärterin lassen wollte. Nur auf Zureden der Letzteren trug sie ihn endlich als Beute davon.

Bald darauf klopfte es leis an Adam's Thür. Er öffnete und Gundula stand davor, ihren goldgelockten Jungen auf dem Arm. Sie war in vollem,

etwas gewagtem Putz, den sie offenbar trug, als gehöre er nicht zu ihr. Besonders die endlose Schleppe wollte sich keiner ihrer Bewegungen mit Grazie anschließen. Dunkle Gluth überzog ihr Gesicht, als sie zum ersten Mal Adam wieder gegenüber stand. Ihm war sie fremd geworden.

„Ich wollte Dir doch meinen Jungen zeigen," sagte sie; „nachher, wenn die Gäste kommen, geht es nicht — meinen goldenen Schatz" — und sie küßte das Kind zärtlich, welches sich nur mit Widerstreben diese Liebkosung gefallen ließ. „Besäß' ich ihn nur mehr," fuhr sie fort; „die Kinderstube liegt so weit ab, ganz auf dem andern Flügel, Lambert kann keinen Kinderspectakel vertragen — die Wärterin hat ihn weit mehr als ich, eigentlich immer, wenn ich ihn mir nicht stehle." — Damit hieß sie ihn als große Vergünstigung für Adam ein Patschhändchen geben.

„Es ist das Beste, was ich unter allem Schönen hier gesehn habe," sagte er.

„Nicht wahr, es ist schön hier!" rief sie. „Haben wir nicht alles Mögliche aus dem alten Gerümpel gemacht? Von weit kommen die Leute, es zu sehn, und doch konnte es dem Vater nicht gefallen, nicht leiden mochte er den Anblick dieser herrlichen Hallen, dieser schattigen Laubgänge, ihm war Alles ein Dorn im Auge."

„Alte Bäume versetzt man schwer, Gundula — Du wirst ihn nicht fortbringen von der Fabrik."

„Weißt Du nicht, daß er todt ist?" antwortete sie tieferröthend.

„Todt!" rief Adam — „seit wann? warum schrieb, warum sagte es Lambert nicht?"

„Mich wundert, daß er es nicht erwähnte," meinte sie zögernd; „in diesen Tagen wird's vier Wochen. Er starb ganz plötzlich — wir hatten ihm hier Alles so schön eingerichtet, fürstlich, Zimmer, wie für einen Prinzen, aber er blieb nicht. Niemand konnte ihn halten, selbst der Wärter nicht, den wir ihm geben mußten. Jeden wußte er zu überlisten, schlich heimlich zu dem bekannten Platz, wol zwanzig Mal am Tag. Das alte Haus wurde abgerissen . . . . ."

„Abgerissen! Gundula!"

„Die Fabrik war verkauft," sagte sie, dem kleinen Burschen wehrend, der mit siegreichem Jauchzen ein Zerstörungswerk an ihrer Frisur vornahm. „Wir hofften, durch das Einreißen der alten Wohnung ihn am Besten von den früheren Verhältnissen zu lösen; — als wir aber sahn, wie er sich's zu Herzen nahm, hielten wir ein."

„Wie konnte Lambert die Fabrik verkaufen!"

„Das sind Geschäftssachen," antwortete sie ausweichend, „davon versteh' ich nichts. Lambert hat viel leiden müssen unter dem Vater, mehr als wol zu ertragen war, bis sie den Unglücklichen unter Curatel stellen mußten. Gott weiß, ich wollte, es wäre anders gekommen. Ich habe keine Freude seitdem an all' dieser Pracht. Schon des Jungen wegen wollt' ich, wir könnten es ungeschehn machen. Man wird klüger, wenn man Mutter ist, und wol auch etwas besser," fuhr sie fort, des Kleinen dicke Händchen küssend, „versteht die Eltern mehr —

mehr worauf es ankommt zum Glück. — Sie versichern zwar Alle, der Vater wäre nicht bei Sinnen gewesen, als wir die Fabrik verkauften, aber dennoch — ich kann die schlimmen Gedanken nicht los werden."

„Armer Vetter!" rief Adam, „du glaubtest die Fabrik fest gegründet in deiner Familie, und nun verschwindet sie schon in der ersten Generation! . . . Vielleicht, Gundula, war Dein Bübchen geschaffen, den Platz einzunehmen, der ihm bestimmt war; dem Großvater ist er aus den Augen geschnitten. Das habt Ihr nun verscherzt. Nehmt Euch in Acht! Wer weiß, es rächt sich an ihm, daß Ihr die Fabrik verkauft habt."

„Sprich nicht so," rief sie erschreckt. — „Manchmal fürcht' ich es auch. Oft ist mir, als säh' er mich vorwurfsvoll grad' mit des Vaters Augen an. O, ich wollte, er lebte noch."

Wagen auf Wagen rollte vor — hastig stand Gundula auf. „Die Gäste kommen," sagte sie; „auf Wiedersehn bei Tisch."

„Laß mich hier," antwortete Adam, „ich kann jetzt keine fremden Leute sehn, ich muß zu viel an den Tod des Vetters denken."

„Mir ist die Gesellschaft, schon nach vier Wochen, auch nicht recht," sagte sie entschuldigend; „aber Lambert verträgt keine Einsamkeit."

Damit gab sie das Kind der Wärterin und verschwand mit ihren rauschenden Gewändern in den erleuchteten Sälen.

Adam blieb verstimmt zurück. Es war ihm unheimlich dort. Fröhlicher Lärm scholl zu ihm empor.

„Erst vier Wochen todt," dachte er, „und dies wirkliche, für die Erde geschaffne Dasein, verwischt, verlöscht in seiner Eigenthümlichkeit, daß kaum Einer die Spur findet . . . . Seine Wohlthaten vergessen; wenn ihrer gedacht wird, nur noch im Vorwurf. All' seine Arbeit, all' seine Enthaltsamkeit, sein Fleiß, um diese giftige Blüthe des Genusses zu treiben, in der trotz aller Schönheit etwas Verwesendes liegt, das Körper und Seele tödtet."

Sein Entschluß wurde fest, fortzugehn. Er schrieb diesen Zettel an Lambert:

„Verzeih, wenn ich mich fortschleiche — vermissen werdet ihr mich nicht lang'. Es ist besser, wir sehen uns grade jetzt nicht wieder. Ich war dem armen Vetter viel Dank schuldig. Wie weit Du an ihm gefehlt, ich weiß es nicht, will mich auch nicht zu Deinem Richter aufwerfen. Für alle Schätze der Welt wäre mir dieser Preis zu hoch gewesen."

XV.

Als das Thor sich hinter ihm schloß, stiegen weiße Nebel zwischen den Büschen auf, das goldne Licht auf Blüth' und Blatt versank — Grau in Grau, gespenstisch, im Dämmerlicht, lag die Fabrik und warf einen dunklen Schatten über die Gegend. Das alte Haus des Vetters, halb zerstört, umweht von Tapetenfetzen wie von Geisterfahnen, lag ruinenhaft vor ihm, gestreift vom Nachtgeflügel. Eine Ecke daran mit Stroh gedeckt, als habe nothdürftig dort Jemand Unterkunft gesucht. All' die Niedlichkeiten des Gartens zerbrochen, zersprungen die silbernen Kugeln am Boden, kläglich zerfallen, wie Spielwerk, das seine

Zeit gehabt. Vor der Thür des Vetters alter Hund. Mühselig ermannte er sich zu winselndem Gebell, als Adam näher kam. Er wies die Zähne und knurrte, obgleich er ihn erkannte, denn er traute selbst Freunden nicht mehr. Hinter ihm erschien eine andre Gestalt aus jenen Tagen, ein invalider Diener des Vetters, dem man hier das Gnadenbrod gab.

„Sie sind's, junger Herr!" rief der alte Mann; „wie oft haben wir an Sie gedacht! Manches wäre anders gekommen, wenn Sie hätten bleiben können. Es ist hier nicht zum Wiedererkennen; ein alter Gehirnkasten durfte darüber wol in Verwirrung gerathen. Freilich für solche Pracht konnte man schon die Fabrik, und was drum und dran hing, hingeben."

„Wer ist jetzt der Besitzer?" frug Adam.

„Sie ist schon in dritter Hand," berichtete der Alte; „'s ist kein Glück und Stern dabei, Einer betrügt immer den Andern und vergißt, daß zuletzt Alle betrogen sind. Nur der Herr Lambert — der versteht's, sie über das Ohr zu haun, der hat sein Schäfchen im Trocknen — was thut's, wenn Andre darüber zu Schaden kommen! Mein armer, alter Herr! eh er durch die Krankheit so heftig wurde, war's doch ein guter Herr. Seht, sein Ende hätte einen Stein erweichen können. Man sagt droben, er verstand nicht, was geschah. Manches verstand er doch noch recht gut; ein Kind versteht's, wenn man ihm sein Lieblingsstück mit Gewalt aus der Hand reißt. — Ich war die letzte Zeit um ihn und weiß am Besten, wie es stand. Es litt unsern Herrn nicht dort unter ihren Spiegeln und Plüschmöbeln; er war ein einfacher Mann, und das Kleid, daß sie ihm anzwängen wollten, für ihn nicht commoder als eine Zwangsjacke. Er bat, er drohte, er weinte gar — es war jammervoll anzusehn. Nach Haus wollte er, endlich einmal wieder nach Haus. Wenn er konnte, machte er sich fort, trieb sich zerrissen, beschmutzt in der Gegend herum — 's war unangenehm für den reichen Herrn, den Schwiegerpapa vagabondiren zu lassen. Man schloß ihn ein, aber es machte das Uebel noch ärger. Ein Tobsüchtiger ist erst gar nicht zu verbergen. Sie ließen ihn frei und begannen das Haus einzureißen, welches ihm immer in Gedanken stand, in seinem Herzen war's aber eingemauert. Die Stelle hätt' er gesucht, und die konnten sie doch nicht vom Erdboden vertilgen. — Sie stellten also das Einreißen ein, machten ihm ein Zimmer zurecht, für uns Beide nothdürftig Quartier. Stundenlang saß er klagend in dem alten Gebäu, besah die zerrissenen Tapeten, fügte zusammen, sprach, als säh' er noch wie ehedem Alles um sich, und wäre Herr der Fabrik; auch mit Ihnen sprach er, Herr Adam; das Herz wendete sich Einem vor Mitleid im Leibe um. Manchmal kam die Wärterin mit dem Bübchen, dem kleinen Lorenz, aus dem Schloß, um ihn zu zerstreuen. Er liebte das Kind, drückte es an sich, und sprach, indem er auf die Trümmer wies, stolz: ‚Alles dein, ich hab's erworben für dich.' Ein Mal aber wollte er den Kleinen nicht wieder aus den Armen lassen, nur mit Gewalt rissen sie ihn fort und brachten ihn nicht wieder. — Von da ab war unser Herr verloren — kommen Sie, wollen Sie die Stelle sehn?"

Adam folgte schweigend. Der Alte ging mit unsicher flackernder Leuchte voran. Gespenstisch schien sich Alles zu bewegen, und doch war es nur der

Schein des Lichts. — Im altbekannten Zimmer des Vetter Lorenz blieb er stehn.

„Hier saß der arme Herr zum letzten Mal," sagte er, „ich hatte ihm selbst hinaufgeholfen. Dann mußt' ich ihn allein lassen, er vertrug keines Menschen Nähe mehr. — Man hielt es auch für ungefährlich. Wer hätte diesem zerstörten Körper so viel Kraft zugetraut! Die Verzweiflung gab sie ihm."

Der Diener öffnete die Thür, das rostige Schloß widerstand erst. Adam blickte hinab — wo sonst eine Stiege gewesen, sah man jetzt in schwindelnde Tiefe. Widrig rauschte und fluthete unheimlich düstres Wasser. Schaurig klagend schlug es an die stehengebliebenen Pfosten.

„Möglich," sagte der Alte, „daß unser Herr die wohlbekannte Treppe gesucht. Möglich! Im Schloß werden sie wol dergleichen wo nicht glauben, doch erzählen — genug, hier fand er, oder machte er seiner Noth ein Ende, und Jeder kann sich das Seine darüber denken . . ."

Erschüttert wendete Adam dem Haus des Vetter Lorenz den Rücken. Der alte Hund heulte hinter ihm her, und die Käuzchen riefen sich im Mondschein.

In der Burgruine fand er ein Obdach. Das Meer brachte ihm den ersten frischen Athemzug.

„Es geht Jeder seinen Weg," dachte er, „aber die Wenigsten erreichen auch nur annähernd das Ziel, das sie sich gesteckt haben. Verschlagen vom Hafen oft, Angesichts des Landes, weicht dann Alles wie Schatten vor uns zurück, wir selbst wenig mehr als ein Schatten."

XVI.

Der Morgen gab ihn sich selbst wieder — er frug die junge Frau nach Manchem, als sie ihm das Frühstück brachte, auch nach dem Künstler, der ja ein Kind des Orts war.

Sie antwortete darauf, wie Gundula. „Wissen Sie nicht, daß er todt ist? das weiß ja die halbe Welt!"

„Ich war sechs Jahre fort," antwortete Adam, „und das ist lang' für die Menschen."

„Besonders wenn sie alt sind," fuhr sie fort — „ihn aber hielt man für ewig jung — es war etwas Frisches, wie Immergrün, in seiner Natur. Sehn Sie, den hätte Jeder noch gern behalten — als der starb, war's, als ginge ein großer Baum ein, unter dessen Schatten sich's Viele wohl sein ließen. — Es ist eben ein Unterschied zwischen Alt und Alt. Wer unnütz ist, steht auch jung Jedermann im Weg. Auf dieser Stelle starb er, den Blick hinaus auf das Meer, sanft, wie ein Kind einschläft. Für das Mädchen aber war's hart — sie glaubte nicht, daß es ein End' haben könnte. Wir bekamen sie gar nicht vom Boden auf — absolut wollte sie auch fort — auch sterben — nun, man kann Jemand doch nicht lebendig mit in das Grab legen, und so mußte sie sich ermannen und mit dem, was ihr geblieben war, abrechnen. Gefehlt hat es ihr leiblich an Nichts, dazu hatte er zu viel Freunde. Sie wird zum Gesang ausgebildet werden, man läßt ihr nur noch ein wenig Zeit, um sich in das

neue Leben zu finden. Meistens ist sie im Wald mit meinem Jüngsten. Kinder und die liebe Natur thun das Beste in solchem Fall."

Adam bog bald darauf in den Waldweg ein. Meisen, Finken, all' die lustigen Gesellen, hüpften plaudernd vor ihm her, als wollten sie ihm den Weg zeigen; hie und da glänzte, ein schimmerndes Geheimniß, blaufunkelnd das Meer durch die zierlichen Zweige. Plötzlich öffnete sich der Wald und vor ihm lag, gleich erstarrten Wellen, ein andres Meer, welches das Leben verschlingt. Hügel an Hügel reihte sich — schattige Buchen, tiefdunkle Tannen umstanden wie Hüter den Platz. Dazwischen spielte neckisches Sonnenlicht und jagte sich ordentlich durch die rauschenden Blätter. An den vielen Kränzen und Rosen, die es bedeckten, erkannte er von fern das Grab des Lieblings der Menschen. Schaaren bunter und weißer Schmetterlinge flatterten wie befreite Seelen auf und ab — goldne Strahlen woben schimmernde Verbindung zwischen Himmel und Erde.

Auf dem sonnendurchwärmten Gras saß Crescentia, hatte den Kopf in die Hand gelegt und summte die Strophe, die Adam von ihr und dem Vater gehört, am Meer — es klang wie eine Frage, aber die Antwort fehlte darauf, war verstummt für immer. Neben ihr taumelte sich im Uebermuth, zwischen den hochaufgeschossenen Blumen und Kräutern, das wilde Bürschchen. Sie wehrte ihm nicht — lächelte aber auch nicht, so viel es schmeichelte und sie mit seiner kindischen Lust zu verlocken suchte. Ihr Aussehn fein und dürftig wie damals, sie selbst fast noch ein Kind.

Als Adam herankam, schreckte sie auf — erkannte ihn, suchte zu fliehen — besann sich aber, trat scheu auf ihn zu, gab ihm die Hand und frug:

„Weißt Du noch, was ich damals sagte? Jetzt bin ich arm dagegen, arm, weil ich viel hatte. — Mag man hier noch so reich sein — ein Augenblick — die Hand ist leer und man wird zum Bettler. — Gehört uns denn Nichts — gar Nichts in dieser Welt, haben wir an Nichts Eigenthumsrecht? Vor unsern dürstenden Lippen verwandelt sich plötzlich der Trunk in Gift. — Um uns Sonnenschein, wir aber, mit der Nacht in den Augen, können ihn nicht sehn. Sag' mir nichts von Trost — Trost widert mich an — versuche nicht, den Schmerz zu tödten, Schmerz ist ja das Einzige, worin ich ihn noch behalten kann."

Damit setzte sie sich nieder in das Gras, verbarg das Gesicht, kümmerte sich weder um Adam, noch um den Kleinen, und schluchzte, als sollte ihr das Herz brechen. Starr hörte das Kind auf zu spielen — es war sonst nicht ihre Art — erschreckt durch die Gewalt ihres Kummers; der Gedanke, es sei Unrecht, schlich durch sein kleines Gewissen.

„Du sei still," flüsterte es ihr zu, sie küssend — „der hört es, da drunten."

Sie aber weinte fort trostlos, um sie her Alles wunderbar froh und erquickend, dicht neben ihr die volle Lust der Natur, und doch für sie unerreichbar.

Stumm setzte sich Adam, den Kleinen an sich lockend, auf einen Baumstamm. Das Kind kroch dicht heran, wurde zutraulich, flüsterte mit ihm, zeigte

ihm allerlei Spiele, die es von dem Dahingegangenen gelernt, dem Kinderfreund, erzählte von ihm, Adam antwortete; Crescentia hatte den Kopf erhoben und lauschte. Da begann er die schöne Zeit hervorzurufen, in der ihr Vater dem seinen nah gestanden. Sie erwiderte mit den seligen Tagen ihrer Kindheit, bis zuletzt aus tausend kleinen Zügen des Verlorenen liebenswürdige Gestalt zwischen ihnen emporstieg — wirklich, lebendig, als wär' er in irdischer Gegenwart zu ihnen getreten.

Das Mädchen hörte auf zu weinen, ja dann und wann strich bei der Erinnerung wonniger Zeiten ein scheues Lächeln über ihre Züge — die Gedanken an ihn weckten den sonnigen Schein, den er immer, wo er auch war, über das Leben gebreitet hatte.

„Crescentia," sagte Adam, „fühlst Du, daß er uns jetzt näher ist, als im Schmerz?"

„Ich fühl's," antwortete sie.

Und das Kind jauchzte, sie wieder freundlich zu sehn.

„Wo Macht und Reichthum sonst ein Ende hat," fuhr Adam fort, „hat sein Geist noch Fülle und Kraft, zu beglücken . . . Wer mit ihm gelebt, kann ihn nie verlieren."

„Ich versteh'," sagte sie, den Kopf senkend und das Bübchen an sich ziehend; „aber es ist doch nur ein Schatten von dem, was mein war."

„Selbst solch ein Schatten," rief er, „ist oft wirklicher, näher, beglückender, als manches Dasein, welches in vollem Leben neben uns hergeht, hohl und stumm wie ein Schemen. Das Grab ist es nicht, wo ich ihn suche — mit uns, in jedem Herzschlag, in jedem Gedanken, da will ich ihn finden. Ihm nach wollen wir, Crescentia, auf dem selben Weg zusammentreffen, — scheinbar arm — wirklich reich — los vom Besitz — los vom Irdischen, und doch festgewurzelt auch schon auf Erden in dem, was ewigen Werth hat — mit heißem Begehr das Gold suchend, welches in der Seele geprägt wird, sei es durch Lust oder durch Schmerz, aber echt in Beidem."

Das Mädchen nickte, durch Thränen lächelnd, und reichte ihm die Hand.

Lang' sah er sie noch stehn, wenn er sich umwandte, beglänzt von der Sonne, das Knäbchen im Arm, — eine lichte Verheißung der Zukunft!

Ferdinand Lassalle
vor der Agitation.

Von **Georg Brandes.**

4.

Zuerst und vor Allem kehrte Lassalle jetzt zu seinem „Heraklit" zurück. Wie das Buch gedruckt vorliegt, ist es für den aufmerksamen Leser nicht schwer, gleichsam zwei Hände darin zu spüren. Der reife Mann hat redigirt und herausgegeben, was der Jüngling erforscht und gefunden hatte. Unverkennbar hat eine geschichtlichere Auffassung im Laufe der Jahre die frühere streng metaphysische und rein hegelianische abgelöst. Nichtsdestoweniger giebt das Buch ein verhältnißmäßig getreues Bild von Lassalle's wissenschaftlichem Leben in seinen jüngeren Jahren. „Die Philosophie Herakleitos des Dunkeln" ist eine Studie in Hegel'schem Geiste, eine Studie zur Geschichte der Philosophie. In Lassalle's Organisation war Etwas, das ihn mächtig zu der in seiner ersten Jugend absolut siegreichen Hegel'schen Philosophie hinziehen mußte: die dialektische Anlage seiner Natur und sein Drang, in den Besitz eines Schlüssels oder Dietrichs zu gelangen, mittels dessen er sich den Weg zu jenem Verständniß und Wissen verschaffen könne, welches Macht ist. Was verhieß nicht die Hegel'sche Philosophie ihren Pflegern! Daß Lassalle ein besonderes Interesse für Heraklit empfand, war, wie sich schließen läßt, zunächst in dem leidenschaftlichen Hange seines Geistes begründet, sich mit Schwierigkeiten abzugeben, die jeden Anderen zurückschrecken würden — seit dem grauen Alterthum führte Heraklit ja den Beinamen des Dunklen, und was von ihm erhalten war, bestand nur aus wenigen zerstreuten Fragmenten und erforderte gründlichste Kenntniß der ganzen classischen Literatur, um ergänzt und verstanden zu werden; — sodann spürte unverkennbar der begeisterte Hegelianer Lust, einen Geist zu schildern, der ihm als ein früher Vorläufer Hegel's selbst und als ein solcher erschien, der eben wegen seiner Verwandtschaft mit dem modernen Meister unverstanden geblieben war; — endlich fühlte der junge stürmische Apostel der Gegenwart sich hingezogen zu

einer Größe des Alterthums, welche nach manchem uns aufbewahrten Charakterzuge mit Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten ausgestattet war, die er in seiner eigenen Seele gähren fühlte. Auch von Heraklit hieß es ja, „er habe alle Ruhe und Stillstand aus der Welt verbannt, die ihm nur absolute Bewegung gewesen", und mit welcher Genugthuung ruft Lassalle einmal aus: „Man sieht, daß Heraklit weit entfernt war von jener Apathie, welche den ethisch-politischen Raisonnements der späteren Stoiker eine so tiefe Langweiligkeit einflößt. Es war Sturm in dieser Natur!" *)

Wie fast alle Schriften Lassalle's einen Protest wider den Irrthum enthalten, eine einzelne Disciplin oder eine einzelne Wissenschaft in geistloser Isolirtheit betrachten zu wollen — ein Zug, in welchem sich sein angeborener Blick für das Ganze und Große offenbart —, so beginnt auch dies Werk mit der Betonung des Satzes, daß „jetzt, wo die Geschichte der Philosophie aufgehört habe, für eine Sammlung von Curiosis zu gelten, wo auch der Gedanke als ein historisches Product und die Geschichte der Philosophie als die Darstellung seiner continuirlichen Selbstentwicklung begriffen werde, die Zeit kommen müsse, wo die Geschichte der Philosophie eben so wenig, wie diejenige der Religion, der Kunst, des Staats oder der Lebensformen der bürgerlichen Gesellschaft, als eine isolirte Disciplin werde aufgefaßt und dargestellt werden". Man darf sich indeß durch den Nachdruck, der hier auf eine historische Entwicklung gelegt wird, nicht verleiten lassen, Lassalle's Standpunkt in diesem Werke für minder hegelianisch und mehr modern zu halten, als derselbe in Wirklichkeit ist. Das Vorwort, welches dies Historische so scharf accentuirt, gehört ja unzweifelhaft zu den allerletzten Partien des Werkes. Im Uebrigen ist der Standpunkt rein metaphysisch. Wird der wissenschaftliche Gedanke hier auch ein historisches Product genannt, so werden die Kategorien des Gedankens doch als ewige metaphysische Wesenheiten betrachtet, deren Selbstbewegung und „Umschlag" die Geschichte erzeugen. Die Philosophen werden nicht nach ihrer totalen psychologischen Entwicklungsstufe, sondern nach dem Platze geordnet, den die Kategorie, als deren Repräsentanten sie aufgefaßt werden, im System einnimmt. Heraklit entspricht dem Werden, Parmenides dem Sein; folglich wissen wir a priori, daß Parmenides, wie hoch er auch als Geist über Heraklit stehe, vor und unter ihn gestellt wird **).

Hiemit soll jedoch nicht im entferntesten angedeutet werden, daß Lassalle Heraklit nicht verstanden habe. Im Gegentheil. Gerade die hegelisch-metaphysische Methode schlug vortrefflich an, wo es das Verständniß eines Denkers galt, dessen Stärke und Originalität in einer bis zur Grenze der Sophistik entwickelten Dialektik lag. Ich mochte mich in diesem Punkte nicht auf mein eigenes Urtheil allein verlassen; ich habe daher einen Mann, welcher auf diesem Gebiet eine Autorität ist — einen Professor der Philologie an der Berliner Universität — gefragt, wie weit Lassalle nach seiner Ansicht Heraklit verstanden

*) Lassalle: Herakleitos, Bd. I, S. 51, und Bd. II, S. 443.

**) Lassalle: Herakleitos, Bd. I, S. 35. Vgl. Lazarus und Steinthal: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachkunde, Bd. II, S. 333.

habe, und ich erhielt die charakteristische Antwort: „Gewiß hat er ihn verstanden. Ein normal angelegter Philolog wird Heraklit nicht verstehen, ja darf ihn gar nicht verstehen. Aber man kann nicht leugnen, daß Lassalle ihn verstanden hat, und daß sein Buch ein ausgezeichnet tüchtiges Werk ist".

In der Auffassung und Wiedergabe von Heraklit's Metaphysik spürt man den schulgerechten Hegelianer: „Der Begriff des Werdens, die Identität des großen Gegensatzes von Sein und Nichtsein ist das göttliche Gesetz. Die Natur selbst ist nur die verkörperte Verkündigung dieses ihre innere Seele bildenden Gesetzes von der Identität des Gegensatzes. Der Tag ist nur diese Bewegung: sich zur Nacht zu machen, die Nacht nur dies: zum Tag zu werden, der Sonnenaufgang ist nur ein ununterbrochener Niedergang ꝛc. Das All ist nur die sichtbare Verwirklichung dieser Harmonie des sich Entgegengesetzten, die durch alles Seiende hindurchgreift und es regiert" .... „Dieser versöhnte Widerspruch, das daseiende Nichtsein, ist der Kern und die ganze Tiefe (sic!) seiner Philosophie. Man kann vorläufig sagen, daß diese in dem einzigen Satze besteht: Nur das Nichtsein ist." *)

Ist also die Methode, welche Lassalle bei seiner historisch-philosophischen Forschung anwendet, rein hegelianisch, so erhellt andererseits eben so deutlich, daß das Hauptinteresse an dem Gegenstande seiner Forschung für ihn darin lag, seinen großen Meister hier vorgebildet zu sehen. Wäre Hegel gegen den Schluß des sechsten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung im asiatischen Griechenland geboren, so wäre er Heraklit geworden. Von Heraklit hatte man ja schon im Alterthume bemerkt, daß er, welcher die Gegensätze als Urprincip setze, mit dem Satze des Widerspruchs nicht einverstanden sei (Bd. I., S. 119). Heraklit hatte ja schon mit einer an Spinoza's Pantheismus erinnernden Wendung erklärt, daß „dem Gotte Alles schön und gerecht sei, die Menschen aber das Eine als ungerecht, das Andere als gerecht angenommen haben" (Bd. I., S. 92). Und bei Heraklit schon fand sich die philosophische Neigung, welche zur Blüthezeit des Hegelianismus so vorherrschend war, bei jeder Gelegenheit dem gesunden Menschenverstande unangenehme Wahrheiten zu sagen. Lassalle bemerkt selbst (Bd. II., S. 276): „Wenn eine moderne Philosophie sich darin gefiel, wiederholt hervorzuheben, daß gerade das scheinbar Bekannteste und Alltäglichste, was Jedermann ganz von selbst zu wissen glaube, dennoch vielmehr gerade am wenigsten gewußt werde und von einer dem reflectirenden Verstande schlechthin unfaßbaren Natur sei, so ist es Heraklit gewesen, der, als erster Verkünder einer wahrhaft speculativen und sich als solche erfaßt habenden Idee, auch zuerst diesen

*) Lassalle: Herakleitos, Bd. I, S. 24 und 35. — Ganz hat Lassalle den Hegel'schen Jargon nie überwunden. In seiner Tragödie „Franz von Sickingen" spricht Karl V. von seinen Zwecken, und sagt dann rein hegelianisch:

Wenn Ihr die meinen
Zu Eures Wollens Inhalt machen könnt —
Dann, Franz, dann sollt Ihr steigen.

Noch in seiner letzten größeren Schrift: „Capital und Arbeit" „schlagen die Begriffe um". Vgl. auch im „System der erworbenen Rechte", Bd. II, S. 9, die Ausführung von der „dialektischen Thätigkeit des Begriffs".

selben Ausspruch über die Ohnmacht des unspeculativen Denkens und des subjectiven Verstandes gethan hat".

Heraklit's Ethik, sagt Lassalle (Bd. II., S. 431), faßt sich in den Einen Gedanken zusammen, der zugleich der ewige Grundbegriff des Sittlichen selbst ist: „Hingabe an das Allgemeine". Das ist zugleich griechisch und modern; aber Lassalle kann sich das Vergnügen nicht versagen, in der speciellen Ausführung dieses Gedankens bei dem alten Griechen die Uebereinstimmung mit Hegel's Staatsphilosophie nachzuweisen (Bd. II., S. 439): „Wie in der Hegel'schen Philosophie die Gesetze gleichfalls aufgefaßt werden als die Realisation des allgemeinen substantiellen Willens, ohne daß bei dieser Bestimmung im geringsten an den formellen Willen der Subjecte und deren Zählung gedacht wird, so ist auch das Allgemeine Heraklit's gleich sehr von der Kategorie der empirischen Allheit entfernt".

Doch nicht nur wegen der Analogie mit Hegel, sondern wegen der Uebereinstimmung mit Lassalle's innigster politischer Ueberzeugung hebt er dies Moment hervor. Seit seiner frühesten Jugend hatte ja auch er im Staatsgedanken Moral und Recht und Vernunft incarnirt gesehen. Die Begeisterung für diese Idee, der Glaube an die Mission des Staates nicht nur als Beschützer, sondern als Förderer von Recht und Cultur, geht durch alle seine Schriften. Man spürt sie in seinen gelehrten wissenschaftlichen Arbeiten, wie hier in „Heraklit"; sie offenbart sich stärker, wiewohl nur stellenweise aufblitzend, in seinem großen juristischen Werke („System der erworbenen Rechte", Bd. I., S. 47; Bd. II., S. 603 ff.), bis sie endlich in seinen politischen und ökonomischen Agitationsbroschüren mit leidenschaftlicher Polemik wider die Manchester-Theorie und mit all' jener Wärme der Ueberzeugung verkündet wird, die ihn als Redner und Schriftsteller so geliebt und gefürchtet machte.

Der Gegensatz zwischen Heraklit und Lassalle ist auf diesem Punkte nur der, daß man aus der Staatstheorie des griechischen Denkers sehr wohl begreift, wie er, trotz seines Respects für das Allgemeine, in den schärfsten Gegensatz zu der Massenherrschaft in seiner Vaterstadt Ephesus treten mußte, daß man aber weit schwieriger einsieht, wie Lassalle aus seinem analogen Grundbegriffe vom Staate zu practischen Consequenzen gelangen konnte, die eher von Rousseau als von Hegel stammen. Hier fand jedoch bei dieser interessanten Individualität eine innere Spaltung von der Art statt, wie sie uns bei hervorragenden Geistern so häufig begegnet. Aus Instinct und kraft seiner Grundprincipien war Lassalle ein Vergötterer der Intelligenz, der objectiven Vernunft und daher ein leidenschaftlicher Gegner und Verächter der öffentlichen Meinung und der Zahl. Aus Ueberzeugung dagegen und kraft seiner politischen und practischen Principien war Lassalle bekanntlich ausgeprägter Demokrat, consequenter und siegreicher Vertheidiger des allgemeinen Stimmrechts, Vorkämpfer für eine Art von Massenherrschaft, die die Geschichte zuvor nicht gesehen hat. Geistesaristokrat und Socialdemokrat! größere Gegensätze, als diese, kann ein Menschenherz umfassen, aber man hegt sie nicht ungestraft in seinem Gemüth. Was wir hier berühren, ist in der Welt der Principien derselbe Contrast, der rein äußerlich zu Tage trat, wenn Lassalle mit seiner ausgesucht eleganten Kleidung,

seiner ausgesucht feinen Wäsche und seinen Lackstiefeln in und zu einem Kreise von Fabrikarbeitern mit rußiger Haut und schwieligen Händen sprach.

Aber bestand nun auch in dieser Hinsicht ein gewisser Contrast zwischen Lassalle und dem von ihm bewunderten Griechen, so fühlt man doch die Aehnlichkeit, so bald man die Schilderung von Heraklit's Persönlichkeit mit seinem unglaublichen Selbstgefühl und seiner Menschenverachtung liest. Welche Vorstellung von seinem Werthe muß ein Mann gehabt haben, der, wie Heraklit, mehr als einmal (Bd. II., S. 269 u. 281) äußerte, „daß die Menschen schlechthin unvernünftig seien, und daß er allein wisse, während alle Anderen wie im Schlafe handeln", oder der von seinen Mitbürgern nicht nur im Allgemeinen sagte, „sie verdienten, gehenkt zu werden, da die Masse sich doch nur mäste wie das Vieh", sondern der bei einem bestimmten einzelnen Anlasse, der Vertreibung seines Freundes Hermodoros, bemerkte (Bd. II., S. 442): „Den Ephesiern gebührt, wie sie erwachsen sind, Allen, erwürgt zu werden, und den Unmündigen, die Stadt zu verlassen, da sie den Hermodoros, den Trefflichsten von ihnen, vertrieben haben, sagend: Bei uns soll Keiner der Trefflichste sein; ist aber Einer ein Solcher, so sei er es anderswo und bei Andern". Wer mag daran zweifeln, daß diese Worte oftmals Lassalle in den Sinn gekommen sind, als er ein Jahr vor seinem Tode sich überall gehaßt und verleumdet sah, jahrelange Einkerkerung als Perspective vor Augen hatte, und von Obrigkeit und Presse verfolgt, auf Lauheit bei dem größten Theil Derjenigen stieß, denen er helfen wollte und denen er seine Ruhe opferte. Man dürfte kaum eine treffendere Parallele zu jenen verzweiflungsvoll-selbstbewußten Aeußerungen Heraklit's finden, die von einer wahrhaft timonischen Bitterkeit und Menschenverachtung zeugen, als Lassalle's, übrigens glänzend geschriebene, „melancholische Meditation" am Schlusse seiner Schrift „Capital und Arbeit":

„Und diese absolute Versimpelung des Bürgerthums — in dem Lande Lessing's und Kant's, Schiller's und Goethe's, Fichte's, Schelling's und Hegel's! Sind diese geistigen Heroen wirklich nur wie ein Zug von Kranichen über unsern Häuptern dahin gerauscht? Ist von der immensen geistigen Arbeit, von der innerlichen Weltwende, die sie vollbracht, Nichts, Nichts, gar Nichts auf die Nation gekommen, und besteht der deutsche Geist wirklich nur in einer Reihe einsamer Individuen, welche, jeder das Erbtheil seiner Vorgänger treu übernehmend, ihre einsame und für die Nation fruchtlose Arbeit in bitterer Verachtung ihrer Mitwelt fortsetzen? Welcher Fluch hat das Bürgerthum enterbt, daß von all' den gewaltigen Culturarbeiten, die in seiner Mitte geschahen, daß aus dieser ganzen Atmosphäre von Bildung kein einziger Tropfen befruchtenden Thaues in sein immer mehr vertrocknendes Gehirn gefallen? ... Der Bürger feiert unsern Denkern Feste — weil er niemals ihre Werke gelesen! Er würde sie verbrennen, wenn er sie gelesen hätte ... Er schwärmt für unsere Dichter, weil er einige Verse von ihnen citiren kann oder dies und jenes Stück von ihnen gesehen und gelesen, aber sich niemals in ihre Weltanschauung hineingedacht hat!"

Noch eine Uebereinstimmung, die letzte zwischen Heraklit und Lassalle, bildet der trotz des Selbstgefühls und des Stolzes so leidenschaftliche Drang nach

Ruhm und Ehre, nach der Bewunderung und dem Lobe Anderer. Heraklit hat das oft citirte Wort gesprochen (Bd. II., S. 434): „Die größeren Schicksale erlangen das größere Loos". Und er hat gesagt, was das rechte Licht auf diesen Satz wirft (Bd. II., S. 436), „daß die Menge und die sich weise Dünkenden den Sängern der Völker folgen und die Gesetze um Rath fragen, nicht wissend, daß die Menge schlecht, Wenige nur gut, die Besten aber dem Ruhme nachfolgen. Denn", fügt er hinzu, „es wählen die Besten Eins statt Allem, den immerwährenden Ruhm der Sterblichen". Ruhm war für Heraklit also gerade jenes größte Loos, welches das größere Schicksal erlangen kann; sein Trachten nach Ehre war nicht nur das unmittelbare, welches im Blute liegt, sondern ein durch Reflexion und Philosophie begründetes. „Der Ruhm", sagt Lassalle, „ist in der That das Entgegengesetzte von Allem, das Entgegengesetzte gegen die Kategorie des unmittelbaren realen Seins überhaupt und seiner einzelnen Zwecke. Er ist Sein der Menschen in ihrem Nichtsein, reine Fortdauer im Untergang der sinnlichen Existenz selbst, er ist darum erreichte und wirklich gewordene Unendlichkeit des Menschen", und mit Wärme fügt er hinzu: „Wie dies der Grund ist, weshalb der Ruhm seit je die großen Seelen so mächtig ergriffen und über alle kleinen und beschränkten Zwecke hinausgehoben hat, wie dies der Grund ist, weshalb Platen von ihm singt, daß er erst annahen kann „Hand in Hand mit dem prüfenden Todesengel", so ist es auch der Grund, weshalb Heraklit in ihm die ethische Realisirung seines speculativen Princips erblickt".

Mag diese Schätzung von Ehre und Ruhm nun auch noch so sehr mit Heraklit's metaphysischem System übereinstimmen, so steht doch fest, daß es ein starker logischer Widerspruch ist, dies Trachten nach Anderer Bewunderung mit jener tiefen Verachtung des Urtheils der Anderen zu verbinden. Aber was sich *logisch* nicht vereinigen läßt, das läßt sich, wie die geringste Weltkenntniß lehrt, *psychologisch* ganz trefflich versöhnen, und deshalb können wir auch bei Lassalle einen Stolz, der nie das Spiel verloren giebt, noch sich beugt, eng gepaart finden mit einem unwiderstehlichen Drange, Lob und Complimente zu ernten und fremde Bewunderungs- oder Beifallsäußerungen einzustreichen. Mißverstehe man mich nicht! Nichts ist natürlicher, Nichts menschlicher, als sich über den Beifall und das Lob der Besten zu freuen. Wer für dergleichen völlig gleichgültig wäre, der würde nicht leicht Schriftsteller werden, nicht leicht in irgend einer Richtung hervortreten. Ja, man kann weiter gehen und sagen: für den Schriftsteller und für den Redner ist ein gewisses Maß von Anerkennung geradezu eine Nothwendigkeit, ist die Bedingung, ohne welche er als solcher nicht Athem holen kann. Er kann sich jedoch, wenn die Strömung wider ihn geht, wie es bei Lassalle der Fall war, mit Privatbeweisen der Anerkennung begnügen, und er müßte sich sehr ungern und kaum einmal unter der schlimmsten Verkennung auf solche Privathuldigungen berufen. Allein dieser Versuchung konnte Lassalle nicht widerstehen, dazu reichte sein Stolz nicht aus; er beruft sich am unrechten Orte und ohne wahres Taktgefühl auf Privatanerkennungen seines Strebens. Es ist mehr als ein oratorischer Fechtergriff bei ihm, es ist eine Sache, die ihm ganz natürlich fällt. Ich meine hier nicht den Umstand, daß er dann und wann mit aufbrausendem Selbstgefühl ausspricht, was die

reine Wahrheit ist und was er all' den Lügen und Entstellungen gegenüber, die wider ihn vorgebracht wurden, mit Fug und Recht sagen durfte, daß er kein Dilettant, sondern ein Mann der Wissenschaft, und ein bedeutender, ein überlegener Mann der Wissenschaft sei, welcher dauernde Werke, ja ein epochemachendes Hauptwerk geschaffen habe. Ich meine vielmehr seine unselige Vorliebe für den Lärm und Trommelschall der Ehre, für ihre Pauken und Trompeten, die er selbst bei geringen Anlässen forderte oder sich zusprach. Was soll man dazu sagen, daß er sich Arbeitern gegenüber rühmt*), in einer literarischen Satire einen bekannten Journalisten und Literarhistoriker angegriffen zu haben „unter dem rauschenden Beifall der größten Gelehrten und Denker Deutschlands, die mir dafür mündlich und brieflich die Hand schüttelten". Die Herausgabe des erwähnten witzigen und übermüthigen, aber durchaus formlosen Pamphlets verwandelt sich für ihn in eine geistige Großthat. Und wie tief dieser Charakterzug bei Lassalle liegt, fühlt man erst recht, wenn man denselben auch dort, wo er frei dichtet, bei seinem Lieblingshelden Ulrich von Hutten in dem Drama „Franz von Sickingen" hervortreten sieht. Mit einem Pathos, das tief aus Lassalle's Innerstem kommt, schildert Ulrich, wie ihm zu Muthe ward, als „die finstre Glaubenstyrannei" wieder ihr Haupt in Deutschland erhob, als die festgeschlossene Phalanx der Dunkelmänner wider die neu erwachte Wissenschaft aufstand, und Köln, „die deutsche Residenz der Priestertücke", Reuchlin und seine Schriften verketzerte. Der Anlauf ist vorzüglich, selbst das Lärmende und Polternde der Diction ist an seinem Platze, bis wir endlich wieder auf das unselige Appelliren an den Applaus stoßen:

Ich wußte jetzt, wozu ich ward geboren,
Wozu so hart gehämmert in des Unglücks Esse!
Wie sich in's Meer die Woge tosend stürzt,
Wie Brandung von dem Ufer widerschlägt,
So stürzte ich mich flammensprühnden Auges,
Zitternd vor Leidenschaft, vor Wollust rasend,
Kopfüber in den ungeheuren Streit.
Des Zornes Axt, des Spottes Stachelkeule
Schwang ich zermalmend auf der Gegner Haupt,
Unter Europas lautem Beifallklatschen
Und seines schallenden Gelächters Wucht
Ihr Jammerdasein auf der Parodie
Schaubühne an den offnen Pranger schlagend.
Doch eine Welt von Haß erzeugt' ich mir,
Die mit mir ringt, der ich entgegen ringe
Auf Tod und Leben, Brust an Brust gedrängt!

Nach der hier gegebenen Darstellung wird es vielleicht minder überraschend erscheinen, als man auf den ersten Blick finden möchte, daß Lassalle einen so großen Theil seiner Jugend auf das Studium eines Geistes verwandt hat, der uns an Zeit und Cultur so fern liegt. Man wird bemerkt haben, daß jener Denker nicht nur in seiner logischen Anlage und seiner dialektischen Tendenz, sondern auch in seiner Ethik mit ihrem Anpreisen des Staates und der Auf-

*) Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag.

opferung für das Allgemeine, ja selbst in seinen persönlichen Eigenschaften, Tugenden sowohl wie Lastern, ganz auffällig mit dem jungen Bewunderer übereinstimmte, dessen Eroberung er ein Paar tausend Jahre nach seinem Tode machte, kraft desselben Gesetzes, welches Sokrates einen so leidenschaftlichen Verehrer in Sören Kierkegaard erschuf *).

5.

Ich habe schon erwähnt, daß der Zeitraum von Lassalle's Leben, welcher durch das Studium Heraklit's und durch die Processe der Gräfin Hatzfeldt in Anspruch genommen ward, auch sein erstes politisches Auftreten und dessen Folgen umfaßt.

Wenige Monate nach dem Kölner Processe finden wir Lassalle wieder auf der Anklagebank, diesmal zu Düsseldorf, und nach seinem eigenen Ausdrucke „so gespickt mit Criminalverfolgungen, wie der Panzer eines Kriegers mit Pfeilen". Die große social-politische Bewegung des Jahres 1848 hatte ihn mit Gewalt seinem Privatkampfe entrissen. Trotz seiner Jugend war er eins der einflußreichsten und thätigsten Mitglieder der damals in Deutschland so zahlreichen republikanischen Partei; trotz seiner Jugend war er ein Führer. Er hielt politische Versammlungen und sprach dort, er ließ Placate an den Straßenecken anschlagen, in denen er zu bewaffnetem Widerstande aufforderte, als die preußische Regierung im November 1848 durch einen Verfassungsbruch die Nationalversammlung für aufgelöst erklärte. Verhaßt durch die Hatzfeldt'sche Affaire, gefürchtet wegen seines entschlossenen und unerschrockenen Auftretens, ward er, sobald die Contrerevolution sich im Besitze der Uebermacht fühlte, in's Gefängniß geworfen, und durch jede erdenkliche Chikane ließ man die Untersuchungshaft und die Voruntersuchung sich über ein halbes Jahr hinaus erstrecken.

Die Rede, welche Lassalle jetzt vor seinen Richtern hielt, ist nach meiner Ansicht eins der bewunderungswürdigsten Zeugnisse von Mannesmuth und Beredtsamkeit bei einem Jüngling, welche die Weltgeschichte aufweist. Wüßte man es nicht, so würde kein Mensch glauben, daß ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren diese Rede gehalten. Hier ist Lassalle schön. Hier steht er beseelt und von innen her beleuchtet von dem edelsten, reinsten Pathos, das ein Menschenherz erfüllen kann, ohne daß man eine einzige Secunde an der Echtheit und Tiefe des Gefühls zweifelt. Hier führt er die Klinge des Wortes mit einer Kraft und Kunst, einer Eleganz und Wucht, die sich überhaupt nicht übertreffen läßt, und zwar ohne einen Augenblick mit seiner Gewandtheit zu prunken. Hier steht er zum ersten Mal licht und schön auf der Höhe seines Wesens. Diese Rede hat den ganzen frischen Farbenschmelz der ersten Jugend, ohne an einer einzigen Stelle jugendlich blümerant oder schwülstig zu sein. Orla Lehmann's Beredtsamkeit scheint, mit dieser verglichen, um ein halbes Jahrhundert zurück zu liegen. Aber wie soll man eine politische Rede schildern, deren Kennt-

*) Ueber diesen geistvollen Denker findet man Näheres in A. Strodtmann's Buche: Das geistige Leben in Dänemark, S. 95 ff.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

niß man nicht bei Jedem voraussetzen kann, und deren Stärke so gleichmäßig über alle Punkte vertheilt ist, daß man sie ganz kennen muß, um sie richtig zu würdigen? Man kann und muß einige Citate herausheben — natürlich, aber das Citat giebt nur eine schwache Vorstellung von dem bewegten Leben der Rede, ein Eimer Wasser ist keine Welle mehr.

Höchst charakteristisch beginnt die Rede mit der Erklärung, sie wolle sich nicht mit der Vertheidigung als solcher befassen, welche der Defensor geführt habe, sondern mit der Anklage, — der Anklage, welche der Redner dem gegen ihn gerichteten Verbrechen entgegen schleudern wolle, dessen Corpus delicti der Anklageact bilde. Noch charakteristischer beginnt Lassalle mit den Worten, er werde stets mit Freuden bekennen, daß er seiner inneren Ueberzeugung nach auf durchaus revolutionärem Standpunkt stehe, daß er „ein Revolutionär aus Princip" sei. Doch will er seine Vertheidigung nicht von diesem Standpunkte herab führen, da die Regierung denselben naturgemäß nicht anerkenne. Man kann, sagt er, keinen Gegner ernsthaft treffen und verwunden, wenn man auf wesentlich verschiedenem Standpunkte mit ihm steht. Die Waffen erreichen sich dann nicht und Jeder ficht in's Leere. Man kann einen Gegner von diametral verschiedenem Standpunkt aus wohl widerlegen, indem man die Unwahrheit seiner Grundprincipien aufzeigt; aber man kann ihn dann nicht beschämen, ihm keine Inconsequenz, keinen Verrath an den Principien nachweisen, zu denen er sich selbst bekennt oder scheinbar doch bekennen muß. „Im Interesse des Angriffs also und seiner schneidenden Schärfe will ich mich herbeilassen, auf den Standpunkt herabzusteigen, auf welchem selbst zu stehen der Staatsprocurator als Behörde in einem constitutionellen Staate mindestens äußerlich behaupten muß, auf den streng constitutionellen Standpunkt, und meine Vertheidigung rein von diesem Boden zu führen".

Verweilen wir zunächst bei diesem Ausdrucke „Revolutionär aus Princip", der so oft bei Lassalle vorkommt, der, so häufig von ihm erklärt, dennoch stets wieder mißverstanden worden ist, und der in gewisser Art den Kern seiner ganzen politischen und socialen Lebensanschauung bezeichnet*). So oft man ihn Revolutionär nennt, antwortet er, daß er die thatsächliche Wahrheit dieses Vorwurfs in der Wahrheit seines Wesens hundertmal zugegeben habe, wo immer auch er ihm gemacht worden sei, vor der Oeffentlichkeit, in seinen Werken, seinen Reden, ja zu wiederholtesten Malen selbst vor den Gerichten. Es fragt sich also nur, was er darunter versteht. In seiner „Assisenrede" macht er nachdrücklichst geltend, daß die Regierung selbst „die morsche, lahme Krücke des Rechtsbodens" verloren habe, und er sagt: „Es ist im Völkerleben der Rechtsboden ein schlechter Standpunkt, denn das Gesetz ist nur der Ausdruck und geschriebene Wille der Gesellschaft, nie ihr Meister. Hat sich der gesellschaftliche Wille und das Bedürfniß geändert, so gehört der alte Codex in das Museum der Geschichte, an seine Stelle tritt das neue Abbild, das neue Konterfei der

*) Man vergl. in Betreff dieses Ausdrucks: Assisenrede, S. 32 und 49. Arbeiterprogramm, S. 7. An die Arbeiter Berlin's, S. 13. Hochverrathsproceß, S. 12. Die Wissenschaft und die Arbeiter, S. 41.

Gegenwart". Deshalb ruft er seinen Richtern an einer anderen Stelle der Rede zu: „Mögen die rheinischen Gerichtshöfe sich offen als Revolutionstribunale proclamiren, — und ich bin bereit, sie anzuerkennen und ihnen Rede zu stehen. Revolutionär von Princip, weiß ich, welche Art von Berechtigung eine siegreiche Macht, wenn sie offen und unverkappt auftritt, beanspruchen darf. Aber ich werde nie ohne Widerspruch dulden können, daß man die sanglanteste Gewalt in der scheinheiligen Form Rechtens verübe, daß man unter der Aegide des Gesetzes selbst das Gesetz zum Verbrechen und das Verbrechen zum Gesetz stempele".

Wie sehr indeß diese Worte auf eine Vorliebe für die Anwendung gewaltsamer Mittel deuten, hat Lassalle doch sein ganzes Leben hindurch die rein wissenschaftliche Bedeutung des Wortes „Revolution", wie er dasselbe anwendet, betont. Seine Reden wimmeln von spöttischen Glossen über Die, welche das Wort Revolution nicht lesen oder hören können, ohne „geschwungene Heugabeln" vor ihren Augen zu sehen. „Revolution heißt Umwälzung, und eine Revolution ist somit stets dann eingetreten, wenn, gleichviel ob mit oder ohne Gewalt — auf die Mittel kommt es dabei nicht an, — ein ganz neues Princip an die Stelle des bestehenden Zustandes gesetzt wird. Reform dagegen tritt dann ein, wenn das Princip des bestehenden Zustandes beibehalten und nur zu milderen oder consequenteren und gerechteren Forderungen entwickelt wird. Auf die Mittel kommt es wiederum dabei nicht an. Eine Reform kann sich durch Insurrection und Blutvergießen durchsetzen, und eine Revolution im tiefsten Frieden". Die schrecklichen Bauernkriege, welche Lassalle auch immer als eine durchaus nicht revolutionäre Bewegung bezeichnet hat, waren der Versuch einer durch Waffengewalt zu erzwingenden Reform. Die Erfindung der Baumwollenspinnmaschine von 1775 und überhaupt die friedliche Entwicklung der modernen Industrie hat Lassalle immer als eine gigantische Revolution charakterisirt. Es handelt sich also hier, wie bei so mancher anderen Gelegenheit, zuerst und vor Allem um das richtige Verständniß. Kein denkender Leser kann daran zweifeln, daß Lassalle tief empfunden hat, was er einmal ausruft*): „Wie? Es hat sich Jemand in einem faustischen Trieb mit der zähesten, ernstesten Mühe durchgearbeitet von der Philosophie der Griechen und dem römischen Rechte durch die verschiedensten Fächer historischer Wissenschaft bis zur modernen Nationalökonomie und Statistik, und Sie könnten im Ernste glauben, er wolle diese ganze lange Bildung damit schließen, dem Proletarier eine Brandfackel in die Hand zu drücken? Wie? hat man so wenig Kenntniß und Einsicht in die sittigende, civilisirende Macht der Wissenschaft, daß man dies auch nur für möglich halten kann?" Da die Möglichkeit, Lassalle's Vorliebe für die Gewaltmittel dadurch zu erklären, daß er diese Perspective vor Augen gehabt habe, somit ganz ausgeschlossen ist, müssen wir, um dieselbe recht zu verstehen, tiefer in seinen Gedankenkreis eindringen, als wir es bis jetzt gethan haben.

Wenn man die Frage an mich richtete: Was war der Grundgedanke in Lassalle's Ideengang? Um welches Problem drehte sich sein Geist? so würde ich

*) Die indirecte Steuer, S. 117.

antworten: Macht und Recht waren die zwei Pole, um welche dieser Stern kreiste. Die Grundthätigkeit seines Geistes war unzweifelhaft die Erwägung, wie Recht und Macht sich zu einander verhielten. Das gewöhnliche Mißverständniß ist das, als habe er überhaupt die Macht an die Stelle des Rechtes gesetzt. Wie weit dies von der Wahrheit entfernt ist, und was Anlaß zu dem Mißverständnisse gegeben hat, wird sich bald zeigen. In seiner einzigen dichterischen Arbeit, die als dramatisches Kunstwerk ziemlich werthlos, aber als Ausdruck des reichen Gedanken- und Gefühlslebens ihres Verfassers höchst interessant ist, hat Lassalle ein Wechselgespräch geschrieben, das besondere Aufmerksamkeit verdient (Franz von Sickingen, S. 85):

Oecolampadius. Glaubt Ihr, das Heilige,
Das Licht der Wahrheit und Vernunft, das uns
Ist aufgegangen, könnte jemals in
Dem Zeitenlauf der Unvernunft erliegen,
Und würde nicht sich durch sich selbst verbreiten?
Hutten. Ehrwürd'ger Herr! Schlecht kennt Ihr die Geschichte.
Ihr habt ganz Recht, es ist Vernunft ihr Inhalt,
Doch ihre Form bleibt ewig — die Gewalt!
Oecolampadius. Bedenkt, Herr Ritter! Unsre Liebeslehre
Wollt Ihr durch's Schwert, das blutige, entweih'n?
Hutten. Ehrwürd'ger Herr! Denkt besser von dem Schwert!
Ein Schwert, geschwungen für die Freiheit, ist
Das fleischgeword'ne Wort, von dem Ihr predigt,
Der Gott, der in die Wirklichkeit geboren.
Das Christenthum, es ward durch's Schwert verbreitet,
Durch's Schwert hat Deutschland jener Karl getauft,
Den wir noch heut den Großen staunend nennen!
Es ward durch's Schwert das Heidenthum gestürzt,
Durch's Schwert befreit des Welterlösers Grab!
Durch's Schwert aus Rom Tarquinius vertrieben,
Durch's Schwert von Hellas Xerxes heimgepeitscht,
Und Wissenschaft und Künste uns geboren.
Durch's Schwert schlug David, Simson, Gideon!
So vor- wie seitdem ward durch's Schwert vollendet
Das Herrliche, das die Geschichte sah,
Und alles Große, was sich jemals wird vollbringen,
Dem Schwert zuletzt verdankt es sein Gelingen!

In dieser Replik zeigt sich uns zum ersten Male der aus voller Brust kundgegebene Respect Lassalle's vor der Macht und Gewalt, welcher seinem Geiste ein so eigenthümliches und so modernes Gepräge verleiht. An den verschiedensten Stellen des Stückes und im Munde verschiedenartigster Personen stoßen wir auf Aeußerungen, welche dieselbe Freude an der Macht als der Stütze des Rechts ausdrücken. So erzählt Balthasar (S. 2) von Franz von Sickingen:

Und wie nun sein Verwenden Worms verlachte,
Sich mir zu Rechtens nicht erbieten wollte,
Nahm er so ein zehntausend gute Gründe, —
Ich meine Pickelhauben, Fräulein, — zog
Damit vor Worms, und gab sich Euch jetzt an
Ein Demonstriren und ein Distinguiren, —
Ja, Fräulein, Der versteht's!

Und Ulrich von Hutten sagt in feierlicherem Stile (S. 92):

Es ist die Macht das höchste Gut des Himmels,
Wenn man sie nützt für einen großen Zweck;
Ein elend Spielzeug, wenn zum Flitterstaate
Sie nur die Hand beschwert, in der sie ruht.

Es kommt nicht selten vor, daß ein Lieblingswort eines Schriftstellers oder ein Lieblingsgleichniß den Charakter seines Ideals andeutet. Lassalle's Lieblingswort ist das Wort „Eisen", „ehern". Lange Jahre zuvor, ehe „Eisen und Blut" eine politische Losung ward, hat Lassalle die „ehernen Loose" angerufen. Kein Bild ist häufiger bei ihm. Das Eisen erscheint seiner Vorstellung als die wohlthuende Macht, als der Hieb, welcher den Weg reinigt, der Schnitt, welcher den Schaden entfernt, der Kaiserschnitt, welcher die schmerzlichen Wehen der Zeit abkürzt und die schwierige Geburt des Ideales einer neuen Epoche befördert (S. 62 und 140). Das Eisen preist Franz von Sickingen (S. 207) als den „Gott des Mannes", als die „Zauberruthe, die seine Wünsche in Erfüllung schlägt", als „letzten Hort, der in Verzweiflungsnacht ihm strahlt", als „seiner Freiheit höchstes Pfand". Und noch bezeichnender, noch lassalleanischer weist Franz auf die Gewaltentscheidung hin, als der Herold des Kaisers im Auftrage seines Herrn ihm die Wahl gestellt hat, sich zu unterwerfen und volles Recht vom Reichsgerichte zu erwarten, oder in die Reichsacht erklärt zu werden. Jedes Wort ist hier bedeutungsvoll (S. 151):

Herold, zieh' hin und künde Deinem Herrn:
Vorüber ist die Zeit der Worte jetzt,
Und inhaltsschwer klopft der Entscheidung Stunde
Mit eh'rnem Finger an das Thor der Zeit!
In Zuckungen liegt dieses Reich am Boden,
Nicht durch Gesetzesfloskeln mehr wird abgethan
Der Streit, der es bewegt! — Schau' dorthin, Herold!
Siehst Du die Donnerbüchsen, die Karthaunen steh'n?
Aus ihren Mündungen schöpft diese Zeit
Ihr ungestümes Recht — ich führe selbst
Das Reichsgericht in meinem Lager mit,
Will eine neue Ordnung machtvoll gründen
Und eines Thuens mich erfrechen, dessen
Kein röm'scher Kaiser je sich unterfing!

Schon als Jüngling hatte er in seinen ersten Processen betont, daß er das Recht gegenüber der Gewalt vertrete, und, seltsam genug, häufig mit Ausdrücken, welche, dort in herabwürdigendem Sinne gebraucht, hier zu Lob und Preis angewandt werden. So heißt es spöttisch in seiner „Assisenrede" (S. 16): „Warum, da man doch entschlossen war, das Recht einzig und allein aus den Kanonenmündungen zu schöpfen, warum löste man die Bürgerwehr nicht einfach ohne Angabe jedes weiteren Grundes auf?" Und mit Ausdrücken, deren Balthasar sich in dem Stücke bedient, um Bewunderung auszusprechen, die aber in Lassalle's Munde der bittersten Entrüstung das Wort liehen, sagte er damals (S. 26): „Hatte man kein Recht, so hatte man Besseres, als das. Man hatte in Berlin den Belagerungszustand, Wrangel, 60,000 Mann Soldaten

und so und so viel hundert Kanonen. Man hatte in Breslau, Magdeburg, Köln, Düsseldorf so und so viel Soldaten, so und so viel Kanonen. Das sind Gründe, eindringliche, die Jeder begreift!" Mit der Beredtsamkeit der Leidenschaft hatte Lassalle in dieser frischen und stolzen Rede den Standpunkt des Gesetzes gegenüber demjenigen der Gewalt betont (S. 25): „Gleichwohl löste man die Versammlung auf, ja, statt eine neue auf Grund desselben Wahlgesetzes zusammen treten zu lassen, octroyirte man eine Verfassung, d. h. man cassirte den ganzen öffentlichen Rechtszustand mit Einem Strich, man war es müde, den Rechtsorganismus des Landes langsam zu rädern, indem man ihm ein Glied nach dem anderen, Gesetz für Gesetz in Stücke brach. Mit Einem Griff warf man ihn in die Rumpelkammer und setzte offen an seine Stelle das sic volo, sic jubeo und die Beredtsamkeit der Bajonette." Und in welchem absonderlichen Widerspruche scheint es endlich mit seiner Verherrlichung des Eisens und des Schwertes zu stehen, wenn er damals ausrief (S. 48): „Der Säbel ist zwar der Säbel, aber er ist nie das Recht. In Richtern, welche sich dazu herbeilassen würden, Bürger deshalb, weil sie die Gesetze vertheidigen wollten, auf Grund eben der Gesetze, deren Schutz sie sich weihten, zu verfolgen; in Richtern, welche einer Nation den Schutz ihrer Gesetze zum Verbrechen anrechnen, werde ich nicht mehr Richter, sondern — und mit mir vielleicht die Nation — nur noch Seiden der Gewalt erblicken können. ... Ich werde in meinem Kerker Alles erdulden, was der Säbel, die Formen des Rechts entweihend, über mich verhängt; ich werde lieber dulden, daß mein Proceß die nachtheiligste Gestalt für mich annehme, als durch Ertheilung von Antworten und sonstige Vollziehung irgend einer Procedurförmlichkeit meinerseits eine Rolle in dem Rechtsgaukelspiel übernehmen, welches der Gewalt aufzuführen beliebt."

Alle diese und zahlreiche verwandte Aeußerungen deuten auf ein lebhaftes Rechtsbewußtsein und einen eben so lebhaften Haß der brutalen Gewalt als Stellvertreterin des Rechts.

Allein in der Seele des früh gereiften und frühzeitig practischen jungen Redners fand sich zugleich ein eben so lebhaftes Gefühl von der Machtlosigkeit des ideellen Rechts, wenn dasselbe nicht von practischen Geistern, von kräftigen Willen geltend gemacht wird, welche die rechten Mittel und Maßregeln zu seiner Verwirklichung einzuschlagen verstehen. Und wie hätte ein junges Genie, dessen tiefstes Charaktermerkmal und innerster Beruf practisch waren, dies bei der gescheiterten, und so kläglich gescheiterten, deutschen Revolution von 1848 nicht fühlen und erkennen sollen! Wie hätte jene Stirn, in welcher so viel Thatkraft ausgeprägt lag, nicht ihr Theil denken sollen, wenn sie das Recht so jammervoll unterliegen sah aus idealistischer Scheu vor jeder anderen Waffe als der des Wortes, aus angeerbter Furcht vor der bewaffneten Autorität, aus persönlicher Feigheit bei dem Einen, persönlicher Unschlüssigkeit bei dem Andern, aus theoretischem Gefasel und Hamlet'schem Zaudern. Wer in Karl Marx' „Neuer Rheinischer Zeitung" vom Jahre 1850 den Aufsatz von Friedrich Engels über „Die deutsche Reichsverfassungs-Campagne" gelesen hat, der begreift, daß auf dies planlose und undisciplinirte Geschlecht eine Generation folgen mußte, die stets darauf bedacht wäre, ihren Idealen einen tüchtigen Harnisch und ein kräftiges

Schwert zu geben, und der das edle Metall des Rechts nur dann als eine gangbare Münze erschiene, wenn es durch den Kupferzusatz der Macht verstärkt wäre. Zuletzt schmolz das edle und das unedle Metall fast zusammen für den Blick dieses Geschlechtes; es sah ein, daß die ehernen Würfel die härtesten und besten seien, und wie Brennus warf es sein Schwert in die Wagschale.

Man lese in jener Rede die Klage Lassalle's darüber, daß die Nationalversammlung nicht rechtzeitig eine wirkliche Bürgerwehr zum Schutz der Verfassung schuf. Man lese seinen blutigen Spott über die Aufforderung der Nationalversammlung zu „passivem Widerstande" gegen die Uebergriffe der Regierung (S. 33 ff.): „Der passive Widerstand, meine Herren, das müssen wir selbst unserem Feinde zugeben, der passive Widerstand der Nationalversammlung, *er war jedenfalls* ein Verbrechen. Von zwei Sachen Eine! Entweder die Krone war bei jenen Maßregeln in ihrem Rechte — und dann war die Nationalversammlung, indem sie sich dem gesetzlichen Rechte der Krone widersetzte und die Zwietracht in's Land warf, allerdings eine Rotte von Aufwieglern und Empörern, oder aber jene Maßregeln der Krone waren unrechtmäßige Gewalt, — dann mußte die Freiheit des Volkes *activ* mit *Leib* und *Leben* geschützt werden, dann mußte die Nationalversammlung das Land laut zu den Waffen rufen! Dann war jene seltsame Erfindung des passiven Widerstandes ein feiger Verrath an dem Volke, an der Pflicht der Versammlung, die Rechte des Volkes zu schützen .... Der Einzelne, meine Herren, wenn ihm von einem Staat, von einer Masse Gewalt geschieht, ich, wenn ich von Ihnen verurtheilt würde, kann mit Ehren passiven Widerstand leisten; ich kann mich in mein Recht einwickeln und protestiren, da ich die Macht nicht habe, es zur Geltung zu bringen .... Ein Volk kann *unterliegen der Gewalt*, wie Polen unterlag, — aber es erlag *nicht*, ehe das Schlachtfeld das Blut seiner edelsten Söhne getrunken hatte, bis seine letzte Kraft danieder gemäht war! ... Dann, wenn alle Kraft gebrochen, dann kann ein solcher Völkerleichnam sich begnügen mit dem passiven Widerstand, d. h. mit dem Rechtsprotest, mit Dulden und Tragen, mit dem Groll in der Brust, mit dem tief verschlossenen stillen Haß, der mit gekreuzten Armen wartet, bis ein rettender Augenblick die Erlösung bringt. Dieser passive Widerstand *hinterher*, nachdem alle Mittel des activen Widerstandes gebrochen sind, das ist der höchste Grad des ausharrenden Heroismus! Aber der passive Widerstand von vorne herein, ohne auch nur einen Schwertstreich zu wagen, ohne einen einzigen Augenblick an die frische Kraft zu appelliren, das ist das Schmählichste, der höchste Unverstand und die größte Feigheit, die man je einem Volke zugemuthet hat. Der passive Widerstand, meine Herren, Das ist der Widerspruch in sich selber, es ist der duldende Widerstand, der nicht widerstehende Widerstand, der Widerstand, der kein Widerstand ist. Der passive Widerstand, Das ist wie Lichtenberg's Messer ohne Stiel, dem die Klinge fehlt; Das ist wie der Pelz, den man waschen soll, ohne ihn naß zu machen. Der passive Widerstand, Das ist der bloße *innere Wille* ohne *äußere That* .... Der passive Widerstand ist das Product von folgenden Factoren: Die klar erkannte Schuldigkeit, pflichtmäßig widerstehen zu müssen, und die persönliche Feigheit, nicht widerstehen zu wollen, diese beiden Potenzen

erzeugten in ekelerregender Umarmung in der Nacht vom 10. November das schwindsüchtige Kind, die hektische Geburt des passiven Widerstandes."

Kann es nun Wunder nehmen, daß Der, welcher als dreiundzwanzigjähriger Jüngling so nachdrücklich wider Thatschwäche und Machtabstumpfung geredet hatte, zehn Jahre später das Eisen als den Gott des Mannes preist?

Und das Verhältniß zwischen Macht und Recht fährt fort, Lassalle zu beschäftigen. Tiefer und tiefer dringt er in das Wechselwirkungsverhältniß zwischen ihnen ein, und studirt immer gründlicher ihre Bedingtheit durch einander.

1862 hält er inmitten der preußischen Verfassungskämpfe zu Berlin einen Vortrag „über Verfassungswesen". Er sucht hier (S. 9) die Idee einer Verfassung oder eines Grundgesetzes zu erörtern und festzustellen. Durch Analyse des Namens „Grundgesetz" findet er: 1) Ein solches Gesetz muß tiefer liegen, als eine gewöhnliche Gesetzesbestimmung; dies zeigt der Name Grund; 2) es muß, da es den Grund der anderen Gesetze bilden soll, in ihnen fortzeugend und fortwirkend thätig sein; 3) es muß eben so sein, wie es ist; denn in der Vorstellung des Grundes liegt der Gedanke einer thätigen Nothwendigkeit, einer wirkenden Kraft.

Wenn also die Verfassung das Grundgesetz eines Landes bildet, so wäre sie „eine thätige Kraft, welche alle anderen Gesetze und rechtlichen Einrichtungen des Landes mit Nothwendigkeit zu dem macht, was sie eben sind"; und Lassalle fragt weiter: Giebt es denn aber wirklich solch eine bestimmende thätige Kraft? „Ei freilich," lautet die Antwort, — „die thatsächlichen Machtverhältnisse, die in einer gegebenen Gesellschaft bestehen. Die thatsächlichen Machtverhältnisse sind die lebendige Kraft, welche alle Gesetze und rechtlichen Einrichtungen dieser Gesellschaft so bestimmt, daß sie im Wesentlichen gar nicht anders sein können, als sie eben sind."

Um seine Meinung ganz klar zu machen, bedient Lassalle sich eines erläuternden Beispiels. Setzen wir den Fall, sagt er, daß eine große Feuersbrunst alles geschriebene Gesetz in Preußen vernichtete, das Land also durch dieses Unglück um alle seine Gesetze gekommen wäre, so bliebe ihm gar Nichts übrig, als sich neue Gesetze zu machen. „Glauben Sie nun," fährt er fort, „daß man in diesem Fall ganz beliebig zu Werke gehen, ganz beliebige neue Gesetze machen könnte, wie Einem das eben convenirt? Wir wollen sehen. — Ich setze also den Fall, Sie sagten: Die Gesetze sind untergegangen, wir machen jetzt neue Gesetze, und wir wollen hiebei dem Königthum nicht mehr diejenige Stellung gönnen, die es bisher einnahm, oder sogar: wir wollen ihm gar keine Stellung mehr gönnen. Da würde der König einfach sagen: Die Gesetze mögen untergegangen sein; aber thatsächlich gehorcht mir die Armee und marschirt auf meinen Befehl, thatsächlich geben auf meine Ordre die Commandanten der Zeughäuser und Kasernen die Kanonen heraus und die Artillerie rückt damit in die Straße, und auf diese thatsächliche Macht gestützt leide ich nicht, daß ihr mir eine andere Stellung macht, als ich will." Und Lassalle schließt: „Sie sehen, meine Herren, ein König, dem das Heer gehorcht und die Kanonen, — das ist ein Stück Verfassung!" — Dann folgt mit ähnlicher Motivirung: „Ein Adel,

der Einfluß bei Hof und König hat, — das ist ein Stück Verfassung!" — Oder gesetzt, König und Adel einigten sich unter sich, die mittelalterliche Zunftverfassung wieder einführen zu wollen, so daß z. B. der Kattundrucker keine Färber beschäftigen und kein Meister in irgend einem Gewerbszweige mehr als eine bestimmte Anzahl von Arbeitern halten dürfte, daß mit anderen Worten die große Production unmöglich würde. Was dann? In solchem Fall würden die großen Fabrikanten, die Herren Borsig, Egells ꝛc. ihre Fabriken schließen, sogar die Eisenbahn-Directionen würden ihre Arbeiter entlassen, und diese ganze Volksmasse würde, nach Brot und Arbeit rufend, durch die Straßen wogen, angefeuert durch die große Bourgeoisie, und es würde ein Kampf entstehen, in welchem keineswegs der Sieg dem Heere verbleiben könnte. „Sie sehen also, meine Herren, die Herren Borsig und Egells, die großen Industriellen überhaupt, — die sind ein Stück Verfassung." Vermöge des Bedürfnisses der Regierung nach großen Geldmitteln sind die großen Banquiers, die Börse überhaupt, gleichfalls ein Stück Verfassung. Gesetzt wiederum den Fall, die Regierung wollte z. B. ein Strafgesetz erlassen, welches, wie es deren in China giebt, wenn Einer einen Diebstahl begeht, seinen Vater dafür bestraft, — so entdeckt man, daß in gewissen Grenzen auch das allgemeine Bewußtsein, die allgemeine Bildung ein Stück Verfassung ist. Oder endlich, gesetzt den Fall, die Regierung wollte dem Kleinbürger und Arbeiter nicht nur seine politische, sondern auch seine persönliche Freiheit entziehen, ihn für leibeigen oder hörig erklären, — so entdeckt man, daß in gewissen alleräußersten Fällen der gemeine Mann, auch ohne die großen Industriellen hinter sich zu haben, ein Stück Verfassung ist.

Haben wir solchermaßen gesehen, was die Verfassung eines Landes ist, nämlich die thatsächlichen Machtverhältnisse, und fragen wir nun, wie es sich denn mit der rechtlichen Verfassung verhalte, so sehen wir jetzt sofort, wie dieselbe entsteht: „Diese thatsächlichen Machtverhältnisse schreibt man auf ein Blatt Papier nieder, giebt ihnen schriftlichen Ausdruck, und wenn sie nun niedergeschrieben worden sind, so sind sie nicht nur thatsächliche Machtverhältnisse mehr, sondern sie sind jetzt auch zum Recht geworden, zu rechtlichen Einrichtungen, und wer dagegen angeht, wird bestraft." — Die Darstellung schließt mit dem Nachweise, wie eine Veränderung in den wirklichen Machtverhältnissen (in der Adelsmacht, — im Anwachsen und Aufblühen der Städte, in dem Verhältnisse zwischen der Einwohnerzahl der Hauptstadt und der Größe des Heeres) stets von einer entsprechenden Aenderung in der Verfassung begleitet ist. Findet ein allzu großes Mißverhältniß zwischen der geschriebenen und der reellen Verfassung statt, und wird dies Mißverhältniß drückend, so tritt wirklich jene Feuersbrunst ein, welche als Exempel fingirt wurde, z. B. in Gestalt der Märzrevolution 1848; und — hier kommt Lassalle auf seine alte Klage in der Assisenrede von 1849 zurück — da geschah es, daß das siegreiche Volk, statt eine kräftige Bürgerwehr aus Kleinbürgern und Proletariern zu schaffen und solchergestalt die wirkliche Verfassung zu ändern, thörichterweise eine neue und machtlose zu schreiben begann, welche daher nicht den mindesten Werth hatte. „Wenn Sie, meine Herren, in Ihrem Garten einen

Apfelbaum haben, und hängen nun an denselben einen Zettel, auf den Sie schreiben: Dies ist ein Feigenbaum, ist denn dadurch der Baum zum Feigenbaum geworden? Nein, und wenn Sie Ihr ganzes Hausgesinde, ja alle Einwohner des Landes herum versammelten und laut und feierlich beschwören ließen: Dies ist ein Feigenbaum — der Baum bleibt, was er war, und im nächsten Jahre da wird sich's zeigen, da wird er Aepfel tragen und keine Feigen."

„Verfassungsfragen", schließt Lassalle, „sind also ursprünglich nicht Rechtsfragen, sondern Machtfragen; die wirkliche Verfassung eines Landes existirt nur in den reellen thatsächlichen Machtverhältnissen, die in einem Lande bestehen; geschriebene Verfassungen sind nur dann von Werth und Dauer, wenn sie der genaue Ausdruck der wirklichen, in der Gesellschaft bestehenden Machtverhältnisse sind."

Sollte man's glauben! diese Entwicklung wurde gleich von den Blättern der liberalen Partei als eine Theorie, wonach Macht vor Recht gehen solle, characterisirt; ja, Graf Schwerin erklärte mit Rücksicht hierauf unter dem Jubel der Kammer, daß im preußischen Staate Recht vor Macht gehe. Ein Blatt nach dem andern verweigerte Lassalle die Aufnahme eines kurzen, ganz sachlich gehaltenen Artikels „Macht und Recht", in welchem er das Mißverständniß aufklärt, und er sah sich genöthigt, denselben als Flugschrift zu veröffentlichen. Er sagt hier treffend und nachdrucksvoll: „Wenn ich die Welt geschaffen hätte, so ist es höchst wahrscheinlich, daß ich sie ausnahmsweise in dieser Hinsicht nach den Wünschen der „Volkszeitung" und des Grafen Schwerin und also so eingerichtet hätte, daß Recht vor Macht geht. Denn es entspricht dies ganz meinem eigenen ethischen Standpunkt und meinen Wünschen. Leider aber bin ich nicht in der Lage gewesen, die Welt zu schaffen, und muß jede Verantwortlichkeit, so Lob wie Tadel, für ihre wirkliche Einrichtung ablehnen." Er erklärt dann, daß er nicht habe entwickeln wollen, was sein sollte, sondern was wirklich ist, daß nicht eine ethische Abhandlung, sondern eine historische Untersuchung seine Absicht gewesen sei. Und so zeigt sich's, daß, während ganz gewiß Recht vor Macht gehen sollte, in der Wirklichkeit doch immer Macht vor Recht geht, bis das Recht nun auch seinerseits eine hinreichende Macht hinter sich gesammelt hat, um die Macht des Unrechts zu zerschmettern. Er entwickelt, wie die preußische Verfassungsgeschichte seit 1848 aus einer Reihe von Rechtsbrüchen bestehe, und sagt: „Was bedeutet also der fromme Jubel, mit welchem die Kammer die Erklärung des Grafen von Schwerin aufnahm, daß im preußischen Staate „Recht vor Macht" gehe? Fromme Kinderwünsche und weiter Nichts! Denn eine feierlichere Bedeutung würde er nur bei Männern haben, die entschlossen wären, auch die Macht hinter das Recht zu setzen. Es hat kein Mensch im preußischen Staate das Recht, vom „Recht" zu sprechen, als die Demokratie, die alte und wahre Demokratie. Denn sie allein ist es, die stets am Recht festgehalten und sich zu keinem Compromiß mit der Macht erniedrigt hat." —

Die Frage nach dem Verhältniß zwischen Macht und Recht war also bei Lassalle eine Frage nach dem Thatsächlichen, nach der Wirklichkeit. Was er

hierüber bemerkt hat, ist treffend wahr und wird von Niemand erschüttert werden. In welchen Fällen das Recht Macht hat, und in welchen Fällen nicht, wann die Macht zum Recht und wann sie zum Unrecht wird, hat er verstanden und begriffen, wie kein Anderer.

Und nicht nur in Betreff des Thatsächlichen, sondern noch tiefer in Betreff des Rechtlichen hat er das Wechselverhältniß zwischen der Macht des alten Rechts, welche die Conservativen vertheidigen, und dem Rechte der neuen Geistesmacht, welches die radicalen Parteien geltend machen, untersucht und begriffen. Das alte Recht ist das erworbene Recht. Die neue Macht ist das neue Rechtsbewußtsein. Wie verhält sich das neue Rechtsbewußtsein zum erworbenen Rechte? Das neue Rechtsbewußtsein will Rechte ertheilen und Rechte entziehen, aber wie weit darf es in dieser Hinsicht gehen? Welche Rechte sind wohlerworben, unantastbar erworben? Sind alle alten Rechte das, so sind wir bei der Stagnation angelangt, so tödtet die Vergangenheit das Leben der Gegenwart. Kann umgekehrt Niemand auf ein fest erworbenes Recht bauen, so schlägt die Gegenwart die Vergangenheit todt. Hier stehen wir also vor dem Begriff des „erworbenen Rechtes", von welchem Lassalle's großes Hauptwerk handelt.

(Der Schluß des Artikels folgt.)

Meine Antwort an Herrn Darwin.

Von

Professor **Max Müller** in Oxford.*)

Während des verflossenen Jahres war meine ganze Mußezeit so sehr durch die Beendigung meiner Ausgabe des Rig-Veda mit seinem alten Sanskrit-Commentar in Anspruch genommen, daß ich nothgedrungen meine Augen fast gegen Alles, was in der wissenschaftlichen Welt vorging, verschließen mußte. Fünf und zwanzig Jahre hatte ich an diesem Werke gearbeitet, und die Stimmen der Ungeduld unter meinen Studiengenossen wurden in den letzten Jahren so laut, daß ich mich entschloß, vor allen andern Arbeiten, diese meine Lebensaufgabe zum Abschluß zu bringen. Wenn ich hier erwähne, daß ich, trotz mancher Unterbrechungen, die das Leben eines Jeden mit sich bringt, während dieser fünf und zwanzig Jahre jedes Jahr von dieser Editio princeps des ältesten Werkes der Sanskrit-Literatur, gegen 35 Bogen druckfertig gemacht habe, so werden es meine Freunde und Collegen wol begreifen, daß ich mich namentlich in der jüngsten Vergangenheit von andern wissenschaftlichen Verhandlungen, so sehr sie mich interessirten, entfernt halten mußte. Jetzt erst fange ich an, wieder freier zu athmen, und genieße meine Muße, indem ich eines nach dem andern von den Büchern zur Hand nehme, die ich bisher nothgedrungen bei Seite legen mußte. Vieles ist mir während meiner wissenschaftlichen Fastenzeit namentlich von der journalistischen Kost in den letzten Jahren verloren gegangen, und so traf es sich, daß ich nie gehört, daß meine Kritik der Darwinschen Sprachphilosophie, wie ich sie im Jahre 1873 in meinen Vorlesungen an der Royal Institution in kurzer Uebersicht vorgetragen, eine Antikritik von competentester Seite hervorgerufen hatte. Als ich eben im Begriff war, diese Vorlesungen Ueber die Sprache, als die wahre Grenze zwischen Thier und Mensch, vollständig auszuarbeiten, erfuhr ich von einem Freunde, daß eine Entgegnung von Darwin erschienen sei, vom Sohne geschrieben, aber vom

*) Dieser Aufsatz, der in der Januar-Nummer der „Contemporary Review" in England erschienen, ist hier vom Verfasser für das deutsche Publicum übersetzt und umgearbeitet.

Vater inspirirt, und daß ich dieselbe unmöglich unbeachtet lassen könne. Es war wol zu entschuldigen, daß mir dieselbe entgangen war, denn wie hätte ich unter dem Titel: „Professor Whitney on the Origin of Language: by G. H. Darwin", die Antwort auf meine Vorlesungen über Darwin's Sprachphilosophie errathen können? Am liebsten hätte ich allerdings meine Rückantwort bis zur Veröffentlichung meiner Vorlesungen aufgeschoben; da aber eine Erwiderung erwartet wird, — nun gut, hier ist sie.

Die nächste Veranlassung zu der Darwin'schen Schrift scheint ein Aufsatz in der letzten Nummer der „Quarterly Review" gewesen zu sein. An diesem Aufsatz bin ich so unschuldig, daß ich selbst von seiner Existenz nichts wußte, bis ich Darwin's Entgegnung in der Contemporary Review vom letzten November zu Gesicht bekam. In dem Aufsatz der Quarterly Review heißt es nun unter Anderm:

„Wenige Erscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaft sind in jüngster Zeit überraschender gewesen, als die Unwissenheit, welche die hervorragendsten Vertheidiger der monistischen Hypothese in Bezug auf die einfachsten, aber wichtigsten Principien der Sprachwissenschaft bewiesen haben. Herr Darwin z. B. zeigt auch nicht die geringste Spur davon, daß er sie nur begriffen hat."

Wenn Herr Darwin meine Vorlesungen, oder irgend Etwas, was ich geschrieben, gelesen hat, so konnte er leicht wissen, daß dies nicht der Ton ist, in welchem ich schreibe, am wenigsten, wo ich von Männern spreche, die sich so ausgezeichnetes Verdienst in der Wissenschaft erworben haben, als der berühmte Reisende und Naturforscher. Im Gegentheil, mir waren die wenigen Seiten, welche Herr Darwin der Betrachtung des Problems der Sprache gewidmet hat, vom größten Interesse, da sie deutlich zeigten, zu welchen Schlüssen in Bezug auf das Wesen und den Ursprung der Sprache die philosophische Schule, welche er so ruhmreich vertritt, nothwendig hingetrieben wird. Uebersetzt man aber, was oben gesagt ist, in angemessenere Worte, so glaube ich nicht, daß es irgendwie anstößig sein würde, zu sagen, daß Herr Darwin die Resultate der Sprachwissenschaft nur aus zweiter Hand kennt, und daß die Ansichten, die er über Sprachliches vorträgt, so interessant sie sind, weil sie eben von ihm kommen, dennoch in keiner Weise eine unabhängige Autorität beanspruchen können. Es ist ein großer Uebelstand, daß Männer, welche sich das Recht erworben haben, über einen oder den andern Gegenstand mit Autorität ihr Urtheil abzugeben, oft im Gange ihrer Untersuchungen auch über Dinge absprechen müssen, mit denen sie nur wenig vertraut sind. So wenig sie es selbst beabsichtigen, so ist es doch gar nicht zu vermeiden, daß dergleichen Urtheile von andern Leuten, namentlich von solchen, die ein Interesse dabei haben, mit einer Autorität bekleidet werden, auf welche sie nicht den geringsten Anspruch haben. Es ist ein Uebelstand, der nicht zu vermeiden ist; aber deshalb sollte auch weder der Papst, wenn er ein Urtheil über astronomische Fragen abgegeben, noch selbst der große Reichskanzler, wenn er über ein Kunstwerk den Stab gebrochen, sich wundern, wenn die andern Sterblichen nicht nur das Urtheil, sondern auch die Gründe dafür zu wissen verlangen. Kein Philolog, der sich in seinen Mußestunden mit Orchideen beschäftigt und zu Ansichten über ihre Befruchtung gelangt, die von

den Darwin'schen abweichen, würde sich beklagen, wenn man ihm sagte, daß seine Ansichten zwar Talent, aber durchaus nicht die Sicherheit und vollkommene Beherrschung des Gegenstandes bethätigen, welche nur der erwirbt, welcher sein ganzes Leben diesen Studien widmet. Läge es dem Philologen nur an einem zeitweiligen Triumph vor den Augen der Welt, so wäre gewiß nichts leichter für ihn, als unter den vielen Gegnern Darwin's einen zu finden, der mit ihm übereinstimmte, diesen als einen Mann von Bedeutung hinzustellen, um dann mit Befriedigung darauf hinzuweisen, wie er, ein bloßer Laie in der Botanik, durch bedeutende Gelehrte vom Fach in seinen Ansichten unterstützt werde. Aber wozu nützen solche Künste? Wird die wahre Wissenschaft dadurch um einen Schritt vorwärts gebracht? Was beweist es z. B. für die Wahrheit der Darwin'schen Ansichten über den Ursprung der Sprache, wenn der Sohn mit folgenden Worten einen fremden Schild seinem Vater vorhält: „Herr Professor Whitney," sagt er, „ist der erste Philolog von Bedeutung, der es sich ausgesprochener Weise zur Aufgabe gemacht hat, gegen die Ansichten Max Müller's zu kämpfen; und da die Ansichten des letzteren mit vollem Recht die weiteste Anerkennung in England gefunden haben, so glauben wir englischen Lesern einen guten Dienst zu erweisen, wenn wir ihre Aufmerksamkeit auf diesen kräftigen Angriff, und, wie wir meinen, erfolgreiche Widerlegung der etwas dogmatischen Ansichten unseres Oxforder Linguisten lenken."

Zunächst, was kann einen unrichtigern Eindruck hervorrufen, als zu behaupten, Herr Professor Whitney sei der erste Philolog von Bedeutung, der meine Ansichten über den Ursprung der Sprache bekämpft habe? Im Lager der Sprachphilosophen sieht es so wenig friedlich aus, als im Lager der Naturphilosophen. Mit Professor Pott anfangend, könnte ich eine lange Reihe der berühmtesten Philologen in Deutschland, Frankreich, Italien, und ich dächte doch auch in England anführen, die meine sprachwissenschaftlichen Ansichten weit gründlicher geprüft haben, als der Herr Professor Whitney in Amerika. Wäre es nun aber auch wirklich die Wahrheit, wäre Herr Professor Whitney wirklich der einzige Philolog von Bedeutung, der meine Ansichten über sprachliche Probleme bekämpft und die Ansichten des Herrn Darwin vertheidigt hätte, wie würde das im Entferntesten die Haltbarkeit der Darwin'schen Ansichten beweisen? Wie leicht könnte ich dasselbe Spiel spielen, und mich z. B. auf die Autorität des berühmten Verfassers der „Principes de la Nature", des Herausgebers der Critique Philosophique, M. Renouvier, berufen, der meine Kritik der ganzen Darwin'schen Philosophie nicht als eine bloße Polemik darstellt, sondern ihr den vollständigen Charakter eines „redressement" zuerkennt. Würde Herr Darwin sich dadurch beunruhigt fühlen? Würde er sich vor bloßer Autorität beugen?

Ich muß nun gestehen, daß ich die Vorlesungen des Herrn Professor Whitney über Sprachwissenschaft, die im Jahre 1867 in Amerika erschienen, obgleich ich viel von ihnen in den Zeitungen gehört, nie gelesen hatte, und ich bin Herrn Darwin zu besonderm Danke verpflichtet, daß er mich gezwungen hat, es jetzt zu thun. Ich habe selten ein Buch mit größerer Spannung, ja ich kann wol sagen, mit größerm Vergnügen gelesen. Es war mir bei der Lectüre zu Muthe, als erginge ich mich in alten heimathlichen Wegen, als hörte ich Melodien, die

mir von Alters her bekannt waren, ohne daß ich mir sagen konnte, wo ich sie schon einmal gehört; bis endlich hie und da die ipsissima verba meiner eigenen Vorlesungen mich aufrüttelten, meine Aufmerksamkeit fesselten, aber dann wieder Alles, wie das Thema in einer umgekehrten Fuge, plötzlich in das Gegentheil umschlug. Dieselben Werke und Abhandlungen, die ich durchgearbeitet, waren sorgsam benutzt; fast auf jeder Seite traten mir dieselben Zweifel und Schwierigkeiten entgegen, die mir von der Ausarbeitung meiner eigenen Vorlesungen her noch in der Erinnerung waren. Die Einkleidung, die Reihenfolge der Ideen, die Einwürfe, die Erwiderungen, Alles klang wie ein Märchen aus alten Zeiten. Ich will damit Herrn Professor Whitney nicht etwa einen Vorwurf machen. im Gegentheil, ich bin ihm dankbar, daß er mir nach Jahren diesen Spiegel vorgehalten, worin ich meine eigenen Schwächen und Fehler besser als je vorher erkannt. Auch glaube man nicht, daß seine Vorlesungen nicht ihren eigenen und sehr eigenthümlichen Charakter haben. Sie waren für große Versammlungen in Washington und andern Städten Amerika's berechnet. Sie sollten populär sein, und es wäre äußerst ungerecht, von einem Schriftsteller etwas Anderes zu verlangen als eben das, was er selbst geben will. Die Behandlung des Gegenstandes ist natürlich weder wissenschaftlich methodisch noch erschöpfend, aber sie verweilt desto länger bei den Fragen, die für ein großes Publicum von wahrem Interesse sind, und wenn sie zuweilen nach unserem Geschmack zu ausführlich werden, wenn sie, wie man etwas naseweis gesagt, zu viel Wattirung enthalten, so bedenke man eben, zu welchem Zweck sie geschrieben waren. Auch in Bezug auf die erwähnten Reminiscenzen aus meinen Vorlesungen hat Herr Professor Whitney vollkommen Recht, wenn er sagt, daß die hauptsächlichsten Facta, auf denen seine Ansichten begründet sind, schon lange zu den Gemeinplätzen der vergleichenden Philologie gehörten und keineswegs ein persönliches Anerkenntniß verlangten; ja, es verdiente alle Anerkennung, daß er in sehr ehrenwerther Weise eine Ausnahme zu meinen Gunsten macht und zugibt, „einige Illustrationen" aus meinen Vorlesungen entlehnt zu haben.

Was nun meine eigenen Ansichten über Sprachwissenschaft betrifft, so freue ich mich, auch hier constatiren zu können, daß er bei allen wahrhaft wesentlichen Punkten viel häufiger meine Ansicht billigt, ja sie durch neue Beweise und Erläuterungen unterstützt, als daß er sie angreift oder gar widerlegt. Wo er eine Widerlegung anstrebt, geschieht es meist so, daß, wo ich das Für und Wider unparteiisch darzustellen strebte, er mit kühnem Muthe sein Schwert in die eine Schale wirft, und denen, die an der Schwere dieses Gallischen Gewichtes zweifeln, gar harte Worte entgegen ruft. In Bezug auf solche harte, ja, man kann wol sagen beleidigende Worte ist man in Amerika sehr nachsichtig, und es ist für den Sprachforscher interessant und belehrend zu beobachten, wie Ausdrücke, die in England entschieden als offensive gelten, in Amerika durch häufigen Gebrauch abgeschliffen sind und Zulaß in den achtbarsten Zeitschriften finden. Es ist dies ein sehr interessanter Beweis für die sogenannte „dialektische Entwickelung" und verdient jedenfalls die Aufmerksamkeit der Sprachforscher in hohem Maße.

Nehmen wir zum Beweis des im Vorigen Gesagten die Behandlung, welche die in jüngster Zeit so oft besprochene Frage, ob man der Sprache „natürliche

Entwickelung" oder „historischen Wechsel" zuschreiben dürfe, in meinen und in Herrn Professor Whitney's Vorlesungen erfahren hat. Nach den einleitenden Gedanken der ersten Vorlesung, die im Wesentlichen mit denen meiner ersten Vorlesung parallel laufen, widmet er seine zweite Vorlesung, ebenso wie ich, der Frage, ob die Sprachwissenschaft zu den historischen oder zu den Naturwissenschaften gehöre. Die Gründe für und wider sind, wenn ich mich nicht sehr täusche, genau dieselben, die ich in meiner zweiten Vorlesung vorgebracht. Nachdem ich aber Alles angeführt, was man etwa geltend machen kann, um den Namen „Geschichte" auf die allmälige Entwickelung der Sprache auszudehnen, so versuchte ich darzuthun, daß die Anwendung dieses Namens denn doch nicht ganz präcis sein würde. „Die Art und Weise," hatte ich gesagt, „wie die Sprache sich setzt und wieder zersetzt, vereinigt die zwei entgegengesetzten Factoren der Nothwendigkeit und der Freiheit. Obgleich es den Anschein hat, als sei der Einzelne der Hauptfactor in der Hervorbringung neuer Worte und neuer grammatischer Formen, so ist er es doch nur, indem seine einzelne Thätigkeit in der vereinten Thätigkeit der Familie, des Stammes, des Volkes aufgeht. Für sich selbst allein vermag er nichts, und obgleich natürlich der erste Anstoß zu jeder neuen Gestaltung in der Sprache von dem Einzelnen gegeben werden muß, so geschieht doch auch selbst dies meist ohne Vorbedacht, ja man könnte sagen, in unbewußter Weise. Der Einzelne, als solcher, ist machtlos, und selbst die Wirkungen, die er anscheinend sich selbst zuschreiben könnte, hängen von Gesetzen ab, die mächtiger sind als er, und von der Mitwirkung Derer, die zusammen eine Classe, einen Körper, ein organisches Ganzes bilden."

Nachdem ich Alles, was man für die eine und die andere Ansicht geltend machen kann, so vollständig als möglich in Betracht gezogen, schloß ich mit folgenden Worten ab:

„Man kann gar nicht sorgsam genug im Gebrauch der Worte sein. Genau genommen paßt weder „Geschichte" noch „Entwickelung" auf die wechselnden Veränderungen in der Oberfläche der Erde, wie sie die Geologie nachweist und erklärt. Geschichte gilt zunächst nur von den Handlungen freier Individuen, Entwickelung von dem natürlichen Entfalten organischer Wesen. Wir wissen jedoch in der Geologie, was wir sagen wollen, wenn wir von der Geschichte der Erdoberfläche sprechen; und es ist in einer solchen Bedeutung, aber durchaus nicht als wenn wir von der Entwickelung und dem Wachsthum eines Baumes sprechen, daß man diese Ausdrücke füglich auch auf die Sprache ausdehnen kann."

Was finden wir nun in Herrn Professor Whitney's zweiter Vorlesung? Er erklärt sich in limine dagegen, das Wachsthum der Sprache mit dem Wachsthum eines Baumes zu vergleichen, „es sei denn, daß wir uns dieser Metapher der Kürze und der Lebendigkeit des Ausdrucks wegen bedienen." (p. 35.)

Was hatte ich gesagt?

„Seit den Tagen des alten Horaz hat man sich daran gewöhnt, die Veränderungen der Sprache mit dem Wachsthum eines Baumes zu vergleichen. Aber Vergleiche sind verrätherische Dinge, und obwol wir nicht umhin können, hier und da uns in Metaphern auszudrücken, so sollten wir doch dabei stets sehr auf unserer Hut sein, ꝛc."

So weit gehn wir zusammen in holdseliger Eintracht. Plötzlich aber erhebt sich ein Gewitter. Man muß doch dem amerikanischen Publicum zeigen, daß man auch seine eigenen Ansichten haben kann. Was thut man also? Man reißt einen Faden aus dem sorgsamen Gewebe heraus, und wo ich nachzuweisen suche, in welchem Sinne es falsch wäre, dem Einzelnen einen directen Einfluß auf die Sprache zuzumessen, dreht man den Spieß gegen mich und ruft triumphirend aus, daß ich offenbar den Einfluß, den der Einzelne auf die Entwickelung der Sprache ausübt, entweder verkannt oder verleugnet hätte. Ich hatte im Verlaufe der Discussion Folgendes gesagt:

„Es ist nicht in der Macht des Menschen, eine Veränderung in der Sprache zu bewirken oder zu verhindern. Man könnte eben so gut versuchen, die Gesetze, welche den Kreislauf unseres Blutes bestimmen, abzuändern, oder unserer Größe einen Zoll zuzusetzen, als die Gesetze der Sprache zu ändern, oder neue Worte nach unserm Belieben zu erfinden."

Der Nachdruck lag, wie Jeder sieht, auf nach unserm Belieben, und um dies noch klarer zu machen, berief ich mich auf die bekannten Anekdoten vom Kaiser Tiberius und vom Kaiser Sigismund, erwähnte aber zu gleicher Zeit auch die puristischen Bestrebungen des Protagoras und anderer Sprachverbesserer als ebenso lächerlich. Hier bricht der Zorn des amerikanischen Republikaners aus. Er erklärt mir zunächst, daß, was ich wirklich sagen wollte, eigentlich Folgendes sei:

„Wenn eine so hohe und mächtige Persönlichkeit als ein Kaiser nicht eine so kleine Sache durchsetzen konnte, als das Geschlecht oder die Endung eines einzigen Wortes zu verändern, um wie viel weniger können gewöhnliche Sterbliche eine solche Aenderung herbeizuführen hoffen!"

Dann ruft er aus:

„Die gründliche Lächerlichkeit, eine solche Ansicht von einem solchen Paar von Vorfällen herzuleiten, ja von tausend solchen Vorfällen, ist wirklich zu handgreiflich, als daß es sich der Mühe verlohnte, sie nachzuweisen .... Hoher politischer Rang gibt wahrlich nicht das Recht, Sprache zu schaffen oder zu vernichten."

Jeder Leser, wenn er auch nur diese aus dem Zusammenhang herausgerissenen Sätze gesehen hat, wird bemerkt haben, wie hier die ganze Richtung meiner Schlußfolgerung, ich will nicht sagen absichtlich, aber denn doch in sehr auffallender Weise übersehen ist. Ich legte den Nachdruck auf „nach unserm Belieben" und führte also zunächst solche Fälle auf, wo Personen, die in andern Dingen das Recht haben zu sagen: car tel est mon plaisir, in Bezug auf Sprache so machtlos sind, wie die Bettler auf der Straße. Die Erzählungen vom Tiberius und Sigismund haben außerdem noch ein eigenthümliches Interesse für den Sprachforscher, indem sie zeigen, in wie früher Zeit sich das Bewußtsein entwickelt hatte, daß die Sprache über alle willkürlichen Eingriffe erhaben sei. Ich hätte natürlich noch manches andere Hierhergehörige beifügen können, namentlich die Anekdote über carrosse; ich überließ es aber meinen Gegnern, wenn sie Lust hätten, diese Fälle gegen mich geltend zu machen. Ueber den Einfluß, den ein lebendiger, und selbst ein todter Häuptling auf die Sprache

seines Stammes ausüben kann, habe ich an anderer Stelle gesprochen. Doch beschränkte ich mich, wie gesagt, durchaus nicht auf gekrönte Häupter, sondern führte Protagoras und andere ungekrönte Puristen an, und zwar alles dies ganz einfach, um zu zeigen, daß kein Einzelner, sei er Kaiser oder Bettelmann, einen willkürlichen Einfluß auf die Sprache ausüben könne. Würde irgend ein Kritiker, es sei denn, daß er eben gar keine andere verwundbare Stelle finden könnte, seine Pfeile auf ein so harmloses Glied in meiner Beweisführung gerichtet haben?

Dazu kommt, daß Professor Whitney in der Sache selbst ganz meine Meinung theilt, daß nämlich der Einzelne gegen die Sprache machtlos ist. Ja trotz des lauten Betonens seines Widerspruchs gebraucht er hier und da sogar dieselben Worte, welche ich gebraucht. Ich hatte gesagt: „Selbst wenn der erste Anstoß zu einer neuen Bildung in der Sprache von einem Einzelnen gegeben ist, so geschieht dies meist, wenn nicht immer, ohne Vorbedacht, ja unbewußt. (p. 45.) Mein Gegner sagt: „Was der Einzelne thut, geschieht unvorbedächtlich, oder gleichsam unbewußt." Während ich gesagt hatte, daß wir so wenig unsere Sprache selon notre plaisir, verändern können, als unserer Größe einen Zoll zufügen, bedient sich Herr Professor Whitney eines andern Vergleichs und sagt: „Die facta der Sprache sind fast ebensowenig das Werk des Menschen, als die Form seines Schädels." (p. 52.) Wo ist denn nun der große Abstand zwischen ihm und mir, den er dem amerikanischen Publicum mit solcher Beredtsamkeit darzulegen sucht?

Und man glaube nur nicht, daß der amerikanische Lecturer von dem Wachsthum oder der natürlichen Entwickelung der Sprache weniger häufig spricht, als ich selbst. Es finden sich Stellen, in denen er diese Worte mit so wenig Rückhalt und Vorsicht gebraucht, daß ich, der ich die Sprachwissenschaft eher zu den Naturwissenschaften, als zu den historischen Wissenschaften zu rechnen wünsche, mich hüten würde, dieselben ohne manche Beschränkungen zu unterschreiben. So heißt es p. 46: „In diesem Sinne ist die Sprache ein Wachsthum"; p. 46: „eine Sprache ist, ebenso wie ein organischer Körper, nicht nur ein Aggregat von ähnlichen Theilen; sie ist ein Complex von verwandten und gegenseitig behülflichen Theilen"; p. 50: „Sprache wird sehr passend mit einem organischen Körper verglichen"; p. 51: „im Vergleich mit solchen Dingen ist Sprache ein wirkliches Gewächs" ꝛc. ꝛc. ꝛc.

In Allem, was Herr Professor Whitney über diese quaestio vexata vorbringt, ist nicht ein einziger neuer Standpunkt gewonnen, und der wahre Unterschied zwischen seinen und meinen Vorlesungen ist der, daß er, indem er alle Zugeständnisse machen muß, die ich verlangt hatte, schließlich seine Vorliebe ausspricht, der Sprachwissenschaft eine Stelle unter den historischen, statt unter den Naturwissenschaften zu reserviren. Wer wird ihm dies verwehren wollen? Jeder, der sich mit solchen Dingen beschäftigt, weiß, daß es sich hierbei vor Allem um Terminologie und klare Definitionen handelt. Was die Hauptsache ist, daß nämlich die Methode der Sprachwissenschaft dieselbe ist und sein muß, als die der Naturwissenschaften, leugnet selbst Herr Professor Whitney nicht (p. 52); alles Uebrige ist Sache der technischen Definition. Mache den Kasten der Natur-

wissenschaft groß, und die Sprachwissenschaft geht hinein; mache ihn klein, und sie kann nur mit Mühe oder gar nicht hineingequetscht werden. Mache den Kasten der historischen Wissenschaften groß, und die Sprachwissenschaft geht hinein; mache ihn klein, und sie kann nur mit Mühe oder gar nicht hineingequetscht werden. Das sind alte bekannte Dinge, die wirklich unter Freunden sich von selbst verstehn. Mir lag vor Allem daran, recht klar hervorzuheben, daß die Sprachwissenschaft etwas Anderes sei, als bloße Philologie; daß sie die Sprache nicht sowohl als Vehikel der Literatur, sondern an sich, in ihrer natürlichen Entstehung und Entwickelung betrachte, und daß sie sich in ihrer Methode gar nicht streng genug auf inductivem Wege halten könne. Viele Dinge, die, als ich meinen ersten Cursus von Vorlesungen hielt, noch heftigen Widerspruch erfuhren, sind jetzt ganz allgemein angenommen, und ich kann wol begreifen, daß jüngere Leser sich über die Ausführlichkeit wundern, mit der ich z. B. noch zu beweisen hatte, daß die Sprachwissenschaft mit gutem Recht zu den Naturwissenschaften gezählt werden könne. Man lese aber nur Bücher aus derselben Zeit, und man wird leicht sehen, wie ernst sich die besten Denker damals mit diesen Fragen beschäftigten. Ich schrieb in England und zunächst für englische Leser, und hielt es daher für angemessen, mich, so viel ich konnte, in die geistige Atmosphäre meines Publicums hinein zu versetzen. In Bezug auf die Classification der Wissenschaften schloß ich mich daher zunächst an Dr. Whewell an. Er war der Erste, der der Sprachwissenschaft, als solcher, eine unabhängige Stelle zuerkannt hatte; und zwar setzte er sie als eine der sogenannten palätiologischen Wissenschaften an. Er macht jedoch noch einen Unterschied zwischen palätiologischen Wissenschaften, welche sich mit rein materiellen Dingen beschäftigen, wie die Geologie, und andern, die sich mit den Erzeugnissen beschäftigen, welche aus der Einbildungskraft oder den socialen Begabungen der Menschen entspringen. Die Sprachwissenschaft rechnet er zu den letztern, fügt aber, während er dieselbe noch von den Naturwissenschaften ausschließt, folgende Bemerkungen bei:

„Wir haben gesehn, wie die Biologie uns zur Psychologie hinüberführt, wenn wir diesem Wege folgen wollen; und so hat sich der Uebergang vom Materiellen zum Immateriellen auf einem Punkte schon offenbart. Wir sehen auch ein, daß große Gebiete der Forschung, welche sich auf Gegenstände der immateriellen Natur des Menschen beziehen, von denselben Gesetzen beherrscht werden, als wirkliche Naturwissenschaften. Wir wollen jetzt nicht bei den weitern Fernsichten verweilen, welche unsere Philosophie unserer Betrachtung eröffnet, aber, auf dieser letzten Stufe unsrer Pilgerfahrt durch die Grundlagen der Naturwissenschaften, dürfen wir uns wenigstens durch den Lichtstrahl erquicken und ermuthigen lassen, der uns, wenn auch nur leise, aus einer höhern und schönern Welt entgegenstrahlt."

Die Naturwissenschaften haben in den letzten Decennien so viel neue Namen und neue Ideen hervorgebracht, daß wir uns kaum noch der hohen Stellung bewußt sind, welche Dr. Whewell zu seiner Zeit zwischen den philosophischen und theologischen Parteien in England behauptete. Merkwürdig aber ist es, daß seine Hoffnung auf einen möglichen Uebergang vom Materiellen zum Immateriellen und sein Versuch, der Sprachwissenschaft, wenn auch noch unter vielen

Verwahrungen, einen Platz unter den palätiologischen Wissenschaften einzuräumen, noch jetzt den Zorn der Orthodoxie erregen kann. Anknüpfend an Dr. Whewell suchte ich nachzuweisen, daß die Sprachwissenschaft noch mit weit größerem Recht, als er geglaubt, ihren wahren Platz unter den Naturwissenschaften findet, und dachte damals wol kaum, daß, was ein Doctor der Theologie in Cambridge und ein deutscher Professor in Oxford ungestraft aussprechen konnten, nach Jahren die Rechtgläubigkeit eines amerikanischen Professors in Feuer und Flammen setzen würde.

Und doch, so geschah's. Zu Anfang läßt Herr Whitney den Gelehrten sprechen und macht die Zugeständnisse, die ein Mensch machen muß, der, wie er, auf einer deutschen Universität gewesen; dann aber bricht die lange zurückgehaltene orthodoxe Galle durch, und ich erhalte die folgende Standpredigt:

„Es gibt eine Schule moderner Philosophen, die sich bemühen, alle Wissenschaft zu materialisiren, den Unterschied zwischen der Natur, dem Geist und der Moral wegzuschaffen, die Freiheit des menschlichen Willens für Nichts zu erklären, und die ganze Geschichte der Schicksale der Menschheit in eine Reihe von rein materiellen Wirkungen aufzulösen, welche durch nachweisbare physische Ursachen hervorgebracht, durch Antecedentien erklärbar, und für die Zukunft vorher bestimmbar sind durch eine genaue Kenntniß der Ursachen, und durch eine Annahme der Action compulsorischer Motive auf die passivisch folgsame Natur des Menschen. Mit solchen Menschen wird natürlich auch die Sprache mit allem Uebrigen zu einem Naturproduct und die Sprachwissenschaft zu einer Naturwissenschaft. Mit solchen Leuten kann man in diesem Punkte nicht rechten, so sehr wir auch von ihrer allgemeinen Classification abweichen. Aber von denen, die noch die großartige Unterscheidung festhalten, u. s. w., u. s. w."

Dies ist gut gebrüllt; aber was ist denn nun das Ende vom Liede? Nachdem Alles gesagt ist, bleibt die ganze Frage eben in statu quo. Die Sprachwissenschaft *ist* eine Naturwissenschaft, wenn wir die Bedeutung des Wortes Natur so weit ausdehnen, daß sie die menschliche Natur wenigstens in gewissen Sphären ihres Wirkens einschließt, nämlich da, wo der einzelne Mensch nicht mit voller Freiheit handelt, sondern sich bedingt fühlt durch die nothwendige Mitwirkung der Gesammtheit. Die Sprachwissenschaft *ist* eine historische Wissenschaft, oder, wenn Herr Professor Whitney es vorzieht, eine moralische Wissenschaft, wenn wir die Bedeutung des Wortes Geschichte soweit ausdehnen, daß auch Handlungen, welche der Einzelne „unvorbedächtlich oder gleichsam unbewußt" vollbringt, und die sich demnach allem moralischen Urtheil entziehen, mit inbegriffen werden.

Es hat leider viel Zeit gekostet, wenigstens an einem Beispiel darzuthun, was denn der Antagonismus zwischen Herrn Professor Whitney und mir eigentlich bedeutet. Die Sache an sich mag unbedeutend scheinen, aber bei der großen Verehrung, die ich für Herrn Darwin hege, lag mir daran, ehe ich die von ihm und seinem Sohne gemachten Einwürfe beantworte, ihm zu zeigen, weß Geistes Kind Herr Professor Whitney sei, und aus welchem Arsenal er seine Waffen geborgt. Herrn Professor Whitney's Artikel habe ich nicht zu Gesicht bekommen, und kann also nur die Einwürfe beantworten,

welche Herr Darwin zu den seinigen gemacht. Ohne Darwin's Signatur hätte ich dieselben mit demselben Schweigen vorübersausen lassen, wie so Manches, was Herr Professor Whitney über den atlantischen Ocean herübergedonnert. Ich will nicht ungerecht gegen diesen amerikanischen Gelehrten sein. In seinen Vorlesungen zeigt er sich als einen fleißigen und scharfsinnigen Mann. Es sind Abschnitte in denselben, z. B. wo er über semitische und über amerikanische Sprachen handelt, die meine vollste Anerkennung verdienen. Einige seiner sogenannten Illustrationen sind sehr gut gewählt und von einem gewissen poetischen Feuer durchdrungen. In gewissen Abschnitten, wo er sich mehr auf der Oberfläche hält, hat er seinen Gegenstand entschieden anziehender und populärer gemacht, als ich es zu thun verstanden. Man vergesse aber nicht, daß diese populäre Behandlung ihre großen Schwierigkeiten und Gefahren hat. Wer es je versucht hat, einen wissenschaftlichen Gegenstand auf das Niveau der allgemeinen Intelligenz zu erheben, der weiß, ob es leichter ist, sich seinen Fachgenossen, oder der ganzen Welt verständlich zu machen. Nicht sorglosere, sondern sorgfältigere Behandlung, nicht oberflächliches, sondern wahrhaft gründliches und sicheres Wissen wird dazu verlangt. Und wer glaubt, in einem populären Vortrag Dinge sagen zu können, die er sich vor seinen Fachgenossen zu sagen scheute, der Mann hat keine wissenschaftliche, keine moralische Ehre im Leibe. Ich wundere mich deshalb, in Herrn Professor Whitney's Vorlesungen Behauptungen zu finden, wie, daß die Inschrift der Columna Rostrata aus dem Jahre 263 stamme (p. 219). Hier mußten die von Ritschl und Mommsen gekennzeichneten künstlichen Archaismen berücksichtigt oder widerlegt werden. Den Namen Ahura-Mazda durch „Mächtigen Geist" zu übersetzen (p. 222), ist, nach Benfey's Untersuchungen, mehr als kühn. Den terminus technicus für Pronomen, im Sanskrit sarvanâman, durch „Wort für Alles", „allgemeine Bezeichnung" wiederzugeben, war, nach dem, was wir von indischen Gelehrten darüber wissen, und nach dem, was deutsche Gelehrte, wie Böhtlingk und Roth, darüber gesagt, nicht ganz zu rechtfertigen. Wenn man bedenkt, daß Rougé's Aufsatz wol über 15 Jahre erschienen ist, so wundert man sich, das phönizische Alphabet noch immer als den Urquell aller Alphabete bezeichnet zu sehen. Solche Fehler jedoch, so zahlreich sie auch sind, können in späteren Ausgaben corrigirt werden; aber was nie corrigirt werden kann, ist der beklagenswerthe Ton, welchen Herr Professor Whitney in seinen Schriften angeschlagen hat. Man glaubt wirklich, es sei sein Hauptzweck bei Allem, was er schreibt, seinen Landsleuten zu beweisen, daß er Männern wie Bopp, Renan, Schleicher, Steinthal, Bleek, Haug, ganz ebenbürtig ist, ja, daß er weit höher steht als sie. Wenn er ihre Ansichten auseinandersetzt, wenn er ihre Schwächen darlegt, wenn er ihre Beweggründe herauszufinden sucht, so ist er ein wahrer Ritter sans peur, und verläßt sich auf nichts so sehr, als auf das alte Sprüchwort, semper aliquid haeret. Ich habe mich oft gefragt, woran liegt das? Es ist nicht amerikanisch. Amerika hat ausgezeichnete Sprachforscher besessen, besitzt sie noch jetzt, und diese Männer kennen ihren Werth und ihre Stellung, ohne immer zeigen zu wollen, daß sie so gut sind wie Englische oder Deutsche Gelehrte. Die Vorlesungen von Mr. Marsh über englische Sprache sind in England als classisch anerkannt.

Ueber Herrn Professor March, den Verfasser der angelsächsischen Grammatik, spricht sich Jedermann mit vollster Anerkennung aus. Ich könnte noch manche andere amerikanische Gelehrte nennen, die, was wirklich originelle Arbeit betrifft, wahrhaftig nicht gegen Herrn Professor Whitney zurückstehen. Aber nirgends finden wir bei ihnen diese Verkleinerungssucht in Bezug auf Andere, diese Vergrößerungssucht in Bezug auf sich selbst. Wo Herr Professor Whitney unabhängig gearbeitet hat, wie z. B. in seinem Prâtisâkhya, da ist er erträglicher; aber je weniger er wirklich mit einer Sache vertraut ist, desto lauter spricht er, und da es dann natürlich an wirklichen Beweisgründen fehlt, so bricht die Fluth der Epitheta ornantia, wie werthlos, einfältig, absurd, lächerlich, oberflächlich, ungeheuer, anmaßend, unehrlich, falsch u. s. w. in vollen Strömen aus. Ich glaube, es ist keine unter allen diesen Schaumünzen, die er nicht auch mir zu wiederholten Malen überreicht hat; ja, er ist so weit gegangen, daß er sogar das kostbare Oel seines Lobes über mein armes Haupt ausgegossen. Quand on se permet tout, on peut faire quelque chose. Aber was ist das Resultat? Es gilt jetzt als Ehre, zur „edlen Schaar seiner Märtyrer" zu gehören; während, wer von ihm gelobt wird, mit Phocion murmelt: *οὐ δὴ πού το κακὸν λέγων ἐμαυτὸν λέληθα.*

Dies sind traurige Erfahrungen in der Wissenschaft, und wenn die, welche so überfallen werden, nicht den Muth haben, schweigend weiter zu gehen, im Vertrauen auf sich selbst und auf das richtige Urtheil der Leser, so erleben wir dann Scenen, wie sie kürzlich zwischen diesem amerikanischen Gelehrten und Herrn Professor Steinthal in Berlin vorgefallen. In seinen früheren Schriften hatte Herr Professor Whitney Herrn Professor Steinthal als einen eminenten Meister in der Sprachwissenschaft hingestellt und anerkannt, daß er aus dessen Schriften die größte Belehrung und innere Erleuchtung geschöpft. Diese Complimente scheinen unerwidert geblieben zu sein, und mit der Zeit wurden die freundlichen Beziehungen zwischen dem Harwarder und dem Berliner Professor immer gespannter, bis endlich Herr Professor Steinthal sich so entrüstet fühlte über die Verfälschung der Thatsachen und den anmaßenden Ton des amerikanischen Linguisten, daß er in einem Augenblick der Aufregung sich hinreißen ließ, mit denselben Geschossen, die der Amerikaner gebraucht, zurückzuschießen. Was das für prähistorische Geschosse sind, mag man aus folgenden Beispielen ersehen*): „Der Eitle will genannt und gerühmt sein;" „Er schilt wie eine keifende, beleidigte Coquette;" „Der kniffige Advocat;" „Der Tolpatsch;" „Der Geck;" „Der Jesuit;" „Ueberall bei ihm gähnt mich hohle Leere an, überall grinst mich hochmüthige Eitelkeit an;" „Herr Whitney lügt." Worte können wahrlich nicht weiter gehen, jetzt kann nur noch ein Kampf auf Tomahawk und Krupp'sche Kanonen folgen.

Was bleibt nun den Gelehrten übrig, die ein begründetes Vorurtheil gegen den Gebrauch solcher Waffen, sei es zum Angriff oder zur Abwehr, haben? Sie können nichts thun, als was ich seit Jahren gethan habe, still schweigen, das

*) Antikritik. Wie Einer den Nagel auf den Kopf trifft. Berlin 1874.

Gute, was sich etwa in Herrn Professor Whitney's Schriften findet, dankbar annehmen, das Uebrige zu vergessen suchen.

Sollten aber nicht gerade Sprachforscher, die doch wissen, aus welchem Stoff Worte gemacht sind, und wie billig es ist, ein ganzes Lexicon von Schimpfwörtern zu kaufen, eine gewisse Scheu vor solchem Mißbrauch fühlen? Wer Wissen besitzt und beweisen kann, bedient sich solcher Mittel nicht, die nichts beweisen als den Groll des Herzens und das Fehlen wahrer Kenntniß. Wahres Wissen, wahre Liebe zur Wahrheit, wahre Sympathie mit unsern Berufsgenossen, die zeigen sich in ganz anderer Weise. Es gab alte Philosophen in Griechenland, die meinten, daß die Sprache nicht Menschenwerk sein könne, weil Worte, als Flüche angewandt, so fürchterliches Unglück verursachten. Herr Professor Whitney meint, die Sprache sei eine menschliche Einrichtung, sie existire θέσει, nicht φύσει; und doch hat er denselben Aberglauben in Bezug auf die Folgen der Worte. Er beklagt sich bitterlich, daß die, welche er ausgeschimpft, ihn nicht wieder schimpfen. Er ist ganz verwundert, daß Niemand ihn widerlegt, und es wird nicht lange mehr dauern, so glaubt er, daß er unwiderlegbar, ja unfehlbar ist. Was Herr Darwin jun. von einem solchen Bundesgenossen denkt, weiß ich nicht; dies aber weiß ich, daß Herr Darwin sen. ganz andern Geistes ist, und daß er, wenn er nur ein paar Seiten des amerikanischen Gelehrten gelesen, ausrufen würde: Non tali auxilio.

Was sind denn nun die Haupteinwürfe, welche Herr Darwin als wirklich haltbar aus dem Aufsatz des Herrn Professors Whitney hervorgeholt? Ich werde sie seriatim durchnehmen, sei es nun, daß Herr Whitney, oder Herr Darwin, oder beide dafür verantwortlich sind.

Die Sache fängt an mit dem gewöhnlichen Exordium, das schon mancher junge Advocat seit Cicero's Zeiten benutzt hat, um, ohne auf Einzelnheiten einzugehen, dem Gegner im Allgemeinen jedwede Competenz abzusprechen.

„Es ist nie ganz leicht," bemerkt Herr Professor Whitney, „eine Discussion, wie sie Max Müller führt, in ein Skelett von logischer Darstellung zu verwandeln, denn er kümmert sich nicht um logische Folge und Verkettung. Er liebt es, sich über seinen Gegenstand auszuschütten in einem Strom gemüthlicher Behauptungen und interessanter Illustrationen."

Wo ist denn die Widerstandskraft eines solchen Satzes? Haben wir hier etwas Anderes als ein bloßes Ausschütten von Behauptungen, nur ohne interessante Illustrationen, und auch nicht gerade sehr gemüthlich? Das Einzige, was im Satze steckt, ist, daß Herr Professor Whitney es nicht leicht findet, meine Abhandlung in ein logisches Skelett zu verwandeln. Ob dies nun aber meine Schuld oder seine ist, das ist eben die Frage. Es gibt Abhandlungen, die ein sehr kräftiges Rückgrat besitzen, ohne daß die logischen Rippen überall durch das Fleisch hervorstechen; es gibt andere, die mit Logik übertüncht sind, „inwendig aber voller Todtenbeine".

Es gilt z. B. als einer der ersten Grundsätze der Logik, daß man von demselben Gegenstand nicht etwas und zugleich das Gegentheil von diesem Etwas aussagen dürfe. Es ist das bekannte Principium exclusi medii inter dua contradictoria. Bei der Lectüre von Herrn Professor Whitney's Vorlesungen

über Sprachwissenschaft kam es mir vor, als ob er oft recht nahe auf diese Klippe losgesegelt. Nichts wäre leichter, wenn man sich dieselbe Freiheit im Blumenlesen erlaubte, die der amerikanische Kritiker, wie wir oben sahen, für erlaubt hält, als eine Reihe von einfachen Widersprüchen zusammen zu stellen. Zu Anfang lesen wir oft, daß „es sinnlos und thöricht sein würde, die Verschiedenheit der Sprachen und sprachliches Wachsthum direct auf physische Ursachen zurückführen zu wollen" (p. 152). Kommen wir aber später zu der merkwürdigen Mannigfaltigkeit der amerikanischen Sprachen, da lesen wir, „daß ihre Differenzirung durch den Einfluß der Verschiedenheit des Klima's und der Lebensart begünstigt worden ist". Auf Seite 40 lernen wir, daß „ein großer Genius hier und da ein neues Wort prägen kann". Auf Seite 123 werden wir belehrt, daß „es nicht wahr sei, daß ein Genius der Sprache eine wahrnehmbare Wirkung aufprägen könne". Auf Seite 177 werde ich und Renan ausgescholten, weil wir den sehr ernstlichen Fehler begangen haben, „die Dialekte als die frühern Zuflüsse nationaler oder classischer Sprachen gelten zu lassen". „Es ist kaum der Mühe werth," heißt es dort, „seine Zeit an die Widerlegung einer solchen Ansicht zu verschwenden." Auf Seite 187 lesen wir: „Ein gewisser Grad von dialektischer Verschiedenheit ist vom Wesen jeder Sprache untrennbar."

Dies ist nicht meine Art, ein Buch zu zerrupfen und zu zerzausen. Ich gebe nur diese paar Beispiele, um zu zeigen, wie leicht es wäre, nach Art des Herrn Professors Whitney nachzuweisen, daß seine Vorlesungen sich nicht ganz leicht in ein logisches Skelett verwandeln lassen.

Jetzt scheint Herr Darwin jun. ein Wort hinzuzufügen.

„Indem Max Müller zu den Waffen greift, ist es ganz klar, daß er von einer übermannenden Furcht getrieben ist, daß der Mensch seine stolze Stellung in der Schöpfung verlieren möchte, wenn seine thierische Abstammung bewiesen würde."

Was soll man zu solchen Beschuldigungen sagen? Ich würde mich gar nicht schämen, wenn ich wirklich eine solche Befürchtung gehegt; ob mich aber die Furcht übermannt hat, darüber mögen meine Leser urtheilen. Ich will nur eine Stelle aus meinen Vorlesungen zu meiner Vertheidigung anführen:

„Ob der Glaube monströs sei, daß thierische Wesen, die so weit von einander abstehen, wie der Mensch, der Affe, der Elephant, der Paradiesvogel, die Schlange, der Frosch und der Fisch, von denselben Aeltern entsprossen sind, wie man gesagt hat, das geht uns gar nichts an. Die Frage ist einfach, ist es wahr oder nicht? Wenn es wahr ist, so werden wir es bald verdauen lernen. Es ist ebenso ungehörig, an den Stolz als an die Demuth des Menschen zu appelliren, von wissenschaftlichem Muth oder von religiöser Frömmigkeit zu schwatzen."

Wenn diese Aussprüche von „übermannender Furcht" inspirirt sind, dann hat Talleyrand Recht, daß die Sprache geschaffen wurde, um unsere Gedanken zu verbergen. Und, ich darf wol hinzufügen, wenn solche Beschuldigungen, wie die obige, gemacht werden können, so werden wir bald Alle mit einem noch berühmteren Diplomaten sagen müssen: Was ist Wahrheit! Solche tollkühne Ueberfälle mögen heroisch aussehen, aber es gilt von ihnen, was einst von der

Charge von Balaklava gesagt wurde: C'est magnifique, sans doute, mais ce n'est par la guerre.

Die nächste Anklage gegen mich, ich weiß nicht, ob von Herrn Professor Whitney oder von Herrn Darwin, oder von Beiden ausgehend, ist, daß ich den merkwürdigen Satz aufgestellt, daß, wenn es eine „unmerkbare Gradation zwischen Affen und Mensch gäbe, ihr Geist identisch sein müßte".

Was ich wirklich gesagt, kann ich hier nicht wiederholen, es betrifft die ganze Idee einer „unmerkbaren Gradation", eine vage Idee, die jetzt von vielen Philosophen ausgebeutet wird, ohne daß sie sich der Widersprüche bewußt werden, welche sie enthält. Jedenfalls hätte doch aber Herr Darwin erklären sollen, was er unter Geist und was er unter identisch versteht. Hält Herr Darwin den Geist für eine Substanz, für einen Agenten, der mit den durch die Sinne empfangenen Eindrücken wie ein Maurer mit Backsteinen verfährt? Nun, in dem Falle würde sein Vater sagen, daß der eine Baumeister eine Hütte bauen mag, der andere einen Dom, aber, kraft ihres Ursprungs, sind beide substantiell identisch. Oder versteht Herr Darwin unter Geist die Art und Weise, in der die Sinneseindrücke kommen und sich setzen, was man etwa das Gesetz ihrer Gravitation nennen könnte? Auch in diesem Falle würde ihm sein Vater sagen, daß das Gesetz dasselbe sei für Mensch und Thier. Und diese Folgerung ist nicht etwa gegen seines Vaters Wunsch und Willen aus dessen Prämissen hergeleitet. Im Gegentheil, er vertheidigt sie ausdrücklich. Er hat die interessantesten Beobachtungen nicht nur über die ersten Triebe der Sprache, sondern über die Keime ästhetischer und moralischer Gefühle unter den Thieren gesammelt. Ja es scheint mir, daß, wenn Herr Darwin jun. anders hierüber denkt, wenn er meint, daß der Geist des Menschen substantiell nicht identisch mit dem Geist des Thiers sei, daß es irgendwo in der Stufenleiter vom Protogenes bis zum ersten Menschen einen Bruch gäbe, wir dann zu der Ansicht zurückkehren müßten, welche die alten Weisen in ihrer Sprache so ausdrückten: „Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele."

Ist dies die Ansicht des Herrn Darwin?

Die nächste Charge ist, daß meine Beweisführung auch den Unterschied zwischen Schwarz und Weiß, Heiß und Kalt, einem hohen und niedrigen Ton, wegleugnen würde. Dies klingt natürlich sehr schlimm, es hat fast das Ansehn eines logischen Skeletts. Aber nur keine Furcht vor Worten, sondern immer gerade auf die Sache los. Schwarz und Weiß sind allerdings so verschieden, als zwei Dinge nur sein können; schon weniger Heiß und Kalt, oder ein hoher und ein tiefer Ton. Aber was ist denn nun der wirkliche Unterschied zwischen dem höchsten und dem tiefsten Ton? Ganz einfach die größere oder kleinere Anzahl von Schwingungen in einer bestimmten Zeit. Man kann diese Schwingungen zählen, und es ist bekannt, daß mit der zunehmenden Schnelligkeit der Schwingungen unser Gehörsinn von Zeit zu Zeit einen neuen Ton vernimmt. Wir haben es also hier mit Unterschieden zu thun, die man in der alten Logik Gradunterschiede nannte, um sie den Artunterschieden entgegen zu stellen. Was von den hohen und niedrigen Tönen gilt, gilt auch von Hitze und Kälte, und von

den verschiedenen Arten des Lichts, die wir Farben nennen. Bei allen diesen Unterschieden bleibt, was die Logiker die Substanz nannten, dieselbe, ganz in derselben Weise wie, nach der Ansicht der Evolutionäre, die Substanz im Menschen und Thiere ein und dieselbe ist. Wenn demnach der Mensch vom Affen nicht anders verschieden ist, als eine hohe von einer niedrigen Note, oder auch, vice versa, wenn eine hohe von einer niederen Note nicht anders verschieden ist, als der Mensch vom Affen, so würde meine Beweisführung denn doch ganz fest auf ihren zwei oder vier Beinen stehen, trotz aller Worte, die man darüber „ausgeschüttet".

Was nun mich selbst betrifft, so will ich nur, um nichts unklar zu lassen, noch bemerken, daß meine Hinweisung auf die Gradunterschiede der Töne und der Farben einen ganz anderen Zweck im Auge hatte. Ich wollte die Aufmerksamkeit auf jene merkwürdigen Grenzlinien hinlenken, welche die Natur selbst gezogen, sei es im Subject oder im Object, und die es uns möglich machen, trotz der sogenannten unmerklichen Reihenfolge, breite Stufen der Töne wahrzunehmen, welche wir Noten nennen; breite Stufen des Lichts, welche wir Farben nennen; breite Stufen der Hitze und Kälte, für welche unsere gewöhnliche Sprache nur sehr unvollkommene Bezeichnungen besitzt. Diese Grenzlinien sowie die höhern Grenzlinien zwischen Ton, Licht und Wärme, haben bis jetzt aller Erklärung widerstanden. Warum wir z. B. von einer gewissen Anzahl Schwingungen den angenehmen Eindruck von C haben, und dann beim Wachsen der Schnelligkeit verworrene Tonempfindungen, bis wir zu Cis kommen, dies ist ein reines Mysterium, das auch in seiner einfachen mathematischen Form vollkommen unerklärlich bleibt. Für Evolutionäre schien mir dies ein Problem, das ihre volle Aufmerksamkeit verdient, da es andeutet, wie die Natur, oder wie wir sonst sagen wollen, denn doch durch das Chaos der unmerklichen Reihenfolge hindurch hier und da sehr scharfe und feste und merkliche Grenzlinien gezogen hat.

Nun kommt eine neue Behauptung, die in ihrer vagen Fassung halb wahr, halb falsch ist. Ich soll die unbezweifelte Thatsache übersehen haben, daß in der Natur die Arten, die Species, sich verändern. Wenn man Worte wie Species aus der alten Rumpelkammer der scholastischen Philosophie borgt, so muß man sie mit logischer Schärfe definiren, und namentlich jetzt, wo Alles darauf ankommt, was man unter Species versteht, das Wort nicht so leichthin als klingende Münze gebrauchen. Wenn wir die alte scholastische Sprache sprechen, so wissen wir wohl, daß sich Individuen verändern, nie aber zu anderen Individuen werden. Individuen sind uns gegeben, Species machen wir selbst, und was wir früher unter Species verstanden, war eine Gesammtheit von Individuen, deren Wesen es war, daß sie sich nicht zu einer anderen Species verändern konnten. Das mag natürlich Alles nur falscher antiquirter Scholasticismus sein, aber so lange wir scholastische Ausdrücke gebrauchen, müssen wir sie mit scholastischer Präcision gebrauchen. In einem gewissen Sinne hat man sehr richtig bemerkt, daß Darwin's Werk „On the Origin of Species" den Zweck hat, den Begriff Species aus unserem philosophischen Lexicon zu streichen, oder ihm eine Bedeutung zu geben, die er früher nicht hatte. Niemand hat

das Verdienst, welches sich Darwin durch eine neue Prüfung dieses alten und etwas verrosteten Denk-Werkzeugs erworben, freudiger anerkannt, als ich selbst, in meinen Vorlesungen über Sprachwissenschaft*); aber wir müssen deshalb nur um so vorsichtiger im Gebrauch dieses Wortes sein, und nicht meinen, daß wir es in beiden Bedeutungen, in der scholastischen und in der evolutionären, zugleich gebrauchen können.

Die Staubwolken werden immer dicker und dicker. Man hält mir vor, „daß meine Beweisführung beweisen würde, daß die Natur eines Mannes und eines Kindes identisch sei, weil das Kind durch alle Grade passire, indem es von der einen zu der anderen Statur gelange. „Niemand könne so etwas behaupten," heißt es, „der die Lehre der Continuität und des Calculus differentialis begriffen habe." Ich glaube, man kann diesen Schlag pariren, auch ohne den Calculus differentialis zum Secundanten zu haben. Es sind wieder die bösen, bösen Worte, die, wenn man sie nicht scharf im Zügel hält, so gern mit uns durchgehen. Das Kind ist das Subject, Statur sieht aus, wie ein Subject, ist aber nur ein etwas verhülltes Prädicat. Also, auf einfach Deutsch, wenn ein Kind durch unmerkliche Grade oder Wachsthum zur Statur eines Mannes kommt, so bleibt das Subject dasselbe, nur seine Prädicate wechseln. Seine Statur ist verändert, möglicherweise auch sein Gewicht, die Farbe seines Haars u. s. w.; aber was die alten Scholastiker seine Substanz nannten, oder was wir seine Individualität, seine Person, kurz, was wir den Menschen selbst nennen, das ist und bleibt in allem Wechsel.

Und nun nach all' diesen Abschweifungen zurück zur Sache! Wenn die Evolutionäre wirklich behaupten, daß der Unterschied zwischen Mensch uud Thier von derselben Art sei, als der zwischen einem erwachsenen Manne und einem Kinde, dann ist Alles, was ich wollte, zugegeben, und zwar in einer Vollständigkeit, die ich kaum erwartet hatte. Die Frage ist nur: Wird Herr Darwin sen. die Zugeständnisse von Herrn Darwin jun. unterzeichnen?

Nun weiter! Man sagt mir, meine wahre Absicht sei gewesen, „in der Sprache eine Begabung nachzuweisen, die keine Analogien, keine Vorbereitungen, selbst nicht bei den Wesen habe, welche dem Menschen am nächsten stehen, die also durch keinen Proceß der Entwickelung erklärt werden könne."

Nun, das ist im Ganzen richtig, nur daß ich mich etwas vorsichtiger ausgedrückt. Es ist nämlich bekannt, daß gerade die Wesen, welche dem Menschen am nächsten stehen, sehr unvollkommene Sprachwerkzeuge besitzen, und es wäre also nicht passend, gerade auf diese Wesen hinzuweisen. Nun erwartete ich aber zur Antwort einen Nachweis, daß ich mich überhaupt in dieser Ansicht vollkommen geirrt habe; ich hoffte auf einige neue Thatsachen, oder wenigstens auf eine neue Erklärung alter Thatsachen. Von alle dem keine Spur, sondern nur die Versicherung, „daß ich meine Sache nicht mit Mäßigung noch mit Scharfsinn verfochten, nicht auf streng wissenschaftlichem Boden, nicht nach streng wissenschaftlichen Methoden ꝛc." Das mag ja nun Alles wahr sein. Niemand fühlt mehr als ich, wie unerreichbar mir die streng wissenschaftliche Methode

*) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache (Leipzig, Engelmann.) Bd. II, S. 339.

ist. Aber wenn nicht für mich, so wäre es doch des europäischen Publicums wegen wünschenswerth, einmal zu zeigen, was für grobe Denkfehler ich begangen habe. Nun, man höre! Mein Unrecht ist, die Sprache als die specifische Differenz zwischen Mensch und Thier hingestellt zu haben, während Andere andere Dinge als specifische Differenzen betrachten. Wenn es mehr specifische Differenzen gibt, desto besser für mich. Aber wie zeigt es Mangel an Mäßigung, daß ich, als Sprachforscher, mich auf die Sprache beschränke? Wie zeigt es Mangel an Scharfsinn, daß ich es Anderen überlasse, das zu behandeln, was sie viel besser verstehen, als ich? Sehen wir uns nun aber einmal die bunt zusammengewürfelten sogenannten specifischen Unterschiede an, die ich alle hätte behandeln sollen, wenn ich eine Spur von wissenschaftlicher Methode und Scharfsinn besäße. Man wird leicht sehen, wie sie in zwei Classen zerfallen; solche, die durch Sprache bedingt sind, und solche, die Darwin selbst in seinen Werken als unhaltbar bewiesen hatte:

1) Der Mensch allein, heißt es, ist einer fortschreitenden Entwickelung fähig.	Dies ist theils durch Darwin widerlegt, theilweis ist es aber durch die Sprache allein, daß jede neue Generation der Menschheit auf den Errungenschaften der früheren Generationen fortbauen kann.
2) Der Mensch allein benutzt Werkzeuge und Feuer.	Das Erste widerlegt durch Darwin, das Zweite richtig.
3) Der Mensch allein zähmt andre Thiere.	Widerlegt durch Darwin, z. B. bei den Ameisen.
4) Er allein besitzt Eigenthum.	Widerlegt durch jeden Hund, der einen Knochen hat und ihn vertheidigen kann.
5) Er allein gebraucht Sprache.	Richtig.
6) Kein anderes Thier ist selbstbewußt.	Richtig oder falsch, je nach der Definition des Wortes, und auch dann nicht direct beweisbar.
7) Er allein hat die Gabe der Abstraction.	Richtig, durch Sprache bedingt.
8) Er allein besitzt allgemeine Begriffe.	Richtig, durch Sprache bedingt.
9) Er allein hat Sinn für Schönheit.	Von Darwin durch Geschlechtswahl widerlegt, oder unwahrscheinlich gemacht.
10) Er allein hat Caprice.	Durch jedes Pferd, jeden Ochsen, jeden Maulesel widerlegt.
11) Er allein ist dankbar.	Widerlegt durch den Hund.
12) Er allein hat das Gefühl des Mysteriösen.	Cela me passe.
13) Er allein glaubt an einen Gott.	Richtig.
14) Er allein hat ein Gewissen.	Von Darwin geleugnet.

Hiermit ist die Liste fertig. Und nun frage ich, war es denn so thöricht, daß ich mich auf die Sprache, und zwar im weitesten Sinne des Wortes, beschränkte, und diese als den greifbaren und unleugbaren specifischen Unterschied zwischen Mensch und Thier hinzustellen suchte? Man sehnt sich ordentlich nach einem Gegner, der einmal tüchtig zuschlagen kann, nicht mit Worten, sondern mit Beweisen; aber in diesem schwächlichen Tone geht es fort und fort, von Seite zu Seite.

Ich hatte gesagt, daß, wenn es irgendwo eine terra incognita gäbe, die alles positive Wissen ausschließt, es der sogenannte Thiergeist sei. Da kommt denn natürlich die Frage, woher mein Wissen von unserem Nichtwissen, und woher der Beweis, daß die Thiere durch die Sinne wahrnehmen und keine Spur

eines Vermögens zu abstrahiren und allgemeine Begriffe zu bilden besitzen? Ich erinnere mich noch der Zeit, wo ich in Leipzig bei Drobisch, Lotze, Weiße philosophische Vorlesungen hörte, und wo, wenn Jemand gewagt hätte, sich auch nur beispielsweise auf das zu beziehen, was im Geiste der Thiere vorgeht, man ihm bedeutet hätte, daß dies transcendente Wilddieberei sei. Ich habe mich in meinen Vorlesungen, so viel ich konnte, von diesem Gebiet entfernt gehalten. „Nach den strengen Regeln der positiven Philosophie," sagte ich (p. 46), „haben wir kein Recht, irgend etwas in Bezug auf den sogenannten Thiergeist zu bejahen oder zu verneinen." Wenn ich nun trotzdem mein Nichtwissen so weit vergessen, daß ich gesagt, die Thiere nehmen durch die Sinne wahr, so geschah es in einer schwachen Minute, wo ich glaubte, daß, wenn ich einem Hund die Augen zuhielt, er nicht sehen könne. Und noch ein anderes Mal bin ich in meinem Nichtwissen von meinem Nichtwissen so weit gegangen, zu bemerken, daß, da der Mensch durch die Sprache allein zur Vernunft komme und allgemeine Begriffe bilden könne, kein Thier aber bis jetzt gefunden sei, das Sprache besitze, die Thiere keine allgemeinen Begriffe besäßen. Dies, ich gestehe es, war ein Vergehen gegen den strengen Agnosticismus. Ich sprach als ein Mensch, und das war unrecht. Es wäre eben so falsch, als wenn ich sagen wollte, die Menschen besäßen nur fünf Sinne. Ich besitze nur fünf Sinne, das ist richtig; aber eben deshalb, weil ich nur fünf Sinne besitze, wie kann ich wissen, daß andere Menschen nicht sechs Sinne haben? Wie gesagt, ich bin ganz mit diesen constitutionellen Beschränkungen einverstanden; aber was wird dann aus all' den schönen Anekdoten von der Vernunft der Thiere, was aus den Forschungen über die Thierseele, wenn die philosophische Polizei diese Thüre endlich wieder zumauert!

Die Darwinianer selbst werden damit sehr unzufrieden sein, und so führt denn auch Herr Darwin sogleich den Einwurf des Herrn Professors Whitney an: Wenn die Thierseele eine terra incognita ist, ist es dann nicht auch die Menschenseele? Jeder, der sich mit Psychologie beschäftigt hat, wird dies Herrn Professor Whitney sehr gern zugeben. Wenn er sich selbst etwas mit Psychologie beschäftigen wollte, so würde er auch sehen, wie man über diesen rein subjectiven Standpunkt hinwegkommt, ja Herr Darwin selbst gibt ihm einen kleinen Fingerzeig, indem er seinem Mitkämpfer in's Ohr flüstert, daß beim Menschen die Sprache ein Mittel zur Erkenntniß sei, welches die Thiere nicht besitzen. Gibt Herr Darwin dies zu, so gebe ich ihm gern alles Andere in den Kauf, und bestreite nicht im Geringsten, daß das Pferd einen anderen Eindruck vom Grün haben mag, ja daß selbst er einen anderen Eindruck vom Grün haben mag als ich, und was sonst noch Alles in alten Handbüchern über Daltonismus, Farbenblindheit u. s. w. zu lesen ist*).

Nach diesen gegenseitigen Zugeständnissen wird es denn auch nicht mehr nöthig sein, alle die amüsanten Anekdoten, die beweisen sollen, daß Thiere begriffliches Wissen besitzen, in wissenschaftliche Phraseologie zu übersetzen. Für wissenschaftliche Zwecke ist über sie seit lange der Stab gebrochen. Ich kann

*) Fiske, Outlines of Cosmic Philosophy, vol. I. p. 17.

aber Herrn Darwin versichern, daß, wenn ihn sein Weg einmal nach Oxford führt, ich ihm in meinem eigenen Hunde Waldmann viel überraschendere Proben von Scharfsinn zeigen will, als alle, die er erwähnt hat. Ich fürchte nur, sein Agnosticismus wird dann wieder in Anthropomorphismus umschlagen.

Jetzt folgt ein neuer Aufruf ad populum. Ich hatte gesagt, daß heutzutage, wo Einem so viele alte philosophische Gerichte als die neuesten Resultate der Wissenschaft vorgesetzt werden, Nichts den jungen und auch den ältern Philosophen mehr zu empfehlen sei, als ein fleißiges Studium der Geschichte der Philosophie. Es gibt eine Continuität, nicht nur in der Natur, sondern auch im Fortschritt des menschlichen Geistes, und diese Continuität zu ignoriren und immer wieder mit Thales und Democritus anzufangen, ist für den Philosophen ebenso angreifend und ermüdend, als eine neue tägliche Schöpfung für den Naturforscher sein würde. Evolutionäre scheinen zu glauben, es gebe Evolution überall, nur nicht für die Evolutionsphilosophie. Was würden Naturforscher sagen, wenn jeder junge Chemiker immer wieder mit der phlogistischen Theorie anrückte, jeder Geolog mit dem Vulkanismus, jeder Astronom mit dem Ptolemäischen System? Ich verlangte übrigens gar nicht viel, ich bat nur um ein wenig Rücksicht für die Geistesarbeit, welche solche Riesen wie Locke, Hume, Berkeley und Kant für uns vollbracht. Ich sprach die Hoffnung aus, daß gewisse Fragen entweder als abgeschlossen betrachtet werden möchten, oder, wenn nicht, daß man die Controverse wenigstens an dem Punkte wieder aufnähme, wo sie in der letzten historischen Debatte stehen blieb. Aber hier geht es mir schlecht. Das sei nur ein Versuch, heißt es, meine Gegner todtzumachen, und mich dabei auf Kant, Hume, Berkeley und Locke zu berufen. Der junge Volkstribun wird immer lebendiger und schließt mit folgender Dithyrambe: „Glücklicherweise leben wir in einem Zeitalter, das sich (mit Ausnahme weniger Rückfälle) gar wenig um die frommen Gründer von Systemen kümmert, sondern versucht, selbst zu urtheilen."

Ich sage gern Bravo zu solchen braven Gesinnungen, erlaube mir nur zu bemerken, daß ich bisher, wenn ich Jemand todtschlagen wollte, dies gewöhnlich auf eigene Hand, ohne Helfershelfer, gethan. Herr Darwin mag auch immer Recht haben, daß Kant, Hume, Berkeley, Locke längst antiquirt sind; ich möchte nur bemerken, daß es nützlich sein würde, sie erst wenigstens zu lesen, ehe wir so sehr sicher erklären, daß wir sie überwunden haben. In Bezug hierauf kann ich mir die Genugthuung nicht versagen, einige sehr wahre und sehr zu beherzigende Worte von Huxley zu citiren:

„Es ist schwer, dies zu beantworten, wenn man mit seinen Zeitgenossen auf gutem Fuße leben will, aber ich muß doch sagen, daß die Fortschritte der Naturwissenschaften in letzter Zeit so fabelhaft schnell gewesen sind, daß die, welche mit den Besten Schritt halten wollen, nur schwer die Vergangenheit berücksichtigen können, ja sich daran gewöhnen, sie zu verachten. So natürlich aber dies auch sein mag, so ist es doch sehr bedauerlich. Der Geist leidet darunter, denn es gibt in der That keine wirksamere Methode, unsere eigenen Ideen in Bezug auf irgend einen Gegenstand aufzuklären, als ihn gleichsam mit Männern von wahrer Geisteskraft und Wissenschaft zu besprechen, die denselben früher von einem andern Standpunkt aus behandelt haben. Die

zeitliche Parallaxe hilft uns ebenso die wahre Stelle einer Idee zu finden, als die örtliche Parallaxe die wahre Stelle eines Sterns. Aber nicht nur der Geist, sondern auch der moralische Charakter leidet darunter. Es ist uns Allen gut, uns zuweilen von dem aufgeregten Treiben der Gegenwart wegzuwenden und mit Dankbarkeit und Ehrfurcht uns der Verdienste jener mächtigen Männer, die vor uns waren, zu erinnern, Männer, die mit ihren Kriegswaffen in die Gruft hinabgestiegen, die aber in ihrem Leben die herrlichsten Siege über die Unwissenheit errungen haben."

Vielleicht wird Herr Darwin diese Worte, da sie von Huxley kommen, mehr beherzigen, als was ich sagen könnte. Auf Herrn Professor Whitney werden sie schwerlich viel Eindruck machen. Ich hatte einige von Locke's Beweisführungen in Bezug auf den Unterschied zwischen dem Menschen- und Thiergeist einfach recapitulirt. Dafür wird mir bedeutet, daß Locke sehr wenig von diesen Dingen verstanden habe, während im Gegentheil das bis auf den letzten Faden abgenutzte Argument vom Geiste der Taubstummen von Neuem aufgebürstet wird. Ich kann hier nur wiederholen, was ich schon früher gesagt, daß, wenn man nicht irgendwelche neue Beobachtungen über das geistige Leben der Taubstummen zu Tage fördert, ich in Bezug auf diesen Gegenstand taub und stumm bleiben muß.

Nun kommt endlich der letzte und entscheidende Angriff. Ich hatte gesagt, daß, wenn die Sprachwissenschaft irgend etwas bewiesen habe, es dies sei, daß begriffliches oder discursives Denken nur vermittelst Worte möglich sei. Auch hier hatte ich eine Reihe tüchtiger Autoritäten angeführt, nicht um die freie Forschung todtzuschlagen, ich bin gar nicht so blutdürstig, sondern ganz einfach um die Untersuchung in das richtige historische Geleise zu bringen. Ich hatte mich auf Locke, auf Schelling, Hegel, W. von Humboldt, Schopenhauer, in England auf Mansel berufen, ich hatte Philosophen gewählt, die in andern Dingen sich wie Tag und Nacht entgegenstehen, die aber alle darin übereinstimmen, daß begriffliches Denken ohne Sprache, im weitesten Sinne des Wortes, unmöglich sei. Ich hätte noch manche andere Philosophen und Dichter anführen können. Professor Huxley hat den Unterschied zwischen Gedankenketten und Gefühlsketten vollkommen begriffen, indem er sagte: „Obgleich Thiere in Ermangelung der Sprache keine Gedankenketten haben können, so haben sie doch Gefühlsketten, und haben somit ein Bewußtsein, welches mehr oder weniger dem unsrigen entspricht." Poetisch, und doch mit voller Schärfe und Klarheit, sagt Jean Paul:

„Mich dünkt, der Mensch würde sich, so wie das sprachlose Thier, das in der äußern Welt wie in einem dunklen, betäubenden Wellenmeere schwimmt, ebenfalls in dem vollgestirnten Himmel der äußern Anschauung dumpf verlieren, wenn er das verworrene Leuchten nicht durch Sprache in Sternbilder abtheilte, und sich durch diese das Ganze in Theile für das Bewußtsein auflöste."

Diesen Gegenstand habe ich so vollständig in meinen Vorlesungen behandelt, daß ich mich hier begnügen muß, die Einwände zu beantworten, welche Herr Darwin gemacht hat. Es thut mir leid, ihm sagen zu müssen, daß die meisten derselben den Kern der Sache gar nicht berühren, und es ist wunderbar, daß,

wenn Gelehrte, wie Herr Darwin und Herr Professor Whitney, Männern wie Locke, Hegel, Humboldt die kinderleichtesten Einwürfe machen, sie sich nicht selbst sagen, daß diese Einwürfe doch wol schon von jenen nicht ganz mit Blindheit geschlagenen Forschern in's Auge gefaßt worden sind. Was würden wir sagen, wenn man uns solche Blindheit zutraute, und sind wir denn so viel besser als unsere Väter? Es bleibt aber nichts übrig, als die Einwürfe nach der Reihe durchzunehmen, und da manche etwas unglaublich klingen, wird es am Sichersten sein, sie wörtlich mitzutheilen. Herr Darwin entgegnet mir:

1) „Begriffe können gebildet werden, ohne daß sie vor das Bewußtsein des Begreifers gestellt werden, so daß er realisirt, was er thut."

Soll dies heißen, daß der Begreifer Begriffe bildet, ohne sie zu begreifen? Dann frage ich, wem gehören diese Begriffe? Wo sind sie? Und wie werden sie schließlich realisirt, das heißt doch wol, zum Bewußtsein gebracht? Ist Begreifen ein actives oder passives Verbum? Darf ich vielleicht Kant citiren, selbst auf die Gefahr hin, wieder des Todschlags der freien Forschung bezichtigt zu werden? Kant sagt: „Begriffe begründen sich auf der Spontaneität des Denkens, wie sinnliche Anschauungen auf der Receptivität der Eindrücke."

2) „Verwickelte Gedanken sind wol allerdings nicht ohne Symbole möglich, ebenso wenig als die höhern Zweige der Mathematik."

So, sind etwa die tiefern Zweige der Mathematik ohne Zahlsymbole möglich? Wie kann man nur solche Dinge schreiben? Und mit Bezug auf verwickelte Gedanken, wo ist denn die Zauberlinie, welche einfache von verwickelten Gedanken scheidet? So manche Leute haben schon von dieser Linie gefabelt, als ob Jedermann wüßte, was und wo sie wäre. Alles hängt von einer solchen Linie ab. Sie würde auf einmal die Fehler zu Tage bringen, die sich Humboldt und Andere haben zu Schulden kommen lassen. Es würde möglicherweise die langgesuchte Linie sein, welche den Menschengeist zu dem macht, was er ist, und vom Thiergeist scheidet. Und diese Linie, auf die Alles ankommt, wird so nebenhin erwähnt, ohne alle Präcision, als ob Jedermann wüßte, wo sie zu finden sei. So treibt man keine Philosophie, und bis Jemand diese magische Linie von Anfang bis zu Ende genau beschreibt und definirt, ist sie für mich, als ob sie nicht wäre.

3) „Wir wissen, daß Hunde zweifeln und unschlüssig sind und sich endlich zu handeln entschließen, ohne irgend welche äußere bestimmende Einflüsse."

Wenn nicht äußere, warum nicht innere? Hat Jemand dem Hund Gedächtniß abgesprochen? Was ein Hund, ja was ein Mensch ohne irgend welches begriffliches Denken leisten kann, das möge Herr Darwin in Huxley's letztem Aufsatz: „Die Hypothese, daß Thiere Automaten sind," nachlesen. Tausendmal schon habe ich, wenn ich mich Abends ankleide, meine Uhr zum zweiten Mal aufgezogen, oder plötzlich eingehalten, wenn ich meine weiße Halsbinde sah. Hält Herr Darwin solche Geistesproceße für begriffliches Denken?

4) „Herr Professor Whitney erläutert die Unabhängigkeit des Gedankens von der Sprache sehr ingeniös, indem er unsern Geisteszustand in Betracht nimmt, wo wir oft in der offensten Weise nach neuen Ausdrücken, nach neuen Formen der Kenntniß suchen, oder Unterschiede machen, oder Schlüsse vorbe-

reiten, die dann durch Worte gedeckt werden, die entweder erweitert oder verengert worden sind."

Glaubt denn Herr Darwin wirklich, daß Humboldt und Andere diese unaussprechlichen Dinge nicht in Betracht gezogen? Seine Vorstellung von Sprache ist offenbar von seiner eigenen Sprache gebildet. Unsere jetzige Sprache aber ist etwas rein Traditionelles, und das Problem, welches Humboldt beschäftigt, fängt da an, wo die Sprache aufhört traditionell zu sein, d. h. wo sie entsteht. Wie oft lernen wir Worte lange ehe wir ihre Bedeutung kennen. War das möglich in Zeiten, wo diese Worte zum ersten Mal gebildet werden mußten? Bemerkt Herr Darwin denn gar nicht, daß wir von ganz verschiedenen Dingen sprechen, er von der Geologie der Sprache, und zwar von der letzten Schicht der tertiären Periode, ich von der Chemie der Sprache, wenn ich mich so ausdrücken darf, um einem Naturforscher verständlich zu werden? Aber nehmen wir selbst die Schwierigkeit so, wie sie sich ihm darstellt. Zeigt nicht schon die Form seiner Frage, was die Antwort sein muß? Wenn wir neue Bezeichnungen, neue Formen der Kenntniß brauchen, sagen wir damit nicht offen aus, daß wir alte Formen, alte Bezeichnungen, nur etwa unvollkommene, haben? Was geschieht in unsern modernen Sprachen? Entweder, die alten Worte werden langsam erweitert, indem unsere Kenntniß sich erweitert, oder, wenn sie sich nicht weiter ziehen lassen, wenn sie springen, so werfen wir die alten Worte weg und borgen uns ein neues, entweder von unserer eigenen oder selbst von einer fremden Sprache.

Herr Darwin sagt: „Es ist der beste Beweis, daß wir die Idee der Textur und Natur eines musikalischen Tones begriffen hatten, noch ehe wir ein Wort dafür kannten, denn wir hatten das französische Wort timbre zu borgen."

Aber wie begriff denn Herr Darwin diese Idee? Hatte er keine alten Worte dafür? Begriff er die Idee nicht unter „Eigenschaft", oder, wie er selbst sagt, „Textur," „Natur?" Wußte er nicht, daß sie das Resultat vom Vorhandensein oder Fehlen gewisser harmonischer Nebentöne war? Sind das keine Begriffe? keine Worte? Was thaten wir denn im Deutschen? Wir zogen und dehnten ein altes Wort, das Wort „Farbe", so lange, bis es, als Tonfarbe, Alles begriff, was es begreifen sollte. Im Englischen borgten wir timbre vom Französischen, ebenso wie wir statt eines Pfundes vingt cinq francs sagen könnten. Aber die Franzosen selbst dehnten ihr altes Wort tympanum, und fanden, daß auch dieses Alles deckte, was es decken sollte.

5) „Wenn man Max Müller ein ganz neues Thier vorführte, und er dann seine Augen schlösse, würde er finden, daß er sehr leicht das Bild des Thieres hervorrufen könnte, ohne irgend welchen begleitenden Namen?"

Wenn doch die Herren einmal auf das wirkliche Schlachtfeld kommen wollten. Dies Alles liegt meilenweit davon entfernt. Nun ja, es ist ganz richtig, wenn ich in die Sonne sehe und dann die Augen schließe, so bleibt das Bild der Sonne eine Zeit lang sichtbar; ich sehe es, ohne zuerst zu wissen, was es ist, und woher es kommt. Weiter, es ist ganz richtig, daß ich durch Einbildungskraft sinnliche Eindrücke zurückrufen kann; ja, in einem Anfall von

Fieber, haben sich solche sinnliche Eindrücke oft ohne meinen Willen eingestellt. Aber wie hängt dies Alles mit begrifflichem Denken zusammen? So bald als ich wissen will, was für ein Thier ich heraufbeschwöre oder durch meine Einbildungskraft mir vorstelle, so brauche ich dazu entweder, der Kürze wegen, seinen technischen Namen, oder aber ich muß des Thieres durch diesen oder jenen Begriff habhaft werden, durch seine Farbe, seine Ohren, seine Beine, seinen Schwanz, immer aber durch etwas, was ich nennen und begrifflich denken kann.

Hiermit ist die ganze Liste fertig, alle Anklagen, kommen sie nun vom Herrn Darwin oder Herrn Professor Whitney, beantwortet. Es ist zwar eine alte Klugheitsregel: Ne Hercules contra duos, aber was war unter den Umständen zu thun? Schon aus Respect vor seinem Namen, anderer Rücksichten zu geschweigen, konnte ich Herrn Darwin nicht unbeachtet lassen, und wie konnte ich ihm antworten, ohne zugleich, wenn auch sehr gegen meinen Willen, mit Herrn Professor Whitney handgemein zu werden? Wenn ich sage, ich habe Alles beantwortet, was Herr Darwin contrasignirt hat, so meine ich damit nicht, daß ich auch auf jede amerikanische Patrone mit einer leeren Patrone geantwortet habe. Dazu war weder Platz noch Zeit. Wenn z. B. Herr Professor Whitney, wie es aus Herrn Darwin's Artikel hervorzugehen scheint, gesagt hat, daß ich „die Theorie der Antecedenz der Idee vor dem Worte" nie begriffen habe, so kann ich das wol unbeantwortet lassen. Es ist ja eben die Theorie, die Jeder hat, der seine Ansicht vom Ursprung der Sprache ganz einfach aus seiner eigenen Erfahrung bildet, der alle Probleme der Sprachwissenschaft gelöst zu haben meint, wenn er sich erklärt hat, wie wir unsere eigene, vom Vater dem Sohn überlieferte Sprache lernen und später uns sogar, bis auf einen gewissen Grad, eine fremde Sprache aneignen. Das wahre Problem der Sprachwissenschaft ist aber nicht, wie Sprachen, wenn sie einmal da sind, gelernt werden, sondern wie Sprache sich ursprünglich entwickelt. Alle wahre Sprachwissenschaft fängt da an, wo die des Herrn Whitney aufhört. Wollten wir unsere Ideen vom Ursprung der Sprache aus unserer Kinderstube lernen, so könnten wir unsere Ideen vom Ursprung des Alphabets aus der ABC-Schule holen, und dann ungläubig lächeln, wenn ein Mann wie De Rougé es uns klar macht, daß, wenn wir z. B. F schreiben, wir in den beiden obern Linien die letzten Ueberbleibsel der Hörner des Cerastes, und in dem Verbindungsstrich des H die letzten Ueberbleibsel der das Sieb durchkreuzenden Linien zeichnen. Man betrachte den Cartouche des Königsnamens Chufu oder Cheops, und man wird darin die ersten Ansätze unseres H und F erkennen.

Philosophie will studirt werden, ebenso wie Philologie, und mit allem Respect vor dem gemeinen Menschenverstand, da wo er am Platze ist, ist die Philosophie ihrer Natur nach oft das gerade Gegentheil desselben. Hier ist ein Thema für ein Presto furioso in irgend einer amerikanischen Zeitschrift! Um jedoch Herrn Darwin zu zeigen, was wahre Philosophen in Deutschland von Herrn Professor Whitney's Sprachphilosophie denken, so will ich nicht Professor Steinthal citiren, sondern einen unserer gelehrtesten und berühmtesten Philosophen, den Professor Moriz Carriere in München, einen Freund des Herrn Professor

Whitney, oder wenigstens einen Freund seiner Freunde. Mit aller Anerkennung, die seinen Vorlesungen über Sprachwissenschaft gebührt, bemerkt Professor Carriere: „Philosophische Tiefe und Schärfe der psychologischen Analyse sind seine Sache nicht. Wer sich mit der deutschen Sprachwissenschaft vertraut gemacht, erfährt kaum etwas Neues.“ „Die Sprache ist etwas mehr als eine Einrichtung, um für sich fertige Gedanken auch Andern mitzutheilen; sie ist das Mittel der Gedankenbildung selbst, und so ist der Gedanke durch sie erst in unserem Selbstbewußtsein, wie in der Aeußerung für Andere wirklich ... Die Prägung des Wortes ist die Urphilosophie und Urpoesie der Menschheit; was die Intelligenz von den Dingen wie vom Geiste erkennt, das drückt die Phantasie in articulirten Lauten aus.“ „Begehren, fühlen, anschauen können wir ohne Sprache, denken nicht.“ „Der Mensch spricht, weil er denkt, aber er denkt in Worten. Das hat Whitney nicht recht eingesehn; er ist da etwas trivial geblieben und meint selbst: man werde seine Ansicht eine niedrige nennen, aber es schade nichts, wenn man, niedrig zielend, die Scheibe trifft. Er nennt die Sprache recht platt eine menschliche Einrichtung,“ u. s. w.

Gegen die Ansicht des Herrn Professor Whitney, daß die Sprache etwas Willkürliches und Conventionelles, ebenso wie gegen die entgegengesetzte, oben auch von mir verworfene Ansicht, daß sie instinctmäßig sei, citirt Professor Carriere den glücklichen Ausdruck Renan's: „La liaison du sens et du mot n'est jamais nécessaire, jamais arbitraire, toujours elle est motivée.“ Hier ist der Nagel auf den Kopf getroffen. Professor Carriere hat seine eigene Sprachphilosophie, er schreibt durchaus nicht als ein Vertheidiger meiner Ansichten; aber er hielt es für seine Pflicht, Protest gegen ein gewisses journalistisches Treiben einzulegen, das auch schon an andern Orten in Deutschland Aufmerksamkeit erregt hatte.

Zum Schluß muß ich noch Herrn Darwin jun. und sen. bemerken, daß, wenn Herr Professor Whitney seit der Abfassung seiner Vorlesungen nicht einen merkwürdigen Tag von Damascus erlebt hat, er schwerlich ein zuverlässiger Bundesgenosse und eifriger Vertreter der Darwin'schen Ansicht über Ursprung und Wesen der Sprache sein wird. Zu Ende seines Aufsatzes bemerkt schon Herr Darwin, daß nicht Alles geheuer ist. „Herr Professor Whitney,“ schreibt er, „mache ein sehr gefährliches Zugeständniß, wenn er sagt, daß wir nie etwas von den Uebergangsformen wissen können, durch welche die Sprache hindurch gegangen, und er giebt seinem Freunde und Bundesgenossen den guten Rath, ein vor Kurzem in England erschienenes Buch von Count G. A. de Goddesard Liancourt u. G. Pincolt, „Primitive and Universal Law of Language“ zu lesen, wo er viel Licht und Belehrung über den wahren Ursprung der Wurzeln finden werde.“ Wie Jemand, dem es an Wahrheit liegt, sagen kann, daß ein Zugeständniß gefährlich sei, begreife ich nicht. Der Papst mag so etwas sagen, oder ein Advocat; ein wahrer Freund der Wahrheit kennt keine Gefahr. Jedenfalls ist aber in dem guten Rath, den Herr Darwin dem Herrn Professor Whitney giebt, eine absichtslose Ironie, die wol der amerikanische Gelehrte schweigend beherzigen wird.

In seinen Vorlesungen, wie gesagt, protestirte Herr Professor Whitney sehr laut gegen Darwin'schen Materialismus; doch das mag jetzt anders sein. Er

bekennt schon selbst, daß er sich jetzt halb zur Bau-bau- und Pah-pah-Theorie bekehrt habe, und zeigt dadurch, wie unwissend ich war, wenn ich meinte, daß diese Theorien unter den vergleichenden Philologen des 19. Jahrhunderts keine Anhänger mehr hätten. Er scheint jetzt sogar geneigt, etwas schonender von den Vertheidigern des Dingdongismus (Bimbammelei) zu sprechen, da er sich endlich überzeugt hat, daß ich nicht daran glaube. Wer weiß also, ob er, nachdem er meine Vorlesungen über „die Sprache als die wahre Grenze zwischen Mensch und Thier" gelesen, er sich nicht noch schließlich von Bleek und Haeckel, „den tollen Darwinianer", wie er ihn nennt, taufen lassen wird.

Neben der komischen Seite hat jedoch dieses Getreibe, so viel ich sehen kann, auch einen sehr ernsten Charakter. Warum denn all dies Hin- und Herstreiten, ob der Mensch von einem niederen Thier abstammt oder nicht? Es ist eine Frage der Wissenschaft und sollte im Geiste der Wissenschaft ohne alle Nebengedanken behandelt werden. Weshalb erdenkt man sich künstliche Grenzlinien, wenn keine wirklichen da sind? Weshalb versucht man die wirklichen wegzuleugnen, wenn sie nun einmal da sind? Geschehe, was wolle, wir bleiben doch genau, was wir sind. Die Frage ist einfach genug, und nur indem man sie in die graue Vorzeit zurückweist, tritt sie aus dem Focus des klaren Denkens heraus und wird dunkel und verwirrt. Doch haben Raum und Zeit nur wenig mit der wahren Lösung des Problems zu schaffen. Bleiben wir bei der Gegenwart, so sagen uns die Darwinianer, und namentlich die Erforscher der tiefsten Tiefen der Menschheit, daß es Wilde giebt, deren Sprache nicht besser ist, als das Gluckſen der Hühner und das Zwitschern der Vögel, und die in vielen Punkten tiefer stehen, als die höhern Thiere. Nun gut, angenommen es sei so, so steht nichtsdestoweniger fest, daß, wenn man ein neugeborenes Kind diesen gluckſenden und zwitschernden Eltern wegnimmt und es mit Kindern der höchstgebildeten Nationen auferzieht, dasselbe deutsch, französisch, englisch sprechen lernt wie ein deutsches, französisches oder englisches Kind. Man mache denselben Versuch mit dem Baby eines der höchst gebildeten Thiere, zweifüßig oder vierfüßig, und er wird mißlingen. Die Disposition, eine Sprache, sie sei welche sie wolle, zu lernen, kann in unserem Falle nicht durch „festgewordene Nervenstructur, die sich congenitalisch fortpflanzt," bedingt sein, denn nach dem Zeugniß der Agriologen gluckſen ja Vater und Mutter wie Hühner. Hier ist ein Factum, das entweder durch Experimente widerlegt, oder von den Darwinianern erklärt werden muß.

Nehmen wir nun an, daß vor Myriaden Jahren aus den Myriaden von lebenden Wesen eins und nur eins den ersten Schritt that, der schließlich zur Sprache führte, während die ganze übrige Schöpfung stumm blieb; was hätte das zu bedeuten? Dies eine Wesen müßte damals, scheint mir, wie das Kind des gluckſenden Wilden heutzutage, Etwas besessen haben, man nenne es, wie man wolle, einen Keim, eine Gabe, eine Anlage, jedenfalls ein Etwas, das für ihn und für alle seine Sprößlinge eine Arteigenheit bildet. Ob wir sagen, daß dieses Etwas von selbst kam, oder das Resultat der Umgebung war, oder die Gabe eines Wesens, in dem wir leben und weben, macht in der Sache selbst wenig Unterschied. Alles dies sind, vom menschlichen Standpunkte aus, nur verschiedene Ausdrücke für das Unbekannte. Wenn dieser Keim des Logos wirk-

lich erst durch tausend Formen vom Protogenes zum Adam hindurch zu gehen hatte, ehe er sich erfüllen konnte, was ist das für uns? Beklagen wir uns über unsere Zustände vor unserer Geburt? Fühlen wir uns durch unsere Zustände nach dem Tode herabgesetzt? Der Logos war da vom Anfang an, im Keime, potentia, oder wie wir es sonst nennen wollen; und weil er da war, deshalb äußert er sich, da wo er war, im Menschen, aber nie, da wo er nicht war, im Thier, welches Thier war und Thier blieb, vom Anfang bis zu Ende, oder wenigstens bis jetzt.

Wahrlich, wenn auch alle Schulphilosophie jetzt abgeschafft werden muß, wenn der wahre Philosoph sich jetzt nur dadurch bethätigen kann, daß er zuerst mit allem Wissen der Vergangenheit tabula rasa macht, so werden doch wol ein paar Leuchtthürme von der Sündfluth verschont bleiben. Dürfen wir uns nicht mehr auf „Ex nihilo nihil fit" berufen, ohne in den Verdacht zu gerathen, die freie Forschung durch Autoritäten todtschlagen zu wollen? Nun, Sprache ist Etwas, sie setzt Etwas voraus, und eben das, was sie voraussetzt, das, woraus sie entsprang, wie es nun auch in seinem vorhistorischen, vorweltlichen Zustand gewesen sein mag, muß von dem verschieden gewesen sein, woraus sie nicht entsprang. Da fragen dann die Leute sehr besorgt, aber war dieser Keim von selbst entwickelt, oder von der Gottheit eingepflanzt? Dies werden Losungsworte der Parteien, man theilt sich in zwei feindliche Lager, man lärmt und stürmt und tobt, während, wenn man seine Gedanken und Worte fest anpacken wollte, man leicht sehen würde, daß beide Ausdrücke nur dialektisch verschieden sind.

Daß es im Menschen eine thierische, eine bestialische Natur gibt, ist nicht zu leugnen. Leugnet man es, so nimmt man die Grundpfeiler aller Psychologie und Moral hinweg. Wir sollten nie vergessen, daß wir das Material all' unseres Wissens mit den Thieren gemein haben; daß wir, wie sie, mit sinnlichen Eindrücken beginnen, und dann, wie wir selbst und nur wie wir selbst, fortschreiten zur Kenntniß des Allgemeinen, des Uebersinnlichen, des Idealen. Wir sollten nie vergessen, daß wir in vielen Dingen wie das Thier sind, aber daß wir, wie wir und nur wie wir selbst, uns über unser thierisches Selbst erheben und nach dem, was nicht selbstisch ist, nach dem Guten, dem Göttlichen ringen können. Weise Männer der Vorzeit nannten den Flügel, der uns über das sinnliche Wissen erhebt, den Logos; den Flügel, der uns über die sinnliche Begierde erhebt, das Daimonion. Sorgen wir, namentlich wenn wir im Tempel der Wissenschaft stehen, daß wir nicht durch Mißbrauch der Sprache oder durch Verachtung der Stimme des Gewissens diese beiden Flügel der Seele knicken, und durch unsere eigene Schuld noch tiefer sinken, als die Gorillas, die wir als unsere Ahnen so ängstlich perhorresciren.

Zur Geburt des Bankgesetzes.

Von

Ludwig Bamberger.*)

Die Vorgeschichte eines neuen Geschöpfes bis zum Momente seiner Geburt zu erzählen, möchte für weit schwieriger gelten, als dessen Entwickelung zu verfolgen vom Tage an, da es das Licht der Welt erblickte. Mit unserm Bankgesetz jedoch verhält sich die Sache umgekehrt. So lange die Seele der Reichsbank noch zukunftsungewiß im Teiche der ungeborenen Kinder schwebte, stritten sich blos zweierlei Geister um sie. Schließlich besiegte der unwiderstehliche Zauber, der in dem Begriffe „Reich" liegt, die großen und kleinen Hexenmeister, welche das Kindlein in der Geburt zu ersticken gedacht hatten, und als es einmal laut und kräftig die vier Wände beschrien hatte, suchte Jeder, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Schlaue Leute wollten sogar wissen, die preußische Finanzpolitik habe von der ersten Stunde an nur deshalb Hindernisse in den Weg geschoben, um deren Beseitigung recht theuer zu verkaufen. Man muß anerkennen, daß sie, wenn solches ihre Absicht gewesen, sich wenigstens nichts darauf zu Gute thut, sie durchgesetzt zu haben. Im Gegentheil, der Finanzminister ließ es sich ganz gerne gefallen, daß man zum Eingang der zweiten Lesung ihm nachsagte, er sei es, welcher den Grundriß zur Reichsbank in den ursprünglichen Entwurf aufgenommen, welcher Alles so eingerichtet habe, daß nur „eine Wand von dünnem Fachwerk" wegzuräumen gewesen wäre, um die Preußische zur Reichs-Bank zu erweitern. Ob er die Huldigung eincassirte, weil Eincassiren, wie er mit Recht behauptet, seines Amtes ist, oder weil er für räthlich hielt, lächelnd die goldene Brücke zu betreten, die man einem auf dem Rückzug befindlichen Gegner baut — von Gold war sie jedenfalls, die Brücke; denn, bei Lichte besehen, ließ sich Preußen dafür, daß es seinen fond de boutique an's Deutsche Reich abtrat, vergüten, was folgt: fünf Millionen Thaler baar, fünf weitere Millionen in Gestalt der zwanzig Tausend an die alten Antheilseigner zu hundert Procent überlassenen Antheilsscheine, die einen Minimalwerth von hundertfünfundzwanzig Procent besitzen; macht zu-

*) Siehe im 4. Heft vom 1. Januar d. J. den Aufsatz: „Zur Embryologie des Bankgesetzes".

sammen zehn Millionen; dazu eine fünfzigjährige Annuität von 621,000 Thalern, die zu $4^1/_2$ Procent capitalisirt einen heutigen Werth von 12,232,000 Thalern repräsentirt: Summa Summarum einen Kaufpreis von mehr als zweiundzwanzig Millionen Thalern für die Zubringung eines Geschäfts, das ohne Zustimmung des Reichstags nicht einen Tag über den 1. Januar 1876 hinaus fortgesetzt werden durfte, und nach Capitalsverdoppelung, Contingentirung und veränderter Gewinnvertheilung an Einträglichkeit viel weniger Aussicht bietet, als das frühere der Preußischen Bank, welches bei dem Verkauf als Maßstab angenommen wurde. Die Mitglieder des Reichstages aber sagten sich, beziehungsweise die der Commission, daß nun an sie die Reihe gekommen sei, zum bösen Spiel gute Miene zu machen, und daß es vor Allem gelte, topp! zu sagen. In der That traten diese Zifferfragen, wie groß immer, als Nebendinge zurück hinter die mannigfaltigen und verwickelten Aufgaben, deren Lösung in kürzester Zeit zu bewältigen war. Es galt nicht nur, die gesammten Verhältnisse des Zettelbankwesens von Grund aus auf neue Unterlagen und nach neuen Gesichtspunkten aufzubauen, sondern innerhalb des Reformplanes auch noch die Gegenseitigkeits-Verhältnisse zwischen dem Reich und seiner künftigen Centralbank, zwischen dieser und den bestehenden Privatbanken, möglichst rationell zu ordnen.

Um zu ermessen, wie viele und wie bunte Fäden hier durcheinander liefen, stelle man sich gegenüber dieser thatsächlichen Aufgabe eine parlamentarische Versammlung vor (einerlei ob Reichstag oder dessen Spiegelbild: die Commission der Einundzwanzig), deren Elemente von den allerverschiedensten Standpunkten aus an die Lösung herantraten.

Da waren zunächst die Mitglieder der Centrumspartei, von Hause aus politisch der Schaffung einer Reichs-Anstalt und namentlich einer von so hervorragender Bedeutung durchaus widerstrebend; daher natürlich darauf bedacht, was ihnen im Großen und Ganzen aus der Hand gewunden war, im Kleinen und Einzelnen wieder an sich zu reißen, und — da einmal Bayern den Grundstock des Centrums liefert — besonders ängstlich darüber wachend, daß bayrische Verhältnisse möglichst wenig von den bevorstehenden Neuerungen berührt werden möchten.

Neben dieser — in der Hauptsache reformwidrigen — Strömung des Centrums lief, weniger breit vertreten, aber nicht weniger energisch, die der sogenannten Agrarier her. Ist das centrale Element wesentlich bayrisch gefärbt, so trägt das agrare ein vorwiegend altpreußisches Colorit. Manchmal tritt es mit der gottesfürchtigen Miene auf, welche überhaupt in der Entwickelung von Handel und Industrie nur wachsendes Teufelswerk sieht; gemeinhin beschränkt es sich auf das offenherzige Geständniß, daß es den Gewinn, welchen Handel und Industrie erzielen, als einen Raub am Ackerbau betrachtet. Mit den französischen Physiokraten haben die betreffenden Pommerschen und Märkischen Junker den Standpunkt allerdings gemein, daß sie den Ertrag des Bodens für die alleinige Quelle der Production ansehen, und daß sie — ihrem wohlverstandenen Interesse zu Liebe — auch Freihändler sind für solche Dinge, die sie brauchen. Dagegen möchten sie Alles, was den Geschäftsumsatz im Innern des Landes befördert, hemmen und belasten bis zum Brechen. Möglichst wenig oder gar keine Steuer

auf den Grundbesitz und möglichst viel auf die beweglichen Güter und namentlich auf die Bewegung der Güter. Ueber das, was aus den Geschäften gewonnen wird, herrscht in diesen Kreisen so ungefähr die Vorstellung, welche ein altes Witzwort bezeichnete mit dem Sprüchlein: „les affaires c'est l'argent des autres.“ Was der Kaufmann mehr einnimmt als ausgibt, ist eigentlich nur einer künstlichen Preiserhöhung zu verdanken, oder kurz gesagt: erlaubter Diebstahl. Mit welchen Augen diese Welt die der Finanzen und gar die der Börse ansieht, mag Jeder von solchen Voraussetzungen aus sich selbst ableiten. Man will wissen, es stecke in diesem Mißgefühl ein guter Theil Aerger über die äußeren Vortheile, welche eine Legion von Emporkömmlingen davongetragen, während ein ahnenstolzer Landadel im Nacheifer um erhöhten Glanz und Genuß des Lebens seinen väterlichen Besitz mit Schulden belastet habe. Mit solchen Anklagen soll man vorsichtig sein, sie werfen zu leicht den Gerechten mit dem Ungerechten zusammen; aber entschuldigt werden sie, wenn man in einem Theil der agrarischen Presse auf den ordinärsten Capuzinerton stößt, welcher keinen noch so niedrigen Angriff auf die Kreise des Geldgeschäftes verschmäht. Das Wunderlichste an der Signatur dieser agrarischen Gesellschaft ist, daß sie sich einbildet, sie würde billigeres Geld erhalten, wenn anderen Leuten das Geld vertheuert würde. Wie sie sich ausrechnen, daß man ihnen billigere Hypotheken machen würde, wenn der Zinsfuß am Capitalmarkt höher wäre, das ist ihr Geheimniß. Thatsache ist, daß sie Allem, was auf Flottmachung der Capitalkräfte eines Landes hinarbeitet, ihren intimsten Haß widmen. Auf Wechsel, auf Actien, auf Prioritäten, auf Börsenumsätze vollends himmelhohe Steuern zu wälzen, ist ihr Ideal. Denn, wenn Niemand in der Stadt Geld oder Credit bekommen kann, werden, so bilden sie sich ein, alle Reichthümer zu ihnen auf ihren Landsitz wallfahrten, wobei nicht ausgeschlossen sein soll, daß mit einem großen Mangel an Umsatzmitteln dennoch hoher Preis für die Bodenproducte Hand in Hand gehe.

Für diesen Geschmack ist eine Bank überhaupt kein Leckerbissen, und besonders nicht eine Zettelbank, welche bekanntlich, allen guten Grundsätzen nach, vorab nicht auf Hypotheken leihen darf. Ist aber einmal eine Bank unvermeidlich, so muß sie jedenfalls vor dem Unglück bewahrt werden, die Welt des beweglichen Capitals und der finanziellen Geschicklichkeit zu bereichern.

Das Centrum hatte es auf die Reichsbank abgesehen, die agrarische Rechte auf die Banken insgesammt. Aber da viel mehr freie Hand war, die erst zu schaffende Reichsbank zu fassen als die bestehenden Territorialbanken, so sollte jene zunächst die Zeche bezahlen. Dergestalt war es beiden bis jetzt geschilderten Elementen vergönnt, manche Strecke Hand in Hand zu wandern. Die Agrarier hätten für's Leben gerne das Privatvermögen von der Betheiligung am Grundcapital der Bank ausgeschlossen. Aller Gewinn, den ihre erzürnte Phantasie sich in wilden Zügen auf das blanke Feld der kommenden Zeiten hinmalt, soll in das Staatssäckel fließen, den Steuerzahler erleichtern, der Speculation für immer entzogen sein. Gelingt es nicht, die Reichsbank zu einem reinen Staatsunternehmen zu machen, so soll auf jede denkbare Weise verhindert werden, daß die Privatbetheiligung einen Gewinn ziehe, der als ungebührlich angesehen wird. Daher soll nicht blos der Gewinn der Antheilseigner auf eine verschwindend

kleine Möglichkeit jenseits mäßiger Zinsen beschränkt werden, sondern auch an Steuern aufgelegt, was aufzulegen ist.

Aber so weit mitzuthun, hatte wiederum das Centrum keine Lust. Zwar die Reichsbank auf möglichst schmale Kost zu setzen, wäre ihm schon recht gewesen; aber dem Reich directe Einnahmen aus einer Steuer zufließen lassen, welche ebensoviel der unbequemen Matricularumlagen entbehrlich macht, das Budget des Reichs von dem der Einzelregierungen loslöst, das paßt nicht in diese Rechnung. Um die Auflage von Ein Procent auf alle ungedeckten Noten durchzusetzen, mußten also die Agrarier sich an andere Bundesgenossen wenden.

Und sie fanden sie; wenn auch die vereinten Anstrengungen schließlich nicht zum Siege führten. Sie fanden auf der Linken als theilweisen Ersatz für die Alliirten, die sie im Mittelpunkt verloren, diejenigen Nationalliberalen, welche entweder im Notenwesen überhaupt oder nur, soweit es sich um die Reichsbank handelte, zum Grundsatz strenger Enthaltsamkeit in Sachen künstlicher Zahlungsmittel sich bekennen. Bedenkt man, daß in diesen Reihen sich Solche befinden, welchen eine nicht mit vollem Metall gedeckte Note an sich ein Gräuel ist, und, von diesen sich stufenweise abschattirend, eine ansehnliche und einflußreiche Schaar, welche den Wegen der Geschäftswelt mit unwilligen und mißtrauischen Blicken folgt, so ist man darauf vorbereitet, daß jede Lebenserschwerung, welche der Bank bereitet werden sollte, hier Stützpunkte zu finden hoffen durfte. Am schärfsten trat die Constellation aller aus den verschiedensten Himmelsgegenden zusammenströmenden Influenzen hervor, als es sich darum handelte, die Mitgift der Reichsbank an ungedeckten Noten zu begrenzen. Alles, was aus irgend einem Grunde der Reichsbank übel wollte, war natürlich dabei, die Grenze möglichst eng zu ziehen; dazu kam an Reichsfreunden Alles, was keine Noten mag, Alles, was, wie die Agrarier, der Geschäftswelt abhold ist. Das ganze Heer gruppirte sich hinter die Linie derjenigen Combattanten, welche mit der Reichsregierung die vorgeschlagene Ziffer von 250 Millionen Mark aus rein sachlichen oder theoretischen Gründen für die richtige hielten. Der beträchtliche Nachtrab erkannte wohl den Vortheil, damit alle seine heterogenen Bestandtheile unter die Fahne der Tugend und Enthaltsamkeit zu schaaren. Diejenigen dagegen, welche, aus mindestens ebenso objectiven Gründen wie die Unbefangensten ihrer Gegner, etwas mehr Lebensluft für die Reichsbank verlangten, erschienen in zweideutigem Lichte lüsterner Begehrlichkeit nach ungerechtem Gewinn.

Die geringe Frage eines Mehr oder Weniger von fünfzig Millionen Mark ungedeckter Reichsbanknoten verdiente durchaus nicht die Ehre, zu einem Principienstreit erhoben zu werden; und in der That standen Vorkämpfer des ganzen Gesetzes beinahe in allen Stücken engverbunden zusammen, die in diesem Punkt sich vorübergehend trennten. Aber gerade das war das Charakteristische an dem besonderen Fall, daß über seiner Erörterung etwas von der Ungunst laut wurde, welche der deutsche Parlamentarismus nicht zwar dem Handel, aber der Handelswelt entgegenträgt. Man muß sich hüten, das Eigenthümliche dieser Erscheinung in's Schwarze zu malen, und man ist schuldig, das, was berechtigt an ihr ist, auch zu verstehen. Gleichwohl ist zu bekennen: die Angelegenheiten des Kaufmannsstandes finden auf unserem parlamentarischen

Boden nicht die freie und gleiche Beurtheilung, wie auf dem anderer Nationen. Es hängt dies ohne Zweifel zusammen mit dem ganzen Entwicklungsgang der deutschen Nation. Die große Zeit unserer Handelsblüthe, der kaufmännischen Granden von Nürnberg und Augsburg im Süden, der politisch mächtigen Hansa im Norden war längst dahin, als im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert Holländer, Engländer und Franzosen den Weg ihrer commerziellen Eroberungen betraten. Damit zusammenhängend blieb im Ganzen, auch gesellschaftlich, der Handelsstand in geringerer Lage als anderwärts. Adel, Officiere, Beamte und Gelehrte blickten und blicken zum Theil noch heute auf ihn herab.

Ein Umstand, der vielleicht dazu beiträgt, unsere jungen Kaufleute geschäftstauglicher zu machen, als ihre Genossen fremden Ursprungs, trägt dazu bei, ihnen gesellschaftlich zu schaden, nämlich ihre realistische Vorbildung. Das System der Realschulen ist nirgends so verbreitet und ausgebildet als in Deutschland; die classische Schulbildung für die Erziehung der zum Kaufmannsstande Bestimmten ist bei uns die Ausnahme, in Frankreich und England die Regel. Ob das gut oder schlecht sei, ist eine Frage für sich. Aber es wirkt, wie es bei uns liegt, nicht günstig für die Ausrottung des Hochmuths, mit dem die studirten Leute auf die unstudirten herabschauen. Der deutsche Kaufmann ist im Auslande mehr geachtet als zu Hause. Vor Jahresfrist ging durch die englischen Blätter und namentlich durch die Spalten der Times monatelang ein stehender Artikel über die Gefahr, in allen überseeischen Ländern vom deutschen Großhandel überflügelt zu werden. In allen Weltplätzen behaupten deutsche Häuser den ersten Rang. Die sociale Inferiorität, die dem Stande, wie wenig immer, daheim anhaftet, ist nicht gemacht, ihn zurückzulocken. Naturgemäß ist der Stand selbst mitschuldig. Die lächerliche Gewohnheit, um die Raths-Titel zu werben, mittelst derer reiche Kaufleute in den büreaukratischen Tschin eingereiht werden, als höchste Belohnung, und welche die höfische Sitte ihnen freigebig spendet, eben um sie einzurangiren, hat bei andern Nationen nichts Analoges aufzuweisen. Freilich gehen ihnen unsere Universitätsprofessoren in ihrem tschinesischen Bedürfniß nach dem Hof- und Geheimen Hofraths-Titel mit gutem Beispiel voran; doch liegt diesen als Beamten und auch aus sonstigen Gründen die Verführung näher. War es sonst nur ein Mehr oder Weniger von äußerer Ehre, um welche der Kaufmannsstand zu kurz kam, so brachte das Börsenwesen auch im Punkte des sittlichen Inhalts beträchtlichen Schaden. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Gesammtheit litt unter den Vorwürfen, denen die Einzelnen in großer Zahl sich aussetzten; und, was noch viel schlimmer ist, aber der Unparteilichkeit zu Ehren offen gesagt werden muß: auch die guten und soliden Kaufleute haben vorübergehend bei uns vergessen, an den Lehren der Nüchternheit und Enthaltsamkeit fest zu halten, denen sie ihr Aufkommen verdanken. Der kritische Geist der Berliner Börsenwelt, der zu sprüchwörtlicher Anerkennung gelangt war, hielt dem Sturm der Gründerperiode gegenüber nicht Stich. Es giebt solche Zeiten, in denen unberechtigte Mächte dermaßen an Gewalt zunehmen, daß sie auch den Besten an seinem Glauben irre machen. Rechnet man dazu, welche Gefühle im unbetheiligten Publicum das Schauspiel finanzieller Feuerwerkskünste weckt, wie natürlich es

ist, daß man sich für besser hält als den Nächsten, der dem Mammon mit Erfolg räuchert — nimmt man das Alles zusammen, fügt man noch den Beigeschmack hinzu, welchen breite socialistische Propaganda dem öffentlichen Urtheil zusetzt, so wundert man sich schließlich nicht mehr, wenn man es auch bedauert, daß oft commercielle Wünsche nur mit einer Art verlegenen Stammelns vor die Gesetzgebung hinzutreten wagen. Die Zahlen selbst der parlamentarischen Vertretung sprechen laut davon, wie geringfügiger Antheil an ihr dem Kaufmannsstande eingeräumt ist. Alles zusammen gerechnet, ehemalige und jetzige Kaufleute, Industrielle, Landwirthe, die nebenher ein Agriculturgewerbe betreiben, Verleger, Gastwirthe u. dgl. mehr inbegriffen, weist das Verzeichniß der Reichstagsabgeordneten sechsundvierzig Personen auf, welche zu dieser Kategorie gezählt werden können: also nicht den achten Theil der Gesammtheit. Erwägt man, daß über ein Drittheil davon auf's Centrum kommt, dessen Mitglieder stets nach einheitlicher Direction und kirchlich politischen Motiven stimmen, so gelangt man zu dem merkwürdigen Resultat, daß die Vertheidigung der Industrie- und Handelswelt, soweit sie Sachverständigen und Fachgenossen anvertraut ist, auf etwa zwei Dutzend Köpfen ruht. Und faßt man diejenigen in's Auge, welche in der Debatte mit der Sprache herausrücken, so sind es solche, die vormals studirt haben, ursprünglich einem andern Stande angehörten und erst in späteren Lebensjahren den Geschäften sich zuwandten. Denkt man an die Zeit zurück, in welcher die Hansemann, Camphausen, Beckerrath ihren Platz im politischen Leben des deutschen Volkes neben den Welcker, Gagern und Dahlmann einnahmen, so fühlt man sich versucht, zu fragen: hat der Geist des Handelsstandes, der Geist der deutschen Politik oder das Gegenseitigkeitsverhältniß zwischen dem Volk und den Männern des kaufmännischen Berufs diese Wandlung herbeigeführt? Wie dem immer sei: die Ehre wie das Interesse der Geschäftswelt muß aus solchen Betrachtungen die dringende Aufforderung schöpfen, sich nicht von den Rechtsgelehrten, Fachpolitikern, Gutsbesitzern und Beamten aus der großen Politik und der großen Volksvertretung abdrängen zu lassen; und wenn die Besten des Standes ihren Sinn darauf richten wollten, die verlorenen Bahnen der höchsten öffentlichen Ehren wieder zu finden, so würden sie damit auch einen Compaß gewinnen, dessen Zeiger ihre Barke davor bewahrt, in die Stromschnellen schwindelhafter Bewegungen zu gerathen. Die Art, wie jetzt in unserem Parlamente von ihnen gesprochen wird, kann ihnen unmöglich gleichgültig sein, und die einzige gute Art, sich zu rächen, besteht in der männlichen Wiedereroberung des verlorenen Postens. Denn übel genug kommen sie weg. Zwar fehlt es nicht an Lippenbekenntnissen abstracter Huldigung bei Jedem, der sie angreift; aber alle diese eingeschalteten Ehrenerklärungen verhallen wirkungslos gegenüber dem wegwerfenden Gesammtton, der nicht blos von einzelnen Rigoristen, sondern vom Durchschnitt der Redner, ja gar nicht selten von den Ministern und ihren Assistenten angeschlagen wird. Wie oft wurde in der Bankdebatte ausgesprochen: die Kaufleute dürfe man natürlich nicht hören, denn diese möchten das Gesetz so zurecht schneiden, daß ihnen die fetten Brocken davon auf Kosten aller Klugheit und Vorsicht zufielen! Wenn Männer wie Camphausen, Michaelis, E. Richter und v. Unruh (Magdeburg) dergleichen als selbst-

verständlich hinwerfen, so kann man doch nicht sagen: das sind asketische Persönlichkeiten, die dem praktischen Leben fern stehen. Und doch enthalten diese Aussprüche, so beiläufig eingeflochten, eigentlich die härteste Verurtheilung nicht blos gegen die Moralität, sondern auch gegen die Einsicht des Kaufmannsstandes. Denn wer will behaupten, das wahre und bleibende Interesse desselben sei verträglich mit einem gebrechlichen, ja verderblichen Banksysteme? — Wer will leugnen, daß ein solider und verständiger Kaufmannsstand mehr als jeder andere an der Erhaltung zuverlässiger Zahlungsmittel und fester Werthsätze betheiligt sei? Nur wer die ganze Geschäftswelt als eine Gesellschaft von Jobbern und Wechslern ansieht, kann ihr Interesse an schwankender Valuta zutrauen; und Sentenzen, wie die von obigen Rednern gefällten, lassen keine andere Wahl, als die Mehrheit der commerziellen Bevölkerung für liederlich oder verblendet, wenn nicht für beides zugleich, zu halten. — Wer doch ließe sonst sich beikommen, wenn die Angelegenheiten eines besondern Berufs untersucht werden, die Angehörigen desselben auszuschließen, ihren Gutachten entgegen zu halten: sie seien nur von thörichtem Eigennutz eingegeben? Hieß man die Presse schweigen, als von der Abschaffung des Zeitungsstempels die Rede war? Und doch, wozu hat all' das damals versprützte Pathos genützt, als die Taschen der Zeitungsverleger zu füllen, welche dem Publicum nichts von ihrem Mehrgewinn, auch nur an besserem Papier oder Druck, zufließen lassen? Gewiß, man soll nicht die unmittelbar Betheiligten allein hören, und gewiß, sie lassen es an einseitigen und übertriebenen Vorstellungen nicht fehlen (man denke nur an den furor saxonicus in Allem, was Papiergeld berührt); aber für diejenige Kritik, welche gegen unberechtigten Einfluß nöthig ist, bleibt auch noch Raum genug, wenn in öffentlichen Verhandlungen von dem deutschen Handelsstande, einem der ersten der Welt, mit größerer Achtung als bisher gesprochen wird. Ist dieser selbst sich schuldig, die Schwächen abzustreifen, welche ihn in diese üble Stellung zu bringen beitrugen, so haben auch grade die Männer des öffentlichen Wirkens, welche ihn zu heben wünschen, die Pflicht, ihn nicht mit Antipathie und Verbitterung zu erfüllen. Sonst möchte sich eines jener schlimmen Verhältnisse daraus entwickeln, die auf gegenseitiger Verachtung beruhen.

Gesunder Idealismus, der im Leben steht und dem Leben dient, wächst nicht in der Einöde der Wurzeln und Kräuter, von denen der Eremit lebt. Sittenprediger, welche mit Geringschätzung auf den Erwerb herunter schauen, erwecken in den Kindern der Welt nur den Gedanken, daß sie die Welt nicht kennen und treiben, als falsche Repräsentanten des Ideals, zur bösen Schlußfolgerung hin, daß für die wahre Idealität in der wirklichen Welt kein Raum sei. Der cynische Realismus, welcher die höchsten sittlichen und geistigen Güter verlacht, ist die unausbleibliche Antwort auf den diogenischen Armuthsstolz. Der „heilige Durst nach Gold" bewegt die Welt, indem er der Menschen Kräfte in Bewegung setzt; und es sündigt wider dies Urreglement des Lebens nicht nur der, welcher sich zur Caricatur macht, indem er es leugnet, sondern auch wer ihm die Wege vorzeichnen will aus einer Empfindung heraus, die sich zur Ehre rechnet, daß ihre Wege nicht seine Wege sind.

Die einprocentige Steuer war beseitigt. Es war ein Glück für die künftige

Reichsbank, daß in diesem Capitel es nicht gut anging, sie anders zu behandeln als die Privatbanken. Hätte sie diesem Steuergelüste gegenüber allein in der Welt gestanden, schwerlich wäre sie ihm entronnen. Denn Alle vereint, die entweder das Reich oder die Noten oder das Monopol oder das Capital oder die Börse oder die Matricularumlagen nicht mögen, Alle vereint hätten sich schwerlich des Vergnügens beraubt, um noch einen Aderlaß anzubringen, sich denjenigen anzuschließen, welche den einzigen vertretbaren Gesichtspunkt vertheidigten: daß ein Notenprivilegium mit einer Abgabe bezahlt werden müsse. Ihre Rettung verdankte die Reichsbank dem Umstand, daß man sie nicht erreichen konnte, ohne die lieben Kleinen, die Territorialbanken, mit zu treffen, für welche in den Reihen der meisten Fractionen doch so manches warme Herz schlug. Darum wendete sich auch das Blatt, sobald die Entscheidung wegen der Communalsteuern zu treffen war. Der Gesetzentwurf der Regierungen hatte hier weislich und belegt mit triftigen Gründen die Zweiganstalten eines zum allgemeinen Nutzen eingesetzten Instituts frei gelassen, welches als Gegenleistung gegen sein Privileg dem Reiche die Hälfte, beziehungsweise drei Viertheile seines Gewinns überläßt. Aber die Commune, welche umhergeht, quaerens quem devoret, hatte hier leichtes Spiel. Die Bestimmung wegen der Befreiung von Communalsteuern stand einzig und allein im Titel, der von der Reichsbank handelt; die Freunde der Privatbanken hatten also hier nichts zu fürchten und nichts zu hoffen. Die, welche dem Reich keine Einnahmen gönnen, waren gleichfalls unbetheiligt. Es schien geradezu thöricht, nicht zugreifen zu wollen, und unter allseitigem Hallali ward das Wild erlegt. Dem erfinderischen Geist der Stadtväter ist es für die Zukunft anheimgegeben, wie viel Blut sie dem Einkommen des Reichs und der Antheilseigner glauben abzapfen zu können, ohne die Bank aus ihrem Weichbild zu verscheuchen. Hat man ihr das Leben gegönnt, so hat man's ihr jedenfalls möglichst theuer verkauft.

Endlich, als der dicke Strich in der Berathung überschritten wurde, welcher den Titel der Privatbanken von dem der Reichsbank trennt, da konnte man sehen, wie „neue Triebe, neue Schmerzen" aufkeimten. Nichts merkwürdiger für den Psychologen des öffentlichen Lebens, als zu beobachten, wie hier die Durtonart catonischer Strenge plötzlich in sanftes Moll überging. Ob es gelingen kann, dem nicht mit allen Einzelheiten dieser Materie vertrauten Leser das Verständniß für den menschlich so interessanten Vorgang zu erschließen? Leider muß man, um den Aristophanes oder Homer mit vollem Genuß zu lesen, auch die feinsten Regeln der griechischen Grammatik und Syntax in sich aufgenommen haben; und so steht zu fürchten: wer nicht unsere jüngste Gesetzgebungsarbeit in allen ihren Windungen verfolgt hat, wird Mühe haben, aus der Blumenlese der Erscheinung, die sich hier bieten läßt, den Honig der Menschenkenntniß zu schlürfen. Doch sei die Bitte an ihn gerichtet, nicht von vornherein zu verzweifeln.

Der vierundvierzigste Paragraph ist im Bankgesetz Dasjenige, was im ersten Buch Mose das Cap. 2, Vers 18. Er handelt von den Bäumen des Gartens, von deren Früchten einer Bank zu essen erlaubt ist, wenn sie am Leben bleiben will. Unter allen Bäumen aber, deren Genuß nach göttlichen und menschlichen Rechten seit hundert Jahren den Zettelbanken verboten gewesen, war

keiner so strenge verpönt, als der, auf welchem die gewagtesten oder schwerbeweglichsten Geschäftsarten wachsen. Die laute und berechtigte Klage, welche gegen eine Reihe deutscher Zettelbanken umlief, der Hauptanstoß, der zur Reform drängte, lag eben darin, daß solche Institute, welche ihre Zettel wie baares Geld im Lande cursiren ließen, ihre Activa zu Dingen verwendeten, deren Schicksal Jahr aus Jahr ein entweder den wildesten Wogen des Geschäftsgetriebes anvertraut oder umgekehrt an schwerbewegliche Güter gefesselt war, an solche, welche der Verkehr nur langsam in ihren Werth umsetzt. Von industriellen Unternehmungen, von hypothekarischen Anlagen — so gilt es allgemein — sollen Banken fern bleiben, die jeden Moment ihrem Zettelgläubiger mit baarem Gelde Rede zu stehen haben. Ein Kind begreift's; Adam Smith hat's schon vor hundert Jahren gepredigt; und da er der Vater der Manchestermänner ist, so wird man ihn nicht für einen übertriebenen Rigoristen halten. Gleichwohl wurde der Versuch gemacht, und wäre beinahe gelungen, eine solche Ketzerei in das Gesetz einzuführen. Hätte das ein angeblicher Latitudinarier gleich unser Einem unternommen, so wäre es minder befremdlich gewesen. Allein das Eigenthümliche der Erscheinung lag eben darin, daß Einige von der strengsten Richtung die Schaaren befehligten, welche die heiligsten Grundsätze des Bankwesens von oben nach unten zu kehren verlangten. Waren sie blos ihrer eignen Eingebung gefolgt, indem sie vorangingen? Hatten Andre befunden, daß es nützlich sei, strenge Puritaner an die Spitze der Kinder Baals zu stellen? Hier beginnt das Reich der bloßen Vermuthungen, dem möglichst fern zu bleiben immer das Beste ist. Um einigermaßen den Zusammenhang der Dinge zu verstehen, muß man aber wissen, was in der Commission vorgegangen war.

Der Paragraph 44 des ursprünglichen Gesetzentwurfs hatte denjenigen Banken, welche ihre Notenausgabe hinfüro auf ihr Grundcapital beschränken zu wollen erklärten, die Licenz gelassen, daß sie alle erdenklichen anstößigen Geschäfte machen durften, welche bei der Reichsbank auf's Strengste verpönt sein sollten. Als diese Bestimmung in der Commissionsberathung an die Reihe kam, erhob sich vor Allem dagegen der Abgeordnete Lasker und verlangte, diese Bestimmung gestrichen zu sehen. Andre Stimmen pflichteten ihm bei, und die Gegenrede des Regierungscommissärs richtete sich viel mehr darauf, zu erklären, warum ursprünglich eine solche Bestimmung in's Gesetz gekommen, als zu behaupten, daß sie jetzt noch stehen bleiben müsse.

Damals, als noch keine Reichsbank geschaffen war, der man überlassen konnte, Zucht und Ordnung bei den Kleinen zu erhalten, mußte ein Köder geschaffen werden, welcher eine Zahl von Banken, die ein Privileg zur uneingeschränkten Notenausgabe hatten, verlocken konnte, auf dies Privilegium zu verzichten. Man räumte ihnen Dispens ein von Beobachtung derjenigen Regeln der Solidität in der Geschäftsbehandlung, welche sowohl vor der Wissenschaft, wie vor der Praxis feststehen, auch für die Reichsbank, wie für die übrigen Privatbanken in Zukunft gelten sollen. Als Gegenleistung für diesen Dispens sollten die gedachten wenigen Banken ihre Notenausgabe künftig nicht über die Höhe ihres Grundcapitals ausdehnen können. Daß diese Grenze in der Ziffer des Capitals gefunden wurde, ist viel mehr aus der Nothwendigkeit zu erklären,

irgend eine Grenze zu finden, als aus dem logischen Zusammenhang zwischen Capital und Notenausgabe. Jedenfalls war dieser Zusammenhang niemals weniger von Bedeutung, als in dem Augenblick, da man den betreffenden Banken einen Freibrief ausstellte, ihr Capital nach Herzenslust in die allerunsolidesten Geschäfte zu stecken. Die Motive des ursprünglichen Entwurfs bemühten sich, für diese ganze Combination ein rationell sein sollendes System aufzubauen, dessen Ausführung (Seite 16 in Nr. 27 der Drucksachen des Reichstags) man nur zu lesen braucht, um auf den ersten Blick das Gekünstelte und Gezwungene der Sache zu erkennen. Es gehörte aber zu den Kennzeichen des ursprünglichen Entwurfs, daß er, um das natürliche Erforderniß einer Reichsbank sich herumdrückend, auf Auswege verfallen mußte, die sich nur mit scholastischen Spielereien begründen ließen, wie der angebliche Zusammenhang zwischen den Grenzen einer Notenausgabe und den Grenzen eines, jeder Controle entzogenen Capitals, oder die kaum verständliche Unterscheidung zwischen Localbanken und Landesbanken, oder endlich gar die lediglich in's Reich der Fiction fallende Schöpfungstheorie für die Banken von Gotha, Gera und Bückeburg, welchen nach Aussage des Textes „von der zuständigen Landesgewalt im öffentlichen Interesse (!) die Sorge für die Regelung des Zahlmittelbedarfs im Lande, namentlich für einen, dem jeweiligen reellen Bedarf sich anschließenden Umfang des Zahlungsmittel-Umlaufs und für Verhütung von Ausschreitungen der Speculation durch Vorenthaltung oder Vertheuerung des in Noten zu gewährenden Credits, und mit dieser Sorge die discretionäre Befugniß übertragen worden, nach den Gesichtspunkten der Verkehrspolizei die für den reellen Bedarf erforderlichen künstlichen Zahlungsmittel jeweilig zu schaffen und auszugeben!"

Es konnte nicht ausbleiben, daß, nachdem in vielleicht zehn Sitzungen durch vierzig Paragraphen hindurch die Commission sich die Köpfe zerbrochen, wie nur auf jede mögliche Weise das Banksystem auf Grund der allerstrengsten Solidität aufgebaut, mit allen erdenklichen Riegeln und Schlössern gegen Ausschreitungen versehen werden sollte, es konnte nicht ausbleiben, daß, am Schluß des diese Aufgaben noch einmal resumirenden umständlichen Paragraphen anlangend, die Commission mit Schrecken und Erstaunen gewahrte, was hier geschehen war. Nämlich ganz am äußersten Ende des Systems war eine Bresche gelegt, durch welche zunächst die bewußten fünf Banken (außer den drei genannten noch die sächsische und die Leipziger — die sechste, die preußische, war von selbst weggefallen) wieder ganz bequem in's Freie zu entspringen eingeladen wurden, und, was noch viel schlimmer, außer diesen fünf noch jede andere, welche, ohne von Hause aus zu unbegrenzter Notenausgabe privilegirt zu sein, doch für gut befinden mochte, sich auf die Ziffer ihres Capitals zu beschränken, um damit Carte blanche für ihre Geschäfte zu erhalten. Diese Gefahr lag um so näher, als die Luft, über eine gewisse Ziffer hinaus zu gehen, durch die fünfprocentige Steuer ihnen in der Hauptsache genommen war, und diese Grenze fast bei allen diesseits der Capitalgrenze liegt.

Als daher in der Commission der Abgeordnete Lasker mit dem Ansinnen hervortrat, den im Schluß des Paragraph 44 enthaltenen Freibrief zurückzu-

ziehen, stieß er nur auf vereinzelten Widerstand. In Wahrheit mochte beim ersten Auftauchen der Frage Vielen die Wichtigkeit der wie in einem Winkel und unter Einschaltung einer ganz bescheidenen Ziffer (1) versteckten Clausel entgangen sein. Lasker jedoch, obgleich kein Sachverständiger von Profession, hatte mit der ihm eigenthümlichen Fähigkeit, die Essenz einer Sache herauszugreifen, sofort die ganze Tragweite des unscheinbaren Nachsatzes erkannt. Er beantragte, daß der Satz gestrichen werde, welcher die sich auf Capitalshöhe bei der Notenausgabe beschränkenden Banken von den Vorsichtsregeln der Anlage befreite. Der Regierungscommissär bemühte sich viel mehr, zu zeigen, warum er zur Zeit, als noch keine Reichsbank geschaffen werden sollte, zu jenem Nothbehelf seine Zuflucht hatte nehmen müssen, als Widerstand gegen den Streichungsantrag zu erheben; ja sogar, er erklärte ausdrücklich, daß dem Antrag Lasker's kein Bedenken entgegenstehe. Darauf ward derselbe gegen die Opposition nur einer einzigen Stimme in erster Lesung angenommen! In zweiter Lesung unter ganz passivem Verhalten der Regierung bejahte eine starke Mehrheit dieselbe Entscheidung, trotzdem bereits derjenige Widerstand diesmal auftrat, der bis zu den Berathungen des Plenums so gewaltig anschwellen sollte.

Zwischen dem Abschluß nämlich der Commissionsverhandlungen und dem Anfang der zweiten Berathung im Reichstag hatte das Mutterauge der Privatbanken sehr wohl erkannt, welches die unabsehbare Tragweite des Freibriefes sei, den die Aufrechthaltung der unscheinbaren Ziffer 1 im Schlußsatze des Paragraphen 44 ihnen aushändigte. Während nun ein Sturmlaufen auf alle maßgebenden Kreise begann, ansehnliche Personagen, die an der Spitze von Banken stehen, auf dem Platze erschienen, um ihre Sache zu vertheidigen, verbreitete sich — ganz leise, leise, fromme Weise — unter den Abgeordneten die Anschauung, daß mit der Beseitigung der Nummer 1 an der betreffenden Stelle eigentlich ahnungslos von der Commission ein großes Versehen begangen worden sei, selbstverständlich dieNummer in's Gesetz zurückgeführt werden müsse. Unter diesem Eindruck trat die Sache an's Haus heran und gab zu dem hitzigen Gefechte Anlaß, welches, aller Erwartung zuwider, dem Freibrief, den man schon geborgen wähnte, nur die Hälfte der Stimmen plus oder minus 1 verschaffte, je nachdem man die Stimme eines aus Irrthum in eine falsche Thür gerathenen Abgeordneten zur einen oder zur anderen Seite zählen will — ein Ergebniß, welches glücklicher Weise zu einer für das Gesetz ehrenrettenden Transaction führte.

Aus diesem kleinen Vorfall ist eine dreifältige Ausbeute für die parlamentarische Anthropologie zu gewinnen. Erstens, daß hier neben dem Abgeordneten Lasker, welcher überall die strengen Grundsätze vertrat, und in eifrigsten Anstrengungen mit ihm verbündet, solche Abgeordnete auftraten, welche bei der Reichsbank eine höhere Contingentirungsziffer verlangt hatten und darob als Latitudinarier gescholten worden waren, während auf der Gegenseite eine Anzahl Mäßigkeitsapostel standen, die sich beim betreffenden Paragraphen (9) nicht wenig auf ihre enthaltsamen Gefühle zu Gute gethan hatten. Schade war es, daß der preußische Finanzminister nicht mehr zugegen war, als der Paragraph 44 zur Berathung stand. Er hatte vielleicht für seine Anwesenheit kein Bedürfniß mehr gefühlt, nachdem die dem Reichsfiscus zugeschnittene größere Gewinn-

portion an der Reichsbank unter seinem ermuthigenden Zuruf in Sicherheit gebracht worden war. Vielleicht ahnte auch er nicht, daß ein Theil derselben Stimmen, welche seinen Abstinenzpredigten bei der Contingentirungsziffer der Reichsbank mit dem Brustton der Ueberzeugung zugejubelt hatten, nun bei dem Titel der Privatbanken für höchste Licenz eintreten würden. Logisch genommen, konnte er es gar nicht ahnen: denn um die bloße Möglichkeit einer Mehrausgabe von fünfzig Millionen ungedeckter Noten bei einer unter Reichsaufsicht stehenden Bank sich erhitzen, dagegen aber der Privatverwaltung freien Spielraum zu beliebigen Geschäftsgebahrungen lassen, das heißt für Jeden, der eine Ahnung von Zettelbankwesen hat, Mücken seigen und Elephanten verschlucken.

Das zweite der interessanten Phänomene war, daß der im Saale gebliebene Regierungsredner im Gegensatz zu zweimaligem Verhalten in der Commission nun eifrig für die Rechtserweiterung der Provinzialbanken Partei ergriff, und zwar mit Argumenten, die an dieser Stelle nagelneu waren. Dreimal hatte die Reichsregierung Gelegenheit gehabt, ihre Ansicht zu diesem Punkt zu motiviren. Dreimal hatte sie es nicht anders gethan als auf Grund des Bedürfnisses, ein Gegengewicht gegen die Möglichkeit unbegrenzter Notenausgabe zu schaffen. Niemals war ihr in den Sinn gekommen, sich auf das Interesse Derer zu berufen, welche in der fraglichen Bestimmung nur die Erlaubniß sahen, eine Reihe von Geschäften weiter zu treiben, die nach dem grundlegenden Sinne der neuen Gesetzgebung ihnen versagt sein sollten. Hatte der „Druck von Außen", welcher so mächtige Proportionen in wenigen Tagen annahm, auch die Regierungskreise eingeschüchtert? Angesichts der verwirrenden Gegensätze, die hier auf einander stoßen, ist die Frage erlaubt, wenn auch die Antwort nicht zu beschaffen.

Die merkwürdigste von allen Curiositäten war aber als dritte darin zu beobachten, daß die Vorkämpfer der Licenz in diesem ihrem Act selbst sich die Miene gaben, auch hier noch als die Advocaten Gottes gegen die Advocaten des Teufels zu plädiren. Sie behaupteten, daß es ihnen nur gelte, das Unglück zu verhüten, welches bevorstehe, wenn die fünf mehrbesagten Banken nicht auf ihr unbegrenztes Notenrecht verzichteten, und gingen darin so weit, ihre Gegner zu beschuldigen, dieselben handelten im Ernst für unbegrenzte Notenausgabe. Sie vergaßen dabei nur drei Dinge:

Erstens, daß ihre Gegner entweder aus strengen Contingentirern bestanden, wie Unruh und Lasker, oder aus Anhängern der Reichsbank, welche für die Privatbanken keinerlei Gunst übrig hatten, am wenigsten für die von Bückeburg und Sondershausen. Sie vergaßen zweitens, daß man die Leute in Fleisch und Bein hatte herumlaufen sehen, welche weder dem System der Gesetzgebung noch dem abstracten Gemeingeist zu Liebe die Reise nach Berlin unternommen hatten. Sie vergaßen aber drittens und hauptsächlich, daß sie selbst in den gedruckten Motiven ihres Antrags (Siemens) in der größten Naivität gestanden, schwarz auf weiß beurkundet hatten, worum es ihnen zu thun war, nämlich darum, daß eine Anzahl Banken, an die der Gesetzgeber bei Abfassung seines Textes nicht im Traume gedacht hatte, den bewußten Freibrief erhielten.

Und das ist eben die „Moral von der Geschicht'"; denn auch diese, wie die von der Embryologie, hat ihre Moral und eine picantere als jene. Fürst Bismarck hat einmal im Reichstag von der Nothwendigkeit der politischen Heuchelei gesprochen. Mancher Biedermann nahm daran ehrlichen Anstoß, aber am lebhaftesten protestirten gewiß Die, welche, in dunkler Ahnung ihres inneren Untergrundes, die Aufrichtigkeit nicht so weit getrieben haben wollen, daß man auch die Nothwendigkeit des Heucheln eingestehe. Freilich darf nur ein Mensch von Bismarck's heroischer Gewalt sich den Luxus eines solchen Geständnisses erlauben. Kleine Leute würde man moralisch todtschlagen, wollten sie ein solches Wagniß unternehmen. Und nicht bloß würden sie einen leichtsinnigen politischen Selbstmord durch Uebung solcher Offenherzigkeit begehen, sondern es rächt sich schon allemal im Kreis des öffentlichen Lebens der Grad von mittelbarer Aufrichtigkeit, welcher verschmäht, in ausdrücklichen Betheuerungen den großen und nothwendigen Grundsätzen zu huldigen, welche die Theile zum Ganzen zusammenhalten. Denn der Mensch, welcher angeblich sich durch das Lachen vom Thier unterscheidet, verliert diesen Vorzug und wird zur „ernsten Bestie", sobald er aus der Vereinzelung und Vergänglichkeit seines Individuums heraus tritt und mit der Gesammtheit sich zu verständigen hat. Das bedeutet der viel verspottete „Cant" der Engländer, welche nicht umsonst unsre Lehrmeister in politischen Dingen geworden sind. Auch wir, wie alle Völker, haben unsren parlamentarischen Cant, und wer dessen Ton nicht anschlagen kann, wird stets Einbuße an Wirksamkeit dafür zu leiden haben. Am glücklichsten arbeitet der in der Oeffentlichkeit, welchem Natur zu Verstandes- und Charaktergaben den unerschütterlichen Glauben an sich und sein Verhältniß zur Welt mit auf den Weg gegeben. Doch auch die, welche nur aus dem Instinct der Selbsterhaltung heraus sich angetrieben fühlen, bei allem Thun und Lassen die Hand auf die Brust zu legen, haben für den Erfolg ein großes Stück voraus. In alledem waltet weise Ordnung der Welt.

„Du, mein Sohn, bist fromm und klug,
Gottesfürchtig, stark genug,
Und es wird dir wohl gelingen,
Jenen Joab umzubringen."

Als ich beobachtete, mit welcher Andacht zugehört wurde, während einige strenge Contingentirer in feierlichem Ton ihre lockeren Grundsätze in Sachen der Privat-Zettelbanken vortrugen, fiel mir, zu meinem Unglück, wieder eine alte Geschichte ein von einem Gascogner und einem Normannen. Der Normanne trug eine gewaltige Aufschneiderei vor. „Ach," seufzte der Gascogner, „sind Sie glücklich, mein Herr! Ich, mit meinem Accent, könnte niemals wagen, dergleichen zu erzählen."

Hatte die Zeit zwischen dem Abschluß der Commissionsberathung und der zweiten Lesung dem Einfluß der besonderen Interessen, dem Druck von Außen gehört, so gewann nach der lebhaften Debatte im ganzen Hause wieder das Bewußtsein und das Gewissen des großen Ganzen die Oberhand, und das Gefühl drängte sich auf, daß man im Begriff gewesen war, etwas recht Unverantwort-

bares zu thun. Daraus auch allein ist zu erklären, daß der Bundesrath, gegen seine Gewohnheit und gegen alle Regeln der Klugheit, sich dazu hergab, den Fehler sich aufhalsen zu lassen, zu welchem sein Redner die eine Hälfte des Hauses mit hatte verleiten helfen. Die Bresche ward nicht vollendet, welche der Antrag Siemens in's Bankgesetz zu legen gemeint hatte. Statt ihrer ward nur eine Hinterthür angebracht, zu welcher der Schlüssel dem Bundesrath anvertraut ist. Wird dieser sein Pförtneramt gewissenhaft verwalten? Wenn es ihm gelingt, so verdient er, daß man ihm ein Compliment mache. Denn wir haben es ja eben erlebt, daß es nichts Kleines ist, dem Andrang der compacten Privatinteressen Widerstand zu leisten. Nicht etwa, weil Integrität dazu gehört! Denn wer wollte glauben, daß, wie in parlamentarischen so auch in gouvernementalen Gebieten, die Privatinteressen bei uns anders wirken als durch atmosphärischen Druck auf die Empfindung und Vorstellung der von ihnen Belagerten? Aber gerade diesem Druck zu widerstehen, möchte der Reichsregierung um so schwerer fallen, weil jeden Augenblick die Versuchung wiederkehren wird, durch ein finanzwirthschaftliches Zugeständniß an einen Kleinstaat irgend eine politische Concession von demselben zu erkaufen.

Man hat es vielfach mit Anerkennung constatiren hören, daß in der Bankfrage die politischen Gegensätze sich vollständig durcheinandergewürfelt fanden, und man hat daraus schließen zu müssen geglaubt, daß die rein sachliche Beurtheilung die Haltung des Einzelnen bestimmt habe. Zur Illustration der Schattirungen, unter deren Vorbehalt diese Auffassung gelten darf, diene ein persönliches Erlebniß. In der Vorhalle des Sitzungssaales erging sich ein besonders heißsporniges Mitglied des Centrums mit mir im Gespräch über die Tagesfrage der Verhandlung und malte mir noch einmal privatim seinen Abscheu vor Allem, was Banknote sei, in den blutigsten Farben. — „Aber mein Bester," frug ich ihn, „wenn Sie so strenge Grundsätze haben, wie konnten Sie dann für den Antrag Siemens stimmen?" — „Ach, College," — erwiderte er — „wissen Sie, wenn doch einmal solche Papierchen gemacht werden sollen, so mögen doch auch die guten Leute auf dem Lande etwas davon haben, die Hypotheken auf ihre Güter brauchen." —

Das Bankgesetz, trotz der Ausstellungen, welche von dieser oder von jener Seite im Einzelnen an ihm gemacht werden mögen, bezeichnet einen der größten Fortschritte in dem Gesammtleben der deutschen Nation. Der Vorwurf, daß es zu rasch gefördert worden wäre, kann als ganz unbegründet zur Seite geschoben werden. Seit dem Ende des Jahres 1871, welches uns das Gesetz über die Einführung der Goldwährung brachte, bis zum Ende des Jahres 1874, volle drei Jahre hindurch, hat das Problem dieser Lösung unablässig dem Nachsinnen aller dazu Berufenen vorgeschwebt als die nothwendige Form des Abschlusses für die ganze Ordnung des deutschen Verkehrssystems. Während der letzten sechs Monate hat dasselbe Problem unaufhörlich die Kräfte aller Betheiligten in Spannung gehalten. Zwei Monate lang unterlag es der parlamentarischen Behandlung. Daß ein so vorbereiteter Stoff nur gewinnen kann, wenn der

letzte Guß schließlich in eifriger Anstrengung mit größter Schnelligkeit vollzogen wird, mag nur dem entgehen, der nicht weiß, wie nach langer, vorsichtiger Bereitung eine Materie desto besser in die Form gelangt, je mehr die Masse in Fluß gebracht und das Fließende, so lange es noch glüht, fest gestaltet wird. Alles, was auch die längste Zögerung hätte herbeiführen können, ist in die Erwägungen aufgenommen, und wer da meint, langsam leisten sei viel leisten, zeigt wenig Vertrautheit mit den besonderen Kräften, die zur fruchtbaren geistigen Arbeit verwandt werden.

Mit dem Bankgesetz ist der dreifache Kreis geschlossen, in dem das Geldsystem des deutschen Reichs ruhen und sich entwickeln soll. Es vollendete im Januar 1875, was die Goldwährung und die Münzeinheit durch die Gesetze vom 4. December 1871 und vom 23. Juni 1873 begonnen und fortgesetzt hatten.

Allerdings fehlt zu diesem Bau noch das Wichtigste, der Theil der Ausführung, welcher erst durch Verkündung der vollen Goldwährung in's Leben tritt und seinen Ausdruck findet in dem ersten Absatz des Artikel 9 des Münzgesetzes, lautend:

> „Niemand ist verpflichtet, Reichssilbermünzen im Betrag von mehr als zwanzig Mark und Nickel- und Kupfermünzen im Betrag von mehr als einer Mark in Zahlung zu nehmen."

So lange diese Bestimmung nicht in volle Kraft gesetzt, stehen unser Münz- wie unser Bankgesetz, ihrer Wesenheit nach, nur auf dem Papier.

Die Reichsregierung hat die Aufgabe, diesen Zeitpunkt zu bestimmen, trägt die Verantwortlichkeit für die Wahl dieses Augenblicks.

Hat sie bis jetzt darin mit dem richtigen Blick geurtheilt und gehandelt? Der Finanzminister von Preußen, welcher offenbar das größte Gewicht in die Wagschale zu werfen hat, glaubte im Beginn der jüngsten Debatte der von ihm nicht allzuschonsam behandelten Geschäftswelt den Vorwurf machen zu sollen, sie sei „leichten Herzens" in die Goldwährung hineingegangen. Im Laufe derselben Debatte ist es ihm jedoch geschehen, daß ihn die Gewohnheit, sich selbst zu citiren, auch zur Vorlesung einer Rede verführte, in der er selbst am 8. Mai 1873 von der „spielenden Leichtigkeit" gesprochen, mit welcher die Münzreform in manchen Beziehungen (und hier konnte doch nur die Goldanschaffung gemeint sein) auszuführen sei. Ob nicht auch ihm das Herz nach und nach ein wenig schwer geworden? Ob der Moment der „spielenden Leichtigkeit" von ihm wahrgenommen und mit der richtigen Thatkraft ausgenützt worden? — Das muß man ihm einräumen, daß er Einen Gedanken stets festgehalten:

Der preußische Finanzminister ist nämlich, seitdem er dem großen Werke der Münz- und Bankreform von Ende 1871 an vorsteht, offenbar von der Annahme ausgegangen, daß, um dem auszumünzenden Golde Platz zu machen, nur das umlaufende Papier zu vermindern sei, kaum aber, wenn überhaupt, das Silber. Doch auch hier hat er wieder eine Ausnahme eingeschaltet zu Gunsten des Staatspapiergeldes. Seine Mäßigkeitsgrundsätze haben dieses verschont und ihr strenges Antlitz nur den Banken zugekehrt. Er hat sich dem

Glauben überlassen, daß unser Vorrath an Silber nicht zu groß sei, um künftig nach Inkrafttretung des Art. 9 des Münzgesetzes als Scheidemünze im Lande zu bleiben.

Damit verbunden war natürlich die für ihn lockende Aussicht, wenig Silber an's Ausland verkaufen, wenig Verlust gegen das nominale Verhältniß von 15½ zu 1 im Umtausch gegen Gold erleiden zu müssen. Consequenter Weise wurde daher auch verschmäht, ansehnliche Partien Silber zu verkaufen, als dessen Preis noch bedeutend höher stand, wie jetzt; wol auch hing mit dem Glauben an dies fortdauernde große Bedürfniß nach Silber zusammen die Ansicht, daß man sich wegen der zu beschaffenden Goldvorräthe nicht allzusehr anzustrengen brauche. Der Schnitt in die Papiercirculation der Banken, die Begrenzung ihrer Noten auf den Minimalbetrag von hundert Mark und die fünfprocentige Contingentirung sollten im Wesentlichen die Unkosten der Münzreform bestreiten.

Es muß sich jetzt zeigen, ob die Rechnung richtig war. Die Banknoten sind beseitigt, und nach dem System, welches beliebt worden, ist kein Grund mehr vorhanden, die Inkraftsetzung des Art. 9 des Münzgesetzes noch lange zu verzögern.

Diese Vollendung der Dinge ist um so sicherer herbeizurufen, als, auch für den Fall, daß die zu Grunde gelegte Rechnung nicht stimmen möchte, die stärksten Motive dazu drängen, aus dem verhängnißvollen Provisorium herauszukommen, dessen unbestimmte Dauer nur wachsende Mißstände und Verwirrung der Dinge heraufbeschwören kann.

Stimmt die Rechnung des preußischen Finanzministers, so ist Anfang 1876 der Moment gekommen, ihr Resultat zu ziehen; stimmt sie nicht, so kann nur die Probe auf die Wirklichkeit der lebendigen Verhältnisse ihn und uns eines Anderen belehren und zu denjenigen Maßregeln hinführen, welche der Reichstag im Auge hatte, als er behufs Durchführung der Münzreform einen — unbenützt gebliebenen — Credit von fünfzig Millionen Thalern eröffnete, weil er, abweichend von dem preußischen Finanzministerium, zu der Ansicht neigte: die Zahl der umlaufenden Papiere auf das richtige Maß zurückzuführen, werde es nur eines Gesetzes bedürfen; zur richtigen Reduction des Silbers und Anschaffung des Goldes aber bedürfe es großartiger und entschlossener Operationen, bei denen mit dem Sparsystem allein nicht auszukommen sei.

Die wahre Probe auf das Vertrauen, daß wir nicht zu viel Silber besitzen, ist zu liefern dadurch, daß man den Artikel 9 des Münzgesetzes in volle Wirksamkeit bringt, dessen zweiter Absatz, in Ergänzung des bereits erwähnten ersten, lautet:

> „Von den Reichs- und Landescassen werden Silbermünzen in jedem Betrage in Zahlung genommen. Der Bundesrath wird diejenigen Kassen bezeichnen, welche Reichsgoldmünzen gegen Einzahlung von Reichssilbermünzen in Beträgen von mindestens 200 Mark oder von Nickel- und Kupfermünzen in Beträgen von mindestens 50 Mark auf Verlangen ver-

abfolgen. Derselbe wird zugleich die näheren Bedingungen des Umtausches festsetzen."

Lebt die im Reiche maßgebende Autorität des Glaubens, daß nicht, auf Grund der durch obige Bestimmung gegebenen Möglichkeit, überschüssige Silbermünzen zu einer über die Vorräthe hinausgehenden Einwechselung sich heandrängen und damit die Reichskasse in Verlegenheit bringen können, so muß sie es beweisen, indem sie den Artikel 9 des Münzgesetzes seinem ganzen Umfang nach für den 1. Januar 1876 publiciren d. h. das Münz- und Bankgesetz bis dahin zur vollen Wahrheit werden läßt. Mit Gewißheit vorauszusagen, ob sie im Wahren oder im Irrthum sei, ist nicht möglich, wird auch von ihr selbst nicht beansprucht. Einiges Wagniß wird stets mit einfließen müssen. Aber das Gelingen ist so sehr zu wünschen, daß man nicht sich soll beikommen lassen, ihm mit Zweifeln den Weg zu vertreten.

Ueber Geschmack und Geruch.

Von A. Fick,
Professor der Physiologie in Würzburg.

Wenn der Physiolog sich die schwierige Aufgabe stellt, ein Thema seiner Wissenschaft vor einem größeren Kreise Gebildeter gemeinfaßlich zu behandeln, so bieten sich ihm wohl kaum passendere Gegenstände dar, als solche aus der Physiologie der Sinne. Er hat hier einmal den Vortheil, an allgemein bekannte Erscheinungen anknüpfen zu können, dann aber findet er in anderen Gebieten der Physiologie schwerlich einen Gegenstand von so allgemeinem Interesse als jene bewundernswürdigen Werkzeuge, welche jeder beständig mit vollem Bewußtsein gebraucht, um mit ihrer Hülfe die Welt der Erscheinungen aufzubauen. Die Leser dieser Zeitschrift haben daher Alle gewiß schon reichlich Gelegenheit gehabt, in allgemein verbreiteten Schriften oder in öffentlichen Vorträgen manches über den Gesichts-, Gehörs- und Tastsinn zu erfahren. Weniger vielleicht über Geruch und Geschmack und ich möchte mir daher erlauben, ihre Aufmerksamkeit gerade einmal auf diese wenig beachteten Stiefkinder der Darstellung zu richten.

Zwar können sich diese beiden Sinne mit ihren drei Geschwistern nicht messen an Wichtigkeit für die Erkenntniß, aber ihre Betrachtung bietet doch dadurch Interesse, daß sich an ihnen manche allgemeine Sätze der Sinneslehre besonders gut anschaulich machen lassen.

Wenn wir uns vor Allem die Frage vorlegen, was überhaupt unter einem Sinne und einem Sinneswerkzeug zu verstehen sei, so stellen wir uns am zweckmäßigsten auf den Standpunct der unbefangenen Selbstbeobachtung. Sie ergiebt uns als fundamentalste Thatsache den Wechsel der Empfindungen. So bezeichnen wir bekanntlich Zustände unseres Bewußtseins, die sich in Worten nicht näher definiren lassen, die aber auch keiner Definition bedürfen, da sie uns aus innerer Anschauung vollständiger bekannt sind, als irgend etwas Anderes.

Unter den Empfindungen sind nun einige dadurch ausgezeichnet, daß mit ihnen der Verstand sofort die Vorstellung von einem äußeren Objecte verknüpft, dessen Gegenwart als Ursache der Empfindung gesetzt wird.

Diese besondere Art von Empfindungen nennen wir Sinnesempfindungen. Um dies deutlicher zu machen, brauche ich nur beispielsweise zu erinnern an den Unterschied zwischen der Empfindung des Hungers und einer Lichtempfindung. Jene faßt der Verstand nicht auf als Wirkung eines äußeren Objectes, wol aber diese; daher die Lichtempfindung unter den Begriff der Sinnesempfindungen fällt, jene, die Empfindung des Hungers, nicht.

Es bedarf keiner eingehenden physiologischen Studien, es genügt vielmehr schon oberflächliche Beobachtung, um einzusehen, daß Sinnesempfindungen allemal entstehen, wenn in den Nerven ganz bestimmter Organe etwas vorgeht, was man gerade nicht genauer zu erörtern braucht, das man aber unbedenklich als Reizung, Erregung oder schlechtweg Thätigkeit bezeichnen kann, denn es ist unzweifelhaft irgend ein Bewegungszustand der kleinsten Theilchen, der nur aus besonderen Veranlassungen eintritt. So tritt z. B. eine Lichtempfindung auf, wenn die Nervenelemente der Netzhaut des Auges in Thätigkeit versetzt werden, eine Schallempfindung, wenn die Nerven des Ohres in Erregung kommen. Diese besonderen Nerven, deren Erregung zu den Sinnesempfindungen führt, nennt man deshalb die Sinnesnerven. Ihre peripherischen Enden sind mit besonderen Apparaten verknüpft, welche verschieden eingerichtet sind, so daß zu jedem Sinnesnerven in der Regel nur ein besonderes äußeres Agens Zutritt finden kann, welches man als den adäquaten Reiz des Sinnes bezeichnet. So sind z. B. die Enden der Sehnerven bekanntlich im Augenhintergrunde ausgebreitet und davor liegen die durchsichtigen Körper dieses Organes, so daß regelmäßig nur die sogenannten Lichtstrahlen, welche jene durchsichtigen Körper fast ungeschwächt durchdringen, die Enden der Sehnerven reizen können. Die Enden der Gehörnerven sind im Inneren des Ohres so gelagert, daß sie in der Regel nur von den sogenannten Schallschwingungen wirksam können getroffen werden. Es ist also für den Gesichtssinn der Lichtstrahl, für den Gehörsinn die Schallwelle der adäquate Reiz, für andere Sinne werden wir sie noch genauer kennen lernen.

Die naive Auffassung wird geneigt sein, anzunehmen, daß hierauf die qualitative Verschiedenheit der Sinnesempfindungen beruhe, daß das erregte Auge Licht, das erregte Ohr Klänge empfinde, weil jenes von Strahlen leuchtender Körper, dieses von Schwingungen der Luft erregt werde. Dies ist aber eine grobe Täuschung. In der That, was hat der Empfindungszustand, den wir Klang nennen, gemein mit der Vorstellung des Erzitterns der Luft, oder die Empfindung des Hellen, Rothen u. s. w. mit jenen Bewegungen eines feinen, überall verbreiteten Mediums, welche die Physik uns unter dem Namen des Lichtes kennen lehrt.

Wer übrigens in diesen Abstractionen Schwierigkeit finden sollte, kann sich durch alltägliche Beobachtungen an sich selbst überzeugen, daß die Beschaffenheit des Empfindens gar nichts zu thun hat mit der Art, wie der betreffende Sinn gereizt werde. Bekanntlich kommt z. B. die Empfindung des Hellen geradeso gut zu Stande durch einen Stoß auf das Auge, wie durch die Strahlen eines

leuchtenden Körpers. Sie kommt eben allemal zu Stande, wenn der Sehnerv gereizt wurde, ganz gleichgiltig, durch welches Mittel er gereizt wird.

Die Endapparate der Sinnesnerven haben noch eine merkwürdige Eigenthümlichkeit. Sie sind nämlich durch ganz außerordentlich leise Anstöße erregbar. Wir müssen daher annehmen, daß sie aus anderen Stoffen gebildet sind, als die eigentlichen Nervenfasern, denn diese brauchen verhältnißmäßig schon einen tüchtigen Puff, um gereizt zu werden. Die Stoffe, aus denen die Endapparate der Sinnesnerven gebildet sind, müssen etwa den explodirenden Körpern ähnliche Eigenschaften besitzen. Es müssen nämlich in ihnen durch ganz minime Anstöße besonderer Art verhältnißmäßig beträchtliche Kräfte ausgelöst werden, die dann erst als Reize auf die damit zusammenhängenden Nervenfasern einwirken. Wir werden davon im weiteren Verlaufe Beispiele kennen lernen.

Mit diesen allgemeinen Grundbegriffen ausgerüstet, können wir an die Betrachtung des Geschmackes und Geruches herantreten. Die Nervenfasern, deren Erregung Geschmacksempfindungen zur Folge hat, endigen in einem Theile der Zungen- und Gaumenschleimhaut. Ihre letzten Enden sind eigenthümliche, nur mit dem Mikroskope sichtbare Gebilde, welche an der freien Oberfläche der Schleimhaut zu Tage liegen und daher in der Mundflüssigkeit gebadet sind. Die specifische Eigenthümlichkeit dieser Gebilde besteht nun in folgendem: Mechanische Insulten, Stoß, Druck, Erhitzung, Abkühlung, Lichtschein der heftigsten Art läßt sie in Ruhe, sowie aber die kleinste Menge gewisser, in der Mundflüssigkeit gelöster Stoffe *chemisch* auf sie einwirkt, so gerathen sie in jene (uns freilich ihrem Wesen nach unbekannte) innere Bewegung, welche sich dadurch zu erkennen giebt, daß die mit ihnen verknüpften Geschmacksnervenfasern in Erregung kommen, daß eben eine Geschmacksempfindung entsteht.

Ich sagte soeben, daß nur auf einem Theile der Zungen- und Gaumenschleimhaut die Geschmacksnervenenden beschränkt sind. Es wird gut sein, das Gebiet genauer zu umgrenzen, da gemeiniglich Zunge und Gaumen im Ganzen für Sitze des Geschmackes gehalten werden. In Wahrheit ist es nur die Zungenwurzel, dann ein schmaler Streif am Rande der Zunge beiderseits bis zur Spitze und endlich ein schmaler Streif an der Oberfläche der von der Zungenwurzel zum Gaumen aufsteigenden Schleimhautfalten der sogenannten Zungengaumenbögen. Es erfordert indessen einige Uebung in der Beherrschung der eigenen Muskeln und in der Selbstbeobachtung, sich davon zu überzeugen, daß man mit dem mittleren Theile des Zungenrückens und mit dem größten Theile des Gaumens nicht schmeckt. Man muß nämlich zur Prüfung die verschiedenen Stellen der Mundschleimhaut mit entschieden schmeckbaren Körpern, z. B. mit Zuckerlösung, betupfen und die Zunge vollständig still halten, so daß keine Ausbreitung des schmeckbaren Stoffes stattfindet, was bei der bekannten Zügellosigkeit dieses kleinen Dinges nicht leicht ist. Gebraucht man aber diese Vorsicht, so wird man sich überzeugen, daß beim Betupfen der Mitte des Zungenrückens oder des harten Gaumens mit schmeckbaren Stoffen eine Geschmacksempfindung ebensowenig zu Stande kommt, als wenn man diese Stoffe

mit der Lippen- oder Wangenschleimhaut oder mit irgend einem andern sonst empfindlichen Körpertheil in Berührung bringt.

Zu den Stoffen, deren Berührung die Geschmacksnervenenden erregen und die man darum schmeckbare Stoffe nennt, gehören unter Anderem der Essig, das Kochsalz, Zucker, Chinin. Jedermann weiß, daß die beispielsweise genannten Körper zu Geschmacksempfindungen von ganz verschiedener Qualität führen. Essig schmeckt sauer, Kochsalz schmeckt salzig, Zucker süß, Chinin schmeckt bitter. Es wird vielleicht Mancher sogleich bei der Hand sein mit der Erklärung: Essig schmeckt sauer, weil er eben sauer ist, und Zucker süß, weil er süß ist. Dieser naiven Auffassung ist indessen die vorhin schon geltend gemachte Erwägung entgegen zu halten: was hat die Beschaffenheit eines Zustandes unseres Bewußtseins, denn eine solche ist doch die bestimmte Geschmacksempfindung „sauer" für Aehnlichkeit oder wie ist sie nur überhaupt vergleichbar mit der chemischen Zusammensetzung eines bestimmten Stoffes, des Essigs? Ueberdies ist bekannt, daß die Geschmacksempfindung „sauer" auch auf ganz anderem Wege zu Stande kommen kann, z. B. wenn man einen elektrischen Strom durch die Zunge leitet.

Nach dem vorhin schon angedeuteten Principe hat die Physiologie nur eine mögliche Erklärung für die qualitative Verschiedenheit der Geschmacksempfindungen. Es muß unter den zahlreichen Geschmacksnervenfasern *verschiedene Gattungen* geben, die eine Gattung muß — wie auch immer — erregt, sei es durch Essig, sei es durch den elektrischen Strom, die Empfindung des Sauren hervorbringen, die andere die Empfindung des Süßen, eine dritte die Empfindung des Bittern und vielleicht eine vierte die Empfindung des salzigen Geschmackes. Es müssen aber auch die Endapparate dieser verschiedenen Fasergattungen von einander verschieden sein, so daß die einen vorzugsweise durch diese, die andern vorzugsweise durch jene Stoffe erregt werden. So muß z. B. der Essig nur die Enden der sauer schmeckenden Fasern erregen, während er die Enden der süß schmeckenden Fasern in Ruhe läßt, denn sonst würde er sauer und süß zugleich schmecken.

Es ist übrigens gut zu bemerken, daß es zahlreiche Stoffe giebt, die wirklich zwei oder vielleicht auch mehrere Geschmacksempfindungen zugleich erregen. So finde ich z. B. ganz entschieden, daß Schwefelsäure in gewissen Verdünnungsgraden zugleich süß und sauer schmeckt. Ganz bekannt ist auch, daß das unter dem Namen des Bittersalzes bekannte Salz zugleich bitter und salzig schmeckt. Dies sind dem Physiologen sehr willkommene Beispiele von Körpern, die nach unserer Auffassungsweise sowohl auf die eine als die andere Art der Endapparate einwirken können. Und in der That wäre es geradezu erstaunlich, wenn jeder Körper gerade nur auf eine Art der Geschmacksnervenenden ganz ausschließlich wirken sollte.

Die vier zunächst blos als Beispiele aufgeführten Qualitäten des Geschmackes, sauer, salzig, süß und bitter erschöpfen höchst wahrscheinlich vollständig die ganze Mannigfaltigkeit auf dem Gebiete unseres Sinnes, so unerschöpflich dieselbe auch erscheint, wenn man an die unglaubliche Fähigkeit mancher Feinschmecker denkt, unzählige Stoffe durch die Eindrücke zu unter-

scheiden, welche sie beim Verschlucken hervorbringen. Vermag doch Mancher an einem Schluck Wein zu erkennen, wo und wann derselbe gewachsen ist. Um diese Thatsache mit der Behauptung in Einklang zu bringen, daß der Geschmack nur die vier namhaft gemachten Grundqualitäten besitzt, muß man Folgendes bedenken: Erstens läßt sich aus diesen vier Grundqualitäten eine unendliche Mannigfaltigkeit gemischter Empfindungen zusammensetzen. So kann sich z. B. der süße Geschmack mit dem bitteren verbinden und je nachdem bald der süße, bald der bittere mehr vorherrscht, ergeben sich schon unzählige Schattirungen des bittersüßen Geschmackes.

Zweitens aber gesellen sich den Geschmacksempfindungen fast regelmäßig noch andere Sinnesempfindungen bei, indem die schmeckbaren Stoffe nicht blos die Geschmacksnervenenden, sondern auch benachbarte Enden anderer Sinnesnerven mit erregen. Diesen Satz muß ich noch etwas näher erläutern. Zwischen den Geschmacksnervenenden sind auf der Zungenoberfläche noch zahlreiche Enden von Tastnerven vertheilt. Ihre Erregung bedingt Gefühle von derselben Art wie die Erregung der überall in der Hautoberfläche endigenden Nerven, und man weiß ja, daß eben darum die Zunge auch ein sehr empfindliches Tastorgan bildet, ähnlich wie die Fingerspitzen. Da die Enden der Tastnerven der Zunge aber nicht von einer trockenen verhornten Zellenschicht überzogen sind, so sind sie auch den chemischen Angriffen in der Mundflüssigkeit gelöster Stoffe ausgesetzt. Sie verhalten sich in dieser Beziehung ähnlich wie die Tastnervenenden, an einer Hautstelle, welche durch ein Blasenpflaster ihrer Oberhaut beraubt ist. Es kann daher nicht auffallen, wenn manche Stoffe, welche einerseits die Geschmacksnerven reizen, zugleich auch die Tastnerven der Zunge erregen. Die so erzeugten Tastgefühle werden aber im Bewußtsein unauflöslich verknüpft mit den gleichzeitig vorhandenen Geschmacksempfindungen und der Complex wird in der Sprache des gemeinen Lebens als der Geschmack des betreffenden Stoffes bezeichnet. So spricht man wol von dem zusammenziehend bittern Geschmacke der Metallsalze, z. B. des Kupfervitriols, von dem stechend sauren Geschmacke der Schwefelsäure ꝛc. Die brennende Empfindung, welche manche Stoffe auf der Zunge erregen, wie z. B. der gemeine und besonders der sogenannte spanische Pfeffer, sind sogar reine Tastempfindungen und doch bezeichnet sie der gemeine Sprachgebrauch als Geschmack. Man sieht, daß diese Verknüpfung von Tastgefühlen mit Geschmacksempfindungen unsere Fähigkeit erheblich steigern muß, verschiedene Körper zu unterscheiden nach den Eindrücken, welche sie auf der Zunge hervorbringen.

In noch weit höherem Maße aber geschieht dies durch die weitere Verknüpfung des Geschmacks mit Geruchsempfindungen. Der Sprachgebrauch sagt von unzähligen Stoffen man schmecke sie, die man in Wahrheit riecht. Manche Dialekte der deutschen Sprache, z. B. der schweizerische, kennen daher das Wort „riechen" gar nicht, sondern reden überall nur von schmecken. Da heißt es: die Rose schmeckt prächtig oder es schmeckt nach Gas u. s. f.

Zur Bestätigung meiner Behauptung kann ich die allgemein bekannte Erfahrung anführen, daß man beim Schnupfen, wie man zu sagen pflegt, nicht

fein „schmeckt". Man sollte besser sagen, man riecht nicht fein; denn die eigentlichen Geschmacksempfindungen sauer, salzig, süß, bitter, werden trotz des Schnupfens ebenso wahrgenommen wie sonst; aber es entgeht einem der Duft des Bratens, das Arom der Gemüse und die Blume des Weines.

Wer durch diese Erfahrung noch nicht überzeugt sein sollte, dem empfehle ich, folgenden, ihn vielleicht überraschenden Versuch anzustellen. Er lasse sich bei zugehaltener Nase und geschlossenen Augen von einem Andern auf die Zunge bringen z. B. einen Tropfen Zwiebelsaft oder einen Tropfen Vanilleabsud oder von sonst einer sogenannten aromatischen Flüssigkeit. Trotz alles Prüfens wird er schwerlich erkennen, was er im Munde hat. Sowie er aber die Nase öffnet, wird jeder Zweifel schwinden, weil nun die Geruchsempfindung sich der Geschmacksempfindung zugesellt.

So zeigt sich als unzertrennlicher Zwillingsbruder des Geschmackssinnes der Geruch, dem wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen. Der Nerv, dessen Erregung die Geruchsempfindungen bedingt, geht, wie jedermann bekannt, in die Nasenschleimhaut, jedoch ist seine Ausbreitung auf ein kleines Stück derselben im obersten Theil der Nasenhöhle beschränkt.

Die Endapparate der Geruchsnervenfasern sind feine, härchenartige Gebilde, welche über die Oberfläche der Schleimhaut in den Luftraum der Nasenhöhle hervorzuragen scheinen. Sie haben ähnliche, nur noch seltsamere Eigenschaften, als die Apparate an den Enden der Geschmacksnerven. Wie diese scheinen sie durch mechanische und viele andere Einwirkungen nicht in jenes innere Erzittern versetzt werden zu können, das sich auf die damit verknüpften Nervenfasern als Erregung fortpflanzt. Wenigstens hat man bis jetzt noch nicht mit Sicherheit beobachtet, daß durch mechanische oder elektrische Einwirkungen oder durch Anwendung von Wärme und Kälte auf die Nasenschleimhaut Geruchsempfindungen zu Stande gebracht werden könnten.

Auch chemische Einwirkungen lassen die Geruchsnervenenden ungereizt, wenn sie ausgeübt werden von Stoffen im flüssigen Aggregatzustande. Um dies zu beweisen, hat man die Nasenhöhle gefüllt mit Wasser, in welchem sonst entschieden wirksame Stoffe gelöst waren. Nicht die mindeste Geruchsempfindung fand in solchen Versuchen Statt. Sowie aber gewisse gasförmige Stoffe in der die Nasenhöhle durchstreichenden Einathmungsluft enthalten, mit den Geruchsnervenenden in Berührung kommen, gerathen dieselben in die heftigste Erregung, die, den Nerven mitgetheilt, lebhafte Geruchsempfindung bedingt.

Gegen manche Körper zeigen die Geruchsnervenenden eine wirklich märchenhafte Empfindlichkeit. Obenan steht in dieser Beziehung der Moschus. Es ist allgemein bekannt, wie geringe Mengen dieses Stoffes ein ganzes Haus mit seinem Geruche erfüllen können. Wie klein eine Moschusmenge sein müsse, damit sie durch den Geruch unwahrnehmbar werde, hat man durch Versuche gar nicht ermitteln können; denn die feinste chemische Wage zeigt nicht den Gewichtsverlust, den eine Moschusmenge erleidet, wenn sie ein ganzes Zimmer mit ihrem Duft erfüllt. Jedesfalls ist ein Milliontel Milligramm Moschus mehr als ausreichend, um ein gesundes Geruchsorgan merklich zu afficiren.

Es giebt kaum eine andere Erscheinung, durch welche sich der vorhin ausgesprochene Satz so anschaulich beweisen läßt, daß die Endapparate der Sinnesnerven durch ganz außerordentlich leise Anstöße besonderer Art in den ihnen eigenthümlichen Beregungszustand versetzen lassen, der zur Erregung der Sinnesnerven führt.

Wir könnten noch zahlreiche andere Stoffe nennen, die ebenfalls schon in außerordentlich kleinen Mengen den Geruchssinn erregen, wenn auch keine mit dem Moschus zu wetteifern vermag. So genügt von Rosenöldampf ein zwanzigtausendstel Milligramm, um gerochen zu werden, von Schwefelwasserstoff ein dreitausendstel u. s. f.

Welche chemische Eigenschaften ein Stoff haben müsse, damit er die Geruchsnervenenden afficire — mit andern Worten *riechbar* sei: das ist leider noch gänzlich unbekannt. Jedesfalls sind nicht besonders energische Verwandtschaftskräfte für andere bekannte Körper erforderlich. Das Rosenöl und der Moschus beispielsweise scheinen sonst chemisch sehr indifferente Körper zu sein. Das Ammoniak dagegen, das bekanntlich auf viele Stoffe sehr energisch einwirkt, steht an Wirkung auf den Geruchssinn hinter ihnen bedeutend zurück. Es ist schon in 33,000facher Verdünnung mit Luft nicht mehr riechbar.

Ein Schimmer von Aussicht auf eine zukünftige Erkenntniß der Eigenschaften, welche einen Stoff zum *riechbaren* machen, dämmert vielleicht aus folgender Betrachtung. Ich habe vorhin schon erwähnt, daß die riechbaren Stoffe im allgemeinen nur dann die Geruchsnervenenden afficiren, wenn sie in der Einathmungsluft enthalten sind. Ich kann noch hinzufügen, daß vorzugsweise *die* Theile der Einathmungsluft den Geruchssinn erregen, welche durch die Spitzen der Nasenlöcher aufgenommen werden. Verschließt man diese Spitzen und athmet allein durch die hinteren Theile der Nasenlöcher ein, so kommt gar keine oder doch nur eine schwache Geruchsempfindung zu Stande, selbst wenn riechbare Gase reichlich vorhanden sind. Auch kann man sich leicht überzeugen, daß man durch besondere Muskeln die Spitzen der Nasenlöcher recht weit öffnet, jedesmal dann, wenn man expreß zum Zwecke des Riechens einathmet, eine Bewegung, die man Spüren oder Schnüffeln nennt. Diese Erscheinung ist leicht zu erklären aus der besonderen Gestaltung der Nasenhöhlenwände, welche dahin wirkt, daß die durch die hinteren Theile der Nasenlöcher eingehende Luft vorzugsweise die unteren Partheien der Nasenhöhle durchzieht, wo keine Geruchsnerven vorhanden sind. Ebenso bringt es die Gestaltung dieser Wände mit sich, daß der Ausathmungsluftstrom gar nicht mit dem eigentlichen Sitze des Geruchssinnes in Berührung kommt. Daher rührt die allgemein bekannte Erscheinung, daß beim Ausathmen nichts gerochen wird, selbst wenn die Ausathmungsluft riechbare Stoffe in Menge enthält. Die beschriebenen Erscheinungen stehen in engem Zusammenhange mit einer anderen, ebenso merkwürdigen als alltäglichen, die aber gleichwohl, wie mir scheint, bei den Physiologen noch nicht die gebührende Beachtung gefunden hat. Ich meine die jedem Leser gewiß bekannte Thatsache, daß die Geruchsempfindung nur dauert, so lange der Einathmungsluftstrom in *Bewegung* ist. Sowie er

stille steht, hört die Empfindung auf oder sinkt wenigstens auf ein Minimum der Stärke herab, die uns umgebende Luft mag mit noch so großen Mengen der stärkst riechenden Stoffe beladen sein. Man sollte doch meinen, die in der Nasenhöhle in Ruhe zurückbleibende Luft müßte von den riechbaren Stoffen noch einen hinlänglichen Vorrath führen, um die Erregung der Geruchsnervenenden zu unterhalten. Man könnte nun etwa daran denken, das Aufhören der Geruchsempfindung rühre von der Ermüdung des riechenden Nervenapparates her. Dies erweist sich aber als unzulässig dadurch, daß man diesen Apparat beim Beginne des neuen Athemzuges sofort wieder bereit findet, seine Funktion zu verrichten. Er ist also keineswegs ermüdet. Folgende Hypothese ist vielleicht geeignet, eine Erklärung der Sache anzubahnen. Wir wollen annehmen, die Riechbarkeit eines Stoffes beruht darauf, daß derselbe von den Riechnervenenden begierig absorbirt wird, in ähnlicher Weise etwa, wie das Ammoniak vom Wasser begierig aufgesogen wird. Wir müssen dann zweitens annehmen, daß der Akt der Absorption selbst den eigentlichen Reiz für das Nervenende bildet und daß ein Theilchen irgend eines riechbaren Stoffes *nicht* mehr reizend wirkt, sowie seine Absorption vollendet ist. Diese letztere Annahme würde schon mehr als eine bloße Hypothese sein, denn es ist, wie ich schon anzuführen Gelegenheit hatte, durch Versuche erwiesen, daß riechbare Körper, sowie sie einmal in wässerigen Flüssigkeiten gelöst sind, keine reizende Wirkung mehr ausüben. Daß diese beiden Annahmen verbunden, die in Rede stehende Erscheinung erklären, ist jetzt leicht zu sehen. Der Luftraum, welchen die eigentlich riechenden Theile der Nasenschleimhaut begrenzen, ist nämlich ein schmaler spaltförmiger Raum beiderseits zwischen der Nasenscheidewand und der Seitenwand der Nasenhöhle. Dadurch wird die Berührung der Luft mit den Wänden sehr ausgiebig und man begreift, daß die in diesem Raum enthaltene Luft, *wenn sie ruht*, durch die hypothetisch angenommene lebhafte Absorption der Nervenendapparate an Riechstoffen rasch erschöpft sein muß, und dann also die Geruchsempfindung aufhört. Wenigstens werden die an die Schleimhaut angrenzenden Schichten sehr bald erschöpft sein, und wenn die Luft ruht, findet keine Mischung derselben mit andern Schichten statt, welche noch Riechstoff enthalten. So lange aber der Einathmungsstrom *im Gange* ist, so lange werden immer neue und wieder neue, mit Riechstoff noch reichlich beladene Luftmengen mit der Schleimhaut in Berührung gebracht — und so lange wird also fortwährend der Absorptionsakt und damit der Anreiz zur Geruchsempfindung erneuert werden. Unsere Annahmen würden also die räthselhafte Erscheinung erklärlich machen, daß mit dem Stillestehen des Einathmungsstromes die Geruchsempfindung aufhört, mit einer neuen Einathmung aber sofort wieder beginnt. Wir können auch umgekehrt sagen, diese Erscheinung hat uns zu einer Annahme geführt, welche uns gestattet, einstweilen freilich blos versuchsweise, eine Eigenschaft hinzustellen, die allen riechbaren Stoffen gemeinsam sein müßte, die Eigenschaft nämlich: begierig absorbirt zu werden von den Stoffen, aus welchen die Endapparate des Geruchsnerven gebildet sind.

Außer dem Einathmen giebt es noch einen Akt, bei welchem Geruchsempfindungen zu Stande kommen können — es ist der Schlingakt. Es ist allgemein

bekannt, daß wir den Geruch mancher Körper, z. B. des Weines, vieler Gewürze und anderer aromatischer Nahrungsmittel, besonders in dem Augenblicke wahrnehmen, wo wir sie verschlucken. Es ist dies auch unter solchen Umständen der Fall, wo gar nicht daran gedacht werden kann, daß diese Körper noch gasförmige Ausströmungen durch die Nasenlöcher zur Riechschleimhaut senden. Wir müssen daher nothwendig annehmen, daß, vermöge eines anatomisch noch nicht ganz aufgeklärten Mechanismus, die riechbaren Dünste des Speisebissens beim Schlingakt von hinten her aus dem sogenannten Rachenraum in die oberen Theile der Nasenhöhle getrieben werden.

Die dunkelste Erscheinung auf dem Gebiete des Geruchssinnes ist die Entstehung der verschiedenen Geruchsqualitäten. Man wird auch hier an eine ursprüngliche Verschiedenheit von Fasergattungen im Bereiche des Geruchsnerven denken müssen, aber mit vier verschiedenen Fasergattungen — wie auf dem Gebiete des Geschmackssinnes — würden wir schwerlich ausreichen. Der Geruchssinn ist nämlich an wesentlich verschiedenen Qualitäten unendlich viel reicher als der Geschmackssinn. Wie viele man allermindestens annehmen müßte, um die wirklich erstaunliche Mannigfaltigkeit der Gerüche zu erklären, läßt sich nicht angeben.

Als Hauptergebniß dieses freilich ganz flüchtigen Ueberblickes über einige Haupterscheinungen des Geschmacks- und Geruchssinnes können wir den Satz hinstellen, daß die Eindrücke, welche die Körper auf diese beiden Sinne machen, abhängig sind von der stofflichen — oder, um den Kunstausdruck zu gebrauchen, von der chemischen Beschaffenheit der Körper. Damit stellen sich diese beiden Sinne in einen bemerkenswerthen Gegensatz gegen die drei andern. Der Tastsinn zunächst belehrt uns über die mechanische Beschaffenheit der mit der äußeren Haut in Berührung gebrachten Körper — dann darüber, ob sie kalt oder warm sind, und endlich besitzt er in hohem Grade die Fähigkeit, die räumlichen Beziehungen verschiedener gleichzeitig gegenwärtiger Körper zu einander und zum eigenen Leibe zu beurtheilen, er ist ein geometrischer Sinn.

In dieser Thätigkeit ist dem Tastsinne bekanntlich noch weit überlegen der Gesichtssinn; mit seiner Hilfe sind wir im Stande, nicht nur von ganz nahen, sondern auch von weit entfernten Körpern, sofern sie nur Lichtstrahlen aussenden, die gegenseitigen räumlichen Beziehungen zu beurtheilen. Mit Hilfe dieser beiden geometrischen Sinne bauen wir daher unsere Vorstellung von der uns umgebenden Erscheinungswelt im Raume auf.

Eine verhältnißmäßig einseitige Fähigkeit besitzt der Gehörsinn. Er belehrt uns bekanntlich nur darüber, ob die uns umgebende Luft jene eigenthümlichen kleinen Schwingungen ausführt, welche wir Schallschwingungen nennen. Da solche Schwingungen regelmäßig von bewegten Körpern ausgehen, ist der Gehörsinn den damit begabten Thieren von Nutzen als Warner vor herannahenden Feinden. Zu unserer theoretischen Kenntniß von den uns umgebenden Körpern und zur Regelung unserer Bewegungen unter denselben kann er wenig beitragen. Er könnte z. B. bei einem Blinden den Tastsinn nicht ersetzen. Seine unberechenbare Bedeutung für den Menschen gewinnt der Gehörsinn erst dadurch, daß er das Medium der geistigen Mittheilung von Person zu Person bildet.

Tastsinn, Gesichtssinn und Gehörsinn bilden hiernach die Grundpfeiler der theoretischen Erkenntniß und des geistigen Lebens überhaupt. Dazu liefern der Geruchs- und Geschmackssinn nur verhältnißmäßig geringe Beiträge. Ihre Wichtigkeit liegt auf dem Gebiete des leiblichen Lebens. Schon ihre anatomische Lage giebt ihren Zweck zu erkennen.

An die Eingangspforten der Wege, auf welchen fremde Stoffe in den Körper eingehen, sind sie als Wächter gestellt, die nichts hineinlassen sollen, was ihm schädlich ist. Zu diesem Dienste befähigt die beiden Sinne eine allgemein bekannte Eigenschaft, daß nämlich ihre Empfindungen durchweg mit den Zuständen entweder des Wohlgefallens oder des Abscheues verknüpft sind. Es giebt kaum eine Geschmacks- oder Geruchsempfindung, die uns ganz gleichgültig wäre, was bei den Empfindungen der drei übrigen Sinne eigentlich die Regel ist. Ist daher ein Körper im Begriffe, durch Mund oder Nase in unsern Körper einzudringen und erregt er den Geschmacks- oder Geruchssinn, so finden wir uns entweder durch das Wohlgefallen an der Empfindung veranlaßt, sein Eindringen zu befördern, oder wir finden uns durch den Abscheu veranlaßt, den Körper zurückzuweisen. Wir meiden Orte, wo widrig riechende Gase vorhanden sind. Uebel schmeckende Stoffe speien wir aus, angenehm schmeckende verschlucken wir.

Sind aber — so müssen wir jetzt fragen — unsere Thürhüter auch wirklich treu? Können wir uns auf ihre Aussage verlassen? Ist, was sie gut finden, wirklich dem Leben förderlich, was sie schlecht finden, nachtheilig? Der gemeine Mann beantwortet diese Frage unbedingt mit ja; er meint, was gut schmeckt, muß auch gesund sein. Er hat im Allgemeinen unzweifelhaft recht. In der That hat sich ja das Menschengeschlecht, wie alle anderen mit Geruchs- und Geschmackssinn begabten Thiergeschlechter, seit so vielen Jahrtausenden von diesen beiden Sinnen bei der Auswahl der Nahrung und der Luft zum Athmen leiten lassen und sie sind gut dabei gefahren, also müssen die Führer doch wohl im Allgemeinen den rechten Weg gezeigt haben.

Noch vor wenigen Jahren mußte man in dieser Fähigkeit des Geruches und Geschmackes, das Passende auszuwählen, etwas Geheimnißvolles sehen. Seit uns aber Darwin die Binde von den Augen genommen hat, ist diese Fähigkeit etwas Selbstverständliches. Wie es heute noch einzelne Individuen von verkehrter Geschmacksrichtung giebt, so mag es deren immer gegeben haben, z. B. solche, denen der bittere Geschmack der Alkaloide lieblich dünkte. Im Naturzustande werden diese mit Vorliebe Schierling, Bilsenkraut und andere Giftpflanzen genossen haben, welche solche bitter schmeckende Stoffe reichlich enthalten. Ihrem Leben wurde dann frühzeitig eine Grenze gesetzt und die verkehrte Geschmacksrichtung hatte wenig Aussicht sich auf eine reichliche Nachkommenschaft zu vererben. Das Umgekehrte gilt natürlich von Individuen, welche mit einer den physiologischen Bedürfnissen entsprechenden Geschmacksrichtung ausgerüstet waren. Mit einem Worte: es mußte sich im Laufe der unzähligen aufeinander folgenden Generationen der Geruchs- und Geschmackssinn durch natürliche Zuchtwahl so entwickeln, daß die gesunden Nahrungsmittel einen angenehmen, die ungesunden und gefährlichen Körper einen unangenehmen Eindruck auf jene Sinne machen.

Es sei mir gestattet, einige Beispiele des Wohlgefallens und Widerwillens noch etwas näher zu erörtern, die mit dem aufgestellten allgemeinen Satze nicht zusammen zu stimmen scheinen. Bekanntlich machen Ammoniak, Schwefelwasserstoff und einige andere gasartige Wasserstoffverbindungen einen besonders widrigen Eindruck auf die Geruchsorgane aller normal begabten Menschen. Diese Gase sind allerdings sämmtlich in größeren Mengen eingeathmet giftig; aber es kann unmöglich angenommen werden, daß auf dieser Eigenschaft die Heranzüchtung des Widerwillens gegen diese Gasarten beruhte. Die Natur bietet sie dem Menschen nämlich kaum jemals in solcher Concentration dar, daß häufig Individuen durch sie hätten vergiftet werden können, weil sie kein Widerwille vor ihnen warnte. Es ist hier offenbar ein ganz anderer Umstand maßgebend. Die genannten Gasarten steigen regelmäßig auf von faulenden Körpern. Solche aber sind für den menschlichen Organismus eine schädliche Nahrung und die von ihnen aufsteigenden Dünste enthalten neben den, im verdünnten Zustande ziemlich harmlosen Gasarten, jene unsichtbar kleinen organischen Keime der sogenannten Bakterien, zu denen die Ansteckungsstoffe vieler gefährlicher Krankheiten gehören. Individuen, welche gegen den Geruch von Ammoniak, Schwefelwasserstoff und dergleichen keinen Widerwillen hatten, waren also stets der Vergiftung durch faulende Nahrungsmittel und der Infektion mit Sumpffieber und anderen Krankheiten mehr ausgesetzt und so konnte und mußte jener Widerwille herangezüchtet werden. Die Zeit, in welcher dies geschah, liegt vielleicht noch nicht so ungeheuer weit hinter uns. Wenigstens scheinen die Bewohner der berühmten belgischen Höhlen noch keinen sehr intensiven Widerwillen gegen die Ausdünstungen faulender Körper gehabt zu haben. In einem Berichte über den internationalen Congreß der Anthropologen zu Brüssel fand ich folgende in dieser Beziehung merkwürdige Stelle: „Die abgegessenen, bisweilen angebrannten Knochen und sämmtliche andere Speiseabfälle blieben in der Höhle liegen, und gesetzt auch, daß deren Verwesung bei der herrschenden niedrigen Temperatur die Geruchsnerven weniger afficirt, so mußten sie doch die Luft hinreichend verpesten, um den Aufenthalt für uns unerträglich zu machen.“ Die Folgen dieses Mangels an Ekel scheinen übrigens auch damals nicht ausgeblieben zu sein. Der eben citirte Bericht fährt nämlich fort: „Daß die Höhlenwohnungen sowohl aus diesem Grunde, als wegen der Feuchtigkeit höchst ungesund gewesen, bezeugen die gefundenen menschlichen Ueberreste, die theils Spuren krankhafter Affectionen, theils eine große Sterblichkeit unter den Kindern und erwachsenen Personen jüngeren Alters anzeigen.“ Da hätten wir denn gleich ein historisches Zeugniß von der Heranzüchtung des Widerwillens gegen die Ausdünstungen faulender Körper vor Augen.

Höchst räthselhaft vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit oder besser vom Standpunkte der natürlichen Zuchtwahl muß der allgemein verbreitete Wohlgefallen am Dufte vieler Blumen und anderer sogenannter aromatischer Körper erscheinen. Es ist nämlich nicht abzusehen, wozu uns das Einathmen solcher Düfte nützlich sein sollte und wie mithin die Luft an solchen Düften dem Individuum eine Waffe im Kampfe um's Dasein wäre.

Ich bin weit entfernt, behaupten zu wollen, daß ich das hier vorliegende Räthsel vollständig lösen könnte; aber eine Vermuthung auszusprechen kann ich mir nicht versagen. Vor Allem muß ich daran erinnern, daß vererbliche Eigenschaften unseres Körpers nicht in Jahrhunderten, sondern in Tausenden von Generationen erworben und ebenso auch sehr langsam wieder verloren werden. Eine Eigenschaft braucht also gegenwärtig nicht Waffe im Kampfe des Lebens zu sein und kann doch als solche in einem früheren Zustande des Menschengeschlechts durch natürliche Zuchtwahl erworben sein.

Die Wiege des Menschengeschlechts hat nun ohne Zweifel nicht unter unsern nordischen Tannen, sondern unter den Palmen der Tropenwelt, oder wenigstens eines tropischen Klima's, gestanden. Unsere dort lebenden Vorfahren waren höchst wahrscheinlich vorzugsweise auf Früchte als Nahrung angewiesen. Diese Früchte — man denke nur an Orangen, Ananas und dergleichen — haben aber großentheils einen aromatischen Duft und das Wohlgefallen daran war allerdings für den Urmenschen eine Waffe im Kampfe um's Dasein. Uns ist als bloßes Erbstück dies Wohlgefallen geblieben, und wir haben in unserem Klima weniger Gelegenheit es an Früchten zu üben als an Veilchen, Rosen und anderen Blumen, deren Düfte mit jenen Fruchtaromen Aehnlichkeit haben.

Wenn wirklich, wie ich behaupte, der Widerwille und das Wohlgefallen an Geruchs- und Geschmacksempfindungen durch natürliche Zuchtwahl im Kampfe um's Dasein erworben ist, dann läßt sich noch folgende bemerkenswerthe Folgerung ziehen: Der Satz, daß Wohlschmeckendes und Wohlriechendes gesund, Uebelschmeckendes und Uebelriechendes ungesund sei, gilt mit Gewißheit nur von denjenigen Körpern, welche sich dem Menschen im Naturzustande reichlich darboten. Selten vorkommende Körper oder gar Kunstprodukte konnten auf die Zuchtwahl keinen Einfluß haben. Ob über die Nützlichkeit und Schädlichkeit solcher Körper der Geruch und Geschmack richtige Aussagen macht, muß nach unserem Princip reiner Zufall sein. Sollten aber etwa auch für solche Körper die Aussagen des sinnlichen Wohl- und Mißfallens erfahrungsmäßig ausnahmslos richtig sein, dann müßten wir unser Princip lieber fallen lassen und zur Annahme einer mystischen Zusammenstimmung zurückgreifen.

Glücklicherweise liegt in den Thatsachen keinerlei Nöthigung dazu. Unter den dem Naturmenschen unbekannten Kunstprodukten sind übelschmeckende theils schädlich, theils harmlos, und wohlschmeckende ebenso. Zwei Beispiele werden genügen, dies zu erläutern. Auf das Wohlgefallen am Geschmack des Kochsalzes konnte dieser Sinn im Naturzustande unmöglich gezüchtet werden, denn die Natur bot dem Menschen wenigstens im Binnenlande kein Nahrungsmittel dar, das hinlängliche Mengen von Kochsalz enthält, um ihn seinen Geschmack kennen zu lehren. Erst im Culturzustande konnte er sich diesen Stoff reichlicher verschaffen. Sein Geschmack scheint sogleich der Mehrzahl sehr behagt zu haben, denn er wurde von Alters her als Gewürz sehr hoch geschätzt. Die Physiologie zeigt nun, daß dieser Liebling der Zunge auch ein nützlicher Zusatz zu unserer Nahrung ist.

Daß wir es aber hier eben nur mit einem rein zufälligen Zusammentreffen zu thun haben, lehrt ein zweites Beispiel, ein Stoff, gleichfalls dem Natur-

menschen unbekannt, der aber, sobald er bekannt wurde, den Meisten gar lieblich dünkte, und der doch eine der furchtbarsten Geißeln unseres Geschlechtes ist — ich meine den Alkohol. Er ist besonders geeignet, das hier in Rede stehende Princip klar zu machen. Obgleich ein Beweis durch Erfahrung unmöglich ist, läßt sich doch mit streng mathematischer Sicherheit folgender Satz behaupten. Wenn sich unseren Voreltern im Naturzustande alkoholische Getränke, Wein, Bier oder dergleichen in demselben Maße dargeboten hätten, wie Wasser, dann würde uns der Geruch und Geschmack dieser Flüssigkeiten widrig und ekelhaft sein. Alle Individuen nämlich, die an den alkoholischen Getränken Lust hatten, wären unfehlbar alsbald den Säuferkrankheiten zum Opfer gefallen und nur solche, die zufällig einen Widerwillen gegen den Alkohol hatten, konnten überleben und Nachkommenschaft hinterlassen. Da aber Geschmacksrichtungen, wie andere Körpereigenschaften im Allgemeinen vererblich sind, so ist einige Wahrscheinlichkeit, daß auch diese Nachkommen mit jenem nützlichen Widerwillen begabt gewesen wären. Natürlich würde sich der Fall oft genug ereignet haben, daß einzelne Nachkommen aus der Art schlugen. Diese waren aber dann wieder den Gefahren der Vergiftung ausgesetzt und wurden, ohne Nachkommen zu hinterlassen, ausgerottet. So hätte sich der Widerwillen immer mehr und mehr festgesetzt und gesteigert und jetzt würden die Liebhaber alkoholischer Getränke eben so selten krankhafte Ausnahmen sein, wie es etwa in Wirklichkeit die unter Geisteskranken auch vorkommenden Trinker von Mistjauche sind.

Es könnte scheinen, als hätte der soeben nur fingirte Vorgang auch im Culturzustande wirklich stattfinden müssen; hiergegen läßt sich indessen allerlei einwenden. Erstens ist die Cultur überhaupt und die reichliche Erzeugung alkoholischer Getränke noch nicht so alt, daß sich während ihrer Dauer Körpereigenschaften des Menschen durch Zuchtwahl wesentlich hätten ändern können. Zweitens bieten sich die alkoholischen Getränke den Meisten doch nicht in dem Maße dar, wie wir es vorhin vorausgesetzt haben. Drittens endlich wählt im Culturzustande der Mensch seine Nahrung nicht ausschließlich unter Leitung des Geruchs- und Geschmackssinnes. Er meidet das Uebermaß solcher Speisen und Getränke, von denen er nachtheilige Wirkungen erkennt, wenn sie ihm auch noch so angenehm schmecken.

Diese Thatsache legt uns noch eine Betrachtung nahe über die Zukunft, welcher die beiden Sinne, von denen ich spreche, möglicherweise entgegen gehen. Da wir eben heutzutage unsere Nahrungsmittel nicht mehr im Walde suchen, sondern auf dem Markte kaufen, wo eine gute Polizei unserer Nase die Mühe spart das Schädliche fern zu halten, so ist Schärfe des Geruches und Geschmackes keine Waffe mehr im Kampfe um's Dasein. Was eine solche nicht ist, das kann sich aber am organischen Leibe wahrscheinlich auf die Dauer nicht halten. Wenn daher nicht neue Verhältnisse auftreten, welche dem Geruch und Geschmack wieder mehr Werth verleihen, so ist es wohl denkbar, daß wir, wofern das Menschengeschlecht und die Cultur noch einige Jahrtausende dauern sollten, dem Geruch und Geschmack den Abschied geben müßten.

Fritz Reuter auf der Festung.

Nebst bisher ungedruckten Briefen des Gefangenen an seinen Vater.

Von

Otto Glagau.

In meinem, Herbst 1865 erschienenen Buche „Fritz Reuter und seine Dichtungen" habe ich einen kurzen Abriß von dem Leben des Dichters gegeben, wobei ich in der Hauptsache seine eigenen Aufzeichnungen benutzte. In allen Schriften Reuter's finden sich persönliche Erinnerungen und Rückblicke, Anspielungen auf seine Schicksale verstreut; denn er steckt nach Humoristenart häufig den eigenen Kopf vor, und er mischt sich gern unter seine Helden. Außerdem hat er in einem zu der Sammlung „Schurr-Murr" gehörigen Aufsatze „Meine Vaterstadt Stavenhagen" die Geschichte seiner Kindheit ziemlich ausführlich erzählt; und in dem Buche „Ut mine Festungstid" liefert er eine Reihe theils köstlich launiger theils erschütternd ernster Bilder aus seiner siebenjährigen Gefangenschaft. Doch sind diese Erzählungen von der Festung nicht immer buchstäblich zu nehmen, sondern in ihnen verschlingen sich Dichtung und Wahrheit, wirkliche Erlebnisse mit mancherlei Erfindungen und poetischen Arabesken, namentlich was die heitern, lustigen Partien betrifft; und der Dichter hat dies in der Zueignung an seinen „biedern Freund und treuen Leidensgenossen Hermann Grashof" ausdrücklich angedeutet. Im Großen und Ganzen aber entsprechen auch diese Schilderungen den historischen Thatsachen, was ich schon damals controliren konnte, denn Fritz Reuter machte mir unterm 15. März 1865 eingehende biographische Mittheilungen und beschloß dieselben mit den Worten: „Ich bitte Sie jedoch, wenn Sie von diesen Notizen Gebrauch machen, nicht ausdrücklich zu erwähnen, daß das Material von mir selbst geliefert ist; es hat dies Schreiben in eigener Angelegenheit für mich stets etwas Empfindliches, Widerstrebendes." Selbstverständlich bin ich diesem Verlangen nachgekommen. Auch hatte ich damals noch andere Rücksichten zu nehmen. Manches, was mir von dritten, durchaus eingeweihten und zuverlässigen Personen berichtet worden; Manches, was wie ein offenes Geheimniß in Aller Munde war, habe ich doch verschwiegen oder nur zart angedeutet, weil der Dichter noch unter uns lebte.

Jetzt, nach seinem Tode, fallen diese Rücksichten fort, zumal die Publicationen über ihn sich drängen, und merkwürdigerweise von mehr oder weniger ununterrichteter Seite; jetzt gehört Fritz Reuter der Literaturgeschichte an, und darum ist die reine, volle Wahrheit geboten.

Inzwischen haben sich mir, durch Nachforschungen an den Orten, wo der Dichter gelebt und aufgewachsen, neue Quellen erschlossen; hat sich mir ein großes, bisher völlig unbenutztes Material geboten. Es ist dies der Briefwechsel zwischen Fritz Reuter und seinem Vater, der von 1824 bis 1845 reicht, von da ab, wo der 14jährige Knabe das elterliche Haus verließ und das Gymnasium zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz bezog, bis zum Tode des Vaters. Während dieses 21jährigen Zeitraums hat der Bürgermeister Reuter, ein äußerst penibler, ordnungsliebender Mann, jeden Brief, jedes Schriftstück von, an und über seinen Sohn gesammelt; und dieser Papierstoß befindet sich in den Händen der einzig noch lebenden Schwester des Dichters, der verwittweten Frau Sophie Reuter geb. Reuter in Stavenhagen, woselbst ich ihn eingesehen habe. Auch ist mir durch die Güte der Dame eine Reihe von Briefen zur Benutzung überlassen worden, Briefe Fritz Reuter's aus seiner Schul-, Universitäts- und Festungszeit. Es sind kürzlich, nachdem die neue völlig umgearbeitete Auflage meines Buchs angekündigt worden, zwei Biographien des Dichters erschienen: die eine von einem Herrn Ebert in Güstrow, und die andere, im Auftrage des Verlegers der Reuter'schen Schriften, von Adolf Wilbrandt, womit dieser die Herausgabe von Fritz Reuter's „Nachlaß" einleitet. Aber beiden Biographen ist jener ganze Briefwechsel fremd geblieben; Beide bringen nur Einen Brief Fritz Reuter's d. d. Silberberg den 31. October 1836, der auch mir zukam bei meiner Anwesenheit in Neu-Brandenburg, dem frühern Wohnort des Dichters, wo er in Abschrift umlief.

Auf Grund der von mir gesammelten Materialien habe ich jenen biographischen Abriß aus der ersten Auflage meines Buchs zu einem ausführlichen Lebensbilde erweitert, und will nun hier den Selbstbericht des Dichters „Ut mine Festungstid" ergänzen und illustriren, kurz zusammenstellen, was in Betreff der siebenjährigen Haft des „Demagogen" bisher noch nicht bekannt geworden ist.

Michaeli 1831 bezog Fritz Reuter, 21 Jahre alt, die Landesuniversität Rostock, um nach dem Willen des Vaters die Rechte zu studiren; was er jedoch nur dem Namen nach that. Ostern 1832 ging er nach Jena, das schon lange Ziel seiner Sehnsucht gewesen, und blieb hier ein knappes Jahr. Er warf jetzt das Jus völlig bei Seite und führte ein ziemlich wildes Leben. Fechtübungen, Duelle und Trinkgelage füllten die Zeit aus, und er trieb's nach dem alten Sprüchlein: „Gelder muß der Vater haben, wenn der Sohn studiren soll!" Jahre lang, nachdem er Jena verlassen, liefen von hier bei dem Vater noch immer Schuldscheine und Rechnungen ein, und der Bürgermeister hat sie alle sorgsam geheftet und alle bis auf den letzten Heller bezahlt. Daneben beschäftigten den flotten Studenten die Angelegenheiten der Burschenschaft. Er trat in die Verbindung „Germania", die in erster Reihe eine politische Tendenz verfolgte, die „Herbeiführung eines freien und einigen Lebens in Deutschland". Arnold

Ruge, der damals als junger Doctor in Jena privatisirte, stellt der „Germania" ein sehr ungünstiges Zeugniß aus.*) Er schildert sie als eine Gesellschaft von „Raufbolden" und „Tyrannen", die „wahrhaft russische Gedanken" hegten und die „alte Rohheit der Landsmannschaften" wieder aufleben ließen, indem sie ihre körperliche Ueberlegenheit gegen Schwächere und Andersgesinnte „schändlich mißbrauchten." Die „Germania" entwickelte unter dem Drange der Zeitereignisse eine stürmische Thätigkeit. Man beschickte das Hambacher Fest (27. Mai 1832), feierte die Gedächtnißtage der französischen Juli-Revolution und des polnischen Aufstandes; vor Allem lieferte man den „Arminen", deren „Halbheit" man nicht tief genug verachten konnte und die man als „Schwanenritter" verhöhnte, förmliche Schlachten. In Folge dieser und anderer Excesse rückte am 23. Januar 1833 ein Militair-Commando in Jena ein, und es geschahen zahlreiche Verhaftungen und Ausweisungen. Auch Fritz Reuter erhielt von der akademischen Behörde das Consilium. Mitte Februar mußte er Jena verlassen, während seine Sachen Schulden halber zurückblieben, und ging nach dem nahen Städtchen Camburg im Meiningischen, ohne davon nach Hause die geringste Nachricht zu geben. Er hatte lange Zeit überhaupt nichts von sich hören lassen, er war immer ein träger Briefschreiber, und der besorgte Vater erließ nun einen öffentlichen Aufruf, worin der Studiosus F— R— aus Mecklenburg dringend zur Heimkehr aufgefordert wurde. Endlich, da ihm der Credit ausgegangen war, meldete sich Fritz Reuter; er bat um Geld und erklärte, nach München gehen zu wollen, um dort sein Studium fortzusetzen. Der Vater hieß ihn nach Hause kehren, und er mußte gehorchen. Er verbrachte den Sommer theils in Stavenhagen, theils auf einem Kirchdorfe, bei seinem Oheim, dem Pastor Reuter in Jabel.

Inzwischen ereignete sich das unselige Frankfurter Attentat. Am 2. April 1833 rotteten sich in Frankfurt a. M. eine Anzahl Jünglinge zusammen, stürmten die Hauptwache, um einige politische Gefangene zu befreien, und gedachten sogar den Bundestag aufzuheben. Unter den jungen Brauseköpfen, deren man bald Herr wurde, befanden sich auch Jenenser „Germanen". Dieser knabenhafte Krawall versetzte die deutschen Regierungen in Furcht und Rachsucht, ließ die „Partei der Ordnung" eine neue große Demagogenhatz veranstalten. Neben der Centralbehörde zu Frankfurt a. M. bildeten sich in den verschiedenen Staaten noch Special-Untersuchungscommissionen, und die Verhaftungen erfolgten aller Orten massenhaft, vorzugsweise aus der Zahl der ehemaligen Burschenschafter.

An Fritz Reuter schien Niemand zu denken, und dadurch sicher gemacht, ließ er sich's einfallen, Mecklenburg zu verlassen. Im October 1833 kam er nach Leipzig und suchte bei der Universität die Immatriculation nach, wurde aber als „verdächtig" abgewiesen. Wieder rief ihn der Vater nach Hause, und er trat die Rückreise an, wieder ohne Koffer, der trotz des kurzen Aufenthaltes in Verfatz blieb. Er ging über Berlin und verweilte hier mehrere Tage, trotz der Warnungen, die ihm von verschiedener Seite zugingen. Da ereilte ihn sein Schicksal.

*) Arnold Ruge, Aus früherer Zeit, Bd. 3, S. 326 ff.

Herr Ebert weiß hiervon in seinem Buche „Fritz Reuter. Sein Leben und seine Werke“ (S. 143) eine ganz romantische Geschichte zu erzählen. Er läßt den Jüngling wie ein gehetztes Wild hin und her irren, „sich bald bei diesem, bald bei jenem Freunde bergend“; er läßt ihn endlich arretirt werden „in einer Droschke, welche ihn dem Bahnhof zuführen sollte“. Man denke: nach Herrn Ebert gab es im Herbst 1833 bereits einen Bahnhof in Berlin, und noch dazu einen solchen, von wo aus man nach Mecklenburg fahren konnte!

In Wahrheit verhielt sich die Sache weit prosaischer. Damals weilte in Berlin ein Vetter Fritz Reuter's, der mit ihm zusammen erzogen war, und der auch später seine jüngere Schwester Sophie heirathete — der Apotheker Ernst Reuter. Dieser berichtet in zwei mir vorliegenden Briefen an den Bürgermeister Reuter über die Verhaftung, und darnach ergiebt sich Folgendes: Erst als unter seinen Augen frühere Kameraden ergriffen wurden, entschloß sich Fritz Reuter zum Aufbruch; erst als der Vater in Ahnung der Gefahr die Abreise beeilen hieß, wurde diese von den beiden Vettern festgesetzt. Mit dem Omnibus, der damals zwischen Berlin und Strelitz curfirte, sollte Fritz Reuter die Fahrt machen, und schon befand sich in den Händen des Fuhrmanns sein Torniſter. Der Vetter Ernst selber hatte diesen hingeschafft, und auch dem Bürgermeister bereits die Ankunft des Sohnes gemeldet. Um am Thor nicht etwa auf ein Hinderniß zu stoßen, gedachten die beiden Jünglinge die Stadt zu Fuß zu verlassen, sollte Fritz Reuter den Omnibus erst eine Strecke hinter Berlin besteigen. Ernst Reuter saß in seinem Zimmer und wartete auf den Vetter, bis ihm ein Polizist einen offenen Zettel von Jenem überbrachte. Zuerst meinte er, die Verhaftung wäre „wegen Streitigkeiten“ geschehen, und in diesem Glauben bestärkte ihn auch noch der Viertels-Commissarius; sehr allmälig erfuhr er die eigentliche Ursache.

Fritz Reuter ward am 31. October 1833 früh in seinem Quartier ergriffen und in die „Stadtvoigtei“ gebracht, wo man ihn in ein Loch zu allerhand Gesindel warf, bis er durch Vermittelung seines Vetters eine eigene Zelle, auch Bücher und Schreibmaterialien erhielt. Er saß hier zwei Monate und kam Neujahr 1834 in die „Hausvoigtei“, in das Gefängniß für die „Privilegirten“, zu denen hauptsächlich Juden, spitzbübische Beamte und „Hochverräther“ gehörten. Man nahm ihm jetzt Bücher und Schreibzeug, und die Haft ward eine harte. Die Untersuchung führte der seitdem so berüchtigt gewordene Criminalrath Dambach, der die Jünglinge wie eine Citrone auspreßte, sie durch Drohungen und Verheißungen, Ueberredung und Schmeichelei zu Aussagen zu bewegen wußte, wie er sie gerade brauchte. „Sie sind ein philosophischer Kopf,“ sprach er zu dem Einen, „Sie können das Object der Untersuchung in seiner ganzen Totalität umfassen und übersehen“ Das wirkte, wie Fritz Reuter bemerkt. Er nennt den Betreffenden Schr... und wirft ihm vor, den „Denuncianten“ gemacht und seine ehemaligen Couleurbrüder verrathen zu haben. Er traf mit dem „Denuncianten“ noch einmal auf der Festung Graudenz zusammen, und entwirft von seinem Wesen und Charakter eine höchst unvortheilhafte Schilderung. — —

Hier unterbreche ich die Zusammenstellung, um eine kleine Geschichte einzuschalten:

Als damals, vor neun Jahren, sich mein Buch noch unter der Presse befand, veröffentlichten die mit der „Gartenlaube" verbundenen „Deutschen Blätter" nach den Aushängebogen ein Stück unter dem Titel „Aus Fritz Reuter's Festungszeit". Diesen Auszug las der „Denunciant", der als Pastor an einer deutschen Kirche in New-York lebte. Erst durch diesen Auszug erfuhr er wieder von Fritz Reuter, dessen Bücher und dessen Carrière als Schriftsteller ihm völlig unbekannt geblieben waren. Er richtete nun an den Dichter einen Brief, den er durch Vermittelung der Redaction der „Gartenlaube" mir in Abschrift mittheilte, und worin er sich zu entschuldigen und zu rechtfertigen sucht. Er sagt u. A.: „Du weißt so gut wie ich, daß Alle, Alle (und Viele bei ganz guter Gesundheit) ausgesagt haben, was sie irgend wußten, und Viele auch das, was sie nicht wußten — im Gedränge jenes abscheulichen Verfahrens." — „Wer von uns kannte z. B. auch nur den Tenor des Verbindungszwecks, geschweige den sogenannten Erläuterungsparagraphen?" — „Das Alles hat Einer aus seinem enormen, von Dambach flattirten Gedächtniß und Combinationsvermögen wörtlich ad acta dictirt, und Alles, was er wußte, bis etwa in's Jahr 1827 zurück; und wir mußten uns zu Allem bekennen, denn wir waren eben körperlich und geistig ruinirt." — Schr... verlangt gewissermaßen eine Ehrenerklärung von Fritz Reuter und schließt mit den Worten: „Ich habe ein Recht, wenigstens das von Dir zu fordern, und ich hoffe zu Gott, Dir noch einmal in diesem Leben Auge in Auge zu schauen." — Wirklich kam Schr... ein Jahr oder ein paar Jahre später nach Europa. Er kam nach Eisenach und verlangte Fritz Reuter zu sprechen. Der aber lag krank, und die Frau empfing ihn. Sie erklärte, daß ihr Gatte bei dem, was er geschrieben, verbleibe, daß er nichts zurücknehmen könne und nöthigenfalls das Zeugniß verschiedener noch lebender Leidensgefährten anrufen wolle. Schr... widersprach und ging mit der Ankündigung, daß er wiederkommen werde, hat aber nichts weiter von sich hören lassen. So erzählte mir im September v. J. die Wittwe des Dichters.

Fritz Reuter fand Herr Dambach weniger gefügig, und als er an ihm seine Künste verschwendet hatte, gerieth er in Zorn. Es dauerte lange, bis der Gefangene einen seiner Angehörigen sah. Die Schwester Sophie durfte ihn endlich besuchen, aber die Unterredung fand in Gegenwart des Herrn Dambach statt. „Ihr Bruder ist der verstockteste Mensch, der mir vorgekommen," rief er dem jungen Mädchen zu; „sagen Sie das Ihrem Vater!" Fritz Reuter erwiderte rasch: „Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Criminalrath, wird meine Schwester unserm Vater sagen, daß ich Niemanden verrathe!" So etwas konnte „Onkel" Dambach, wie ihn die Exstudenten nannten, nicht vertragen; er peinigte den Widerspenstigen auf's Aeußerste, und er ließ ihn noch nach Jahren, als Fritz Reuter, auf dem Transport von Magdeburg nach Graudenz, Berlin passirte, seine gemeine Rache empfinden. Die „Hausvoigtei" wurde dem Gefangenen zur Hölle, und um „Onkel" Dambach's willen war sein ganzes Wünschen und Sehnen nur auf einen anderen Kerker gerichtet.

Justiz-Commissionsrath Kunowsky war der Vertheidiger Fritz Reuter's,

den man ihm von Gerichts wegen bestellt hatte, und er machte seinem Clienten zuerst die besten Hoffnungen. „Lassen Sie sich nicht bange werden, Sie müssen ausgeliefert werden!“ tröstete er ihn wiederholt. Und im Schlußverhör schlug er das preußische Landrecht auf und zeigte dem Inquirenten die betreffende Stelle. Herr Dambach meinte: es wäre eine neuere Verordnung erlassen. Und als Kunowsky entgegnete: ein später herausgekommenes Gesetz könne niemals rückwirkende Kraft haben, erklärte „Onkel“ Dambach: er wolle das ihm, dem Vertheidiger, schon noch auseinandersetzen. Diese „neuere Verordnung“ war die Frucht der „Wiener Conferenzen.“ Im Herbste 1834 hatte man in Wien beschlossen, daß jeder Staat die in seinen Grenzen aufgefangenen „Hochverräther“ behalten und aburtheilen solle — ein Beschluß, der als rückwirkend nie gesetzliche Sanction erhalten hat und nur die gröbsten Inconsequenzen herbeiführte. Während Mecklenburg seine Gefangenen mit sechs Monaten, andere Staaten die Angeklagten gar nicht bestraften, wurde in Preußen auf lebenslängliches Gefängniß, auf Beil und auf Rad erkannt!

Nach einjähriger Untersuchungshaft kam Fritz Reuter am 15. November 1834 mit einer Anzahl Kameraden nach dem Silberberg in Oberschlesien. Das Erkenntniß erfolgte erst zwei Jahre, die Entscheidungsgründe erst drei Jahre später, nach fast vierjähriger Haft. Auf dem Silberberg hatte es Fritz Reuter nicht zu schlecht, viel besser als in der Berliner „Hausvoigtei“. Seine Lage wurde mannigfach verbessert durch den Platzmajor, der ein geborener Mecklenburger war, und mit dem der Bürgermeister Reuter einen Briefwechsel anknüpfte. Doch erkrankte der Gefangene in Folge der ungewohnten Lebensweise, und als in den niedrigen, düstern Kasematten seine Augen litten, beantragte er seine Versetzung, worauf er im Februar 1837 nach Glogau und dann nach Magdeburg transportirt wurde.

Kurz vor seinem Abgang von Silberberg wurde ihm das Erkenntniß publicirt, das er auf heimlichem Wege schon ein halbes Jahr früher erfahren hatte. Das Berliner Ausnahmegericht, an dessen Spitze Herr von Kleist stand — Fritz Reuter nennt ihn den „Blutigen“ — verdammte von 204 Angeklagten 39 zum Tode, und zwar 35 zum Beile und 4 zum Rade! Die Letzteren wurden zu lebenswierigem, die ersteren, darunter Fritz Reuter, zu dreißigjährigem Gefängniß „begnadigt“.

In Glogau, wo er zu seinem Leidwesen und zu seinem Unheil nur sechs Wochen blieb, fand er einen Gönner und Beschützer in dem zweiten Commandanten der Festung, Major von Wichert. Dieser edle, wahrhaft humane Mann, den Fritz Reuter in seinen Erinnerungen Oberst B. nennt, erwies ihm eine Reihe von Liebesdiensten, und seine junge schöne Tochter lieh dem Gefangenen, der sie nur einmal, bei einem Spaziergange auf dem Walle erblickte, aber sie nie wieder vergessen hat, aus ihrer kleinen Bibliothek Goethe's Faust, Egmont und Wilhelm Meister.

Vor der Abreise nach Magdeburg schrieb Fritz Reuter folgenden Brief, der hier zum ersten Male veröffentlicht wird:

Glogau d. 11ten März 1837.*)

Mein lieber guter Vater.

Wenn ich je an Deiner Liebe und Deinen für mich so beruhigenden und für Dich mit so vielen Unbequemlichkeiten verknüpften Bemühungen gezweifelt hätte, so würden Deine jüngsten Briefe nicht allein durch ihre Zahl als auch durch ihren Inhalt mir das Gegentheil vor mein Gewissen rücken. Um nun diese Bemühungen, so viel an mir liegt nicht fruchtlos zu machen, werde ich darnach trachten Deine Briefe, die ich jetzt alle erhalten habe, einen nach dem andern zu beantworten und mich über die wichtigsten Punkte, die darin berührt sind, aussprechen. Für's erste muß ich Dich über die Ermahnungen, mich nicht der Verzweiflung zu überlassen, beruhigen. Diese Crise ist längst vorüber und gut oder übel überstanden, nicht allein um meinetwillen ist sie eingetreten, sondern hauptsächlich weil ich den bösen Eindruck auf Dich und die Deinigen fürchtete; ich wußte mein Urtheil schon unter der Hand um Michaelis und sann nur darauf Deine um diese Zeit so sehr erhöhten Hoffnungen zu mäßigen, da kam der unglückliche Brief aus Berlin**), der absichtlich deshalb geschrieben zu sein scheint, damit die Täuschung desto bitterer auf Dein Herz einwirken möchte, lies ihn noch einmal aufmerksam durch, er ist vom 25sten November und mein Urtheil, das dem Schreiber schon bekannt sein mußte, ist vom 4ten August, die Begnadigung auf 30 Jahre jedoch erst vom 11ten December. Ich kann Dich versichern, daß ich jetzt, da Du das Schlimmste weißt, ziemlich ruhig bin und alles anwende um es noch mehr zu werden. Nun werde ich versuchen noch einmal über mein mehr oder weniger Inculpirtsein Dich aufzuklären: In dem Briefe aus Berlin heißt es: der junge Reuter gehört zu den weniger Gravirten; das ist das einzige Wahre in dem Briefe, doch das läßt sich auch nicht verbergen, da es durch die Acten feststeht. Man hat bei dieser Untersuchung folgende Kathegorien gebildet und darnach verurtheilt. Man hat eingetheilt in: nicht gravirte Verbindungen und in gravirte Verbindungen. Zu den ersteren gehören alle Burschenschaften vor dem Jahre 32 und es sind die Mitglieder derselben mit 6 Jahren verurtheilt, wie es denn auch im Frühlinge vorigen Jahres veröffentlicht wurde; diese sind begnadigt entweder ganz oder zu Strafen bis zu einem Jahre. Darauf folgen die Breslauer, deren Tendenz nicht so schroff ausgesprochen war, als die auf andern Universitäten; sie erhalten: 6—8—10, und die Gravirten in ihrer Verbindung haben erhalten 12 bis 16 Jahre. Zu den gravirten Verbindungen gehören alle Burschenschaften mit Ausnahme der Breslauer, die im Jahre 32 und 33 existirten zu Heidelberg, Bonn, Jena, Tübingen, Erlangen, Würzburg, Greifswald, Halle und Kiel. Diejenigen, die nicht in den Verbindungen aufgenommen waren sondern Commentburschen genannt wurden erhielten 6 Jahre Festungsarrest, der jedoch durch die Gnade Sr. Majestät auf 6 Monate gemildert wurde. Zu den nicht***) gravirten wirklichen Mitgliedern dieser gravirten Verbindungen gehöre ich mit allen Mecklenburgern, mit Ausnahme von Frank, Schmidt aus Wismar und Nautwerk, welche man, den ersteren gewiß, vielleicht zu den gravirten gerechnet haben dürfte; und diese Cathegorie ist durch die Bank zu dem Beile verurtheilt worden und zu 30 Jahren begnadigt worden. Die Gravirten dieser Verbindungen sind zu dem Rade verurtheilt und zu lebenslänglicher Festungsstrafe begnadigt worden, wie das Urtheil eines gewissen Otto zu Stettin bezeugt. Bei meiner Untersuchung habe ich mich beschränkt die Wahrheit von Thatsachen einzugestehen, die schon eingestanden waren und so umständlich eingestanden waren, daß ich mit dem besten Willen nichts neues anzuführen wußte, ja von einigen

*) Die Briefe sind nach Orthographie, Interpunction, und auch mit den grammatikalischen Schnitzern, genau wiedergegeben.

**) Dieser Brief ist von dem damaligen Preußischen Justiz-Minister, dem als Demagogen-Verfolger gleichfalls so übel berüchtigten Herrn von Kamptz, bekanntlich einem geborenen Mecklenburger, an einen Gönner und Freund des Bürgermeister Reuter gerichtet.

***) Soll wol heißen, weniger gravirten.

Sachen durchaus keine Kenntniß hatte, welches daher kam, daß ich nicht zu den Eingeweihten gehörte. Von dem Frankfurter Attentat konnte ich keine Kenntniß haben, da ich schon am 18. Februar Jena verließ und seit Mitte des Januar freiwillig aus der Verbindung ausgetreten war. Thörichte Redensarten habe ich auch nicht ausgestoßen, weil mir nicht solche Fragen, wie Du deren anführst, vorgelegt sind. Der ganze traurige Unterschied in der Bestrafung der Mecklenburger mit 1 Jahre und meiner mit 30 Jahren liegt in der Verschiedenheit der Gesetze und in der Consequenz des preußischen Gerichtshofes; betrachtet man mich als Preußen oder als einen, der gegen den preußischen Staat gesündigt hat, so habe ich mich nicht über Härte der Strafe zu beschweren, da alle dasselbe erhalten haben, die dasselbe gewollt haben, denn gethan haben wir nichts. Nun zu der Anwendung des eben Gesagten: Du siehst, wir sind alle nach gewissen Grundsätzen in Classen getheilt und darnach verurtheilt; diesem gemäß werden auch die Gründe für das Erkenntniß abgefaßt werden, und man wird dabei dasselbe Verfahren beobachten, welches man im Frühlinge v. J. bei den zu 6 Jahren Verurtheilten beobachtete, nämlich man wird sie uns nicht allein nicht vorenthalten, sondern sie sogar dem Publico veröffentlichen; wie lange sich dies noch hinzieht, ist ungewiß. Dann erst könnte das Rechtsmittel der weiteren Vertheidigung eingelegt werden, wenn ich es überhaupt thäte; aber ich bin anderer Meinung als die mecklenburgischen Juristen. Höre meine Gründe: fürs erste, geht mit dieser Vertheidigung wieder ein Jahr und drüber hin, und das Resultat derselben kann nur höchst zweifelhaft ausfallen. Bei diesem Prozesse ist mit dem Urtheil sogleich die Begnadigung erschienen, eine Anomalie, bei deren Abfassung gewiß die Möglichkeit der Resultate der weitern Vertheidigung berücksichtigt ist, und zwar so, daß man uns durch die Gnade Seiner Majestät das hat gewährt, was wir vielleicht auf dem Wege der weiteren Vertheidigung erreicht hätten. Wer sich unmittelbar an die Gnade Sr. Majestät wendet, kann doch wohl mit Gewißheit darauf rechnen, daß sein Vertrauen nicht getäuscht wird und daß er wenigstens dieselbe Milderung der Strafe erhält, welche diejenigen erhalten, die sich weiter vertheidigen lassen; ja die Erfahrung hat dies schon hinlänglich bestätigt; v. Sprewitz wird sich weiter vertheidigt haben und hat 7 Jahre gesessen, dahingegen Schliemann aus Gnoien nur 5 Jahre in Haft gewesen ist. Alle meine Freunde in Silberberg sind dieser Meinung und ich glaube auch diejenigen in Magdeburg die ich bald darüber sprechen werde, indem ich morgen dahin abreise, weshalb ich heute noch diesen Brief beendige, damit Du Deine Briefe an die dortige Hochlöbliche Commandantur sendest.

Die Kleidungsstücke und Victualien habe ich erhalten und bin nicht so sehr in Betreff der ersteren in Verlegenheit, wie Du es glaubst. Einen Theil des Geldes werde ich auf der Reise zur Verpflegung gebrauchen, welches mir sehr noth thut, da ich sonst in Gefängnissen Nachtquartier machen müßte und mit 5 Sgr. leben müßte. In Magdeburg werde ich es schlecht haben, wie wir es von allen Seiten in Silberberg erfahren haben, doch denke ich wird es wohl gehen. Hier in Glogau hätte ich es mit der Zeit gewiß recht gut gehabt, da der zweite Commandant der Herr Major von Wichert sowie auch der Herr Platz-Major Kurz sich meiner bestgütigst angenommen haben, ersterer hat mich während meines Hierseins mit Lectüre, worunter auch landwirthschaftliche Werke sich befinden versehen. Von Glogau selbst habe ich gar nichts zu sehen bekommen, so wie ich auch eine hieselbst befindliche Runkel-Rüben-Zucker-Fabrik nicht in Augenschein nehmen konnte, was ich freilich gern gethan hätte.*) Aus Frankenstein ist noch nichts, nicht einmal eine Antwort oder ein Aufschluß hier angekommen wogegen ich die von Dir nach Silberberg gesendeten zwei Briefe erhalten habe auch alle drei späteren mit 40 rth. im Ganzen. Ich wüßte jetzt nichts, was ich noch zu beantworten hätte, denn über die Zweckmäßigkeit der

*) Für solche Fabriken, die damals in Aufnahme kamen, interessirte sich sehr der Bürgermeister Reuter, ein intelligenter, vielseitiger Mann, der auch mancherlei Industriezweige cultivirte und sich dadurch um Mecklenburg verdient gemacht hat.

Schritte, die Du zu meiner Auslieferung gethan hast, habe ich nur eine sehr unbedeutende Meinung, da ich es zu wenig beurtheilen kann, ob überhaupt ein Resultat erfolgen wird; aber mache es so wie Du im letzten Briefe angiebst, warte erst die Entscheidung der Preußischen Regierung in Betreff der Requisition ab und wenn dies gethan ist und keine Erfolge sich zeigen, so wende Dich an Serenissimum, ob der etwas für mich thun will. Wenn ich nur erst in Dömitz*) wäre! Oh wie verändern sich die Wünsche der Menschen, hätte ich dies vor 4 Jahren in Deiner Gegenwart gewünscht, gelt Du hättest mich auf den Sachsenberg**) zu Schwerin geschickt; und das schlimmste bei dieser unglücklichen Sache bleibt immer der ungeheuere Verlust der Zeit, der Zeit in der ein junger Mann seines Glückes Schmidt ist. At fugit interea, fugit irreparabile tempus. Vier Jahre will ich noch ruhig ausharren und werde sie noch ertragen, ist dann noch kein Ziel, dann lebe wohl Hoffnung auf Erdenglück, dann werde ich grenzenlos unglücklich werden. Heute ist ein schöner Tag, wenn meine Reise so begünstigt wird, so glaube ich wird sie mir, wenn sie anders auf derselben Art wie von Silberberg hierher vollführt wird***), viel Vergnügen machen. Was unsere Familie betrifft, so wechselt dort ja Freude und Trauer auf eine für mich sehr ergreifende Art. Großmutter und die Tante in Jabel, beide dem Tode nahe, beide ein paar ausgezeichnete Frauen, die erstere erzog meine Mutter, mit welchen Mitteln und wie! — Die andere, ja da muß ich mit Schiller antworten: nicht dem Guten gehöret die Erde, er ist ein Fremdling und wandert aus und suchet ein unvergänglich Haus. Karl und Marie†), nun diese beiden werden gewiß glücklich werden; beide haben unendlich viel Gemüth, und darauf beruht wenigstens die Zufriedenheit und das Glück der innern Brust, für das äußere, da sorge Gott und so viel an Dir liegt — — —††) Was ich hierüber schreibe, lieber Vater, sage es keinem, auch Lisetten†††) und — — —††) nicht; ich will nicht Unruhe erzeugen und nicht Unrecht thun; und deßhalb mache diese letzten Zeilen gleich, nachdem Du sie gelesen, unleserlich — — —††).

Wie ich eben höre, reise ich morgen noch nicht, schreibe jedoch nur den nächsten Brief nach Magdeburg und sorge nicht zu viel um mich, es greift Dich zu sehr an; in der Stimmung, worin ich jetzt bin, schlage ich mich schon durch (ich habe sie größten Theils dem Herrn Major von Wichert zu danken), sorge lieber auch für den alten treuen Ernst.*†) Nun lebe wohl und denke ruhiger an

Deinen
Sohn F. Reuter.

Fritz Reuter's Aufzeichnungen „Ut mine Festungstid" beginnen erst mit Glogau, im Februar 1837, nachdem er schon über drei Jahre gesessen, und ziehen sich dann bis zu seiner Entlassung im October 1840. In Magdeburg, wo er im April 1837 bei grausigem Schneetreiben eintraf, fand er die bösen Gerüchte, die ihm zu Ohren gekommen waren, vollauf bewahrheitet. Wiewol auf Festungshaft erkannt war, wurden die politischen Gefangenen doch in das Inquisitoriat gesteckt, ein höchst ungesundes Zellengefängniß, in welchem sie

*) Kleine Festung in Mecklenburg, wohin endlich Fritz Reuter in der That ausgeliefert wurde.

**) Hier befindet sich die Irrenanstalt.

***) Nämlich in kurzen Tagereisen, wie es auf Anordnung des Major Wichert auch diesmal geschah. Vgl. „Ut mine Festungstid" S. 35.

†) Cousin und Cousine von Fritz Reuter, die im Begriff standen, einander zu heirathen.

††) Drei verschiedene Stellen sind unleserlich gemacht.

†††) Lisette, die ältere, jetzt auch schon verstorbene Schwester Fritz Reuter's.

*†) Der schon erwähnte Neffe und Pflegesohn des Bürgermeisters, später dessen Schwiegersohn.

fast alle erkrankten und dahinsiechten. Der erste Commandant, Graf Haak, war wie „Onkel" Dambach eine gemeine Seele und verübte gleich diesem an den armen Jünglingen die elendesten Quälereien. Fritz Reuter berichtet darüber eingehend in Capitel 7 bis 11 seines Buches. In Magdeburg erhielten die Gefangenen auch endlich die Entscheidungsgründe. Wie dieselben beschaffen waren, erhellt aus dem nachstehenden Briefe:

Lieber Vater,

Vielen Dank für Deinen Brief, worin Du mir den Erfolg der Verwendung unseres Hofes meldest, oder vielmehr unserer Regierung. Es ist wahr, die Sache ist nicht besser und nicht schlimmer dadurch geworden und das Resultat dürfte am Ende doch nur eine abschlägige Antwort sein. Mir ist vor einigen Tagen das Urtheil mit den Entscheidungsgründen vorgelesen worden, wodurch ich jedoch um nichts klüger geworden bin, es war eine Geschichtserzählung, die zum Schlusse mit einigen Bemerkungen versehen war, in denen es unter Andern hieß: Ich wäre geständig gewesen, das Lied „Fürsten zum Land hinaus" gesungen zu haben, läugnete aber den Vers über Sr. Majestät den König zu kennen, da mir dies nicht zu glauben sei, so würde ich doch der Majestätsbeleidigung schuldig erkannt; ich läugnete ferner in der Versammlung zugegen gewesen zu sein, in welcher die revolutionaire Tendenz ausgesprochen wäre; das wäre mir auch nicht zu glauben u. s. w. Es war nur alles pro forma und ich erwartete auch nichts anderes und nahm meine Appellatio zurück. Ich habe nun ein Begnadigungs-Gesuch aufgesetzt und sende Dir die Abschrift desselben zu. Das Deine habe ich gelesen und bitte es so zu lassen und nur noch hinzuzufügen, daß Du gehört habest, wie schon Wiek aus Schleswig und Kleekamp aus Kiel, die eben so betheiligt wären wie ich, im Sommer 1834 nach Holstein ausgeliefert worden wären; ich glaube dies anzuführen paßt sich besser für Dich als für mich.

Hier folgt mein Gesuch:

S. T.

So schrecklich sich auch in der gesetzlichen Beurtheilung das Wesen meiner Vergehung entfaltet hat, indem ich durch Erkenntniß des Königl. Kammergerichts

„wegen Theilnahme an der hochverrätherischen Verbindung der Burschenschaft zu Jena zur Todesstrafe, welche durch die Allerhöchste Cabinets-Ordre in 30jährige Festungsstrafe verwandelt worden ist,"

verurtheilt worden bin, so drängt mich doch mein eigenes Bewußtsein zu dem Troste, daß nie in meinem Leben ein wirkliches Verbrechen das Ziel meiner Bestrebungen war. Leichtsinnige Erfassung des Augenblicks, Mangel an ernstlicher Erwägung der Dinge und ihrer Folgen und jugendliche flüchtige Begeisterung für alles Gute konnten wohl manches falsche Ideal für eine Zeit lang vor meinen Blicken fesseln, aber niemals bin ich mir bewußt gewesen den verbrecherischen Unternehmungen, wie sie mir zur Last gelegt werden, mein Herz oder meine Hand zu leihen. Von diesem tröstlichen Gedanken ermuthigt, wage ich es, von der Gnade Ew. Majestät eine Milderung der schweren, von dem Gesetze mir zuerkannten, Strafe zu hoffen, und flehend darum mich vor Allerhöchst dero erhabenen Throne niederzuwerfen. Schon seit fast 4 Jahren büße ich die leichtsinnigen Verirrungen meiner Jugend in einer strengen Gefangenschaft, und es war mir vergönnt den Ernst zu sammeln, der dem jungen Manne zur Befestigung von richtigen Grundsätzen und zur Erfüllung seiner Lebensaufgabe nöthig ist. Ich habe um so schmerzlicher diese Strafe empfunden, als ich sie fern von meinem Vaterlande ertragen mußte, und es mir nicht unbekannt ist, daß in demselben die Beurtheilung unserer Vergehungen viel gelinder, und die darüber verhängte Strafe bei weitem derjenigen nicht gleich kommt, welche ich bereits erduldet habe. Dürfte es mir erlaubt sein zu bemerken, daß ich, ein Mecklenburger von Geburt, nie in den Königlichen Staaten Ew. Majestät, zu studiren das Glück gehabt, und ich

mich — nur durchreisend in denselben verhaftet — um so weniger der unmittelbaren Schuld einer Verletzung diesseitiger Gesetze theilhaftig sehe, so kann ich mich nur schwer auch dieser Stütze meiner Hoffnung berauben, daß es Ew. Königlichen Majestät Gnade und Huld gefallen wolle, meine bereits überstandene Strafe allergnädigst anzusehen, und mich um so eher meinem geliebten Vaterlande und den Armen meiner trauernden Familie wieder zu schenken. Ich bin durchdrungen von dem festen Vertrauen, daß auch der Ausländer vor dem väterlichen Throne Eines Allverehrten, Allergnädigsten Königs nicht verstoßen werde, wenn er demüthigst in den Reihen Gnade flehender Unterthanen erscheint und ich wage es mit nicht minderer Aufrichtigkeit in den Gesinnungen der tiefsten Ehrfurcht und Ergebenheit zu verharren

Magdeburg.

E. M.
allerunterthänigster
F. R.

Diese Bitte werde ich von hier aus so bald wie möglich absenden, damit sie noch vor dem 3ten August*) zur Sprache kommt, denn indem ich sie nicht direct an Sr. Majestät senden kann, sondern an die Ministerial-Commission, so kann leicht eine ziemliche Zeit damit vergehen.

Daß ich die 25 rth. von M. und 10 erhalten habe, habe ich Dir gemeldet, auch sind die 30 rth. richtig angelangt, doch von dem bewußten Rock hat sich noch nichts verlauten lassen. Ich bin gesund und wohl und schicke und drücke mich, so gut, wie's gehen will. Wenn Du nun noch den letzten Versuch machst, indem Du Dich an Serenissimum wendest wenn er im August nach B(erlin) geht, so glaube ich hat man Alles gethan, was sich thun läßt und man kann dann alles dem Himmel anheim stellen. Du verlangst die Namen der Herren, die hier meine Vorgesetzten sind, zu wissen. Der erste Commandant ist der Herr General-Lieutenant Graf von Haak, der zweite Commandant der Herr Major Bock, und der Platz-Major Herr Hauptmann Singer. Ich glaube, daß ich in diesen Angelegenheiten auch öfter als zweimal schreiben darf und werde ich, wenn es nöthig sein sollte, den Herrn Platz-Major darum bitten. Binnen 8 bis 10 Tagen ist mein Gesuch abgegangen und da wäre es wohl gut, wenn Deins auch einginge. Bleibe gesund und denke an

Deinen
Sohn F. Reuter.

Magdeburg d. 30sten May 1837.

Niemand wird das Gnadengesuch des einst so freiheitsbegeisterten, nun aber durch die lange Haft gebeugten und mürbe gemachten Jünglings ohne Rührung lesen; allein es hatte ebenso wenig Erfolg wie dasjenige, welches der Vater absandte, und dem dieser im Laufe der Zeit noch verschiedene folgen ließ. Der zweite Commandant, dessen Fritz Reuter im obigen Brief erwähnt, Major Bock — in seinem Buche nennt er ihn Oberst von B. — war im Gegensatze zum Grafen Haak ein gutwilliger Mann, aber aus Furcht vor seinen Vorgesetzten that er für die Gefangenen auch nichts. Erst auf dem Sterbebette — er folgte dem Grafen schnell in das Grab — beschwor er den Platzmajor, dafür zu sorgen, daß die jungen Leute versetzt würden, weil sie sonst sämmtlich „vor die Hunde gehen müßten". Hauptmann Singer, der Platzmajor, endlich bewies den „Demagogen" soviel Nachsicht und Erleichterung, als die Umstände gestatteten, und verkehrte mit ihnen, wie aus Fritz Reuter's Schilderungen hervorgeht, in fast freundschaftlicher Weise. Die Correspondenz der Gefangenen ging selbstverständlich durch die Hände des Commandanten. Mancher Brief wurde ihnen

*) Bekanntlich der Geburtstag Friedrich Wilhelm's III.

vorenthalten oder sie erfuhren den Inhalt nur mündlich. Sie selber durften nicht zu oft schreiben, nur etliche Mal im Jahr; es sei denn, daß es sich um dringende Fälle und wichtige Angelegenheiten handelte. Briefe, die man beanstandete, wurden ihnen zerschnitten zurück gegeben. Trotzdem fanden sie Mittel und Wege, heimlich zu correspondiren. Verschiedene Briefe Fritz Reuter's sind in zerschnittenem Zustande an seinen Vater gelangt, existiren noch heute, und ich habe sie bei der Schwester des Dichters eingesehen.

Weder Mauern noch Schlösser, weder Wachen noch Aufseher konnten den Verkehr der Gefangenen unter einander und mit der Außenwelt verhindern. Sie waren auf den verschiedensten Festungen vertheilt, aber Jeder hatte von den Andern, namentlich von seinen nähern Bekannten, fortlaufend Kunde, genaue Nachrichten von ihren Leiden und Freuden, Hoffnungen und Aussichten. Sie hielten alle wie leibliche Brüder zusammen; wer da plauderte oder sich ausholen ließ, war geächtet, war fortan allein; Niemand sprach mit ihm, Niemand sah ihn mehr an. Fast von jeder Festung entflohen Etliche, so namentlich von Silberberg, Glogau, Kolberg, Magdeburg ꝛc.; die Zurückbleibenden waren stets im Complot oder sie wußten doch darum, aber alles Inquiriren half nichts, man leugnete einfach oder man blieb stumm. Während Fritz Reuter in Magdeburg saß, entflohen von hier zwei junge Mediciner, Namens Wagner und Reinhard. Unter dem Beistande eines früheren Kameraden Br., der erst vor einem Vierteljahr frei gekommen, jetzt diese Freiheit wieder auf's Spiel setzte, entkamen sie glücklich nach England. Mit ihnen verließ der edle Br. Vater und Vaterland. Fritz Reuter läßt ihn später als einen der beliebtesten Schriftsteller in Wien leben. Mir jedoch hat man jetzt mitgetheilt, daß der Betreffende — sein eigentlicher Name ist Braun gewesen — 1840 in Folge der Amnestie, welche Friedrich Wilhelm IV. erließ, zurückkehrte und das Gut seines Vaters bei Schievelbein in Hinter-Pommern übernahm, wo er vor einigen Jahren gestorben ist. Wagner und Reinhard meldeten dem Grafen Haak ihre glückliche Ankunft auf Helgoland in einem spöttischen Briefe, und schon am nächsten Tage circulirte eine Abschrift dieses Briefes unter den Gefangenen. Auch Fritz Reuter dachte mehrmals an Entfliehen, aber der Bürgermeister wollte davon nichts hören. Von dieser heimlichen Correspondenz zwischen Vater und Sohn bekam das „gottgesegnete" Preußische Ministerium Wind und ließ, um den Vermittler zu entdecken, auf einen gewissen Brief fahnden. Da erzählt nun Fritz Reuter voll Freude und Anerkennung, wie sein „Krätending von lütt Swester", seine jüngere Schwester Sophie, durch ihre Geistesgegenwart „einen braven Mann" vor großem Schaden bewahrte.*)

Von seinen Kameraden in Magdeburg nennt Fritz Reuter noch: Gr...., das ist Hermann Grashof zu Lohe in Westphalen, dem er „Ut mine Festungstid" gewidmet hat; ferner W...., das ist Wachsmuth, später Kreisgerichtsrath zu Crossen, und M...., der schon katholischer Priester und im Besitz der drei ersten Weihen gewesen, das ist der nachher so bekannt gewor-

*) „Ut mine Festungstid", S. 97 u. 98.

dene Jesuitenpater Haslacher. Zwei Andere, mit ihren Spitznamen „der Kapitän" und „der Franzose" geheißen, kommen später in Betracht.

Fritz Reuter war eine so elastische Natur, ein solch leichtblütiges Menschenkind, daß er auch im Kerker nicht die Lust und Freude am Leben verlor, und daß er unter der langen Haft überhaupt, körperlich wie geistig, weit weniger litt als die meisten seiner Kameraden. Nach der Berliner Hausvoigtei war das Magdeburger Inquisitoriats-Gefängniß der schrecklichste Aufenthaltsort, aber der Jüngling gewann auch hier bald seine frohe Laune wieder, zumal als ihm auf Anordnung des Platzmajors sein Zeichengeräth wieder zugestellt wurde.

Zum Herbst 1837 geriethen die Gefangenen in Bewegung; man fing an, die Tage zu zählen, und sah jedem neuen Tage mit großer Spannung und außerordentlicher Erwartung entgegen, bis dann völlige Enttäuschung und tiefe Niedergeschlagenheit Platz griff. Das Nähere ergiebt der folgende Brief:

Lieber Vater,

Du wirst vielleicht schon einen Brief von mir erwartet haben, doch hatte mein Stillschweigen einen guten Grund; ich sage guten, insofern nämlich die bloße Hoffnung gut ist und das ist sie doch wohl, selbst wenn sie getäuscht werden sollte. Es verbreitete sich nämlich ein Gerücht, welches selbst in unserm Kerker wiederhallte, daß Sr. Majestät 40jähriges Regierungs-Jubiläum (am 16. d. M.) den politischen Gefangenen eine günstige Veränderung bringen würde, ja man sprach von einer gänzlichen Amnestie, und da dachte ich denn bei mir, warum sollst du dieses glückliche Ereigniß nicht abwarten und dich dann statt des Briefes auf die Post schicken; doch wie sehr auch die Hoffnungen von Tage zu Tage wuchsen, wie sehr auch die Pläne zur Reise berathen wurden, die Amnestie blieb aus, und so dachte ich, es sei wohl besser, wenigstens einen geschriebenen Boten in die Heimath zu senden. Eine Hoffnung haben wir alle noch, nämlich wenigstens auf die Citadelle zu kommen, da nämlich schon hier eine Commission zur Untersuchung der Gefängnisse gewesen ist, um zu bestimmen, ob dieselben gesund sind, und da ist denn berichtet worden, — doch was berichtet worden ist weiß ich nicht und wenn ich es wüßte dürfte ich es doch nicht schreiben, also warten wir die Entscheidung, die, da schon 7 Wochen vergangen sind, wohl bald eintreffen wird, ab und beruhigen wir uns bis dahin. Mit meiner Gesundheit steht es gut und durch die Güte des Herrn —*) wird auch für meinen Unterhalt gesorgt, schade, daß ich den Herrn nicht sprechen darf. Die Cholera ist uns gnädig vorbeigegangen und hat überhaupt hier nicht so böse gehaust, wie sie in Berlin gehaust haben soll; aber dennoch sind leider viele von uns sehr kränklich.

Meine Beschäftigungen sind die alten, nur mit dem Unterschiede des weiter Vorgerücktseins; denn beim Zeichnen bin ich so kühn gewesen mich an die Pastellzeichnerei zu machen und porträtire alles, was sich von mir porträtiren lassen will und alle, die mit mir Umgang haben können; ich glaube fast ich könnte, bei einiger größerer Uebung schon als Maler fungiren; aber halt nun fällt mir ein, daß ich Dir zum Troste doch schreiben muß, daß ich deßhalb doch nicht die Oeconomie vergessen habe, doch kann ich wirklich, beim besten Willen nicht alles verstehen, den Koppe weiß ich auswendig und wenn ich die Encyclopädie, die beiläufig gesagt stärker ist als das ConversationsLexicon auch nicht auswendig weiß, so ist mir doch so ziemlich, mit Ausnahme der Kaninchen- und Ziegenzucht u. dgl. auch dort das meiste bekannt; aber wie soll ich hier die Eintheilung der verschiedenen Ackerklassen kennen lernen, wie soll ich beurtheilen können ob jetzt Zeit ist zu wenden oder ob es noch zu naß u. s. w., da ich nichts anderes Feld sehe als den Sand im Spuckkasten und kein

*) Der Name ist unleserlich gemacht.

anderes Pferdegeschirr als wenn zum Gaudium unserer Nasen die Düngergruben ausgefahren werden. In der Hoffnung, daß Du wohl von der Hochzeit*) zurückgekehrt bist, und überhaupt vergnügt bist, schließe ich heute, um der guten Lisette auch noch ein paar Worte zu schreiben. Lebe wohl

Dein
Sohn F. Reuter.

Magdeburg d. 29sten November 1837.

Zeichnen und Malen trieb Fritz Reuter von Kindesbeinen an. Manche seiner Porträts, die sich noch vorfinden, wurden mir als gelungen bezeichnet; manche sollen von unzweifelhafter Aehnlichkeit sein. In Stavenhagen sah ich eine Kreidezeichnung von Fritz Reuter, das Bildniß seines Vaters, ein unschönes griesgrämiges Gesicht, das die Schwester des Dichters nicht recht gelten lassen wollte. Das Talent des Jünglings verschaffte ihm manchen Freund und Gönner, auch unter Kerkermeistern und vorgesetzten Officieren, und der Gedanke, sich der Kunst zu widmen, drängte sich ihm wieder stärker auf. Der Vater aber mahnte und trieb, das Brodstudium nicht liegen zu lassen, fleißig im Corpus juris, in Höpfner's Institutionen und Thibaut's Pandekten zu lesen. Er wollte aus dem Sohne durchaus einen Juristen machen, ihn womöglich als Nachfolger in seinem Amte sehen. Fritz Reuter machte auch von Zeit zu Zeit gewaltsame Versuche und Anstrengungen, um dem Wunsche des Vaters nachzukommen. So schreibt er ihm einmal von Graudenz: „Die Jurisprudenz treibe ich des Morgens fleißig und werde sie noch mehr treiben als bisher, da ich gestern mir einen Weckapparat eingerichtet habe, der jetzt in Wirksamkeit getreten ist, und wodurch ich den Abend, die Zeit der Erholung, abkürze, den Morgen, die Zeit der Arbeit, verlängere." Das sind indessen schöne Worte geblieben. Es fehlte ihm nie an gutem Willen, wohl aber an Geduld und Stetigkeit. In der Skizze „Eine heitere Episode aus einer traurigen Zeit", die Fritz Reuter in dem von ihm Ostern 1855 bis dahin 1856 herausgegebenen „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern" veröffentlichte, und welche die Vorarbeit ist zu seinem nachherigen Buche „Ut mine Festungstid" läßt er sich über seine juristischen Studien auf der Festung so vernehmen: „Ich warf mich auf's Bett und las in Höpfner's Commentar. — — Ich hatte gerade eine halbe Drachme Faustpfand eingenommen und schaute, die Wirkung schon halb verspürend, auf die löschpapiernen Blätter meines Exemplars, wie man an Herbstabenden in den grauen Nebel zu schauen pflegt unter dem halb fröstelnden, halb wohlthuenden Gefühle, daß man so wunderschön im Trockenen sitzt." — Er bekennt, daß er Höpfner's Commentar regelmäßig als Schlaftrunk gebraucht habe, und erzählt, wie ihm der alte Göttinger Professor im Traume erschienen sei, um ihn zu höhnen und zu martern.

Außer der Jurisprudenz, die der Vater verlangte, und der Malerei, die der Wunsch des Sohnes war, gab es nun noch ein Drittes, welches die beiden Parteien gewissermaßen vereinigte — die Landwirthschaft. Der Vater mußte fürchten, daß der Sohn, wegen der langen unabsehbaren Haft, zum Juristen doch zu alt werden könne und Fritz Reuter wieder mochte an seinen Beruf

*) Hochzeit einer Cousine in Jabel.

zum Maler nicht zu fest glauben. Wenn es also mit der Malerei nicht ginge, wollte er's mit der Landwirthschaft versuchen. Zwar stellte der Bürgermeister den studirten Beamten hoch über den Landwirth; zwar bezweifelte er stets, daß der Sohn zu diesem Stande sich eigne — und die Folgezeit hat ihm nur zu sehr Recht gegeben: aber er fügte sich scheinbar. Es kam ihm darauf an, den Sohn nicht so unthätig zu wissen, ihn etwas ernsthafter beschäftigt zu sehen, und darum ließ er die ökonomischen Studien geschehen. Wie unfruchtbar sie aber gewesen, und daß sie in der Gefängnißzelle einen fast lächerlichen Anstrich hatten, bezeugt Fritz Reuter in dem letzten Briefe selber. Er trieb also nichts von Bedeutung: ein wenig Juristerei und ein wenig Landwirthschaft, bald abwechselnd, bald gleichzeitig, und seine eigentliche Beschäftigung während der ganzen siebenjährigen Gefangenschaft bildeten Zeichnen, Malen und allerhand Spielereien. Merkwürdiger Weise scheint es auch zu poetischen Ergüssen nur selten gekommen zu sein, und was davon bekannt geworden, ist herzlich unbedeutend. Dichtkunst und Schriftstellerthum lagen ihm auf der Festung noch sehr ferne. Daß aber die Liebhaberei für Stift und Pinsel ihm später, als er endlich seinen wahren Beruf einschlug, von dem allergrößten Nutzen gewesen, steht wol außer Frage. Die realistische Darstellung, die scharfe Charakteristik, die frischen, gesättigten und oft brennenden Farben, welche wir in den Werken des Dichters bewundern, sind zurückzuführen auf den Maler-Dilettanten.

Die Untersuchungs-Commission, deren Fritz Reuter im letzten Briefe gedenkt, berichtete von dem Inquisitoriats-Gefängniß die allerschlimmsten Dinge; Graf Haak starb plötzlich, und der neue Commandant, wenngleich ein Pietist, bezeigte den „Demagogen" etwas mehr Fürsorge und sogar ein wenig Mitleid. Trotzdem benutzte Fritz Reuter eine Gelegenheit, die sich ihm darbot, und ließ sich versetzen. Nach etwa zehnmonatlichem Aufenthalt schied er von Magdeburg und wurde Februar 1838 nach Graudenz geschafft. Sein Begleiter war „der Capitän", dessen wahrer Name Schultze ist, damals Gerichtsauscultator, heute Justizrath in Meseritz. Bei schneidender Kälte ging die Reise über Berlin, wo man in der Hausvoigtei Station machte. Wiederum waren die beiden Jünglinge der väterlichen Obhut von „Onkel" Dambach überwiesen, und er ließ sie vier Nächte, vier bitterkalte Nächte in der ungeheizten Zelle auf dem bloßen Fußboden liegen. Dazu kam eine große Angst. Sie kannten nicht das Ziel ihrer Reise, und der Gedanke, daß sie wol gar bei „Onkel" Dambach bleiben sollten, brachte sie der Verzweiflung nahe. Fritz Reuter schildert diese Scenen in dem Capitel „Berlin un de Husvagtei (Nich taum irsten, ne! taum annern Mal)", das mit das ergreifendste des Buches ist.

Commandant von Graudenz war Generalmajor von Toll, ein alter braver Westphale, der schon unter Napoleon als Oberst in Spanien und in Rußland gedient hatte. Er nahm die Ankömmlinge gut auf und gewann sofort ihr Vertrauen. Bald trafen noch mehrere Kameraden ein, darunter „Kopernikus", sonst Vogler geheißen und seines Zeichens ein Referendar, sowie „der Franzose". Dieser, dessen eigentlicher Name Guitienne lautete, ein großer stattlicher Jüngling, kam von der Berliner Charité. Seit der Verkündigung des Todesurtheils hatte sein Geist gelitten; nun war er genesen, und man

setzte ihn wieder auf die Festung. Diese Vier: „der Franzose“ und „Kopernikus“, „der Capitän“ und „Charles douze“ — das ist Fritz Reuter selber — hielten eng zusammen und führten in den alten, düstern Kasematten ein kurzweiliges, fideles Leben. Wiewol Fritz Reuter nicht länger als fünf Vierteljahr in Graudenz blieb, ist doch die Hälfte seines Buchs dieser Festung gewidmet; und dem greisen Commandanten setzte er in dankbarer Erinnerung noch ein besonderes Denkmal in der köstlichen Geschichte „Ut de Franzosentid“, wo der französische Colonel, der ein geborner Westphale ist, auf dem Rückzuge aus Rußland nach Stavenhagen kommt und hier zunächst viel Verwirrung und Schrecken anrichtet.

Inzwischen hatte der Bürgermeister Reuter wegen des Sohnes Himmel und Erde aufgeboten. Immer wieder setzte er die mecklenburgische Regierung in Bewegung, die dreimal von Preußen die Auslieferung des Landeskindes verlangte. Ja, die Großherzogin Alexandrine selber verwandte sich für Fritz Reuter bei ihrem Vater, aber gleichfalls umsonst. Endlich gab der König von Preußen den Bitten seines Schwiegersohnes nach, und der Gefangene ward dem Großherzog Paul Friedrich ausgeantwortet, der nun wider seinen Willen den Kerkermeister machen mußte.

Im Juni 1839 kam Fritz Reuter auf die mecklenburgische Grenzveste Dömitz, und hier gestaltete sich sein Loos so günstig, wie er selber nur wünschen konnte. Er durfte in Festung und Stadt frei umhergehen, er konnte jetzt sonder Aufsicht correspondiren mit wem er wollte, und bald empfing er den Besuch des Vaters. Der Commandant, Oberstlieutenant von Bülow, ein originneller Herr von achtzig Jahren, zog ihn in seine Familie, die aus der Gattin, einer guten freundlichen Dame, und aus einem „ganzen Nest voll Töchter, eine immer schöner als die andere“, bestand. Es erging ihm so gut, daß er nachgerade die Gesellschaft des Commandanten, mit dem er fast Abend für Abend Schach spielen mußte, etwas lästig fand und sich mit dem alten Herrn überwarf. Er besuchte lieber die Wirthschaften in der Stadt und gab hier zu mancherlei Beschwerden Anlaß. In Dömitz war er ein Gefangener nur noch dem Namen nach, und vier Monate nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. schlug ihm endlich die Stunde völliger Freiheit.

Auf Fritz Reuter's Festungszeit folgen seine „Strom-“ oder Wanderjahre — Wanderjahre im buchstäblichen Sinne. Die nähern Schilderungen derselben nebst den Belegen enthält mein allernächstens erscheinendes Buch.

Das Musiklehrerthum und das Publicum.

Ein Wort an den Cultusminister.

Es hat in jüngster Zeit nicht an den mannigfachsten Versuchen gefehlt, das musikalische Urtheil des Publicums in die rechte Bahn zu lenken, und Dr. W. Langhans hat schon vor zwei Jahren zu diesem Zweck den Vorschlag gemacht, den Musikunterricht, auch den theoretischen, obligatorisch in die Schulen einzuführen*). Der Verfasser ging von der irrigen Vorstellung aus, jeder Mensch besäße ein Minimum von musikalischer Anlage. Jeder, der sich mit der musikalischen Theorie lehrend beschäftigt hat, weiß nun aber, daß sich bald nach den ersten Anfängen ein wenn auch noch so geringer Grad musikalischen Vorstellungsvermögens als Voraussetzung unabweislich herausstellt. Dieser geringste Grad musikalischer Phantasie ist aber durchaus nicht allgemein. Es gibt nicht nur Individuen, sondern ganze Familien, denen diese Kunstanlage absolut fehlt. Die obligatorische Einführung des Musikunterrichts in die Schule, sowie derselbe über das übliche Chorsingen hinausgeht (und auch hier wird bekanntlich zu Dispensationen geschritten), würde also nur das unendliche Volumen der Bildungselemente um ein neues vermehren, ohne irgendwie ins Gewicht fallende Resultate zu erzielen. Die Masse des in den Schulen zu bewältigenden wissenschaftlichen Materials ist schon so verwirrend groß, daß es geradezu leichtsinnig wäre, sie noch um eine Disciplin zu vermehren, welche so fragwürdig ist und so gar nicht autochthon. Wer Musik treiben will, dem stehen nur zwei Wege offen, die Kunstschule, wenn er sich zum Künstler, der Privatunterricht, wenn er sich zum Dilettanten ausbilden will. Wer die Musik berufsmäßig treiben will, findet wohl Mittel und Wege sich zu orientiren; für den Dilettanten hat die Wahl eines Lehrers aber ihre großen Schwierigkeiten. Keine Kunst vielleicht wird von einer so unverhältnißmäßig großen Masse Unberufener gelehrt wie die Tonkunst. Alle durch irgend einen Bankerott, ein Mißgeschick oder einen Naturschaden aus ihrer Bahn gelenkten Existenzen stürzen sich mit verzweiflungsvollem Sprung in die jeder Controlle entbehrende Carriere des Musiklehrerthums. Durchgefallene Candidaten, Renegaten und Verkommene aller Art

*) „Das musikalische Urtheil und seine Ausbildung durch die Erziehung."

bilden eine unheimliche Quote des gesammten Musiklehrerthums großer Städte. Zu ihnen stößt als gefährlichstes Element der verpfuschte Musiker selbst. Er bläst vielleicht die Flöte in einem kleinen Orchester, unterrichtet aber nebenbei im Gesange oder Clavierspiel. Es ist nicht seine Schuld, daß es so wenig Flöten gibt, aber ist es die unsre?

Das Publicum ist übel daran. Hat Jemand einen Prozeß zu führen, so geht er gewiß in den seltensten Fällen zu einem Winkeladvocaten; er wendet sich an Männer, denen der Staat die Advocatur übertragen hat, wie man nicht zum Quacksalber, sondern zum promovirten Arzt geht, wenn man krank ist. In allen Kreisen des Lebens giebt es Garantien gegen völlige Ignoranz und Unfähigkeit, in der Kunst allein nicht. Wer in dieser nicht zufällig orientirt ist, hat kein Mittel in Händen, den Künstler vom Charlatan zu unterscheiden. Das Uebel, welches durch solche Rathlosigkeit erzeugt wird, ist namenlos. Jeder Mann von Fach weiß, daß schlechter musikalischer Elementarunterricht fast unausrottbar ist. Es bleiben schlechte Gewohnheiten, Oberflächlichkeiten und Geschmacklosigkeiten zurück, die der geschickteste Meister oft nicht mehr zerstören kann. Es muß also eine Sicherheit gegen das unberufene Hausiren mit Kunst geschaffen werden, und diese Sicherheit kann nur der Staat geben. Gehört die Musik einmal zum Ressort des Cultus, so muß sie auch denjenigen gesetzlichen Schutz genießen, den jedes allgemeine Culturelement beanspruchen kann. Die Form dafür wäre unschwer zu finden. Eine Commission der ausgezeichnetsten Tonkünstler aller Fächer versammelte sich ein oder zwei Mal im Jahre zum Zweck einer Examination. Jeder Musiker von allgemeiner Bildung hätte das Recht sich von ihr in der Musikwissenschaft, also in Harmonielehre, Contrapunkt, Formen- und Instrumentationslehre, in der Geschichte seiner Kunst, vorzugsweise aber in dem Fach prüfen zu lassen, welches er als Unterrichtszweig erwählt. Dem die Staatsprüfung Bestehenden würde ein „Grad" verliehen, über dessen Ausdruck man sich leicht verständigen könnte. Vielleicht wäre „Doctor der Musik" hier das Natürlichste. Alle näheren Erwägungen müßte die Commission bei ihrer Constituirung ins Auge fassen. Hier sollen nur einige Andeutungen gegeben werden. Will Jemand sich als Lehrer des Gesanges oder eines bestimmten Instrumentes habilitiren, so wäre eine compositorische Anforderung an ihn nicht zu stellen. Nur seine Bekanntschaft mit den Compositionsmitteln, nicht aber den besonderen Beruf für ihre Anwendung hätte er nachzuweisen. Umgekehrt würde derjenige gerade Proben seines Compositionsgeschickes beizubringen haben, welcher das theoretische Fach zu seiner Hauptthätigkeit erwählt, denn es wird Niemand die Geheimnisse einer Kunst lebendig zu lehren verstehen, der sie nicht auch praktisch und mit einigem Erfolg an sich selber erprobt hat. Dagegen wäre bei ihm auf einen hohen Grad technischen Geschickes in der Behandlung eines Instrumentes zu verzichten. Man kann ein sehr großer Componist sein, ohne doch auf irgend einem Instrumente eine erhebliche Fertigkeit zu besitzen, wie dies durch Cherubini, Berlioz und Wagner bewiesen wird. — Alles Detail der inneren Einrichtung eines solchen Prüfungsconseils, der Modus der Abstimmung sowie die mancherlei technischen Fragen, die dabei zur Sprache kommen, müßte, wie gesagt, einer Vereinbarung

der Commissionsmitglieder anheim gestellt werden. Als natürlichstes Vorbild empfähle sich hier die Verfassung einer wissenschaftlichen Examinationscommission.

Als unmittelbare Wirkung einer solchen Einrichtung würden sich folgende Erscheinungen einstellen. Alle jüngeren Kräfte, welche sich dem Musiklehrerthum zu widmen gesonnen wären, würden halb aus Ehrgeiz, halb aus Nothwendigkeit gezwungen werden, die Staatsprüfung zu bestehen. Mit ihrer Absolution würden sie eine gewisse Würde ihrer äußeren Stellung dem Publicum gegenüber gewinnen und dieses bei der Gewähr einer bestimmten künstlerischen Bildung, welche die Verleihung des „Grades" beurkundete, des schlimmsten Theils seiner Rathlosigkeit überhoben sein. Sehr bald würde der gesammte Musikunterricht nur noch in den Händen sachkundiger Männer sein und alle diejenigen Elemente, welche jetzt ihr unerkanntes Verderben in die Familien tragen, über kurz oder lang genöthigt sein, auf andere Erwerbsmittel zu sinnen und ihren heillosen Beruf mit einem gesünderen zu vertauschen. Wie viele unter denen, welche jetzt durch handwerksmäßige und unberufene Arbeit im Fache der Kunsterziehung nur Verderben stiften, würden auf einem Bureau oder in irgend einer anderen praktischen Thätigkeit ganz an ihrem Platze sein. Man wende nicht ein, daß eine Reform wie die hier geplante, indem sie einer Reihe von schiefen und trügerischen Lebensstellungen den Garaus machte, auch manch ein Interregnum der bittersten Noth hervorrufen könnte. Wo es sich um eine Maßregel von allgemeinem Nutzen, um eine Sicherstellung der Gesellschaft in einer für sie immerhin wichtigen Frage handelt, kann das zeitlich geschädigte Interesse eines Einzelnen nicht in Betracht kommen. Die Cultur hat mit dem Kriege die Rücksichtslosigkeit gemein; wo sie neue Gebiete erstreitet, verbindet sie leicht mit der Consolidirung ihrer Macht die politische Grausamkeit der Annexion. Nicht einmal läßt sie sich wie die sanfte Eroberungsmoral unserer Tage auf den bedenklichen Ausgleichungsversuch der Option ein. Es gilt vorwärts oder unter die Räder zu kommen.

Nun wird man mit einigem Recht fragen, wie es sich denn mit den Titeln und Auszeichnungen verhält, welche seit einiger Zeit so reichlich an Tonkünstler gespendet werden, und ob dieselben nicht schon die Signatur bildeten, nach der hier erst gesucht werden soll? Ich kann mir nicht denken, daß es unter den so Ausgezeichneten einen so befangenen Mann geben sollte, der das Zufällige und oft Willkürliche in der Vertheilung dieser Ehrenbezeugungen nicht zugeben würde. Schon das Halbdunkel der Bewerbungsprocedur, welches doch den meisten unter ihnen vorangeht, giebt ihnen etwas Schemenhaftes, das sie von der einfachen Würde eines wissenschaftlichen Diploms sehr unvortheilhaft unterscheidet. In keinem Fall wird die Höhenkarte künstlerischer Intelligenz auch nur annähernd treu durch sie schraffirt. Auch wird es immer Männer geben, denen das halb heimliche Werben um einen Titel nicht zusagt, während sie sich sehr gern einer fachgemäßen Prüfung unterwerfen würden, die ihnen eine Distinction verliehe, welche unter Freunden und Feinden den gleichen Cours genösse.

Was sich gegen die Staatseinmischung anführen ließe, wäre im Wesent-

lichen Folgendes. Die Kunst soll frei sein; jede Approbation könnte als ein Widerspruch gegen ihre innerste Natur aufgefaßt werden. Man könnte von Entheiligung ihres göttlichen Ursprungs, von Maßregelung ihrer Freizügigkeit sprechen. Es könnte endlich die Unmöglichkeit der Differenzirung so heikler Qualitäten betont und dergleichen Halbreifes mehr eingewendet werden. Was heißt denn ein Examen ablegen? Heißt es etwas anderes als eine bestimmte Summe von Kenntnissen nachweisen? Der Genius eines Menschen läßt sich freilich nicht examiniren, so wenig wie der Reiz, den eine künstlerische Persönlichkeit ausübt. Heine behält also vollkommen Recht, wenn er sagt:

„Mein Freund, man kann ein tragischer Dichter,
Und doch ein dummer Teufel sein."

Der „dumme Teufel" mag bestehn, wenn in diesem Fall nur der „tragische Dichter" nachgewiesen wird. Mir scheint, alle diese Erwägungen haben nichts mit dem Vorschlage gemein, eine grobe, Allen erkennbare Grenzlinie zwischen der Ignoranz und dem Wissen zu ziehen und demgemäß eine Garantie gegen das künstlerische Zigeunerthum zu schaffen. Wäre der Einzelne in seiner Wahl denn dadurch irgend beschränkt, hätte er ein Recht von Bevormundungssystem zu sprechen, wo es doch ganz in seine Hand gegeben wäre, den Schäfer dem Arzte vorzuziehn? Solche Leute hat es zu allen Zeiten gegeben; für sie ist nicht auszusorgen, denn unter allen Formen der Dummheit ist die des Aberglaubens die dauerhafteste und unzugänglichste.

Eine andere jetzt vielfach ventilirte Frage, die Frage nach der Gleichberechtigung der Frauen, wird hier aber ernstlich zu berücksichtigen sein. Daß viele unter ihnen für die ausübende Tonkunst unzweifelhaften Beruf haben, beweist der flüchtigste Blick in die Kunstgeschichte. Es hat zu allen Zeiten nicht nur vortreffliche Sängerinnen und Spielerinnen, sondern auch Lehrerinnen gegeben. Ich erinnere hier nur an Namen wie die der Viardot, der Schumann, der Ungher-Sabatin. Wenn sich nun auch im Allgemeinen nicht verhehlen läßt, daß der Mann auf diesem Felde wie auf allen übrigen den Vorzug größerer Productivität und universellerer Bildung haben wird, so kann der durchschnittlich geringere Grad des weiblichen Intellects doch reichlich durch moralische Activa ersetzt werden, welche die Bilanz in anderer Weise ausgleichen. Zum Lehren gehören zwei Eigenschaften, die ihrer Natur nach mehr weiblich als männlich sind, Geduld und Liebe. Sie spielen, namentlich bei der Erziehung von Kindern, eine sehr wichtige Rolle. Nichts könnte also thörichter und ungerechter zugleich sein, als Frauen von einem Beruf auszuschließen, dem sie außer ihrer künstlerischen Befähigung noch die besonderen Vortheile ihrer geschlechtlichen Eigenthümlichkeit entgegenbrächten. Nicht ohne Grund wird bei dem Elementarunterricht daher oft die Lehrerin dem Lehrer vorgezogen. Nun denke ich, ließe sich ein modificirtes Examen auch für Frauen leicht einrichten. Auszuschließen wären von ihm Contrapunkt und Instrumentationslehre, weil beide Materien zu sehr dem Gebiete des höheren Tonkünstlerthums angehören. Unerläßlich jedoch blieben Kenntnisse in der Harmonie-, Formenlehre und der Geschichte der Musik. Eine Lehrerin, welche diese Gebiete nicht beherrschte, würde nur einseitig wirken können. Die Form des Prädicats wäre zu über-

legen; „geprüfte Musiklehrerin" würde genügen, klingt aber etwas nüchtern. Vielleicht ließe sich ein artiger, nicht affectirter Titel finden. Die Wirkung würde unzweifelhaft auch hier sein, daß man eben so wenig ungeprüfte Musiklehrerinnen engagiren würde, wie man wissenschaftliche Lehrerinnen und Gouvernanten nimmt, wenn sie nicht ihr Lehrerinnenexamen bestanden haben.

Und nun erlaube man mir zum Schluß ein Wort, welches vielleicht überflüssig ist, ein Wort über die Wichtigkeit, welche die Tonkunst im Leben der meisten Menschen hat. Sie ist die Besinnung auf uns selbst, auf das Reinste und Beste, was wir in uns tragen. Sie ist die geheimnißvolle Macht, welche unseren Schmerz mildert und unsere Freude heiligt. Ihr unverlierbarer Trost stärkt die Seele fast mit der Kraft der Religion, und ich weiß nicht, ob die Gewalt, mit der sie uns über uns selbst erhebt, im Reich der Zauber ihres gleichen hat. Alles, was wir im Leben sonst als Glück erkennen, trägt den Silberstempel eines bestimmten Werthes. Mit ihm verknüpft sich ein eben so bestimmtes Eigenthumsgefühl. Die Kunst, und vor Allem die Tonkunst in ihrer weltabgewandten Höhe, weiß nichts mehr von dem begrenzten Erwerb der einzelnen Seele. Nur was uns allen gehört oder gebricht, drückt sie in der „wundersamen Melodei" ihrer Sprache aus, von der wir nicht wissen, von wannen sie kommt. Mit ihren Blüthenkränzen umschlingt sie unsere Fest- und Trauertage, an allem theilnehmend, was unser Dasein Beglückendes und Betrübendes birgt. Sie ist vielleicht die sittlichste unter allen Künsten, weil sie das Unsittliche eigentlich nicht ausdrücken kann. Wohl kann sie gemißbraucht werden, das Gemeine zu schmücken, sie selbst aber bleibt rein, wie das Kind rein bleibt, das eine unlautere Hand führt. — Das ist die Kunst, deren Lehre hier zu schützen versucht werden sollte. Kein reines Evangelium ohne reine Jünger! Kein Wissen ohne Wissende! Auch die Kunstgeschichte ist das Kunstgericht, und — vergessen wir es nicht — die Geschichte einer Kunst macht nicht der Künstler allein, sondern Welt und Zeit mit ihm. Der Schaffende bedarf des Empfangenden so nothwendig, daß er ohne ihn nur als schöner Wahnsinn zu denken wäre. Daher überall, wo wahre Kunst zu Hause ist, in ihrer Umgebung auch wahres Verständniß und wahre Pflege. Beides ihr zu bereiten, ist die sorgenvolle, kluge Pflicht der Erziehung. Bleiben wir ihr solchen Tribut nicht schuldig.

Louis Ehlert.*)

---

*) Wir wollen an dieser Stelle bemerken, daß Herr Ehlert zwar, wegen Verlegung seines Wohnsitzes aus Berlin nach dem Süden, die regelmäßige Berichterstattung für die „Deutsche Rundschau" hat aufgeben müssen; daß er aber nicht aufhören wird, auch in der Ferne für dieselbe thätig zu sein, und daß wir hoffen, manchen weitern Beitrag aus seiner Feder unsern Lesern mittheilen zu können.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Literarische Rundschau.

1. Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. — Sechsunddreißigste Lieferung. Geschichte Polens v. Dr. J. Caro, Band 4; Geschichte Schwedens von Friedrich Ferdinand Carlson, Band 5. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1875.

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit Friedrich Perthes den Plan der „Staatengeschichte" ersann, in jenem großartigen, ächt nationalen und ächt wissenschaftlichen Sinne, der das ganze Wirken dieses seltenen Mannes kennzeichnet. Die Zeit schien ihm gekommen, unserer Geschichtschreibung über die Bedürfnisse der eigentlichen Fachgelehrten hinaus ernste Aufgaben für die staatsbürgerliche Erziehung des Volkes zu stellen. Unbeirrt durch den augenblicklichen Niedergang des öffentlichen Lebens (es war im Jahre 1822, drei Jahre nach den Carlsbader Beschlüssen), versprach er sich von den ungeheuren Ereignissen der vergangenen Jahrzehnte eine ernstliche Vertiefung und Verallgemeinerung des geschichtlichen Sinnes. Es schien ihm unzweifelhaft, „daß die großen Erfahrungen, die Keinem erspart geblieben waren, „Allen einen weitern Blick, einen höhern Standpunkt für die Betrachtung der Völ„kergeschichte gegeben hätten." Auf Geschäftsmänner jeden Ranges, zu selbständigem Eingreifen in die Geschichte berufen, glaubte er rechnen zu dürfen, indem er seinen kühnen und weitaussehenden Plan historischer Belehrung entwarf, und den abmahnenden Freunden (Rist und Prel) setzte er ein freudiges Vertrauen auf die Nation entgegen, „die besser sei als ihre Schriftsteller." So gewann er sich zuerst den gefeierten Namen und den unschätzbaren Beirath des alten Heeren, des Nestors unserer culturhistorisch-philosophischen Geschichtschreibung, dann die rüstige Arbeitskraft und Gelehrsamkeit Ukert's, und 1827 konnte dann die Ankündigung, 1828 die Aufforderung zur Subscription, 1829 die erste Lieferung erscheinen. Sie umfaßte den ersten Band von Pfister's Geschichte von Deutschland und die beiden ersten Bände von Heinrich Leo's Geschichte der italienischen Staaten.

Das war der Anfang dieses in seiner Art einzigen Unternehmens, dem die Begründer eine Arbeitserforderniß von 8—10 Jahren, einen Umfang von höchstens 40 Bänden in Aussicht stellten. Jetzt liegen, die neueste Lieferung eingerechnet, 73 Bände vor, nach 47jähriger Arbeit; Heeren hat uns 1842, Friedrich Perthes 1843, F. A. Ukert 1857 verlassen, und dem Charakter, der innern Beschaffenheit des von ihnen in Angriff genommenen Monumentalbaues deutscher, gediegener Bildung ist es nicht anders ergangen, als den Zeit- und Größenverhältnissen der ersten Anlage: er ist längst aus dem ursprünglichen Rahmen heraus gewachsen und bezeugt vielfältig die Abhängigkeit menschlicher Pläne von der Zeit und den Dingen. Aus den übersichtlichen, populären Darstellungen des ersten Entwurfs ist eine stattliche Reihe gründlicher, zum Theil glänzend geschriebener, aber in Ton und Behandlungsweise keineswegs übereinstimmender Specialgeschichten geworden. Nur zum Theil

haben die Verfasser, im Sinne des Perthes'schen Planes, „das Hauptaugenmerk von den Herrschern auf die Beherrschten gewendet;" nicht überall gleichmäßig „ist die Friedens- und Kriegshistorie, die Haupt- und Staatsaction zurück getreten gegen das, wodurch Staat und Nation erst Staat und Nation sind, gegen die Geschichte der Sitten, der Arbeit, des Rechts, der fortschreitenden Cultur." Auch hat die Reihe der Mitarbeiter natürlich häufig Ersatz bekommen, wie ein Regiment vor dem Feinde. Planmäßig vollendet liegen vor uns nur Pfister's Deutschland (bis 1806, fortgesetzt von Bülau bis 1830), Stenzel's Preußen, Böttiger's, von Flathe schon in zweiter Auflage bearbeitete und erweiterte Geschichte von Sachsen, v. Kampen's Niederlande, die russische Geschichte von Strahl (Band 1—2) und Herrmann (Band 3—7), die österreichische von Mailath (5 Bände), die portugiesische von Schäfer (5 Bände), die französische von Schmidt und Wachsmuth (je 4 Bände), die türkische von Zinkeisen (7 Bände). Dagegen harren Italien (Leo), Spanien (Lembke und Schäfer), Schweden (Geijer und Carlson), England (Lappenberg und Pauli), Dänemark (Dahlmann), Polen (Röpell und Caro) noch der Vollendung, die, wie man sieht, in mehreren Fällen dem ersten Unternehmer durch das Schicksal versagt wurde; und die Schweiz, Griechenland, Baiern, Würtemberg stehen überhaupt erst in Aussicht. So hat die Unberechenbarkeit menschlicher Dinge denn auch hier ihre Geltung bewährt; was aber unter allen Wechseln seine recht erfreuliche Bestätigung gefunden hat, das ist des trefflichen Perthes' Vertrauen auf den historischen und wissenschaftlichen Sinn der deutschen Lesewelt. Die über alle Berechnung gewachsene Ausdehnung der Staatengeschichte hat eine beständig zunehmende Theilnahme des Publicums nicht verhindert; schon längst fehlt „Heeren und Ukert" so leicht in keiner öffentlichen deutschen Bibliothek, bis auf bescheidene Schulbibliotheken herab, und jede neue Fortsetzung wird von Tausenden wie ein lange erwarteter lieber Gast begrüßt. Steht da nicht mit Grund zu erwarten, daß die gegenwärtige Fluthwelle unsers nationalen Geisteslebens auch dieses stolze Orlogschiff deutscher Wissenschaft endgültig heben und dem Hafen der Vollendung zuführen wird? Ein bewährter Steuermann ist in dem neuen Herausgeber gefunden, und wenn auch der Arbeit noch recht viel übrig bleibt, so darf doch an einem glücklichen und der Sache würdigen Abschlusse wol nicht mehr gezweifelt werden. Möge es dem um unsere ältere Geschichte so hoch verdienten v. Giesebrecht vergönnt sein, die Gesammtarbeit so vieler Wackern unter Dach zu bringen; zu dem mächtig und sichtlich wachsenden Bildungsbedürfnisse unserer bessern Stände versehen wir uns der Hoffnung, daß bald auch wohlhabende Privatleute in einer größeren Zahl es sich zu besonderer Ehre machen werden, solche Hauptstücke unserer nationalen Geistesrüstung in ihrer Bibliothek zu besitzen.

2. Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald. Augsburg, Lampart u. Comp. 1874.

„Aufgabe der Wissenschaft ist es, alle Ideale zu zerstören und zu zeigen, daß „Gottesglaube und Religion Trug, daß Sittlichkeit, Gleichheit, Liebe, Freiheit und „Menschenrecht Lüge sind, und gleichzeitig die Nothwendigkeit der Ideale, des Gottesglaubens, der Religion, Sittlichkeit ꝛc., kurz all' dieser Irrthümer für die Culturentwickelung zu behaupten. Die Wissenschaft beweist jedoch mit gleicher Kraft „(allerdings!) die Nothwendigkeit aller jener Erscheinungen, welche gewöhnlich als „Culturhemmnisse betrachtet werden, z. B. der Sclaverei, Knechtschaft, Despotie, „Tyrannei, des Geistesjoches der Kirche u. s. w., denn die einen wie die andern sind „Erfindungen des Menschen zum Zweck der Selbsterhaltung, nämlich „Waffen im Kampf um's Dasein" (p. 569). Aeußerungen ähnlicher Art finden sich an verschiedenen Stellen des Werkes und lassen erkennen, wie der Vers. die natürliche Entwickelung der Culturgeschichte verstanden haben will. Er zieht die schroff-

sten Folgerungen der rein materialistischen Weltanschauung („monistisch" zu sagen, wäre hier schon Schönfärberei), faßt das organische Leben lediglich als eine complicirte Bewegungsform der Materie, den Menschen als das beanlagteste Raubthier, läßt alle „sogenannten" moralischen Vorstellungen aus den thierischen Bedürfnissen und Anlagen sich ohne Sprünge entwickeln und verurtheilt mit schneidendem Hohn vom Standpunkte dieser „wissenschaftlichen" Betrachtung alles Gerede von Sittlichkeit, Recht, Freiheit, Liebe, kurz alles Ideale. Den entscheidenden Schlag gegen die ideale Lebensauffassung führt diese Philosophie mit dem Hinweis darauf, daß auch das Menschengeschlecht einmal ein Ende nehmen werde, wie es ja einen Anfang genommen. „Einst wird die Erde, ihrer Atmosphäre und Lebewelt beraubt, in mondgleicher Verödung um die Sonne kreisen wie zuvor, das Menschengeschlecht aber, seine Cultur, sein Ringen und Streben, seine Schöpfungen und Ideale sind *gewesen*. *Wozu?*" So schließt das Werk, und die Moral bemerkt: „Nur wer eine kurze, unzweideutige, peremptorische Antwort auf diese Fundamentalfrage zu ertheilen vermag, wird die Grundanschauung meines Werkes anfechten können." Nun, wir wollen diese Antwort versuchen. Unserer Ansicht nach ist das Leben *dazu* da, daß ein Jeder seine Schuldigkeit thue, d. h., daß er an seinem Theile und nach seiner Einsicht und Kraft die allgemeine Vernunft in seiner Person und seinem Leben zum Ausdruck bringe: wobei denn auch die Liebe sich nicht als eine Lüge und ein Fallstrick, sondern „als des Gesetzes Erfüllung" erweist. In jeder redlichen Forschung, in jeder freien, sittlichen That, in jeder Gestaltung des Schönen wird der Weltzweck endgültig erreicht, und ob auf der gegebenen Stelle des Weltalls sich nachher in alle Ewigkeit Aehnliches vollzieht oder das organische Leben auf diesem Pünktchen des unendlichen Raumes einmal auf eine Weile, auf ein oder ein Paar Weltenjahre aufhört, das kann an dem einmal Geschehenen Nichts ändern. Wer sich dabei nicht beruhigen will und das Weltgericht in der Weltgeschichte nicht sieht, der mag die Sterne fragen und mit den andern — Forschern auf Antwort warten. — Das sind nun, wie Jedermann sieht, altmodische Vorstellungen; aber H. giebt ja selbst zu (p. 799), daß es stets Ideale, d. h. nothwendige Irrthümer geben wird und muß, so lange Menschen auf Erden wandeln. Er wird also hoffentlich mit unserer Schwachheit Mitleid haben und unsern angeerbten Irrthum verzeihen. Besonders wenn wir hinzufügen, daß wir E. Haeckel, dem diese Culturgeschichte gewidmet ist, aufrichtig verehren, daß D. F. Strauß, der in der Vorrede Gefeierte, stets ein Gegenstand unserer warmen Zuneigung und aufrichtigen Bewunderung war, und — daß wir an der Hellwald'schen Culturgeschichte, trotz principiellen und scharfen Widerspruchs, den Muth der Meinung, die selbständige Verarbeitung des Stoffes und eine gewisse schlagfertige, anregende Frische der Darstellung gern anerkennen.

3. *Die deutsche Nationalliteratur* im 18. und 19. Jahrhundert. Historisch und ästhetisch-kritisch dargestellt von *Joseph Hillebrand*. Band 1—3. Dritte Auflage, durchgesehen und vervollständigt von *Karl Hillebrand*. Gotha, Fr. Andr. Perthes. 1875.

Es giebt zwei gleich berechtigte Methoden, Literaturgeschichte zu schreiben. Die eine versetzt uns mitten in die Entwickelung und läßt aus deren Einzelheiten den zusammenfassenden Gedanken sich erheben. Die andere schwebt so zu sagen in der Vogelschau über dem Stoffe, erspäht seine Verhältnisse und beleuchtet ihn mit ihrem ästhetisch-kritischen Urtheile. Auf dem einen Wege belauschen wir das schaffende Leben, betheiligen uns im Herzen an seinen Kämpfen, Fehlgriffen und Siegen, und mit der Erkenntniß der zum Schönen führenden Wege regt sich in uns die Lust, diese Wege zu gehen, selbst zu schauen, was aus dem Spiegel der Seele des Berichterstatters uns anmuthend lockte. Die andere Form der Darstellung dagegen wirkt weniger anregend, als klärend, ordnend, vertiefend; sie setzt die Anschauungen voraus, veranlaßt aber, sie auf ihren Werth und ihre Bedeutung zu prüfen, und zeigt dieser Prüfung

die einzuschlagende Richtung. Sie wendet sich mehr an den Verstand, als an Phantasie und Gemüth, und muß sich daher mit langsamerer und weniger lebhafter Wirkung begnügen; wenn sie aber auf der Höhe ihrer Aufgabe steht, so mag die Dauer und Nachhaltigkeit des Erfolges immerhin für jenen Mangel entschädigen. Was nun Joseph Hillebrand angeht, so ist es seinen zahlreichen Schülern und Lesern wohlbekannt, daß er stets diese zweite Methode befolgte; sie wissen aber auch und danken es ihm, mit welcher Wahrhaftigkeit, Gediegenheit und ehrlichen Objectivität er seine Aufgabe erfaßte, und der Umstand, daß ihre Theilnahme diese neue, dritte Auflage nöthig gemacht hat, mag uns die Fortdauer guter Ueberlieferungen bezeugen, deren Untergang im modernen Realismus und Sensationsbedürfniß oft voreilig beklagt wird. Die neue Auflage hat den ursprünglichen Charakter des Werkes wie billig unverändert gelassen, nur Einzelnes berichtigt und die bibliographischen Anmerkungen zweckmäßig erweitert. Wer also seiner Zeit, vor jetzt beinahe 30 Jahren, an Hillebrand's ächt protestantischer Denkweise, an seinem Cultus des freien Gedankens, an seinem gemäßigten, gewissenhaften Urtheil und an seiner, wenn nicht genialen, so doch durchaus gesunden ästhetischen Auffassung sich erfreut hat, der wird hier dem alten Freunde mit Vergnügen wieder begegnen. — Wenn die Zusätze des Herausgebers nicht in dem gleichen Maße der Gegenwart gerecht werden, wie die älteren Theile des Werkes es der classischen und romantischen Epoche geworden sind, wenn manche Leser wol hie und da einen Liebling vermissen oder ein Urtheil zu hart und abfällig finden dürften, so mögen sie eben bedenken, daß die Methode des Werks an sich nur auf abgeschlossene Zeiträume mit Vortheil anwendbar scheinen möchte und daß es für den Mitlebenden immer eine mißliche Sache bleibt, dem Siebe der Zeit vorzugreifen. Damit soll übrigens vielen Urtheilen die Schärfe und Gründlichkeit, und der Gesammthaltung auch dieses Abschnittes das Streben nach Objectivität keineswegs abgesprochen werden. Das ganze Werk sei auch in der neuen Gestalt denkenden und mit dem Stoffe vertrauten Literaturfreunden als gediegene Anregung zu Ordnung und Prüfung ihrer Urtheile empfohlen.

4. J. J. Honegger. Kritische Geschichte der französischen Cultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten. Berlin, R. Oppenheim. 1875.

„Also der Styl! Das Urtheil über den Punkt ist Geschmackssache; ich befinde „mich ganz gut bei meiner Weise und werde sie nicht ändern; jedenfalls ist dafür „gesorgt, daß mein Styl nicht current wird." So der Verf. auf p. X der Vorrede. Wir theilen mit ihm die zuletzt ausgesprochene Hoffnung von ganzem Herzen: aber sollte es wirklich bei hochdeutschen Schriftstellern je Sitte werden können, z. B. „darauf abzustellen, daß ihr Urtheil ein selbstständiges sei?" Sollten gebildete Deutsche je unempfindlich werden gegen eine Logik des Styls wie diese: „In der vor„liegenden Schrift handelt sich's durchaus nicht um die Vorführung neuer Thatsachen, „die etwa durch archivalische Forschung gefunden wären; beides (?) liegt dem Zweck „und der Darstellungsweise des Verf. gleich fern." Das sind so ein Paar gleich im Anfange sich darbietende Beispiele. „Der Verf. befindet sich sehr gut bei dieser Weise," die mitunter, oder vielmehr recht oft, im weiteren Inhalt seiner Schrift eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der Form von Auszügen und hingeworfenen Bemerkungen annimmt, wie man sie wol beim Lesen oder Nachdenken flüchtig aufzeichnet, nicht in der Absicht, sie drucken zu lassen, sondern sie zu einem Buche zu verarbeiten. Wir gönnen ihm jenes Wohlbefinden von Herzen, glauben aber, daß seine Leser sich besser befinden würden, wenn er dem so eifrig studirten französischen Einflusse in Bezug auf Formgebung weniger hartnäckig widerstanden hätte. Doch wie dem sei: auf alle Fälle sind diese Auszüge und culturhistorischen Materialien mit Fleiß, selbstständigem Denken und in tüchtiger, gesunder deutscher Gesinnung zusammengestellt; und wer sich nicht scheut, diese und jene nicht eben tiefsinnige Stelle zweimal zu lesen, um auf des Verf. Meinung zu kommen, der wird ihm für vielfache Anregung, für manchen

guten Fingerzeig, für viel brauchbares Material zu Dank verpflichtet werden. Auf originale und bahnbrechende Auffassungen möge man allerdings nicht rechnen. Heißt es z. B. französisches Wesen erklären, wenn man scheinbare oder wirkliche, weltbekannte Gegensätze einfach aufzählt? „Unveränderlichkeit seit Jahrtausenden, daneben die „äußerste Beweglichkeit und ewig ruheloser Wechsel; das Hängen an Herd und Ge„wohnheit und das Hinausschweifen über alle Gränzen; Freiheit und Knechtschaft, „Gehorsam und Widerspruchsgeist, Fügsamkeit und Empörung wunderlich sich mischend; „Talent, Begabung und Heldenmuth aufbietend und doch nur im Kriege unbestritten „groß (??!), nach Schein und Phantasiegebilden jagend und nur in colossalen Ent„würfen lebend." (S. 400.) Abgesehen von dem weniger als problematischen Werthe der Behauptungen (wir sind z. B. der Ansicht, und glauben sie beweisen zu können, daß die wirkliche, unbestreitbare Ueberlegenheit der Franzosen über die germanische Art auch entfernt nicht in etwaiger größerer Kriegstüchtigkeit liegt, sondern lediglich in der celtisch-romanischen Begabung für gute, gefällige Form), was denkt sich denn eigentlich der Verf., wenn er nun fortfährt: „Darin liegt der Schlüssel zur räthsel- und widerspruchsvollen Geschichte dieser Nation." Also, die Franzosen haben widerspruchsvoll gehandelt, weil sie widerspruchsvoll sind! Unseres Erachtens kam es vielmehr darauf an, das Gesetz dieser scheinbaren Widersprüche zu suchen, wobei sich denn die treibenden Kräfte dieser ganzen, sehr logischen und sehr verständigen Entwickelung in richtiger Erwägung des römischen, maßgebenden Einflusses auf den celtischen Grundstoff und die germanische Beimischung der Nation sehr leicht herausgestellt hätten.

5. Erlebnisse und Studien in der Gegenwart. Von Ludwig Robert. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1875.

Das Büchlein enthält Aufsätze und Aphorismen aus der Feder eines wol orientirten, gut deutsch gesinnten, an Maß und gute, bequeme Form gewöhnten Weltmannes. Den Schwerpunkt möchten wir in den pikanten „Federzeichnungen aus Frankfurt a. M." suchen. Dieselben schildern, zu gutem Theil offenbar aus eigener Anschauung und durchweg mit Sach- und Ortskenntniß, das stille Wachsen und Wirken des Bismarck'schen Geistes inmitten der bundestäglichen Diplomatenwelt in den Jahren 1851—59; nächstdem den freundlichen Carnevalsscherz des Fürstencongresses von 1863, endlich die schicksalsschweren Junitage von 1866. Das eigentlich städtische, einheimische Leben Frankfurts wird nur in seinen Spitzen berührt, wo es mit der Diplomatie sich verquickte; auf die letztere aber und die ihr nahe stehenden Kreise fallen vielfach höchst überraschende Schlaglichter. Neu und bezeichnend war uns folgender, für den Mann und die Lage gleich charakteristischer Zug: Bei Gelegenheit eines erzherzoglichen Besuchs befand sich v. Bismarck, mit seinen Orden geschmückt, in seiner bekannten Cürassieruniform auf der Parade. Der Erzherzog sprengt auf ihn zu mit der „verbindlichen und gutmüthigen" Frage: „Verzeihen's, Excellenz, haben's alle diese Decorationen vor dem Feinde erhalten?" — „Jawol, Kaiserliche Hoheit!" lautete die blitzschnelle Antwort; „alle vor dem Feinde, alle hier in Frankfurt!" Wenn der Verf. übrigens, Angesichts der Frankfurter Opferwilligkeit und Wohlthätigkeit in den Jahren 1870—71, mit dem vertrauensvollen Worte schließt: „Wir glauben, Frankfurt ist nun unser geworden," so hat er dieses „unser" hoffentlich nur für „deutsch" geschrieben. Andern Falles wäre die Auffassung stark optimistisch, wenngleich es mit der Kernbildung auch einer ehrlich preußischen Partei in der alten Reichsstadt seine Richtigkeit hat. — Sehr anziehend und belehrend ist sodann auch der „Streifzug nach Dänemark", eine gedrängte, aber lebendige und warme Schilderung der Landschaft, der Gesellschaft, des Geisteslebens jenseits der Belte. Daß dabei der dänischen Betriebsamkeit, Leichtlebigkeit, Gastlichkeit und glühenden Vaterlandsliebe volle Gerechtigkeit widerfährt, ist nur in der Ordnung. Den Nationalhaß gegen uns glaubt der Verf. neuerdings abnehmen zu sehen: möge er Recht behalten! Sehr

hübsch sind die Mittheilungen über die Person und die Familienverhältnisse des jetzigen Königs, des glücklichen Vaters unwiderstehlicher Töchter. Zum „Schwiegervater Rußlands und Englands" haben sie ihn schon gemacht; wer weiß, für wen die dritte dieser schönen „dänischen Rosen" noch blühen mag?

6. Veröffentlichungen des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur". Berlin, A. Hofmann u. Comp. 1874—75.

Unter dem Protectorat des Großherzogs von Sachsen-Weimar und des Prinzen Georg von Preußen hat sich im vorigen Jahre bekanntlich ein Verein gebildet, der sich Anregung schriftstellerischen, einer allgemeinen höhern Geistesbildung dienenden Schaffens und Beförderung des Sinnes für edlere, geistige Unterhaltung zur Aufgabe macht. Die Mitglieder zahlen jährlich 30 Reichsmark Beitrag und erhalten dafür je eine Jahresserie von sieben Werken, im Umfange von je 20—23 Bogen, die, beiläufig, im freien Buchhandel nur zu bedeutend höheren Preisen abgegeben werden. Die Auswahl der Schriftsteller und resp. der Themen liegt in der Hand eines Curatoriums von 5 Mitgliedern, gewissermaßen mit der Redaction eines periodischen Organs zu vergleichen, dessen Essays den Umfang von Bänden annähmen und dessen Programm keine Beschränkung nach Stoff und Tendenz duldete, sondern nur einerseits die Fachgelehrsamkeit, andererseits das Unbedeutende und Oberflächliche ausschlösse. Daß ein solches Unternehmen, unter dem Patronate erlauchter und populärer Namen, eine große, geistige Macht werden kann, liegt am Tage, so wie, daß die Bürgschaft für eine segensreiche Wirksamkeit dieser Macht lediglich in den leitenden Personen und in der Consequenz der bereits vorliegenden Leistungen zu suchen sein wird. Nach beiden Richtungen hin dürfte nun im vorliegenden Falle auch der Vorsichtigste nur Grund zum Vertrauen finden. Das Curatorium setzt sich aus den Professoren Gneist und Werder, aus Graf Usedom, dem Schloßhauptmann v. Dachröden und dem Stadtrath A. Hagen in Berlin zusammen; die erste Jahresserie brachte von Bodenstedt „Aus dem Nachlasse Mirza Schaffy's", von v. Sybel „Vorträge und Aufsätze", von Adolf Schmidt „Epochen und Katastrophen" (Perikles, der Nika-Aufruhr unter Justinian, Philipp und Don Carlos), von v. Löher „Der Kampf um Paderborn", von Hanslick „Die moderne Oper" (ganz vortrefflich!), von Reitlinger „Freie Blicke" (meist naturwissenschaftliche Aufsätze), von Ed. Osenbrüggen „Die Schweizer daheim und in der Fremde". Für die zweite Serie werden Arbeiten von Berthold Auerbach, C. Gutzkow (Rückblicke auf mein Leben), Carus Sterne (Zur Geschichte der Schöpfung), H. M. Richter (Aus dem Zeitalter der Aufklärung), Paul Heyse (Giuseppe Giusti), F. Bodenstedt (Shakespeare's Frauengestalten), Paul Lindau (Beaumarchais) in Aussicht gestellt; demnächst Werke von H. Noë (Lebensbilder aus Italiens Inselwelt), Max Lehmann (Scharnhorst), R. Gosche (Jonathan Swift), Julius Rodenberg (Elsässische Geschichtsbilder), Louis Büchner (Aus dem Geistesleben der Thiere), J. C. Bluntschli (Kirche und Staatsmänner seit der Reformation), J. Lippert (Böhmische Dörfer). Diese Mittheilungen dürften vor der Hand genügen, um jeden Gebildeten, der in literarischen Dingen nicht ganz fremd ist, über Geist und Richtung des Unternehmens zurechtzuweisen, namentlich über die beiden wesentlichsten Punkte: Fernhaltung exclusiver Parteitendenzen und gewissenhafte Sorgfalt in Auswahl wirklich bewährter Kräfte. Auf einzelne Werke der Sammlung einzugehen, behalten wir uns nach Gelegenheit vor; daß das Ganze einst in der Geschichte der zeitgenössischen Bildungsströmung einen bedeutsamen Platz einnehmen wird, steht schon jetzt außer Frage.

7. Allgemeine deutsche Biographie. Auf Veranlassung und Unterstützung S. M. des Königs von Bayern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der K. Akademie der Wissenschaften. — Leipzig, Duncker und Humblot. 1875. Lief. 1.

„Den nationalen Sinn der deutschen Mit- und Nachwelt zu befriedigen durch „die Freiheit eines leichten Verkehrs mit der Fülle bedeutender Gestalten unserer Vor„welt, die nun auch insgesammt hereintreten wollen in die geistige Gemeinschaft, „welche die lebendigen Glieder unseres Volkes verbindet." So bezeichnet die Ankündigung den Zweck dieses nicht nur für die Gelehrten, sondern ganz ausdrücklich auch für alle Gebildeten unseres Volkes bestimmten Sammelwerks. Es wird besonders betont, daß die Allgem. dt. B., bei strengster Wissenschaftlichkeit, auch als Quelle literarischen Genusses und menschlicher, sittlicher und patriotischer Erhebung dienen soll; sie soll aller verstorbenen Deutschen gedenken, welche in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst, in Handwerk und Gewerbe, in irgend einer Richtung des Lebens Nachwirkendes geleistet haben; auch wird die Arbeit sich nicht auf die jetzigen politischen Grenzen des Reiches beschränken, sondern sich auf die ganze große deutsche Familie erstrecken, die, von den Vogesen und den Alpen bis zu den Karpathen zur Ostsee und Newa, im deutschen Reiche ihren geistigen Mittelpunkt hat. Mit wie aufrichtiger Freude wir diese neue und glänzende Bethätigung des nationalen Zeitgedankens begrüßen, bedarf nicht der Ausführung. Für den Geist des Unternehmens bürgen die Namen der Anreger, Leopold v. Ranke in Berlin und v. Döllinger in München, so wie die der Herausgeber, v. Liliencron in München und Wegele in Würzburg. Er wird der der Gründlichkeit, des umsichtigen Maßhaltens, der gerechten Objectivität nach allen Richtungen sein. Was die in Aussicht gestellte Wärme und Lebendigkeit der Darstellungen anbetrifft, so wird man bei einem Sammelwerke, das solche Massen vereinigt, zufrieden sein müssen, wenn die kurz gedrängten chronologischen, bibliographischen und sonstigen Notizen nur hie und da durch ein wirkliches, künstlerisch angelegtes Lebensbild unterbrochen werden, und für solche Unterbrechungen scheinen eben in der Mitarbeiterliste Namen wie Gustav Freytag, Riehl, Carriere, Felix Dahn, v. Giesebrecht, Hettner, Max Müller, Wilhelm Scherer, Ludwig Spach, v. Sybel ꝛc. reichlich Bürgschaft zu leisten. Zu wünschen bleibt nur, daß der in Aussicht stehende sehr große Umfang des Werkes (20 Bände à 50 Bogen, im Gesammtpreise von 240 Reichsmark, in zehn Jahren zu liefern) der Theilnahme unseres großen gebildeten Publicums nicht zuviel zumuthet. Unter den Biographien der ersten, vorliegenden Lieferung (Aa—Ahlefeldt) heben sich, neben andern, die von Thomas Abbt (Pressel), von Abeken (Wiese) und Adelung (W. Scherer) vortheilhaft durch zweckmäßige und anziehende Behandlung hervor; doch liegt es in der Natur der Sache, daß ein ausreichender Maßstab für diese Seite der Leistung erst später an den Biographien von Männern ersten Ranges zu gewinnen sein wird. Unter allen Umständen verdient das Unternehmen, neben der ihm geistig verwandten Fortsetzung der Heeren-Ukert'schen Sammlung, den warmen Dank jedes gebildeten Deutschen.

8. Das literarische Centralblatt für Deutschland, herausgegeben von Dr. Fr. Zarncke (Leipzig, Avenarius), hat im Januar d. J. seinen sechsundzwanzigsten Jahrgang eröffnet. Wer das hinter uns liegende Vierteljahrhundert mit Bewußtsein durchlebt hat, sich der Zustände von 1850 und der ungeheuren seitdem aufeinander gefolgten Wandlungen erinnert, der wird leicht ermessen, was es bedeutet, ein rein wissenschaftlich kritisches Organ charaktertreu, mit fester Hand durch solche Wogen gesteuert zu haben. Als der Plan zum Centralblatte von Georg Wigand gefaßt wurde, waren unsere berühmten, großen Literaturzeitungen an der Ungunst der Verhältnisse zu Grunde gegangen, die wissenschaftliche Kritik war in Fachblättern zersplittert oder in der Tagesjournalistik der literarischen Betriebsamkeit preisgegeben;

nur allmälig sammelte sich das verschüchterte und zerfahrene öffentliche Bewußtsein nach den Aufregungen und Enttäuschungen der tollen Jahre und die Aussicht auf mühsames Ringen mit ungewissem Ausgange war noch das Beste, was von unsern Hoffnungen übrig blieb. Unter solchen Umständen mußte ein neues Organ unparteiischer, streng wissenschaftlicher, knapper, präciser Kritik an seine Mitarbeiter Ansprüche sehr ernster Selbstverleugnung, sehr uneigennütziger Liebe zur Sache stellen und sich von vorne herein mit dem Gedanken an mühsame und zweifelhafte Erfolge vertraut machen. Wie dann in der einen Richtung das Vertrauen auf die ungebrochene Substanz des deutschen Wesens sich bewährte, in der andern die Zeit mehr leistete, als sie zu versprechen schien, das wird uns zu unsrer innigen Genugthuung durch die Mittheilungen des Herausgebers bestätigt. Die in der Jubiläumsnummer mitgetheilte Liste der (bekanntlich meist anonym schreibenden) Mitarbeiter umfaßt eine stolze Reihe von ersten und hier wirklich einmal uneigennützig thätigen Größen der deutschen Wissenschaft. Und auch das Publicum, über die streng fachmännischen Kreise hinaus, hat sich für die schlichte, knappe Sprache der Sachkenntniß und der Wahrheitsliebe nicht unempfänglich gezeigt. Das Literarische Centralblatt ist ein integrirender Theil jedes anständigen Leseinstituts, jeder Bibliothek geworden, ein Sprechsaal für ernste geistige Interessen aus der ganzen Weite der nationalen Bildung, und dem unermüdlichen Herausgeber ist der Dank jedes geistig mitarbeitenden Deutschen gesichert. Wir begleiten die Eröffnung des zweiten Vierteljahrhunderts mit unsern herzlichsten Wünschen.

F. Kreyssig.

Berliner Chronik.

Theodor Döring's Jubelfeier. — Die Theater. — Zur Erinnerung an Rachel Felix.

Berlin, 15. Februar 1875.

Das theatralische Ereigniß der letzten Wochen, welches die gebildete Gesellschaft der Stadt mehr als jedes neue Stück anregte und in Spannung hielt, war das fünfzigjährige Künstlerjubiläum Theodor Döring's am 25. Januar. An diesem Tage war er im Jahre 1825 zum ersten Male in Bromberg auf die Bühne getreten, in einer unglücklichen kleinen Liebhaberrolle im „Armen Poeten", und ausgelacht worden. Welch' ein Weg von jener Niederlage bis zu dem jetzigen Triumph! Mit welch' gerechtem Stolz kann der Künstler in seinem hohen Lebensalter — er ist am 9. Januar 1803 in Warschau, das damals zu dem preußischen Antheil aus der letzten Theilung Polens gehörte, geboren worden, der Sohn eines preußischen Salzinspectors Namens Häring — mit welcher Freude auf die durchmessene Bahn zurückblicken! Sie hat ihn zu dem Ziele des Ruhmes geführt, wo die Muse den Kranz auf seine Stirne drückt und die Mitstrebenden neidlos vor dem Sieger zurückstehen. Theodor Döring ist weit über die Grenzen unserer Stadt hinaus gekannt, geliebt und verehrt, eine Zierde der deutschen Schauspielkunst; unter uns aber ist er im besten Sinne des Worts eine populäre Persönlichkeit. Nicht umsonst pflegt er in der altberühmten Weinstube, wo Ludwig Devrient und der Gespenster-Hoffmann, wenn nicht in glücklicheren, doch in gemüthlicheren Zeiten ihren phantastischen Spuk trieben, mit guten Freunden Morgensprache zu halten; nicht umsonst ist sein Leben mit dem unserer Stadt tausendfädig verknüpft. Nach Hendrichs' Tode, nach Dessoir's Scheiden von der Bühne steht Döring als der letzte Repräsentant unsers alten, ruhmvollen Theaterlebens da, er vermittelt in sich Gegenwart und Vergangenheit; zwischen der alten, wesentlich declamatorischen, einzig auf die Wahrheit und Genauigkeit der Zeichnung gerichteten Schule und der neuen, die in der Natürlichkeit des Vortrags und in der charakteristischen Farbengebung das Ideal sucht, hält er die Mitte; den älteren Zuschauern im gefüllten Theatersaal erneut er die Erinnerung an die lebhaftesten Eindrücke, die sie in der Jugend von der Bühne her empfingen, den jüngeren imponirt die Sicherheit seines Auftretens, die Unverwüstlichkeit seiner Kraft und die Munterkeit seines Spiels. Soll ich hier, wo es sich mehr um einen Festbericht, als um eine Kritik handelt, dennoch ein persönliches Urtheil wagen? Bei aller Bewunderung der proteusartigen Verwandlungsfähigkeit Döring's fühle ich mich doch inniger zu seinen humoristischen, drolligen und grotesken Figuren hingezogen, als zu seinen tragischen. Sein Falstaff ist mir immer leibhaftiger und wahrer erschienen, als sein Jago; fester glaube ich an das verliebte Abenteuer seines Dorfrichters Adam, als an das feurige Element, in dem sich sein Mephisto bewegt. Aber wer wollte solche

feine Unterschiede, solch' ein Abwägen des Guten gegen das Bessere an dem Ehrentage des Künstlers anstellen! Da drängt sich nur der Reichthum seiner Schöpfungen, die quellende Gedankenfülle, die seiner lebendigen Phantasie, seiner scharfen Beobachtung, seinem schauspielerischen Genius entsprangen — so leicht und mühelos dem Scheine nach, wie Strauß um Strauß aus dem unerschöpflichen Zauberhut fliegen — dem Betrachter auf.

In dieser Stimmung befand sich das Publicum, das, Kopf an Kopf gedrängt, bis auf den letzten Platz, den Saal des königlichen Schauspielhauses am 24. Januar, schon im Voraus beifallsfreudig, einnahm. Das altmodische, aber immer noch gern gesehene Töpfer'sche Lustspiel: „Rosenmüller und Finke," mit seiner etwas hausbackenen Gegenüberstellung des Soldaten- und des Kaufmannsstandes, bot dem Jubilar eine günstige Gelegenheit, in der Rolle des reichen Kaufherrn Timotheus Bloom seinen kaustischen Humor, das Schillernde seiner Laune in allen Farben und Tönen spielen zu lassen. Von der Stimmung des Publicums getragen, von dem Genius des Tages angeregt, ging die Darstellung munter und frisch vorwärts. In dem Beifall, in der Spende von Blumensträußen und Lorbeerkränzen, die sie Theodor Döring unaufhörlich darbrachte, gab sich die Versammlung gleichsam selbst ein Fest. Am nächsten Tage, in den Mittagsstunden des 25. Januar, wurde im „engeren Kreise" die eigentliche Jubelfeier begangen. Eine durch den General-Intendanten von Hülsen eingeladene Gesellschaft, aus Schriftstellern, Künstlern, Gelehrten, Theaterfreunden bestehend, bildete im Parquet und in den Logen des ersten Ranges die auserwählte Corona für das Schauspiel, das sich auf der Bühne vollzog. In einem prächtigen, reich mit Blattpflanzen geschmückten, verschwenderisch erleuchteten Saal hatten sich das gesammte Personal der königlichen Theater und eine große Zahl Deputationen eingefunden, um dem verehrten Künstler ihre Huldigungen darzubringen. Der deutsche Kaiser, der Kaiser von Oesterreich, die Könige von Bayern und Württemberg, der Großherzog von Sachsen-Weimar, die Herzöge von Sachsen-Meiningen und Sachsen-Gotha ehrten ihn durch die Verleihung ihrer Orden. Im Uebrigen möchte ich sagen, daß es in dieser Stunde Lorbeern geregnet. Aus der Nähe und aus der Ferne waren goldene und grüne Kränze gekommen, Geschenke aller Art, Adressen, Albums erdrückten die Tische. Wol an hundert deutsche Theater hatten sich mehr oder minder, alle in derselben Gesinnung der Liebe und Verehrung, so daß es diesmal in der Sphäre der Kunst „kein Oben oder Unten" gab, an der Feier betheiligt. Wie der General-Intendant von Hülsen, der zuerst das Wort nahm, drückten alle andern Redner und Rednerinnen, denn es waren auch Daphne's da, „aus Lorbeerbüschen lauschend", dem Jubilar ihre Bewunderung und den aus Aller Herzen kommenden Wunsch aus, ihn noch lange der Kunst erhalten zu sehen. Wie bereitwillig kann der Schauspieler, der so voll und ganz wie der Jünger keiner andern Kunst der Gegenwart genießt, die Kränze verschmerzen, welche — vielleicht, vielleicht auch nicht — die Nachwelt seinem Namen spendet!

Ein anderes Ereigniß, das ich auch eine Art Jubelfeier, eine Wiedergeburt nennen möchte, schließt sich diesem Künstlerfeste würdig und in sich noch bedeutungsvoller an. In einer Bearbeitung von Rudolph Genée — gedruckt ist sie schon 1871 in Berlin, bei Franz Lipperheide, erschienen — hat Heinrich von Kleist's vaterländisches Drama „Die Herrmannsschlacht" auf der Bühne des Schauspielhauses einen außerordentlichen Erfolg errungen. Am 19. Januar zum ersten Male aufgeführt, hat das Stück in häufigen Wiederholungen seine Zugkraft immer auf's Neue bewiesen und, um einmal in der Theatersprache zu reden, „ausverkaufte Häuser" gemacht. Oefters ist der Versuch einer Aufführung des Drama's gewagt worden, zuletzt, wenn ich nicht irre, in Dresden mit einer Bearbeitung der Dichtung durch Feodor Wehl: stets ohne nachhaltigen Erfolg, mehr Befremden als Theilnahme erregend. Ich gehöre nicht zu Denen, welche den geschickten Einrichter und Bearbeiter einer dramatischen Dichtung mit dem Dichter selbst verwechseln und ihm das Lob spenden, das jenem gebührt; aber auf der andern Seite soll dies Verdienst nicht

gering geschätzt und hochmüthig bekrittelt werden. Daß Kleist's Drama, wie es vorliegt, sich der scenischen Darstellung entzieht, liegt jedem Kundigen klar. Außer manchem übertreibenden, ja rohen Zuge ist die Scene, in der Thusnelda, im Schmerz bitterster Kränkung, mit der Wuth eines barbarischen Weibes, den jungen Ventidius von einer hungrigen Bärin zerreißen läßt, auf der Bühne undenkbar, und die ganze Vertheilung des Stoffs in die einzelnen Acte leidet an einem schweren organischen Fehler, der eine bessernde Hand nothwendig macht. Kleist hat drei knappe, für sich betrachtet vortreffliche erste Acte, ohne Wandel der Decoration ein jeder, in sich abgeschlossen, mit bedeutsamem Ausklang. Dafür sind die beiden letzten Acte um so voller; der vierte hat 3, der fünfte Act gar 5 Scenenwandlungen, an Umfang übertreffen sie die ersten drei Aufzüge. Genée's Bearbeitung hat den großen Vorzug, daß sie den Stoff gleichmäßiger ordnet, das Auftreten des Varus mit dem Römerheer schon in den zweiten Act verlegt, aus dem vierten Act bei Kleist den dritten macht und den fünften in zwei fast gleiche Hälften theilt. Dadurch wird eine Steigerung der Theilnahme bei den Zuschauern gewonnen; immer mächtiger und strenger schreitet der Kothurnschritt der Tragödie vorwärts, immer großartiger entwickelt sich der Held des Ganzen. Mit den Milderungen des Bearbeiters, mit seinen Strichen bin ich wenigstens, bis auf geringe Abweichungen, durchaus einverstanden und halte sie, von dem theatralischen Standpunkt aus, für eben so zweckmäßig wie feinfühlig. Die gräßliche Rache, die Thusnelda an Ventidius nimmt, wird uns nur erzählt; die Scene Herrmann's mit Septimius ist ganz gestrichen, wie sein Gespräch mit Thusnelda, in dem er sie beinahe zur Verführung des Ventidius auffordert. Bedenklicher erscheint mir die Umwandlung, die Genée mit dem Untergang des Varus vorgenommen hat. Genée bringt Kleist gegenüber die römische Sage wieder zu Ehren, sein Varus schlägt sich in das Gebüsch, um sich römisch-conventionell in sein Schwert zu stürzen. Um wie viel charakteristischer ist Kleist! Rings wie den gejagten Hirsch haben die deutschen Häuptlinge Varus umstellt; er kann ihnen nicht entfliehen. Alle geizen nach der Ehre, ihn, den Stellvertreter des Imperators, die Verkörperung der römischen Weltmacht und Majestät, niederzustrecken. Herrmann will auf ihn eindringen, da wirft sich ihm Fust, der Fürst der Cimbern, der bisher ein Bundesgenosse der Römer gewesen und erst während der Schlacht im Teutoburger Walde von ihnen abgefallen ist, entgegen. „Varus," ruft er wüthend, „hat in Schmach und Schande mich gestürzt, an Deutschland, meinem Vaterlande, der Mordknecht, zum Verräther mich gemacht: den Schandfleck wasch' ich ab in seinem Blute, das hab' ich heut, das mußt Du wissen, gestreckt am Boden, heulend, mir gelobt!" Das zerbrochene Schwert in der Hand muß Varus dem Kampf der beiden Deutschen um den Ruhm, ihm den Todesstoß zu geben, mit ansehen; Herrmann wird am Arm verwundet. „Ich will's zufrieden sein," sagt er zu Fust; „Dein Schwert fällt gut. Da nimm ihn hin; man kann ihn Dir vertrau'n." Triumphirend stürzt sich Fust auf Varus und tödtet ihn nach kurzem Gefecht. Gewiß, diese Scene ist barbarisch, und die griechische Muse der Tragödie —

ne pueros coram populo Medea trucidet,
aut humana palam coquat exta nefarius Atreus —

würde ihr Haupt davor verhüllen, aber welch' bessere, sprechendere Vignette könnte man für das Trauerspiel des Nationalhasses finden?

Denn nichts mehr und nichts weniger will Kleist's Dichtung, als den unversöhnlichen Krieg gegen den Erbfeind predigen, als den unsterblichen Haß verherrlichen, der die deutsche Volksseele gegen das welsche Wesen erfüllt. Da hilft keine Großmuth, keine Tugend, keine Tapferkeit; der edelste Römer ist Herrmann der verhaßteste, weil er ihm das Gefühl verwirrt, weil er auf einen Augenblick einen Streit zwischen Abscheu und Bewunderung in seinem Herzen erregt. Der Sturz Preußens am Tage von Jena, die Unterdrückung und Plünderung Deutschlands durch Napoleon's Marschälle und Soldaten, der schmähliche Abfall der süddeutschen Fürsten zum Landesfeind, der höhnische Uebermuth der Sieger: das Alles hat den patriotischen Zorn, den Schmerz

und die Verzweiflung des Dichters aufgewühlt; wie aus dem empörten Vulkan stürzt die glühende Lava hervor. Trüb ist die Gegenwart, dunkel die Zukunft — aber in dem Bilde, das er aus der Urzeit seines Volkes heraufbeschwört, sieht er wie in einer Vision den endlichen Sieg der Deutschen auch über die Franzosen. Indem er die Adler des Varus niederwirft, stürzt er die Adler Napoleon's. Unter der römischen Maske schildert er die Franzosen; seine Häuptlinge der Ubier, Sicambrier, Brukterer, was sind sie anders als die Fürsten des Rheinbundes? In dem trotzigen, stolzen Aristan vermuthe ich den damaligen König von Württemberg, den innigsten Bewunderer Napoleon's. Der Zwist zwischen Herrmann und Marbod um die Hegemonie über die deutschen Stämme ist das Sinnbild der Eifersucht Oesterreichs und Preußens; der „Staatenbund", von dem Marbod redet, erinnert halb an die alte Verfassung des deutschen Reichs, halb an den Fürstenbund, den zu errichten Friedrich II. sich bemühte. Zuletzt wird, unter Marbod's Namen und Gestalt, Preußen gefeiert: es erringt den höchsten und edelsten Sieg über sich selbst. Obgleich Marbod der mächtigste Herr unter den Deutschen ist und die stärksten Legionen des Römerheeres vernichtet hat, beugt er dennoch sein Knie vor Herrmann: „Heil, ruf' ich, Herrmann, Dir, dem Retter von Germanien! Und weil die Krone sonst, zur Zeit der grauen Väter, bei deinem Stamme rühmlich war: auf deinen Scheitel falle sie zurück!" Die Versöhnung Preußens mit Oesterreich verjagt die eingedrungenen Feinde und stellt in Herrlichkeit und Würde das alte Reich wieder her. Es sind die Gedanken, welche in den Jahren 1808—1815 die deutschen Patrioten bewegten.

Der Haß ist die bewegende, dämonische Gewalt der Dichtung. Dadurch erhält der im Grunde rein epische Stoff eine starke lyrische Ergriffenheit und in der Figur Herrmann's einen Träger der Handlung und Empfindung. Nicht an ihm, sondern an den Römern erfüllt sich ein tragisches Geschick. Sie sind, nach der Ansicht des Dichters, ohne Noth, von den Deutschen nicht gekränkt und verletzt, aus Herrschbegier und „Dämonenstolz" in Germanien eingefallen und erleiden die gerechte Strafe für ihren Uebermuth. Ich gestehe, daß mir dieser römische Hochmuth, die Gewaltthätigkeit der Proconsuln, die Knechtung der Barbaren in Grabbe's „Herrmannsschlacht", trotz der wunderlichen, oft burlesken und an die Puppenkomödie erinnernden Form, lebendiger, faßlicher entgegentritt, als in Kleist's Dichtung. Hier fehlt das Volk ganz, nur die Fürsten reden, verhandeln, schlagen. Von den Gräueln der Römer wird wol berichtet, aber außer dem Frevel an Theuthold's Tochter sehen wir nichts, weder „von der ersten" noch von der letzten „Plage, mit Hohn auf uns herabgeschickt" — ja, wir sind nicht sicher, daß Herrmann den größeren Theil der Schandthaten absichtlich herbeigeführt hat, um die Cherusker gegen die Römer aufzuhetzen. Aber Lug und Betrug, der ganze „Witz eines Wilden", wie der sterbende Varus die Handlungsweise Herrmann's mit tragischer Ironie nennt, all' diese Hinterlist können für uns Herrmann's große Seele nicht verdunkeln. Weit über das Menschliche hebt ihn der Haß gegen das Römerthum, die Liebe für sein Vaterland hinaus. Er will nichts für sich; was er thut, vollendet er des Ganzen wegen, zur Befreiung Germaniens. Da gilt ihm kein Mittel zu niedrig oder zu abscheulich, er ist wie Rostopschin, der mit überlegter Absicht Moskau in Brand steckt. „Ganz Teutoburg siehst du in Schutt und Asche," sagt ihm klagend Eginhardt. „Mag sein," antwortet er ihm gelassen, „wir bauen uns ein schön'res auf." Der Held in ihm ist eben in der entscheidenden Stunde größer und gewaltiger, als der listige Barbar, seine Begeisterung ergreift uns und reißt uns mit sich fort in die Römerschlacht. Schwerer findet man sich in den Charakter Thusnelda's. Kleist denkt sie sich im Anfang als eine norddeutsche Edeldame, schön, gutmüthig, ein wenig beschränkt, die rasch, wie er es nur zu oft erfahren haben mochte, von den leidenschaftlichen Liebesbetheuerungen eines jungen französischen Officiers bethört wird; sie nimmt diese Art Huldigung, die für ihn eine Kurzweil und eine Ausfüllung müßiger Stunden im Standquartier ist, ernsthaft. In dieser Herzensirrung liegt der Ansatz zu einem tragischen Conflict. Daß nun aber diese gute, blonde, übernaive Thusnelda —

Herrmann nennt sie bezeichnend „Thuschen" — sich plötzlich, weil Ventidius die ihr geraubte Locke als „Probe ihrer Haare" der Kaiserin Livia nach Rom schickt, in eine gräßliche Furie verwandelt, die den verliebten Jüngling von einer Bärin zerreißen läßt, ist mehr eine Umdichtung als eine Entwickelung des Charakters. Die naive Schöne war nur eine Maske, aus der Verhüllung tritt uns die heroische Barbarin medusengleich entgegen.

Ueber die Erwartungen der Freunde der Dichtung hinaus — und wer bewunderte nicht ihren lyrischen Schwung, die energische Kraft in der Zeichnung der Hauptfiguren, die Tiefe und Gewalt einzelner Scenen, die über den geringen dramatischen Gehalt des Ganzen den Leser wie den Zuschauer hinwegtragen? — war der Eindruck der ersten Vorstellung ein überwältigender. Seit dem Abend, wo Brachvogel's „Narziß" zum ersten Male auf unserer Bühne erschien, entsinne ich mich keines Trauerspiels, das eine ähnliche Wirkung hervorgebracht hätte. Mit den Hauptdarstellern konnte man, nach dem Maße ihrer Kraft, nach ihrer Persönlichkeit, wol zufrieden sein. Herr Berndal gab seinem Marbod in der Scene mit Herrmann's Kindern eine Würde, eine Väterlichkeit, eine so glückliche Mischung von Ueberlegung und Vertraulichkeit und darauf, als er den Verrath der Römer erfährt, in dem Ausbruch des Zorns eine Schrecklichkeit, wie sie besser und natürlicher der Dichter selbst von keinem Schauspieler hätte fordern können, eine ebenso lebenswahre wie wirkungsvolle Leistung. Herrn Ludwig fehlt es als Herrmann zu sehr an der überragenden Größe und Stattlichkeit der Erscheinung, hier und dort trat die naive Schlauheit, der Witz des Barbaren und die Freude darüber, so kluge Gegner wie die Römer zu überlisten, vor der bewußten Staatsklugheit zu sehr zurück, dafür schlug in andern Momenten die heroische Empfindung mächtig durch. Den ersten Scenen mit Thusnelda wußte der Darsteller den Schein des Scherzhaften und Spielenden mit vielem Geschick, ohne Uebertreibung und Verletzung, zu bewahren. Mit vortrefflichem Spiel kam ihm hier Fr. Erhartt zu Hülfe, der die Thusnelda noch überzeugender und gleichsam wirklicher anstehen würde, wäre ihr Costüm malerischer und barbarisch prächtiger gewesen, hätte eine doppelt und dreifach so üppige Fluth rothgoldenen Haares die Fürstin von Cheruska umflossen. Im Ausdruck des Zornes und der Wuth sucht Fr. Erhartt jetzt ihres Gleichen auf der deutschen tragischen Bühne, und so gelingt ihr denn der Ausruf und die Geberde des namenlosen Erschreckens und der unterdrückten Empörung, als sie den Verrath und die Schuld des Ventidius aus seinem Briefe an die Kaiserin gelesen, in ergreifender Weise. Herr Kahle zeichnete seinen Varus zu sehr in die Dessoir'sche Schablone des Talbot hinein, eine Figur voll Anstand, aber ohne tiefere Eigenart. Im Ensemble kamen die Scene zwischen der Alraune und dem römischen Feldherrn, der Bardengesang, die Ermordung des deutschen Mädchens, trotz des Beifalls, den sie fanden — sie tragen eben etwas Unverwüstliches in sich — nach meinem Gefühl nicht zur vollen Leibhaftigkeit; dem ersten Auftritt gebrach es an Schauer, den beiden andern an tragischer Größe. Sie waren von einem komödiantenhaften Zuge angekränkelt. Die „süßen Alten", die so gemüthlich wie nur je ein Opernchor, von Fackeln beleuchtet, zusammensitzen und ihren Gesang anheben, würden, ohne Kleist's herrliche Worte, statt unserer Bewunderung unser Gelächter herausfordern. Für die Ausstattung war nach Möglichkeit gesorgt; drei neue Decorationen sind ein ungewöhnlicher Luxus für ein „klassisches" Drama. Eine gewisse Wahrheit läßt sich der ganzen Einrichtung nicht absprechen, wir empfangen wenigstens eine ungefähre, nur im Einzelnen nicht sorgsam und künstlerisch genug durchgebildete Vorstellung von Land und Wohnung, Sitte und Tracht unserer Ahnen. Gegenüber der früheren Nachlässigkeit in diesen Dingen, der Geringschätzung der Aeußerlichkeiten, die sich noch dazu in die Brust warf und für „ideale Kunstanschauung" ausgab, ist ein großer Fortschritt zum Besseren geschehen. Unverkennbar wirkt der Einfluß der Meininger nach.

Die übrigen Theater haben sich wieder mit den Gaben aus der Fremde begnügt. Für den Betrachter in ermüdender Eintönigkeit wechselt im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater „Giroflé-Girofla" mit der „Fledermaus" und „Mamsell Angot"

ab, und als sei es an Einer Bühne für die Opernposse noch nicht genug, führt jetzt auch das Wallner-Theater, Abend für Abend, eine Offenbachiade: „Schönröschen", auf. Das ganze Stück scheint einzig einer Auskleidescene wegen da zu sein, die nach den ersten Aufführungen indessen keine Gnade vor der Sittenwächterin, der Polizei, fand und jetzt leidlich unschuldig und harmlos verläuft. Ich bedauere, daß diese Stätte unserer Localposse nun auch von der französischen Cancan-Muse erobert worden ist. Seit Moser's „Ultimo", das im März des vergangenen Jahres einen so wohlverdienten Erfolg gewann, hat die Leitung des Wallner-Theaters hin und her getastet, ohne eine Neuigkeit zu finden, welche den alten Traditionen des deutschen Lustspiels, der Berliner Posse getreu, mäßigen Ansprüchen des guten Geschmacks genügte und das Publicum dauernd zu fesseln vermöchte. Das Stadttheater hat Sardou's „Onkel Sam", eine Satire der nordamerikanischen Zustände, das Residenztheater Octave Feuillet's „Dalila" aufgeführt. Sardou's Stück läßt den geistvollen Verfasser der „Fernande" kaum wiedererkennen; eine Reihe von Scenen, die lose und unwahrscheinlich verknüpft sind, schildert übertreibend die politischen und gesellschaftlichen Sitten und Gewohnheiten der Yankee's, mit der sichtbaren Absicht, die französische Ritterlichkeit und Treue ihnen gegenüber in das schönste Licht zu setzen. „Onkel Sam" wie „Rabagas" gehören zu den satirischen Komödien; der aristokratische Dichter verhöhnt die Demokratie in jeglicher Gestalt; zuweilen denkt man dabei an Aristophanes. Leider ist das Gewebe der Fabel gar zu dünn, der Aufbau des Ganzen zu locker. Feuillet's Dramen: Dalila, Montjoye, Redemption, Le Sphinx, machen auf mich den Eindruck von Novellen, die ein eigensinniger Künstler in die dramatische Form gezwängt hat. Ueberall treten Brüche in dem Verlauf der Handlung, Charakterumwandlungen hervor, deren genauere Erklärung der Dichter dem gefälligen Zuschauer überläßt. Zwischen dem vorletzten und dem letzten Act liegt dann ein Zeitraum, den sich Jeder nach seinem Temperament länger oder kürzer vorstellen kann, um die Verwandlung des „eisernen Mannes" Montjoye in den sentimentalen petit papa, des strebenden, lebenslustigen Künstlers Roswein in den siechen und blasirten „Garnichts" sich vollziehen zu lassen. Für mich beruht der eigenste Reiz der Feuillet'schen Schöpfungen in der Harmonie, der Glätte und Feinheit ihrer Sprache; an dramatischer Kraft und Kühnheit halten sie keinen Vergleich mit den Werken des jüngeren Dumas, Augier's und Sardou's aus. Es ist Orangenblüthenwasser, kein Blut in ihnen. Die schöne Dame, die durch ihre „Liebe" in „Dalila" einen jungen Künstler zu Grunde richtet, hat von den großen Verführerinnen nur die Worte geborgt — eine junge kokette vornehme Frau, die heute diesen, morgen jenen Liebhaber nimmt und eben klug genug ist, immer nur weibische Männer, niemals einen Mann zu wählen. Trifft sie nun auf solchen blöden Thoren, wie diesen Roswein, so braucht sie keine besonderen Dalila-Künste, um diesen Miniatur-Simson seiner Locken zu berauben. Mir geht es mit diesem Drama, wie mit Paul Heyse's Novelle von der „ungarischen Gräfin"; ich begreife die vielumworbenen schönen und lebensgewandten Frauen nicht, die an so unbedeutende, nicht einmal hübsche und gefällige Burschen Zeit und Huld verschwenden. Der Ausgang ist dann in jedem Falle, ob der Jüngling oder die Frau nach der Meinung des Dichters „vernichtet" wird — in der Wirklichkeit pflegen Beide nach solchen Abenteuern gelassen weiter zu leben — für den Zuschauer kläglich und langweilig zugleich. In der Erzählung wird der unbehagliche Eindruck durch die eingehende feine psychologische Entwickelung gemildert, durch die Alfresco-Malerei des Drama's wird er verstärkt bis zur Unerträglichkeit.

Interessanter als diese Aufführungen war der Versuch, den das Residenztheater mit der Darstellung einer Komödie, Bulwer Lytton's „Geld", am 30. Januar gemacht hat. Ein gutes Menschenalter hat das Lustspiel hinter sich, aber die Frage, die es behandelt, veraltet nie. Immer wieder, in den verschiedensten Formen, bricht sie durch; wie die alte regiert sie die neue Welt. Kein Philosoph wird den Inhalt, den der Begriff „Geld" in seiner Allseitigkeit und Unvergänglichkeit umfaßt, ergründen, kein Dichter das Chamäleontische des „Geldes" schildern

können. Es ist zugleich die ewig ruhende Sphinx, die dem Menschen das Räthsel des Lebens stellt, und die stets bewegliche Chimäre, die uns mit all' unsern Hoffnungen und Wünschen auf ihrem Rücken dahinträgt. Der Mangel der Bulwer'schen Komödie liegt vor Allem darin, daß die Fabel nicht tief genug gegriffen ist. Ein armer, begabter junger Mann, Alfred Evelyn, der sich bisher im Hause eines reicheren Verwandten gleichsam „herumgestoßen" hat, wird unerwartet durch das Testament eines Vetters zu einem der reichsten Männer Englands. Leute, die ihn früher nie beachtet, vergöttern ihn nun; wie der Honig die Fliegen, zieht sein Reichthum die Menschen an. Aber zu einer ergreifenden und hinreißenden Schilderung der dämonischen Macht des Geldes, wie sie uns in Sealsfield's „Morton" entgegentritt, kommt es nicht; Bulwer hat sich mit einer Liebesintrigue begnügt. Ein armes Mädchen, Clara Douglas, hat Alfred's Bewerbung, trotz ihrer Neigung für ihn, zurückgewiesen: sie glaubt nicht an eine glückliche Ehe inmitten der Armuth und Noth; halb aus Verzweiflung, halb von dem Schein des Edelmuths und der Uneigennützigkeit getäuscht, verlobt sich Alfred mit einem andern Mädchen. Diese Verbindung zu lösen und die beiden Liebenden aus Irrung und Mißverständniß wieder zu einander zu führen, ist der Inhalt der Komödie. Nicht die erste, nur die zweite Rolle spielt das „Geld" in dieser Fabel. Besser sind dem Dichter einzelne Vorgänge, so die Testamentseröffnung im ersten, die Clubscenen im vierten Akte, mit charakteristischen Nebenfiguren voll Humor, gelungen. Es ist ein launiges, frisches Lebensbild aus der vornehmen englischen Gesellschaft, wie Bulwer sie zu malen liebt, nicht ohne sarkastische Züge, im Ganzen wahr und fein beobachtet, in den Frauengestalten voll Anmuth und Zartheit. Leider blieb die Darstellung hinter meinen Erwartungen zurück; Hr. Keppler machte aus Alfred Evelyn ein Mittelding zwischen Hamlet und Timon, nach der Haase'schen Schablone für solche Rollen; die Andern spielten die Bulwer'schen Ladies und Gentlemen doch gar zu sehr in die norddeutsche Spießbürgerlichkeit hinunter.

Stelle ich die Geduld des Lesers vielleicht auf eine zu harte Probe, wenn ich in dieser Berliner Chronik von einer Schauspielerin plaudere, die im Grunde nur in eine Pariser Chronik gehört, von Dingen, die überdies vergessen sind? Denn wohin ist der Ruhm der Rachel Felix, der einst so laut die Welt erfüllte; wohin sind ihre Phädra's, Hermione's, Camilla's, Roxane's! Mais où sont les neiges d'antan? Es gilt jedoch, eine französische Berühmtheit gegen einen Franzosen zu vertheidigen, die ihren stolzesten Tag in unserer Nähe, im Garten des Neuen Palais zu Potsdam, erlebte, als der damalige Herrscher der Welt, Nicolaus von Rußland, ihr vor dem ganzen Hofe die Hand küßte. Neulich veröffentlichte der „Temps" einen lehrreichen, mannigfach anregenden Vortrag des Akademikers Ernest Legouvé über „Samson und seine Schüler". Samson war ein mittelmäßiger, sehr brauchbarer und in zweiten Rollen gewandter Schauspieler des théâtre français, dagegen ein unübertrefflicher Lehrer und „Vortragsmeister", um das Laube'sche Wort zu gebrauchen. Jedermann weiß, daß Rachel Felix seine größte Schülerin gewesen, eine dankbare Schülerin, die nie angestanden hat, die Hälfte ihres Ruhms ihm zuzuschreiben. Legouvé erörtert nun in seinem Vortrage unter Anderm auch die Frage, ob die Rachel nur ein unvergleichlich großartiges virtuoses Talent, ob sie ein schöpferisches Genie gewesen? „Daß sie die Königin der Virtuosen gewesen," fährt er fort, „Niemand bestreitet es. Aber war sie, wie Lekain" — der, nebenbei bemerkt, in Erscheinung und Spielweise unserem Dessoir geglichen haben muß — „eins jener nachdenklichen und begeisterungserfüllten Genies, die sich, nachdem sie einmal die Regeln ihrer Kunst erlernt haben, von ihrem Lehrer trennen und allein ihren Weg gehen? Oder hat im Gegentheil ihre Inspiration, so mächtig sie war, immer eines Führers bedurft?" Legouvé entscheidet sich für die letztere Ansicht. Nach ihm war Rachel Felix nichts ohne Samson. Es bedarf nicht des Hinweises, daß er als Akademiker seine Behauptung in so zierliche Redewendungen einkleidet, daß ein Pariser kaum einen Anstoß daran nehmen kann. Mich kümmern aber seine vortrefflich stilisirten Einschränkungen nicht, sondern nur der Kern seiner

Meinung. Die meine ist der seinen durchaus entgegengesetzt. Rachel Felix war ein geborenes, ein ursprüngliches tragisches Talent, das größte, das ich jemals auf der Bühne gesehen. In Samson's Schule hat ihr Genius vielleicht diese und jene Wendung gelernt, die anders ausgefallen wäre, wenn statt Samson etwa Talma ihr Lehrer gewesen. Aber ihr Wesen wurde von den guten Lehren des Schulmeisters nicht berührt. Zur Stütze seiner Behauptung führt Legouvé folgende Anekdote an. Eines Tages kömmt ein Freund zur Rachel: er findet die Künstlerin aufgelöst in Thränen. Sie hat sich mit Samson entzweit, sie will das Theater verlassen. Der Freund versucht, sie zu beruhigen und erinnert sie an ihr Genie. „Ach was, mein Genie!" Ich sehe sie vor mir, wie sie diese Worte mit einer unnachahmlichen Geberde der Verachtung gerufen haben mag. „Ich bin nichts ohne Samson. Ich finde wol einzelne Effecte, Naturlaute der Leidenschaft, den Ausdruck der Wahrheit, aber das Ganze einer Rolle erschreckt mich. Samson mit seinem Scharfsinn führte mich, ohne mich je dabei zu hindern. Er gab mir Gedanken, die andere Gedanken erzeugten; selbst entfernt von ihm, arbeitete ich noch mit ihm. Unaufhörlich wiederholte ich mir, was er mir gesagt hatte; und des Abends, auf der Bühne, fielen mir seine Betonungen ein, und ich brachte sie in meiner Weise und wie durch Eingebung hervor." Und dies Geständniß, in dem ich nichts als die Lauterkeit eines dankbaren Herzens erkennen kann, wird gegen den Genius der Rachel in's Gefecht geführt. Rachel Felix etwa auf dem Standpunkt der Charlotte Wolter! Virtuosin in einzelnen Augenblicken, unfähig, eine Rolle zu beherrschen und durchzuführen! Man kann nicht schiefer urtheilen. Signora Ristori war die Virtuosin, die Rachel war der Genius; die erste eine Nachtigall im Fliedergebüsch, die andere ein Adler, der zur Sonne fliegt. Niemals hat die Ristori jene tragische Erhabenheit zu versinnlichen vermocht, trotz der wunderbaren Plastik ihrer Bewegungen und ihrer melodischen Sprache, wie die Rachel; wie weit stand ihre Phädra hinter der ihrer großen Nebenbuhlerin zurück! Ich habe es schon einmal an einem andern Orte gesagt, daß wir Deutsche den Genius der Rachel viel richtiger erfaßt und viel verständnißinniger gewürdigt haben, als die Franzosen. Freilich, wenn man Theodor Rötscher's Recensionen über die Darstellungen der Rachel mit denen Jules Janin's über sie vergleicht — wie grau und dürftig nimmt sich in Hinsicht auf die vollendete, künstlerisch abgerundete, blühende und tönende Rede der deutsche Bericht neben dem französischen aus: eine Dornenhecke gegen einen Rosenstrauch! Wägt man aber die Gedanken, wie unbedeutend erscheint da das „geistreiche" Geplauder des Königs der Feuilletonisten! Rötscher nun gehörte wahrlich nicht zu Denen, die der sinnliche Eindruck, die Virtuosität einer schauspielerischen Leistung blendet und hinreißt; aber derselbe Zauber, der mich bezwang und nach fast fünfundzwanzig Jahren noch in der Erinnerung unter seinem Banne festhält, rührte den trockenen, ein wenig pedantischen Hegelianer. Nein, die Rachel war nicht das Echo Samson's; sie hatte von ihm gelernt, wie Rafael vom Perugino, sie hatte einzelne seiner Töne, seiner Farbengebungen, gewisse Anschauungen, weil sie ihrem Wesen verwandt waren, von ihm angenommen und mit ihrem Selbst verschmolzen, sie mochte den geübten Praktiker oft und gern um Rath fragen, weil sie, hitzig und stürmisch, ihrem Urtheil mißtraute — aber was sie auf der Bühne den entzückten, den erstarrten Zuschauern zu sehen und zu hören gab, das war nicht Samson's, das war ihr Eigenthum, das war der Gott, der in ihr waltete, kein Papagei, den, wie Legouvé uns weismachen will, ein „Vortragsmeister" Corneille und Racine sprechen gelehrt.

Karl Frenzel.

Aus dem Berliner Opernhause.

Berlin, Mitte Februar 1875.

Das Repertoire der königlichen Bühne meint es diesen Winter gut mit der einheimischen Production. Dem Taubert'schen „Cesario" ist als zweite Novität der Saison Richard Wüerst's dreiactige komische Oper „A-ing-so-hi" gefolgt, ebenfalls das Werk eines in unserer Mitte lebenden Componisten, dessen nun schon durch dreißig Jahre fortgesetzte emsige Thätigkeit über alle Gattungen der Kunst sich erstreckt. Von seinen dramatischen Arbeiten stehen der „Stern von Turan", in welchem einst Pauline Lucca geglänzt, und der „Faublas", der im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater eine ganze Reihe von Wiederholungen erlebte, beim Berliner Publicum in freundlichem Andenken. Nichts fällt einem deutschen Musiker seltener in die Hand, als ein brauchbares Libretto. Die neue Wüerst'sche Oper kann sich eines solchen Glücksfanges rühmen. Das Textbuch — Ernst Wichert, der Autor von „Ein Schritt vom Wege", ist der Verfasser — trägt durchweg den Stempel bühnengewandter Sicherheit und Schlagfertigkeit. Französischen Mustern, namentlich Scribe's erfindungsreicher Muse, der unermüdlichen Arbeitsgenossin Auber's, hat es manche Vortheile abgesehen: das sorglose Scherzando der Handlung, die nachgiebige Biegsamkeit der Charaktere, die flotten Wechsel der Situationen. Einer italienischen Novelle von Barrili ist der Stoff entlehnt. Die erste Scene zeigt uns ein geräuschvolles Gelage, bei dem auch das schöne Geschlecht nicht fehlt. Die Gäste rüsten sich eben zum Aufbruch; sie haben sich offenbar weit besser unterhalten, als ihr Wirth, der reiche genuesische Advocat Fenoglio, ein bereits etwas blasirter Junggeselle in mittleren Jahren. Er trägt die Maske eines Mandarinen. Bedächtig öffnen sich seine müden Lippen zu jenen chinesischen Lauten, die der Oper den Namen gegeben. Als scherzhafte Parole machen sie später die Runde unter sämmtlichen Personen. Endlich ist der Urheber des Festes allein mit seiner Langenweile. Gähnend wiederholt er sich die Lehren, die er als Summe aller Lebensweisheit eben aus dem Munde seines jungen Freundes Felix vernommen. Er soll unbekümmert die Gunst des Zufalls walten lassen, mit ihm Blindekuh spielen. Kaum hat er die Augen geschlossen, als ihn ein plötzlicher Lärm aufschreckt. Sich gegenüber erblickt er eine Unbekannte und an der Thür zwei Polizeidiener. Jene, Felix' schöne Cousine Laura, hat unter dem Schutze der Nacht ihre Freundin Erminia, die Tochter eines nach London geflohenen Mazzinisten, besuchen wollen und, von den Beamten der öffentlichen Sicherheit verfolgt, sich in das erste beste Haus geflüchtet, das sie noch offen gefunden. Sie gleicht auf ein Haar der Angela im schwarzen Domino, die ein ganz ähnliches Abenteuer besteht. Fenoglio, rasch in's Einverständniß gezogen, stellt den unerwarteten Gast als seine ihm eben vermählte junge Frau vor. Die Häscher kehren unverrichteter Sache heim, und in dem Schlußduett des ersten Actes knüpft sich schnell

ein Band zwischen dem Herzen des durch die Laune des Zufalls zusammengeführten Paares. Der Advocat begehrt den Namen seiner anmuthigen Clientin zu wissen, sie entzieht sich ihm jedoch mit der Verheißung, der Zufall werde schon Alles in's Klare bringen. Im zweiten Act wiederholt sich dasselbe Spiel mit Erminia. Der Polizeidirector Gallesi und Felix sind diesmal die Getäuschten; von jenem, der, durch seine Leute von der nächtlichen Scene unterrichtet, die jungen Eheleute begrüßen will, empfängt Laura's Freundin Glückwunsch und Strauß. In einer Consultation mit Fenoglio überrascht, weiß sie kein anderes Mittel, um allen lästigen Nachforschungen zu begegnen. Felix hat aber in ihr die Geliebte seiner Jugend wiedergefunden und glaubt sich schnöde verrathen. Der letzte Act löst, wie es seine Schuldigkeit ist, alle Irrungen und Mißverständnisse. Noch einmal kreuzen sich Laura's und Angela's Wege. Als Dienerin verkleidet, erscheint die erstere auf einem von ihr veranstalteten Gartenfest, zu dem auch Fenoglio geladen worden. Er läßt sich nicht abhalten, ihr Hand und Herz zu bieten, und erndtet den verdienten Lohn für seine Treue und Uneigennützigkeit. Felix schließt die gerechtfertigte Erminia in seine Arme.

Obwol der Genius unseres Volkes sich die Welt der Töne so völlig zu eigen gewonnen, wie der keines anderen, sind doch seit jeher die Blüthen sehr spärlich gewesen, welche die komische Oper auf deutschem Boden getrieben. Was sie ihm innerhalb dieses Jahrhunderts verdankt, ist mit den drei Namen Lortzing, Flotow und Nikolai zusammengefaßt. Die Gottesgabe des Humors, blieb sie etwa unseren Musikern versagt? Wahrlich nein, ihre Werke bezeugen das Gegentheil. Warum sind wir denn aber so reich an heiteren Tongebilden jeder Art und doch so arm an komischen Opern, daß wir uns die letzteren beinahe immer aus Italien oder Paris holen mußten? Genau aus demselben Grunde, der unsere Theater genöthigt, fast ihren gesammten Lustspielbedarf der französischen Bühne zu entlehnen. Aber auch jenseits der Alpen und der Vogesen ist es immer stiller geworden. Hier wie dort hat die heitere Musik ihr Antlitz verhüllt, Donizetti und der langlebige Auber sind die letzten gewesen, deren Haupt sie mit ihren bunten Kränzen geschmückt. Je lauter und ausschließlicher die Oper in unseren Tagen vom Kampfgetümmel der Leidenschaften widerhallt, um so mehr muß man es willkommen heißen, wenn sie einmal ihre Stirn entrunzelt und zu Klängen der Lust und Freude die Lippen öffnet.

Ein rasch und mühelos gestaltendes Talent hat der Wüerst'schen Partitur seinen Stempel aufgedrückt. Zwar einen ausgeprägten Charakterkopf zeigt uns der Componist nicht. Der Erfindung fehlt bei aller Rührigkeit jede prägnantere Eigenart. Die Formen, in denen sie sich bewegt, sind knapp und eng, der Weise des Singspiels zugewandt. Keiner der drei Acte hat ein im größeren Stil ausgeführtes Finale. Sehr leicht gewogen sind zumeist die Motive, welche den einzelnen, durch gesprochenen Dialog getrennten Musikstücken zu Grunde liegen. Weit mehr Situationsmalerin als Seelenkünderin, umspielt die Tonsprache die Oberfläche der Handlung, ohne irgendwo den Versuch zu machen, in die Tiefe zu dringen. Sie hat indessen ein gutes Gewissen und ein ehrliches Gesicht, liebkost nicht die niedrigen Neigungen der Massen und will ebensowenig durch gezierte Vornehmheit, durch künstlich aufgebauschtes und gespreiztes Wesen uns imponiren. Nirgends verleugnet sie ihre zwanglose Natürlichkeit. Zu loben ist vor Allem die Führung des Orchesters, das mit klugem Verständniß den Vorgängen auf der Bühne sich anschmiegt, sie mit feinen Fäden umspinnt, keine Gelegenheit zu allerlei schalkhaften Deutungen und Illustrationen ungenutzt läßt. Nur auf glatten, freundlichen Wegen wandeln die Stimmen, ihr Element ist die gegliederte Gesangsmelodie. Am reichsten ausgestattet ist der zweite Act, drei Treffer sind auf ihn gefallen, nämlich die lustige Arie des Dieners Filippo, der kleine muntere Zwiegesang zwischen ihm und seinem Herrn und ein später zum Terzett sich erweiterndes Duett. Die aufdringliche Galanterie, redselige Biederkeit und gespreizte Würde des Polizeidirectors, der dabei die Hauptrolle spielt, sind auf's Artigste persiflirt. Der erste Act muß sich mit einem kärglich bemessenen musikalischen Pflichttheil begnügen, der dritte bescheert uns einen zierlichen Walzer und ein anmuthiges, Mendelssohn

zugeeignetes Frauenduett. Um die Ausführung machten sich namentlich die Herren Salomon, Betz und Krolop, die Damen Lehmann und Kupfer-Berger verdient. Das Publicum nahm die neue Gabe wohlwollend entgegen. Am Schluß rief es den Componisten und die Hauptdarsteller. Auf jeder kleineren Bühne würde das harmlose Werk noch eine viel bessere Figur gemacht haben, als in unserem Opernhause. Zu kämpfen hatte es hier nicht allein mit der Mißgunst der akustischen Verhältnisse, die z. B. den gesprochenen Dialog geradezu erdrückte, sondern überhaupt mit dem ihm und seinesgleichen unfreundlichen genius loci. Wie heimathlos erschien es in dem großen, anspruchsvollen Rahmen.

Verdi's „Aïda" hat sich im Repertoire einen gesicherten Platz gewonnen. Ueberwiegend günstig war der Eindruck gewesen, den mir die erste Bekanntschaft mit dem Werk hinterlassen, und das wiederholte Hören hat ihn nicht Lügen gestraft. Schon durch ihren Text unterscheidet sich die „Aïda" vortheilhaft von den älteren Geschwistern. Die an den Zuschnitt der alten Opera seria erinnernde Handlung verläuft schlicht und natürlich. Nur musikalisch geartete Situationen bot sie dem Tonsetzer dar. Wol geht ihr der Reiz spannender Gegensätze ab, allein sie verzichtet dafür auch auf jene Romantik des Häßlichen, die uns in den Gestalten des Trovatore, Rigoletto, der Traviata angrinst. Die Personen, mit denen wir es zu thun haben, sind geistig und physisch von geradem, gesundem Wuchse. Es fehlt ihnen jeder pathologische Zusatz, weder durch die scharfe Würze des Verbrechens, noch durch das Grauenhafte der äußeren Erscheinung, oder die in Folge körperlichen Siechthums der Seele angekränkelten Züge des Leidens werben sie um unsere Theilnahme. Reinere Luft weht auch in den Tönen, sie befleißigen sich einer vornehmeren, gemesseneren Haltung. Der an der Schwelle des Greisenalters stehende Componist hat es nicht verschmäht, seine Phantasie in eine strengere Zucht zu nehmen, ihr die rohen Triebe und fahrlässigeren Gewohnheiten zu wehren. Es sind Stimmen laut geworden, welche diese Bekehrung zum Stichblatt ihres Spottes gemacht. Mich dünkt sie in hohem Grade rühmlich, sowol in Rücksicht auf dieselben Charaktereigenschaften, die sie voraussetzt, wie auf die werthvollen Früchte, die sie gezeitigt. Verdi hat übrigens hier keineswegs sein künstlerisches Glaubensbekenntniß gewechselt. Die musikalische Substanz blieb dieselbe, wie in den früheren Arbeiten, lediglich die Zubereitung ist sorgfältiger und stilvoller. Die Stimmen und Instrumente befleißigen sich milderer Sitten, gehen gegenüber dem Sinn der Worte achtsamer und feinfühliger zu Werke. Vor Allem gewahrt man einen erheblichen Fortschritt in dem Aufbau der großen Ensemblesätze, in der Gruppirung des so weitschichtigen musikalisch-dramatischen Apparats zum imposanten Gesammtgefüge. Aus der Verbindung national-italienischer und französischer Opernelemente ist der Verdi'sche Stil hervorgegangen. Auch die „Aïda" trägt durchaus dies Gepräge. Zwar entlehnt sie dem Lohengrin ein paar melodische Wendungen und die Vorliebe für die Leitmotive, aber bei solchen rein äußerlichen Beziehungen hat es sein Bewenden. Um so inniger ist ihr Verhältniß zu Meyerbeer und insonderheit zur Afrikanerin, deren Einfluß sich auf Schritt und Tritt bemerklich macht. Die erste Hälfte des Werkes scheint mir bei Weitem bevorzugt. Sie enthält kaum eine einzige, gänzlich werthlose Nummer. In fast ununterbrochener Reihe folgen einander gefällig anmuthende oder dramatisch-bedeutsame Tongebilde. Allenthalben sprudeln frische Quellen des Wohllauts, so in Aïda's weich hingegossener Arie, so weiterhin in dem kräftig einschlagenden Satz: „Zu des Niles heiligen Ufern", endlich in der den ersten Act krönenden Schlußscene. Die reichste Fülle von Farben und Gestalten, zum harmonischen, stimmungsvollen Gesammtbild verschmolzen, breitet dieses Finale vor uns aus. Sein exotischer Anhauch erhöht den Reiz. Ein paar Anklänge an alt-ägyptische Weisen sollen hier, wie im Beginn des dritten Actes, eingeflochten sein. Von glücklichster Wirkung ist der Wechsel zwischen Moll und Dur, Chor- und Sologesang, Frauen- und Männerstimmen. Weder an Mannigfaltigkeit des Inhalts und des Ausdrucks noch an Sicherheit und Festigkeit der Formen steht das zweite Finale hinter dem ersten zurück. Auch in ihm zieht das bewegteste Leben,

zu einem gewaltigen Strom zusammengefaßt, an uns vorüber. Nie hat die Hand des Componisten lieblichere Klänge geweckt, als in dem melodischen Wechselgesang zwischen der Prinzessin und ihren Sclavinnen. Die letzten beiden Acte bekennen sich mehr zur älteren Weise Verdi's. Auch in ihnen fehlt es nicht an Zügen der Charakteristik, wie sie nur einem Tondichter von hervorragendster dramatischer Begabung sich darbieten, aber dazwischen liegen breite, unwirthbare Strecken. In den Vordergrund gestellt ist das Bravourbedürfniß der Stimmen, ihnen immer von Neuem zum lautesten Trompetengeschmetter des Ausdrucks das Signal gegeben. Dem äußeren Glanz der Klangwirkung, auf den hier allenthalben gezählt worden, bleibt die Ausführung bei uns Manches schuldig. Für die Wiedergabe der Titelrolle besitzt der zartbesaitete Sopran der Frau Mallinger zwar alle nur wünschenswerthe Weichheit, Anmuth und Süßigkeit, aber keineswegs die erforderliche Macht und Fülle. Namentlich der Tiefe fehlt jede kräftigere Resonanz. Nur bleiche, schwankende Tonschatten sind es, welche der Künstlerin in der unteren Hälfte der eingestrichenen Octave zu Gebote stehen. Der Radamès des Herrn Niemann muß aber vor der hohen Lage seiner Partie die Waffen strecken. Lediglich die ersten beiden Acte kommen deshalb auf unserer Bühne zu ihrer vollen Geltung, während die letzte Hälfte des Werks nach allen Seiten hin Einbußen erleidet.

Eine anachronistische Laune des Repertoires war der Versuch, Verdi's „Ernani" wieder zurückzurufen unter die Lebendigen. Als das Werk vor einunddreißig Jahren in die Oeffentlichkeit trat, machte es in Deutschland ein gewisses Aufsehen. Deutlich kund that sich in ihm ein ungewöhnliches Talent für den packenden Theatereffect, das freilich noch aller musikalischen Zucht und Sitte unbekümmert in's Angesicht schlug, in dem rohsten Kraftstil, den wildesten Grimassen des Ausdrucks sich tummelte. Mit finster gerunzelter Stirn erschien die Muse des Componisten, selbst ihre Schmeicheleien hatten einen ätzenden Beigeschmack. Wie lauter Wehrufe, Verwünschungen, Flüche klang die Sprache, die sie redete. „Was sie sinnt, ist Schrecken, und was sie blickt, ist Wuth," konnte man von ihr behaupten. Sie war das leibhaftige Kind jenes Italiens, das unter dem Druck der Fremdherrschaft zu lächeln verlernt, gab Zeugniß von dem Stimmungscharakter einer Periode voll gährender Unzufriedenheit, heimlicher Verschwörungen und revolutionärer Gewaltthaten. In den späteren Arbeiten Verdi's ist nicht allein seine Technik ungleich gelenker, auch die Erfindung strömt voller und weicher. Freche Marsch- und Tanzrhytmen, tobsüchtiges Unisono der Stimmen, dröhnendes Blechgeschmetter oder armseliges Guitarrengeklimper der Begleitung und ähnliche Ohrenplagen sind im „Ernani" bis zur Unerträglichkeit gehäuft. Allenthalben begegnet man melodischen Zwangsanleihen bei der „Lucia" und „Lucrezia". Schwerer als die ganze Partitur wiegt das eine Quartett im „Rigoletto" oder das Miserere im „Trovatore". Hält man den jugendlichen Wildling und die „Aida" gegeneinander, so staunen wir über den glänzenden Sieg, welchen zäher Fleiß und eiserne Willenskraft einer von Haus aus so spröden, unbändigen Künstlernatur abgerungen.

Bereits zweimal war das Werk im Laufe der Jahre auf unserer königlichen Bühne erschienen, um nach wenigen Abenden wieder zu verschwinden. Bei seiner erneuerten Darbietung hatte man die vier Acte in drei zusammengezogen und die blutige Schlußkatastrophe beseitigt. Das schwergeprüfte Paar wurde nicht mehr durch den rachsüchtigen Silva aus der Seligkeit der Flitterwochen aufgeschreckt, es durfte einer langen, gesegneten Ehe entgegen sehen. Nichts konnte dem Charakter der Handlung und Musik mehr widersprechen, als eine solche Lösung, welche den von jenen in Bewegung gesetzten tragischen Gewalten die ihnen verfallenen Opfer unterschlug. Wenig Dank gewann sich Herr Niemann in der Titelrolle, welche seiner Meisterschaft in den Künsten des declamatorischen Gesanges jeden Spielraum versagte. Schwer trug er an der Bürde einer Aufgabe, die seine besten Vorzüge versteckte, dagegen die Unbotmäßigkeit des hohen Registers wie manches andere Deficit erbarmungslos bloßstellte. Herr Betz häufte auf die Partie des Königs Carl alle Kraft und Fülle seines begnadigten Barytons. Das Publicum hatte mit seiner Theilnahme die Aufführung

des „Ernani" gänzlich im Stich gelassen. Von einem Jahr zum anderen geräth unser Opernrepertoire immer mehr in die Enge. Bei der dürftigsickernden Production der Gegenwart reicht der Zuwachs an Neuem lange nicht hin, den durch Abnutzung des Alten verursachten Ausfall zu decken. Groß ist die Verlegenheit, eine Bühne zu versorgen, die zehn Monate hindurch fast Tag für Tag beschäftigt werden muß. Philosophische Gleichgültigkeit gegen leere Zuhörerräume wird ihr gewiß Niemand zumuthen. Daß sie aber nicht bei jeder Gabe auf volle Häuser rechnen darf, liegt auf der Hand. Da ihr doch viel mehr Abende zur Verfügung stehen, als zugkräftige Werke, sollte sie es sich nicht nehmen lassen, an solchen Partituren Großmuth zu üben, welche durch den inneren Werth die ihnen erwiesene Gunst verdienen. Das Bewußtsein der guten That, die Mehrung des künstlerischen Ansehens würden dann wenigstens für den bescheidenen äußeren Erfolg einigen Ersatz gewähren. Spontini und Marschner fehlen z. B. schon längst in unserer Tagesordnung. Wäre es nicht recht und billig, ihnen einmal wieder das Stichwort zu geben?

Auf's Ueppigste wuchern in unserer Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen die Gastspiele. Für eine Menge von kleinen Theatern sind sie im täglichen Kampf um's Dasein das einzige Rettungsmittel. Sie liefern den Directoren die Kassenmagnete, welche ihnen den ganzen, zur Herstellung eines wohlgeordneten Gesammtorganismus erforderlichen Aufwand an Sachkunde, Mühe und Kosten abnehmen. Aber auch für die größeren Bühnen sind Gastspiele eine Nothwendigkeit, nur haben sie hier einen anderen Zweck, es pflegt sich bei ihnen zumeist um die Prüfung neuer Kräfte zu handeln, bevor sie endgültig dem Personalbestand eingereiht werden; je zahlreicher der letztere ist, um so häufiger bedarf er der Ausbesserung und Ergänzung. Dieser ununterbrochene Stoffwechsel macht der Verwaltung viel zu schaffen, nöthigt sie, allerwärts die Augen und Ohren zu haben, immer von Neuem ihre Netze nach leistungsfähigen Stimmen auszuwerfen und den eingefangenen Gelegenheit zu geben, sich dem Publicum vorzustellen. Seit Diener's Abgang ist Niemann unser einziger Heldentenor. Der Umfang des ihm zugewiesenen Fachs heischt dringend eine Arbeitstheilung. In der Person des Herrn Ernst präsentirte sich ein Bewerber, dem von Leipzig aus ein guter Ruf voranging. Er wies in der That eine Reihe recht schätzenswerther Eigenschaften auf. Seine Stimme hat jenen barytonähnlichen Klang, wie er nothwendig zur glaubwürdigen Vertretung aller Tenorpartien gehört, deren Attribut nicht allein die Leyer, sondern zugleich das Schwert ist. Dazu kommt eine sichere Intonation, Reinheit und Deutlichkeit der Aussprache, Fleiß und Sauberkeit der musikalischen Gestaltung. Das Organ ist indessen nicht verschwenderisch mit sinnlichem Reiz ausgestattet. Als Bariton hatte es seine Theatercarriere begonnen und wurde erst nachträglich in die Tenorlage hinaufgerückt. Wie stets in solchem Fall ist der Ton etwas zu stumpf, dunkel und gedeckt. Er vermag weder, durch fernhin strahlenden Glanz dem Ohre zu imponiren, noch ihm durch süßen Wohllaut zu schmeicheln. Die Stimme muß ihre Kraft vorsichtig zu Rathe halten, gegenüber den erbarmungslosen Dimensionen unseres Opernhauses hat sie einen schlimmen Stand. Leicht kommt sie in Gefahr, von dem vereinigten Klanggewoge des Orchesters und Chors überfluthet zu werden. Ihr höchstes Register ist kein Gnadengeschenk der Natur, sondern ein behutsam zu verwendender Erwerb der Bildung. Alle diese Dinge fesseln dem Vortrag gerade bei den entscheidenden Höhepunkten der Handlung einigermaßen die Schwingen. Unser, an Niemann's eminent dramatischen Stil gewöhntes Publicum fand die Gestalten, in welchen der Gast vor ihm erschien (es waren der Adolar in der Euryanthe, Walter von Stolzingen in den Meistersingern und Manrico im Trovatore), zu matt und unansehnlich. Dennoch hat die Intendanz Herrn Ernst in das Personal der königlichen Bühne aufgenommen und, wie ich glaube, wohl daran gethan.

Auch das Gastspiel des Fräulein Minnie Hauk (sie erschien als Mignon, Mozart'sche Zerline, Rosina und Gretchen vor dem Berliner Publicum) ist kein fruchtloses gewesen. Die Intendanz ließ die reich begabte Sängerin nicht ziehen, ohne sich ihrer für die nächste Saison versichert zu haben. Manche, seit dem Abgang der

Lucca verwaiste Oper wird durch die neue Primadonna dem Repertoire zurückgewonnen werden. Die Stimme ist namentlich in der oberen Hälfte von großem Reiz, dem leidigen Tremoliren gänzlich abhold und in Sachen der Intonation äußerst genau. Man könnte die Behandlung des Tons musterhaft nennen, wenn er nicht in der Tiefe bisweilen aus der Art schlüge, sich gelegentlich darin gefiele, seinen natürlichen, keineswegs unkräftigen Wuchs durch ein künstliches Embonpoint zu entstellen, ihm gleichsam eine bauschige Crinoline umzuhängen. Diese Uebertreibung des Brustregisters, unter unseren Sängerinnen heut zu Tage so verbreitet, ist das Seitenstück zu dem süßlichen Falsettiren der Tenore und Bässe. In dem einen Fall macht sich die weibliche Stimme zur Carricatur der männlichen, im anderen geschieht das Umgekehrte. Hier wie dort ist es die gleiche Unnatur, gegen welche der feinfühligere ästhetische Sinn Widerspruch erhebt. Minnie Hauk verfügt über eine sehr ansehnliche Virtuosität. Sie hat das Piano, Crescendo, Decrescendo, Legato auf's Emsigste gepflegt und nicht minder die Coloratur. Die letztere ist bei ihr kein müßiges Spielzeug einer geläufigen Kehle, sondern stets charakteristisch gefärbt. Die Künstlerin nimmt es mit ihren dramatischen Obliegenheiten sehr sorgfältig und gewissenhaft. Voll Geist und Leben sind immer ihre Gestalten, wenn auch der wägende und wählende Verstand mehr Theil an ihnen haben mag, als die unmittelbare Empfindung, und auf die realistische Handgreiflichkeit des Ausdrucks hin und wieder ein zu großes Gewicht gelegt wird.

Otto Gumprecht.

Politische Rundschau.

Berlin, den 15. Februar.

Der deutsche Reichstag hat seine Arbeiten geschlossen. Das Bankgesetz, die Civilehevorlage und das Landsturmgesetz sind die Zeugen der nie ermattenden Arbeitsamkeit unserer Volksvertretung. Was namentlich das Bankgesetz betrifft, so ist ihm bereits an anderer Stelle dieses Heftes gebührende Würdigung geworden.

Inzwischen fand die Eröffnung des preußischen Landtags unter den denkbar günstigsten Auspicien statt. Die Thronrede, in all' ihrer Nüchternheit, war eine vollständige Musterkarte constitutionell-erfreulicher Ankündigungen. Vor Allem erschien das Finanzexposé des Vicepräsidenten des Ministerraths, Camphausen, als ein unerschöpfliches Füllhorn. Das gegenwärtig politisch thätige Geschlecht Preußens ist unter der wirthschaftlich-spartanischen Zucht jener Tage heran gereift, in welchen das Land noch die Lasten einer militärischen Rüstung zu tragen hatte, deren Ausdehnung für den Schutz des ganzen deutschen Vaterlandes berechnet war. Man lebte knapp und sparsam in allen Dingen, welche nicht mit der Wehrhaftigkeit der Nation in directem Zusammenhange standen. Heute beginnt man den Lohn für die jahrelange Entsagung einzuheimsen. Die preußischen Finanzen sind nicht nur im geordnetsten, sondern auch im blühendsten Zustande; sie gestatten nicht mehr blos eine Berücksichtigung des unbedingt Erforderlichen, sondern auch die Gewährung des Angenehmen, des „Superflu", welches dem staatlichen Leben gewissermaßen erst eine künstlerische Weihe verleiht. Freilich, sollten abermals Tage kommen, von denen es heißt, sie gefallen uns nicht — und welche Nation ist dagegen gesichert? — so würde die Entwöhnung von der holden Fülle, deren man jetzt genießt, gewiß manche traurige Reminiscenz hervorrufen — aber die Verwendung jener Mittel, über welche man gegenwärtig verfügt, ist eine Bürgschaft dafür, daß auch in diesem Falle die Widerstandskraft Preußens, wie die Reichthümer seines Bodens, seiner Bevölkerung und seiner Staatswirthschaft überhaupt sich entsprechend bewähren würden.

Dazu trägt natürlich auch ihr vollgemessenes Theil jene Reihe von Gesetzentwürfen bei, welche als Verwaltungsreform im edelsten Sinne die Grundlagen der großen Stein'schen Gesetzgebung aus den Jahren der tiefsten Erniedrigung gegenwärtig zum vollen Ausbau bringen. Auf die neue Kreisordnung folgt jetzt die Provinzial-Ordnung als sichtbare Krönung des Selbst-Regierungs-Gebäudes, welches in Preußen nunmehr zur stattlichsten Aufrichtung gelangen soll. Kein schöneres Zeugniß für die politische Reife des Volkes, als diese neue Stufe der Selbstverwaltung, die an den Gemeinsinn und die Aufopferungsfähigkeit der Bürger so hohe Anforderungen stellt. Die Ausdehnung dieser wichtigen Reform auf alle Theile der Monarchie, praktisch vielleicht nicht ohne Bedenken, entspricht doch zu sehr den Forderungen der Billigkeit, als daß man nicht über einzelne bureaukratische Einwürfe hinweggehen sollte. Wenn diese neue Verwaltungs-Einrichtung volles Leben gewonnen haben wird, dann darf dem preußischen Volke das glänzendste Zeugniß nicht versagt werden. In Frankreich, mag nun die herrschende Staatsform republikanisch oder monarchisch sein, wäre eine

solche Theilung der Regierungsgewalt, wie sie hier zwischen der Executive und dem Bürgerthum stattfinden wird, absolut undurchführbar, wie es denn auf dem europäischen Continent keine andere Großmacht giebt, die ein solches Experiment ungestraft für ihre staatliche Cohäsion wagen dürfte.

In den auswärtigen Angelegenheiten hatte auch in der jüngst verflossenen Periode die deutsche Politik ihr Wort in die Wagschaale zu legen. Zwar erwies sich die Depesche von der Landung deutscher Marinetruppen in Zarauz, um an den Karlisten für die Gustav-Affaire Vergeltung zu üben, als irrig; aber es ist nicht recht ersichtlich, welche Gründe, abgesehen von der geringen Zahl der damals an der cantabrischen Küste überhaupt verfügbaren militärischen Kräfte, Deutschland hätten abhalten sollen, sich selbst jene Genugthuung zu verschaffen, welche die Madrider Regierung jedenfalls zu schwach war, dem auf spanischem Territorium Beleidigten sofort zur Verfügung zu stellen. Es scheint nicht, daß alle maritimen Mächte diese Angelegenheit in so unverfänglicher Art aufgefaßt hätten. Man soll im Gegentheil von dieser und jener Seite die deutsche „Interventionslust" ziemlich deutlich „perhorrescirt" haben. Daß an keine Festsetzung der deutschen Macht an irgend einem spanischen Punkte zu denken sei, wie dies etwa englischerseits gerade in Spanien auf Gibraltar oder neuerdings erst noch bei Aden geschehen, durfte doch billig nicht übersehen werden. Glücklicherweise zeigten sich alle die freundschaftlichen Besorgnisse, welche bei diesem Anlaß zum Vorschein kamen, als gegenstandslos. Die Regierung des Königs Alphons XII. beeilte sich, noch vor ihrer Anerkennung, allen jenen Forderungen Erfüllung zu versprechen, welche man füglich an sie stellen konnte.

Die Anerkennung Don Alphonso's selbst gab den diplomatischen Kanzleien mancherlei zu schaffen. Die Führerrolle war diesmal dem Wiener Kabinette zugefallen. Allein so günstig auch in Berlin die Dispositionen für den Sohn Isabellens gewesen sein mochten, so hatten doch die ersten Acte seiner Regierung, welche als eine Beeinträchtigung der den Protestanten gewährleisteten Gewissensfreiheit angesehen werden mußten, einigermaßen erkältend gewirkt. Auch eine gewisse Langsamkeit in der Vereiterklärung zur Regelung der Gustav-Affaire ließ in der Wilhelmsstraße frostigere Gefühle aufkommen, als man sie in Wien am Ballhausplatz hegte. So kam es, daß mehrere Vorschläge von hüben und drüben sich kreuzten, ehe man zu dem erwünschten Einvernehmen gelangte, dem sich dann auch Rußland anschloß. So ist seit dem 1. Februar Alphons XII. als von den drei nordischen Großmächten amtlich anerkannt zu betrachten.

Was Rußland speciell anbetrifft, so hatte man am Petersburger Hofe gewisse Strömungen constatiren wollen, welche die für jetzt abgethane Richtung der Panslawisten durch die etwas veränderte Tendenz der Slawophilen ersetzen wollte. Diese Slawophilen strebten namentlich eine Aussöhnung des Russenthums mit dem Polonismus an, und die Versuche des neuen Generalgouverneurs in Warschau, des Herrn von Kotzebue, sich in seinem Wirkungskreise beliebt zu machen, wurden entsprechend ausgebeutet. Diese slawophile Strömung ging in Petersburg Hand in Hand mit den Anhängern der französisch-russischen Allianz, die wol einsahen, daß sie für sich zu schwach seien, die enge Freundschaft ernstlich zu erschüttern, welche Deutschland mit Rußland verbindet. Man ließ es nicht an allerlei Ausstreuungen fehlen. Und als die Ablehnung des englischen Ministers, sich an der neuen Kriegsrechtsconferenz in St. Petersburg zu betheiligen, in der bekannten schroffen Form erfolgte, als sich die Vermittlungs-Versuche, welche Fürst Bismarck zwischen der englischen Anschauung und dem russischen Standpunkte in Scene gesetzt, als nicht erfolgreich erwiesen hatten, konnte es nicht nur geschehen, daß man dem deutschen Kanzler weder in London noch in St. Petersburg Dank für seine Bemühungen wußte (dergleichen pflegt Vermittlern nicht selten zu geschehen!), sondern es kam selbst dahin, daß man in der russischen Hauptstadt das Streben des Fürsten Bismarck überhaupt zu verdächtigen sich angelegen sein ließ, wobei sich slawophile und franzosenfreundliche Einflüsse in dieser unterirdischen Arbeit gegenseitig unterstützten. Die Sendung des Herrn von

Radowitz nach St. Petersburg, eines Diplomaten, der unter den jüngeren verwendbaren Kräften des deutschen auswärtigen Amtes eines besonderen Rufes genießt, mußte selbstverständlich genügen, um schnell all' dieses künstlich zusammengeballte Gewölk zu zerstreuen. Allein, daß diese Mission, die sich schließlich vielleicht zu einer permanenten Sendung auswächst, während der Krankheit des deutschen Botschafters nothwendig erschien, ist ein bedeutsames Anzeichen für die fortgesetzte Minirthätigkeit der Widersacher Deutschlands.

Dennoch hatte sich das gute Einvernehmen der drei Höfe von Petersburg, Wien und Berlin noch ganz neuerdings in orientalischen Dingen zu bewähren gehabt. Freilich war in diesen Fragen das deutsche Cabinet in zweiter Reihe geblieben. Der österreichisch-ungarischen Regierung hatte man auch der Pforte wie Spanien gegenüber, im Verein mit Rußland, den Vortritt gelassen. Die Podgoritza-Affaire drohte einen Moment lang das Zündhölzchen zu werden, mit welcher der Orient in Brand gesteckt werden konnte, und, die Wahrheit zu sagen, selbst nach einer vierwöchentlichen Arbeit der europäischen Löschmannschaften ist diese Gefahr noch immer nicht ganz vorüber. Denn es handelt sich im Grunde viel weniger um die Metzeleien von Podgoritza und die Bestrafung der in dieselbe mit verwickelten Montenegriner und Türken auf montenegrinischem oder türkischem Gebiet, sondern vielmehr um die völkerrechtlich noch immer in einiges Dunkel gehüllte Stellung des Fürstenthums der schwarzen Berge zur ottomanischen Pforte. In Konstantinopel gedachte man, getreu dem einzigen in der letzten Zeit vom Sultan beharrlich festgehaltenen Principe, die Oberherrlichkeit des Großherrn über Montenegro ganz in derselben Weise auszudehnen, wie über die immerhin doch als Vasallenstaaten unzweifelhaft anerkannten Länder an der unteren Donau. Montenegriner hatten Türken getödtet, folglich waren sie zu verurtheilen; da der Todtschlag auf türkischem Territorium erfolgt war, hatte die gerichtliche Verhandlung, nach der Auffassung des Divans, vor türkischen Richtern und auf türkischem Boden zu erfolgen. Fürst Nikita von Montenegro seinerseits verlangte zunächst die Bestrafung jener Türken, welche das Blutbad angerichtet, und als die Urtheile gefällt waren, aber das semitische „Aug' um Auge, Zahn um Zahn" vermissen ließen, forderte er die Umwandlung der verhängten Freiheitsstrafen in Todesurtheile. Er seinerseits erklärte sich bereit, seine compromittirten Landsleute auch vor ein montenegrinisches Gericht zu stellen; selbst, wenn es sein müßte, in Gegenwart türkischer Beisitzer gegen sie zu verhandeln. Aber die Vollstreckung der Todesstrafe an den verurtheilten Türken habe von Seiten der Pforte das Verfahren einzuleiten. Dessen aber weigerte sich die Pforte, weil ihr wohlbekannt war, daß Fürst Nikita nicht im Stande sei, in entsprechender Art gegen die zu verurtheilenden Montenegriner vorzugehen; denn in der Landsgenossenschaft der schwarzen Berge existirt gesetzlich die Todesstrafe nicht. Und so stand man nach mühseligen Verhandlungen, Interventionen und Vermittelungen schließlich genau da, von wo man ausgegangen. Oesterreich-Ungarn hatte sich namentlich angelegen sein lassen, mäßigend in Cettinje und am goldenen Horn zu wirken. Es war darin ostensibel von Rußland, rückhaltlos vom deutschen Reich unterstützt worden. Graf Andrassy hatte keinerlei Interesse daran, an der Ostgrenze der Monarchie einen Zwist sich entspinnen zu sehen, dessen Lokalisirung nicht für alle Zeit möglich schien. Selbst die Kosten und Mühsale der Aufstellung eines event. Beobachtungscorps blieben besser vermieden. Dennoch wuchs zusehends die Gährung und übertrug sich von Montenegro auf das stammverwandte Serbien, wo eben das Ministerium Marianovics seinen friedlichen Strebungen und seinem Entgegenkommen für das benachbarte Oesterreich-Ungarn zum Opfer gefallen war. Indessen wirksamer noch, man muß es gestehen, als der gütliche Zuspruch der Mächte in Montenegro und die ernsten Vorstellungen derselben in Konstantinopel, wirkte mäßigend der ungemein strenge Winter, welcher selbst den aufgeregtesten Söhnen der schwarzen Berge die Lust zu einer Wintercampagne vergällen mußte. So blieb, cahin-caha, wie der Franzose sagt, der Friede wenn nicht gesichert, so doch ungestört.

Schlechterdings fühlte sich die Pforte schwer verletzt durch die etwas cavalière Weise, in der man mit ihr umsprang, und der leise Anhalt, den die türkischen Staatsmänner bei England fanden, welches in dem gemeinsamen Vorgehen der drei Nordmächte, zu Gunsten der relativen Unabhängigkeit Montenegros, jene Scheu vor der Antastung der Verträge vermißte, welche es namentlich in orientalischen Dingen streng beobachtet zu sehen wünschte, erhielt den Sultan in seiner Verstimmung.

Allein es stellte sich bei dieser Gelegenheit heraus, was dem größeren Publicum bis dahin unbekannt geblieben, daß die Drei-Kaiser-Zusammenkunft doch ganz bestimmte Vereinbarungen gerade in Bezug auf die orientalische Frage gezeitigt hatte. Man war in Wien wie auch in St. Petersburg darüber im Klaren, daß ein freundschaftliches Zusammengehen der beiderseitigen Politik nur im Orient auf Schwierigkeiten stoßen konnte. Es galt also, da man sich in Friedensliebe zusammengefunden, ein Programm auszuklügeln, welches alle orientalisch-möglichen Steine des Anstoßes, wenigstens für die Dauer des gegenseitigen Friedensbedürfnisses, vorsichtig aus dem Wege räumte. Zu diesem Behuf fand man es zweckmäßig, alles das einer gemeinsamen Durchsicht und Commentirung zu unterziehen, was von dem Pariser Friedensvertrage von 1856 noch allgemein als gültig anerkannt wurde. So ward eine Reihe von Sätzen aufgestellt, welche den drei Mächten, denn Deutschland gehörte natürlich mit zum Concert, in allen die Türkei betreffenden Fragen als Richtschnur dienen sollten. Dieses System culminirte durchaus nicht in der Erhaltung des Status quo, wie ihn England vertrat, sondern bestand vielmehr darin, allem Lebensfähigen Unterstützung angedeihen zu lassen, alles Absterbende aber mitleidlos bei Seite zu schieben. So war wenigstens eine vorläufige „Entente" hergestellt.

Sie hatte sich dann auch, außer in Montenegro, noch in Serbien zu bewähren, wo gambettistischer Einfluß nicht nur die national-kriegerische Stimmung zu schüren suchte, sondern auch Gelegenheit fand, gewisse Trümpfe gegen das deutsche Reich direct auszuspielen. Die Angelegenheit des deutschen General-Consuls Dr. Rosen ist männiglich bekannt. Es bedurfte nicht blos einer demonstrativen Abreise des deutschen Vertreters, um die serbische Regierung zur Umkehr zu zwingen — denn der von einzelnen Staaten ertheilte und festgehaltene Titel „Diplomatischer Agent", gegen dessen Vorrang Dr. Rosen reagirt hatte, schmeichelte den Belgrader Unabhängigkeits-Träumen zu sehr, als daß man so leichten Kaufs darauf verzichtet hätte — sondern es war auch ganz entschieden Einwirkung von Wien und St. Petersburg nothwendig, um Remedur eintreten zu lassen, was dem Fürsten Milan durch einen theilweisen Ministerwechsel einigermaßen erleichtert wurde.

Graf Andrassy war übrigens schon seit einiger Zeit von der unausgesetzten Verfolgung seiner orientalischen Pläne durch die sich überstürzenden parlamentarischen Ereignisse in seiner engeren Heimath, in Ungarn, abgezogen worden. Dort hatte sich eine rein finanzielle Steuer- und Budgetbedeckungsfrage in eine parlamentarische Krise ersten Ranges verwandelt. Die Vorschläge des deakistischen Ministeriums Bitto waren im Abgeordnetenhause zu Pest auf die wol nur zufällig combinirten, aber darum nicht minder erschütternden Angriffe eines seltsamen Trios gestoßen. Zuerst hatte der ehemalige Tavernikus von Ungarn, Baron Sennyey, ein Deakist „du lendemain", zum Sturm geblasen, indem er namentlich seine oft angezweifelte Verfassungstreue betonte. Dann hatte der Führer des linken Centrums, Koloman Tisza, Bresche geschossen und sich gewissermaßen der Fahne der Deakpartei bemächtigt, indem er seine staatsrechtliche Opposition gegen den Ausgleich von 1867, als unter den obwaltenden Umständen unzeitgemäß, mit Eclat aufgab und so mit einem Male regierungsfähig wurde. Und schließlich war Graf Melchior Lonyay, das böse Finanzgenie Ungarns, mit detaillirten Rettungsplänen hervorgetreten, denen selbst seine Gegner eine gewisse Berechtigung nicht absprechen konnten. Damit war das Ministerium Bitto in seinen Grundvesten erschüttert, und es blieb demselben nichts übrig, als abzutreten, was ihm sogar mit allen Kriegsehren gelang; denn man gab ihm noch eine Art von Vertrauensvotum mit auf den Weg, indem man das von

ihm vorgelegte Budget mit ungeheurer Majorität als Grundlage für den Eintritt in die Specialberathung annahm. So mußte — ein Unicum in der parlamentarischen Geschichte — ein schließlich siegreiches Cabinet seine Entlassung geben, um einer neuen Combination Platz zu machen, von welcher Jedermann, man weiß selbst nicht auf Grund welcher Voraussetzungen, die ungeheuersten Dinge erwartet. Die Projecte zu dieser neuen Combination wechselten in Pest während jeden Tages, den die Krisis währte, wol vier und zwanzig Mal. Graf Andrassy, der selbst einst zum Sturze Lonyay's die Hand geboten, wollte nicht selbst dazu beitragen, dem ihm innerlich noch Grollenden wieder zu Macht und Ansehen zu verhelfen, die derselbe dann vielleicht gegen ihn selbst angewendet hätte. Noch unlieber sähe er Baron Sennyey, der seit Jahren sein principieller und persönlicher Gegner gewesen, in die ungarische Regierung eintreten. Nur mit Tisza vermochte er sich einigermaßen zu befreunden, da dieser geistig der am wenigsten Bedeutende der drei Streber war, und da die Möglichkeit blieb, ihn in einem Knäuel deakistischer Cabinets-Collegen ebenso unschädlich zu machen, wie dies mit Ghyczy der Fall gewesen war, der ja auch aus einem ausgleichfeindlichen Saulus schließlich ein ganz zuverlässig-gouvernementaler Paulus geworden. Augenblicklich liegt die Entscheidung bei dem Monarchen.

Diese eigenthümlichen ungarischen Vorgänge, verbunden mit den aufregenden Peripetien des bereits an dieser Stelle gekennzeichneten, riesigen Ofenheim-Processes, in welchem gewesene und gegenwärtige Minister Oesterreichs eine keineswegs beneidenswerthe Rolle spielten, hatten in Cisleithanien eine seltsame, nervöse Aufregung hervorgerufen. Man sah in Ungarn sich Elemente zur Macht drängen, welche nicht im Rufe standen, der diesseits der Leitha herrschenden Verfassungspartei freundlich gesinnt zu sein. Man erlebte es, daß im Gerichtssaale ein Minister vor der Drohung eines jungen gewandten Advocaten verstummte; man las es gedruckt, wie dieses selbe Mitglied des Cabinettes Auersperg seine Ehre in den „Eingesandts" der Zeitungen zu vertheidigen hatte. — Alles das machte die Gemüther rebellisch. Das Cabinet hatte sich überdies in eine mehr und mehr conservative Haltung hineindrängen lassen, während der Reichsrath, sich bewußt, daß er keine zweite Garnitur regierungsfähiger Männer in den Reihen der Verfassungspartei besitze, seinem Aerger über die eigene Ohnmacht in einer Reihe von „Nadelstichen" Luft machte, welche er dem Ministerium applicirte.

Und in dies Tohuwabohu von Wünschen, Beschwerden, Kabalen, halben Aussöhnungen und ganzen Verhetzungen schlug die Broschüre des jugendlichen Erzherzogs Johann Salvator von Toscana, die für eine ganze Reihe altösterreichisch-patriotischer Gemüther geradezu befreiend wirkte. Die antideutsche Gesinnung, welche die interessante Flugschrift neben allerlei fachmännisch sehr belebten artilleristischen Aperçu's entwickelte, war nicht nur manchem hochgestellten Manne „aus der Seele gesprochen." Die Masse des Volkes freilich will eben so wenig von den Plusfolgerungen des Erzherzogs etwas wissen, als die gegenwärtig regierenden Regionen; aber dazwischen liegen große und einflußreiche Schichten, welche noch heut von der deutschen Mission Oesterreichs träumen oder doch zum mindesten antipreußischen Tendenzen ganz rückhaltlos huldigen. Von ihnen droht einzig und allein unter Umständen dem guten Verhältniß Gefahr, welches Graf Andrassy und Fürst Bismarck herzustellen gewußt, und ihr offenes und heimliches Wirken, dem der Erzherzog Sprache geliehen, will weder hüben noch drüben unterschätzt sein.

Den intimen Beziehungen der drei nordischen Mächte gegenüber hatte in jüngster Zeit eine fühlbare Entfremdung dieser Cabinette zur englischen Politik nahezu ergänzend gegenübergestanden. England fühlte sich schon verletzt durch das sans gêne, mit welchem Oesterreich die bekannte rumänische Handelsconventions-Angelegenheit, selbst gegen den Einspruch der Türkei, verfolgte. Die Möglichkeit einer maritimen Intervention Deutschlands in Spanien hatte in London gegen die Berliner Regierung verstimmend gewirkt. Die Fortschritte Rußlands in Mittelasien waren ein fortgesetzter Gegenstand britischer Besorgnisse. Das Vorgehen der drei Mächte endlich

in der Podgoritza-Affaire gab den englischen Staatsmännern erwünschte Gelegenheit, ihre Mißbilligung ziemlich nachdrücklich zu betonen . . . Und so war man denn im Cabinet von St. James erfreut, eine Gelegenheit zu haben, auch seinerseits diesen Mächten, namentlich Rußland, Anlaß zum Mißvergnügen zu gewähren. Die russische Einladung zu der nach St. Petersburg einzuberufenden Fortsetzung der internationalen Kriegsrechts-Conferenz lieferte den gediegensten Vorwand. Lord Derby benützte ihn ohne Zögern. Die Thronrede, mit welcher das Parlament eröffnet wurde, sowie eine Note des foreign office vom 20. Januar 1875, in welcher die russische Einladung mit brusker Motivirung zurückgewiesen wurde (siehe oben), ließ über die Dispositionen der britischen Regierung keinen Zweifel. Der Continent wird sich nun seine Kiegsnormen auch ohne Englands Betheiligung schaffeu müssen, und die dazu erforderliche Form dürfte in St. Petersburg schließlich doch gefunden werden.

Daß im Uebrigen das Tory-Cabinet mit seiner Ablehnung ganz im Geiste der öffentlichen Meinung Großbritaniens gehandelt, soll hier nicht in Abrede gestellt werden. Auch die Whigs würden schwerlich anders aufgetreten sein. Wie denn überhaupt der alte Parteiunterschied mehr und mehr geschwunden und die frühere Spaltung allmählig ihre „raison d'être" verliert. Aehnlichen Erwägungen muß sich auch Gladstone hingegeben haben, als er sich entschloß, in jener sprunghaften Weise, die ihm eigen, auf die Führerschaft der Whigs urplötzlich zu verzichten. Eine zwingende äußere Nöthigung zu diesem überraschenden Schritte lag nicht vor, und die Bestürzung seiner Parteigenossen war keine geringe. Ein eigentlicher, die Partei geistig beherrschender und überragender Whig ist nicht vorhanden, denn Bright paßt doch nicht ganz in die alte Parteischablone, und die Wahl des Marquis of Hartington zum parlamentarischen Führer der Opposition im Unterhause beweist die große Verlegenheit, in welche Gladstone's „dépit" seine bisherigen Parteifreunde gestürzt. Natürlich haben die Tories alle Veranlassung zu jubiliren, und Disraëli war wol berechtigt, ein schadenfrohes Bedauern auszusprechen, als er seinen gefährlichsten Gegner aus den Kampfreihen sich zurückziehen sah.

Frankreich gab unterdessen der Welt ein seltsames Schauspiel der Ein- und Umkehr. Der so lange vergeblich gesuchte politische Stein der Weisen, die Fusion der Centren, wurde gefunden, wenn auch nur für einen Moment. Was keine patriotische Erwägung vollzogen, die Furcht vor der überhandnehmenden Propaganda des Bonapartismus, dem sich alle conservativen Gemüther mehr und mehr anzuschließen begannen, brachte dieses Wunder zu Stande. Aber in Frankreich darf man weniger als anderswo den Tag vor dem Abend loben. Man nahm ein Verfassungsgesetz an, welches die Regierung zunächst als republikanisch organisirte, welches aber auch das Inslebentreten dieser Constitution erst von der vorgängigen Annahme eines Senatsgesetzes abhängig machte. Für die sonstigen Bedenken jener Orleanisten vom rechten Centrum, welche sich nur mit schwerem Herzen dieses Zugeständniß an die Republik abgerungen, war durch die reservatio einer Revisionsfähigkeit der neuen Verfassung ausdrücklich gesorgt, so daß, wenn etwa einst nach Mac Mahon der Herzog von Aumale, als von beiden Kammern gewählter Candidat den Präsidentenstuhl besteigen sollte, alle Hinterthüren geöffnet blieben, um mit Hülfe dieser Revisionsklausel die orleanistische Monarchie wieder einzuschmuggeln. Allein die Freude der Patrioten auf der Linken und der Intriguanten vom rechten Centrum sollte nur kurz sein. Die Existenz der Republik war an das Vorhandensein eines Senatsgesetzes ausdrücklich gebunden. Als man nun zu dessen Berathung schritt, glaubten die Republikaner, noch umnebelt vom Siegesmuth, auf die Bedenken keine Rücksicht nehmen zu dürfen, welche das rechte Centrum gegen die Wahl der Senatoren durch das allgemeine Stimmrecht geltend machte. Denn die Orleans versahen sich für ihre Separatpläne des Guten wenig von einem Senat, dessen Mitglieder das suffrage universel ernenne. War ihnen doch dieser Wahlmodus, der sich stets nur für die extremen Gegensätze, fast niemals aber für die abgeblaßten Mittelparteien ausspricht, jederzeit nur in geringem Grade dienstwillig gewesen. Hier setzten nun die Bonapartisten, die sich schon einem Staats-

streiche näher geglaubt, als man im Allgemeinen annimmt, und die um alle ihre Hoffnungen betrogenen Legitimisten den Hebel ein. Erst stimmten sie mit der Linken und verhalfen so jenen Amendements zur Mehrheit, welche sich auch in diesem Falle für das allgemeine Stimmrecht aussprachen; dann aber, als es sich um Annahme oder Verwerfung des Senatsgesetzes in seiner Gesammtheit handelte, warfen sie sich auf die Seite des rechten Centrums, und so ward die Vorlage überhaupt zurückgewiesen. Nun fehlte das Senatsgesetz, und mit ihm war das auf sein Vorhandensein basirte republikanische Verfassungsgesetz mindestens wieder in Frage gestellt. „Tout est à recommencer!"

Die auswärtigen Beziehungen Frankreichs waren trostreicher, als diese inneren Vorgänge. Auch die Beziehungen zum deutschen Reiche gestalteten sich angenehmer, wozu die maßvolle Politik des Herzogs Decazes im Orient sowol, namentlich in Belgrad, als auch das Entgegenkommen beigetragen haben mag, welches man der neuen spanischen Regierung bethätigte. Denn jede Unterstützung, die es gelang dem Karlismus abwendig zu machen, enthielt einen fühlbaren Stich für die Jesuiten und Absolutisten im Vatikan.

Schlechterdings war der jugendliche spanische König wenig im Stande, die mancherlei strategischen Hoffnungen zu verwirklichen, die man auf ihn gesetzt. Seinem Feldzug gegen die Karlisten gebot eine Schlappe, welche der spanischen Nordarmee zugefügt wurde, ein schnelles Halt. Auch sonst war Alfons XII. nicht immer wohlberathen, und daß er seinen Vertreter am Wiener Hofe mit der Ueberreichung seiner Notificationsschreiben in München und Stuttgart betraute, war ein nicht wegzuleugnender Tactfehler, für den man freilich seine Wiener, unter den Auspicien des alten Großdeutschen Schmerling vollzogene, Erziehung verantwortlich machen darf.

Garibaldi's Anwesenheit in Rom ist gar bald aller der Schrecken entkleidet worden, mit der vorahnende Gerüchte sie umgaben. Der General giebt sich praktischer, als seine radicalen Freunde wünschen mögen, und seine Ameliorations-Bestrebungen der Campagna Romana verdienen die lebhafteste Unterstützung aller italienischen Parteien.

In der Türkei schließlich fand man trotz aller Podgoritza-Häkeleien dennoch Zeit, eine Frage von eminenter Bedeutung für den Orient auf's Tapet zu bringen. Die Pforte war den Beschlüssen der internationalen Postconferenz von Bern beigetreten, und sie nahm nun folgerichtig das Privilegium für sich in Anspruch, fortan auf ihrem Gebiet nur ein einziges Postinstitut, das kaiserlich türkische, fortbestehen zu lassen. Damit hätten alle jene staatlichen Separat-Postbeförderungen in Wegfall zu kommen, welche die europäischen Mächte, kraft der alten Capitulationen, noch heute im ottomanischen Reiche unterhalten. Im Principe war dagegen nichts einzuwenden, aber thatsächlich sah es doch um die Ordnung und Regelmäßigkeit eines türkischen Postdienstes sehr schlimm aus. Es stehen nun mit dem Divan — und gleichzeitig auch mit dem Khedive von Egypten, welcher für sich dieselbe Forderung angemeldet — Verhandlungen in Aussicht, und man scheint geneigt, ohne auf das Vorrecht der Capitulationen ganz zu verzichten, die probeweise Installation einer ausschließlich türkischen Post, die ihre Zulänglichkeit in mehrjähriger Versuchszeit zu bewähren hätte, dem Sultan zuzugestehen. Unter diesen Umständen brauchte sich ein moderner „heiliger Stephan" in jenen Gegenden nicht mehr vor Steinigung zu fürchten!

Geisterstunde.

Die Mitternacht ist längst vorbei,
Zur Neige brennt mein Licht;
Ob auch es Zeit zum Schlafen sei,
Kommt mir der Schlummer nicht.

Von Nacht und Oede rings umstarrt,
Bin ich allein noch wach,
Doch fühl' ich 'was wie Gegenwart
Von Geistern im Gemach.

Die Fensterscheiben peitscht der Sturm
Und heult durch Haus und Flur,
Es schrillt und knarrt die Fahn' am Thurm,
Eintönig pickt die Uhr.

Was im Verborg'nen webt und schafft,
Wagt sich an's Licht hervor,
Die Diele kracht, gespensterhaft
Schwankt der Gardine Flor.

Mein eig'ner Schatten an der Wand
Treibt, scheint's, mit mir sein Spiel,
Vergebens zwingt die starre Hand
Zum Dienst den flücht'gen Kiel.

Zu laut der Geister Ruf erscholl,
In's Leere schweift mein Blick,
Und in den Stuhl gedankenvoll
Sinkt mir das Haupt zurück.

Das ist die Zeit, wo sich der Brust
Geheimstes Dir enthüllt,
Wo Dich des Tages Schmerz und Lust
Noch einmal ganz erfüllt;

Wo Du Dein selber inne wirst,
Den Lug vom Herzen streifst,
Und wie Du wandelst, wie Du irrst,
Dich prüfend, erst begreifst.

Otto Braun.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.2

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY